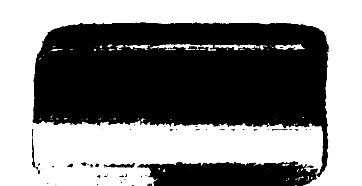




GESCHICHTE

des

ALTERTUMS

vom

Standpunkte der Kultur

mit besonderer Rücksicht

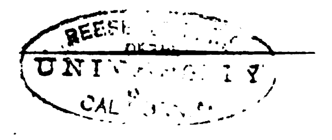
auf die Entwicklung des volkswirtschaftlichen Lebens in Ackerbau, Handel und Industrie.

Zum Gebrauche für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung

herausgegeben von

L. DOUBLIER,

Professor an der Wiedener Kommunal-Oberrealschule und an der ersten öffentlichen höheren Handels-Lehranstalt.

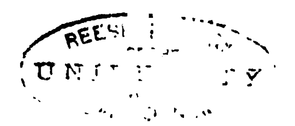


WIEN, 1874.

ALFRED HÖLDER

BECK'sche Universitäts-Buchhandlung

Rotenturmstrasse 15.



Vorwort.

Seitdem die bedeutenden Forschungen unserer Gegenwart fast über alle Zeiträume der Geschichte ein neues Licht verbreitet und namentlich eine richtigere Auffassung der Urgeschichte des Menschen, wie auch der Geschichte des Altertums überhaupt angebahnt haben, sind mehrfache Versuche gemacht worden, die Ergebnisse derselben sowohl der Schule, als auch den nach Selbstbildung strebenden Kreisen des Publikums zuzuführen.

Auch der hier vorliegende neue Versuch möge in jener Klärung, welche die Kenntnis der alten Geschichte in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, eine genügende Entschuldigung finden.

Was nun die Grundsätze betrifft, die bei der Ausarbeitung dieses Buches massgebend gewesen sind, so versuchte der Verfasser in demselben eine klare, zusammenhängende Uebersicht über den Entwicklungsgang der Menschheit im Altertume zu geben.

Der Leser soll in den Stand gesetzt werden, den Zusammenhang zwischen den Schicksalen der Völker des Altertums und den natürlichen Bedingungen, unter denen sie sich eben zu diesem und keinem anderen Charakter entwickelt, unter denen sie diese und

keine andere Stellung in der Weltgeschichte erreicht haben, zu verfolgen. „Alle weltgeschichtlichen Erscheinungen, Individuen, wie Genossenschaften, die Lenker menschlicher Geschicke und das Los der ihnen Unterworfenen, gewinnen ja erst dann ihre rechte Bedeutung, wenn sie in das Licht des gesammten Kulturlebens gestellt werden, wenn dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit die rechte Würdigung gefunden und aus ihm die wichtigsten Koëffizienten zur Bildung des Urteils herbeigezogen sind.“ Darum wurde auf die kulturgeschichtlichen Momente das Hauptgewicht gelegt und bemühte sich der Autor statt vieler Namen und zerstreuter Bemerkungen an passender Stelle ihre Entwicklung eingehend und im Zusammenhange darzustellen, besonders wenn dies zum Verständnis einer ganzen Zeitrichtung von Wichtigkeit zu sein schien. Es fanden daher nicht nur die Religionen, das Geistesleben und die Spuren der wissenschaftlichen Bildung der Völker des Altertums, sondern auch die ethischen Momente, die Sittengeschichte, sowie die sozialen Beziehungen nach ihren materiellen Seiten ihre umfassende Berücksichtigung.

Da das wesentlichste Bildungsmittel des geschichtlichen Unterrichts in der richtigen Erfassung der Ursache und Wirkung und der oft schwer zu erkennenden Durchkreuzung der menschlichen Freiheit und der natürlichen Verhältnisse beruht, so ist auf die Darlegung des ursachlichen Zusammenhanges ein besonderes Augenmerk gerichtet worden. Deshalb konnte in der Form der Darstellung auch nicht die neue Art geschichtlicher Handbücher alles nur andeutungsweise zu geben, die in jüngster Zeit so manche hervorragende Anhänger und Vertreter gefunden, angewendet werden; sondern mit Rücksicht auf die Klarheit der pragmatischen Entwicklung, sowie auf den Gebrauch des Buches zur Selbstbildung ist der Verfasser in der Darstellung der guten alten Weise treu geblieben, und suchte sowohl auf Verstand und Gedächtnis, als auf Gemüt und Phantasie zu wirken.

In dem Buche findet sich auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl wörtlicher Entlehnungen, ohne dass dabei die Quelle, aus der sie stammen, jedesmal genannt wäre.

Da der Verfasser nicht im entferntesten die Absicht hat eigene Forschungen zu geben, sondern sich nur die Aufgabe setzt, das für den Unterricht und die Selbstbildung geeignete in diesem aus Schulvorträgen entstandenen Buche zusammenzustellen, und auch nur die Anordnung und passende Auswahl, die Verarbeitung und Verteilung des Stoffes als sein eigenes Werk angesehen haben will, so wird hoffentlich diese Unterlassung gerechtfertigt sein; übrigens finden sich alle benützten Werke im Anhange verzeichnet. Namentlich gebührt für einzelne Abschnitte, bei denen der Verfasser keinen Grund sah, das schon in prägnanter Weise Ausgesprochene umzumodeln oder mit anderen Worten wiederzugeben, vor allen dem trefflichen Werke Dr. David Müller's Dank und Ehre allein.

Der Verfasser ist ferner nach Kräften bemüht gewesen, nur die neuesten wissenschaftlichen Resultate aus den der Bearbeitung zu Grunde gelegten wissenschaftlichen Geschichtswerken aufzunehmen; wo sich in dieser Beziehung dennoch Mängel finden, da möge ihm die Weitschichtigkeit des Materials das Wort reden.

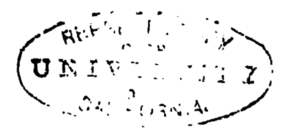
Obgleich der Autor die Gebildeten aller Stände ins Auge gefasst, so ist sein Buch doch vorzugsweise für die Hörer der Oberreal- und Handelsmittelschulen, der landwirtschaftlichen, sowie ähnlicher Lehranstalten bestimmt. Es soll den öffentlichen Unterricht in der Geschichte, der sich in diesen Anstalten meist in sehr engen Grenzen bewegen muss, unterstützen und ergänzen, und die Hörer derselben in den Stand setzen, das Bild des Altertums, welches ihnen in der Schule gegeben wird, nach verschiedenen Seiten hin zu vervollständigen; es soll zugleich einer tieferen Auffassung der Geschichte Bahn brechen, als die ist, welche leider zur Zeit noch vielfach statt rastlosen Strebens nach Wahrheit „Umkehr der Wissenschaft“ prediget.

Für eine objektive Kritik wird der Verfasser, dem daran gelegen ist der Sache zu nützen, nicht nur sehr zugänglich, sondern auch sehr dankbar sein.

Mit dem Wunsche sein geschichtliches Lehr- und Lesebuch möge in den Kreisen, für die es bestimmt ist, das richtige Verständnis des Altertums und seiner Kultur fördern, empfiehlt es der Unterzeichnete dem Wohlwollen der pädagogischen Welt, den Lehrern und Lernenden.

Wien, 10. Dezember 1873.

L. Doublier.



Uebersicht des Inhaltes.

Einleitung.

A. Abhängigkeit von der Natur.

B. Abhängigkeit vom Menschen.

Alte Geschichte.

I. Zeitraum.

Vorgeschichtliche Zeit.

II. Zeitraum.

Potamische Kultur (Flusskultur).

III. Zeitraum.

Thalassische Kultur (Mittelmeerkultur).
Antike Kulturstufe.

I. Die Griechen.

Geschichte der Griechen.

Die Religion der Griechen.

Die Literatur der Hellenen.

Die bildenden Künste.

II. Die Römer.

c) Die Begebenheiten bis zum Ende des dritten punischen Krieges (201—146 v. Chr.).

d) Das Zeitalter der Bürgerkriege (133—31 v. Chr.).

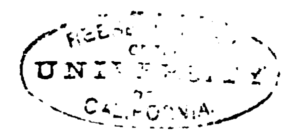


Kultur im Römerreiche.

Literatur der Römer.

Die bildenden Künste bei den Römern.

Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Roms und des Römerreiches.



Einleitung.

Bedeutung und Aufgabe der Geschichte.

Der Gegenstand der Geschichte ist der Mensch. Unter allen Geschöpfen der Erde ist er das einzige, welches eine gemeinsam fortschreitende geistige Entwicklung aufzuweisen hat, und nehmen auch nicht alle Verzweigungen der menschlichen Gattung an diesem Fortschritte teil, so ist und bleibt doch derselbe eine Zierde und ein Vorrecht unseres Geschlechtes. Deshalb stellt sich die Wissenschaft der Geschichte ihrer Idee nach die Aufgabe, diese fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts als eines ganzen zur Erkenntnis zu bringen, und in derselben das Gesetz zu entdecken, das in allen menschlichen Dingen waltet und nach dem allein begreiflich wird, wie sich die Gegenwart aus der Vergangenheit gebildet hat, und wie die Zukunft aus den Keimen, die in der Gegenwart hervortreten, emporwächst. Für diese Erkenntnis einer Gesetzmässigkeit im menschheitlichen Entwicklungsgange ist aber erst eine sichere Grundlage gewonnen, seitdem die Wissenschaft das Menschenleben in seiner Wechselwirkung mit der Natur betrachtet. Es zeigte sich, dass der Gang, den die fortschreitende Bildung nimmt, nicht von einzelnen Menschen mit Willkür gewählt wird, sondern dass diese nur bald mehr, bald minder klar die Bestimmung erkennen, die ihnen die Natur durch die Verhältnisse, unter denen sie leben, vorzeichnet, und dann in engeren oder weiteren Kreisen auf den Fortschritt der Zeiten einwirken. „Jeder ist ein Sohn seiner Zeit, und auch der grösste nur ein dienendes Werkzeug des Weltgeistes." Von den Weisen, Dichtern, Künstlern und Erfindern geht allerdings die Kultur aus, und sie sind die wahren Träger der Geschichte. Dennoch wäre es eine Verkennung der Gesetze, die uns mit eisernem

Griffe umschliessen, ihr Wirken in seinem Ursprung und seinen Folgen für ganz unabhängig von dem Einfluss der Natur und der vorhergegangenen Ereignisse zu halten. Unsere Handlungen sind nicht das reine unvermischte Ergebnis unserer Wünsche, sie sind das Ergebnis vieler verschiedener und vermischter Bedingungen. In dem, was uns die freiwilligste Entscheidung dünkt, spielt so vieles mit, was gänzlich unfreiwillig ist. Man wird nur zu oft finden, dass diejenigen, von denen man glaubte, dass sie einen unverantwortlichen und willkürlichen Einfluss bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausüben und so das Geschick ganzer Völker bestimmen, die Geschöpfe von Umständen gewesen sind, welche gänzlich unabhängig von ihnen waren und nicht die geringste Rücksicht auf sie nahmen.

Wie die Natur stufenmässig aus den niedrigsten Daseinsformen höhere entwickelt, und jede aufsteigende mit mehr Empfindung und Denkkraft begabt, so geht auch die Menschheit, als Ganzes betrachtet, in der Geschichte eine Stufenleiter empor.

Wie die Gattung nicht gebunden ist an Leben und Tod des einzelnen Individuums, so auch nicht die Geschichte an den Auf- und Niedergang eines einzelnen Volkes.

Die flüchtige Erscheinungsform vergeht, das wahre Wesen bleibt übrig. Völker tauchen auf und sinken unter, ringen um irdische Ziele und verfallen, von Anstrengungen erschöpft, dem allgemeinen Gesetze des Todes.

Auf der Höhe seiner Macht und seines Glaubens hält sich jedes Volk für ewig, und doch kommt für jedes ein Tag der Vernichtung. Nur in dem Samenkorne, das jedes zu dem Bau der allgemeinen fortschreitenden Kultur und Zivilisazion gelegt hat, lebt seine Wesenheit unzerstörbar fort. Je mächtiger und umfassender dies Wesen war, um so sicherer ist die Unendlichkeit seiner Wirkung. Wem also die Geschichte zur Lehrerin für das Leben werden soll. der hat vor allem seinen Blick auf den Zusammenhang zu richten, der sich in der Entwicklung der Menschheit zeigt, der hat das Ziel, dem die Geschichte zustrebt, mit Bewusstsein zu erfassen, und was die Wissenschaft über dasselbe lehrt, tatkräftig — ein Jeder so viel an ihm ist — in das Leben einzuführen.

Inhalt der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur.

Die Geschichte der Menschheit hat uns durch die Darstellung der bedeutsamsten und folgenreichsten Ereignisse die Entwicklung der menschlichen Bildung von den ersten Anfängen bis auf die jetzige Stufe darzustellen. Die Kultur, insofern sie sich in den Zuständen und Begebenheiten der Völker kundgibt, bildet ihren Inhalt.

Die allgemeine Geschichte hat die Lebenserscheinungen der einzelnen Völker in ihrer Besonderheit aufzufassen, aber nur insoweit sie ein allgemeines Interesse gewähren. Sie hat die einzelnen Völker als im Zusammenhang stehende und auf einander einwirkende Glieder eines grösseren ganzen zu betrachten. Es werden deshalb aus der Völkergeschichte diejenigen Völker hervorgehoben, welche auf die allgemeine Entwicklung der Menschheit einen bedeutsamen Einfluss ausgeübt haben, und diejenigen Zeiträume ausführlicher geschildert, in welchen solche Einwirkungen stattfanden, oder sich für die Zukunft vorbereiteten.

Um das Volksdasein als ein ganzes zu fassen und zu schildern, bringt die Geschichte der Menschheit das Staatsleben in den Mittelpunkt ihres Gemäldes und flicht in die Darstellung seiner Schicksale die Umrisse der Entwicklung der einzelnen Kulturzweige ein. Dazu ist sie berechtigt, weil der Staat Träger und Bedingung aller Kultur ist.

Jeder der verschiedenen Kulturzweige darf jedoch nur erwähnt werden, insofern er zum Verständnisse der Individualität des Volkes notwendig ist und das Volk dadurch einen Einfluss auf andere ausgeübt hat. Und es muss schon in der Darstellung der innere Zusammenhang und die Wechselwirkung der verschiedenen Lebensäusserungen und mannigfachen Bildung eines Volkes hervortreten, wenn die Geschichte der Menschheit eine allgemeine Geschichte vom Standpunkte der Kultur sein soll.

Hülfswissenschaften der Geschichte.

Wie aber jede Wissenschaft mehr oder minder der Geschichte bedarf, so benützt auch die Geschichte die Resultate fast aller Wissenschaften, teils wegen ihres Einflusses auf das Leben, teils zur Beurteilung von Erscheinungen derselben. Hülfswissenschaften der Geschichte werden vorzugsweise diejenigen genannt, welche entweder die Erforschung einzelner Geschichtsquellen zum Gegenstand haben,



oder zur klaren Kenntnis der Begebenheiten unentbehrlich sind. Weil alles geschehende an Raum und Zeit gebunden ist, so sind die wichtigsten Hülfswissenschaften der Geschichte, die Geografie und die Chronologie.

Erdkunde.

Die Erdkunde oder Geografie lehrt den Schauplatz kennen, auf welchem sich die Begebenheiten zugetragen haben, indem sie denselben sowohl mathematisch-fisisch als historisch-politisch beschreibt und durch Karten bildlich darstellt. Ohne Kenntnis der Oertlichkeiten ist eine Anschauung von den Ereignissen nicht möglich und in der Beschaffenheit und Lage der Länder sind wesentliche Bedingungen für das Leben der Völker enthalten. Unter dem Einflusse geografischer Verhältnisse hat sich die Verbindung der Völker im ganzen Laufe der Geschichte fortwährend erweitert, bis in der neuesten Zeit die gesammte bewohnte Erdoberfläche in den Kreis des Verkehrs hineingezogen wurde. Jedes Volk vermochte, wie Karl Ritter, der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, so trefflich dargelegt hat, das, was es in der Geschichte geworden ist, nur in dem ihm als Wohnsitz angewiesenen Lande zu werden.

Will also der Geschichtschreiber die ursprüngliche Anlage, die vorherrschenden Richtungen und Neigungen, Gewohnheiten und Lebensformen, die Triebe und Leidenschaften, kurz das eigentümliche angeborene Wesen eines Volkes mit allen seinen realen Erscheinungen in der Tiefe ergründen, so muss er mit dem Geografen Hand in Hand gehen, er muss den Menschen in seiner ganzen Umgebung auftreten lassen, er muss die innige Wechselbeziehung zwischen der Landes- und Volksnatur nachweisen.

Chronologie.

Die Chronologie ist die Lehre von der Zeitmessung. Sie zerfällt in die astronomische, welche durch die Beobachtung der Umlaufszeiten der Gestirne die natürlichen Zeitteile bestimmt, und in die historische, welche die bei den einzelnen Völkern üblichen Zeiteinteilungen und Zeitrechnungen ermittelt und die Zeit bestimmt, in welche einzelne Ereignisse gefallen sind.

Zeitberechnungen, Zeitrechnungen und Jahresformen.

Zur Ausmessung der Zeit dienen die Zeiträume, in welchen Sonne und Mond zu gleichen Stellungen am Himmel zurückkehren, der Tag, der Monat, das Jahr. Der Zeitraum zwischen zwei wahren Mittagen ist der eigentliche Tag, wie ihn die Astronomen zählen. Die Völker des Orients zählten als Tag das aus einem natürlichen Tag und der darauffolgenden natürlichen Nacht bestehende ganze. Die Griechen, die Makedonier, die Hebräer, die Araber und von ihnen alle Mohammedaner, begannen den Tag nicht mit dem Aufgang, sondern mit dem Untergange der Sonne. Nach dem Tag ist der nächste Zeitraum der Mondmonat, die Zeit zwischen zwei aufeinanderfolgenden ersten Fasen des Mondes, von der am frühesten nach dem Neumond erfolgenden Erscheinung der Mondsichel in der Abenddämmerung bis zur andern. Sonnenmonat ist die Zeit, welche die Sonne braucht um ein Zeichen der Ekliptik zurückzulegen. Früh schon sind die Sonnenmonate zu 30 Tagen berechnet worden. Die Namen unserer Monate stammen von den Albanern und Römern; der Januar hat seinen Namen vom Janus, der Februar vom Februus, der März vom Mars, der Mai von der Maja, der Juni von der Juno, denen in diesen Zeitpunkten geopfert wurde. Der Juli hiess früher Quintilis, bekam aber seinen Namen von dem am 12. dieses Monats im Jahre 100 vor Christus gebornen Julius Cäsar; der August hiess ursprünglirh Sextilis und bekam seinen Namen von Augustus, weil sich diesem am 1. Sextilis des Jahres 30 vor Christus Alexandrien ergeben hatte. Die deutschen Namen der Monate sind von Karl dem Grossen zusammengestellt. Die Einteilung des Monats in Wochen ist uralt. Sieben Tage beträgt sie bei den Juden, und ist von diesen zu den Christen übergegangen. Der Namen Woche kommt von Wiko, welches eigentlich Ordnung heisst und zuerst von Ulfilas für diesen Zeitabschnitt benutzt wurde. Weil der römische Landmann sieben Tage lang arbeitete und am achten zu Markte gieng, so rechneten die Römer nach nundinae, die erst durch Kaiser Konstantin den Grossen abgeschafft wurden, welcher die Markttage gesetzlich auf jeden siebenten Tag festsetzte. Die Wochentage der Römer haben die Namen von den Planeten, die altdeutschen Wochentage von Göttern. — Das Sonnenjahr ist die Zeit, in welcher die Sonne zu derselben Stellung am Himmel zurückkehrt, oder in welcher die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet. Die Aegypter begannen dasselbe mit dem Frühaufgang des Sirius und berechneten

es mit 365¼ Tagen. Das astronomische Mondjahr hat mit seinen zwölf synodischen Monaten 354 Tage. Das wandernde Sonnenjahr der Aegypter zählte 365 Tage, mit 12 Monaten von 30 Tagen und 5 Ergänzungstagen. Die Griechen rechneten Anfangs nach Erleuchtungsmonaten, später nach wahren Neumonden. 594 v. Chr. führte Solon den regelmässigen Wechsel der Monate zu dreissig und neunundzwanzig Tagen ein. In jedem dritten Jahre schalteten sie einen Monat von 30 Tagen ein, so dass das Jahr im Durchschnitte auf 364 Tage kam.

Durch Kleostratus Schaltkreis von acht Jahren ward das Jahr ungefähr auf 365¼ Tage bestimmt. Das Jahr des Romulus, von 752 v. Chr. bis 717, hatte 360, das Jahr des Numa — von 717 an im Gebrauch — hatte 355 Tage; alle zwei Jahre wurde ein Monat Mercedonius eingeschaltet. Das Collegium pontificum mit dem Kalenderwesen zur Zeit der Republik betraut, war aber seiner Sache so wenig sicher, dass im Jahre 47 v. Chr. das römische Jahr um 67 Tage vom tropischen entfernt war. Desshalb ordnete Julius Cäsar mit Hilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes den römischen Kalender. Dem Jahre 46 wurden 67 Tage in Form zweier Schaltmonate hinzugefügt. Mit dem 1. Januar 45 beginnen die julianischen Jahre zu 365, und in jedem vierten Jahre zu 366 Tagen. Da jedoch das julianische Jahr um einige Minuten zu hoch berechnet war, so verschob es sich in 128 Jahren um einen Tag. Dies gab Veranlassung zur gregorianischen Kalender-Verbesserung. Bis zum Jahre 1582 nämlich war das Jahr um 10 bürgerliche Tage vorausgeeilt. Es wurde deshalb auf Befehl Papst Gregor XIII. vom 4. Oktober 1582 sogleich auf den 15. fortgezählt, und man suchte den Fehler des julianischen Kalenders für alle Zukunft dadurch zu vermeiden, dass man verordnete, dass nur diejenigen Schlussjahre der Jahrhunderte, welche durch 400 ohne Rest teilbar seien, Schaltjahre und die übrigen gemeine Jahre bleiben sollten. Dessenungeachtet würde jedoch auch das gregorianische Jahr nicht genau berechnet sein, vielmehr in 3846 Jahren um einen Tag hinter dem tropischen zurückbleiben, wenn nicht diejenigen Schlussjahre der Jahrtausende, welche nicht durch 4000 teilbar sind, als gemeine betrachtet würden. Die Verordnung Papst Gregors ward in Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, in den Niederlanden, in Dänemark, in der katholischen Schweiz noch in demselben Jahre angenommen. Im deutschen Reiche hingegen erst 1584, in Polen 1586, in Ungarn 1587. Die deutschen Protestanten liessen erst im

Jahre 1700 auf den 18. Februar den 1. März folgen; in England folgte 1752 auf den 2. September der 14.; in Schweden 1753 auf den 17. Februar der 1. März. Die griechisch-orientalische Kirche rechnet noch nach dem alten Stil und ist darum vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1899 um 12 Tage zurück. Das Jahr haben die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten begonnen. Die Chinesen, Albaner, die Römer vor Numa fingen mit der Frühlingsnachtgleiche an: die Athener mit dem ersten Neumond nach dem Sommersolstizium, die alten Juden mit der ersten Fase nach der Frühlingsnachtgleiche, die neueren Juden mit dem Neulicht nach der Herbstnachtgleiche, die Römer seit Numa mit dem Tage nach dem kürzesten des Jahres, Julius Cäsar mit dem ersten mittleren Neumond nach dem kürzesten Tage. Da die Beschneidung Christi auf den ersten Januar traf, so war der Anfang des Jahres des julianischen Kalenders auch den Christen genehm; doch nicht allen, in Frankreich z. B. fing man bis 1556 mit dem Osterfeste das Jahr an; die deutschen Kaiser rechneten immer vom Geburtstag Christi, vom 25. Dezember, die Kopten fangen noch mit dem 29. August an, die Nestorianer mit dem 1. Oktober, die Russen fingen vor dem 18. Jahrhundert mit dem 1. September an.

Es gehört darum die Chronologie zu den entwickeltsten Zweigen der Geschichte und die Arbeiten des Petavius und der Mauriner sind wahre Riesenarbeiten. Da die Franzosen zur Zeit der grossen Revoluzion mit allen alten Erinnerungen und Anschauungen brechen wollten, so stellten sie auch einen neuen Kalender auf. Derselbe begann mit dem 22. September 1792 und hörte im 14. Jahre mit dem 23. September 1805 auf. Das Jahr war in zwölf Monate eingeteilt. Die Namen derselben waren: Vendémiaire = Herbsterich, Brumaire = Dunsterich, Frimaire = Frosterich, Nivose = Schneeulf, Ventose = Windulf, Pluviose = Regenulf, Germinal = Keimbar, Floreal = Blühbar, Prairial = Grasbar, Messidor = Erntegiebig, Thermidor = Hitzegiebig, Fructidor = Früchtegiebig. Dazu kamen jedes Jahr fünf Ergänzungstage, das Fest des Genius, das Fest der Arbeit, das Fest der Tätigkeit, das Fest der öffentlichen Meinung, und in jedem vierten Jahre ein Schalttag mit dem Namen Franciade. Damit man nicht mehr an die Heiligen des christlichen Kalenders denke, so wurde die Woche aufgehoben und der Monat in drei Dekaden von zehn Tagen eingeteilt. Die einzelnen Tage hiessen: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi. Statt der Namen der

Heiligen hatten die Tage Namen vom Feldbau z. B. Reseda, Kartoffel u. dergl.

Die wichtigsten historischen Aeren.

— Zeitperiode ist eine immer wiederkehrende Reihe von Jahren, nach denen sich gewisse astronomische Ereignisse und Zeitverhältnisse erneuern: Aera oder Zeitrechnung ist die bestimmte Art und Weise die Jahre in einer fortlaufenden nicht wiederkehrenden Reihe zu zählen. Der Anfangspunkt einer Aera heisst der Zeitpunkt, die Jahresrechnungsgrenze, die Epoche (Terminus, Radix). Von den Perioden sind zu bemerken die Julianische Periode von 7980 Jahren, die Chaldäische Periode oder die der Finsterniss von 223 synodischen Monaten, nach welchen die Mondesfinsternisse in derselben Ordnung und Grösse wiederkehren; die Hundsstern-Periode, oder die Sothische Periode von 1460 Jahren, nach deren Verlauf der Frühaufgang des Sirius wieder mit dem ersten Thoth (29. August bei den Aegyptern) zusammentraf. Unter den Aeren sind die wichtigsten: 1. Die christliche vom Tage an, wo Jesus geboren wurde. Man unterscheidet dabei die Aera vulgaris vom Mönch Dionysius dem Kleinen eingeführt, nach welcher die Geburt Christi auf den 25. Dezember des Jahres 753 nach der Erbauung der Stadt Rom fiel, und die Aera, nach welcher Jesus Christus in der Mitternacht vom 24. auf den 25. Dezember nach dem julianischen Kalender im Jahre 748 der Stadt Rom geboren wurde, in der Nacht vom Freitag auf den Samstag. Dionysius hat sich um einige Jahre geirrt. 2. Die Weltschöpfungs-Aera, Aera mundi conditi, nach altjüdischer Berechnung 4179 Jahre ante aeram vulgarem, nach neujüdischer 3762 Jahre ante aeram vulgarem, und nach der biblischen 4004 Jahre. 3. Die Aera Nabonassars vom 26. Februar 747 ante aeram vulgarem. 4. Die der Olympiaden, — alle vier Jahre wurden in Elis bei Olympia vom 11. bis zum 15. des Monats Hekatomboion (in unserm Juli) die olympischen Spiele gefeiert — vom 19. Juli 776 ante aeram vulgarem. 5. Die von der Erbauung Roms, aera urbis conditae, von der letzten Hälfte des Jahres 752 an, wenn man nach den auf dem Kapitole befindlichen Tafeln rechnete, woher diese Rechnung die kapitolinische heisst, oder vom Frühjahre 753 ante aeram vulgarem, wie der gelehrte Terentius Varro berechnete, daher diese Berechnung die varronische heisst. 6. Die Aera der Seleuciden vom 1. April 312 ante aeram vulgarem; dem Tage, an welchem Seleukus Nicator in Babylon einzog.

7. Die türkische Aera oder die der Hedschra vom 16. Juli 622 nach Christus, dem Tage, an welchem Mohammed von Mekka nach Medina floh. Der Name Kalender kommt von den Kalenden, so hiess der erste Monatstag bei den Römern, an welchem die Zinsen bezahlt werden mussten; Calendarium heisst also eigentlich Verzeichnis der Zinsen. Die Römer gebrauchten für unsern Kalender das Wort Fasti; für Kalender gebrauchte man im Mittelalter das Wort Computum. Die orientalischen Astronomen pflegten am Neujahrstage den Kalender als Geschenk auszuteilen; dies heisst arabisch Alhmenah, daher der Name Almanach.

Andere Hülfswissenschaften der Geschichte sind: die Ethnografie oder Völkerkunde, welche sich mit der Untersuchung der fisischen und sittlichen Eigentümlichkeiten der Völker, mit ihrer Abstammung und Verwandtschaft beschäftiget; die Genealogie oder Geschlechterkunde, die Kenntnis des Ursprungs und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter; die Epigrafik oder Inschriftenkunde; die Heraldik oder Wappenkunde; die Diplomatik, welche die Regeln über Abfassung, Erklärung und historische Benutzung der Urkunden aufstellt; die Numismatik oder Münzkunde; die Archäologie oder Altertumskunde und die Naturwissenschaften.

Quellen der Geschichte.

Die Darstellung vergangener Ereignisse und Zustände ist zunächst aus den Werken der Zeitgenossen zu schöpfen, die wegen ihrer Unmittelbarkeit von späteren aus ihnen erst abgeleiteten Darstellungen entschieden den Vorzug verdienen. Konnte das Bild der Begebenheit schon in dem Spiegel der Seele des ersten Berichterstatters nicht ungebrochen bleiben; so ist dies in den folgenden noch in weit grösserem Masse der Fall. Wo die ursprünglichen Berichte verloren gegangen sind, müssen wir freilich die Tradizion und die späteren Schriftsteller als Quellen betrachten, aber der Unterschied zwischen diesen relativen und jenen absoluten Quellen darf nie aus den Augen verloren werden.

Ergänzt werden die Erzählungen der eigentlichen Geschichtschreiber durch Nachrichten und Winke, teils in Literaturwerken anderer Art, teils in Urkunden, Inschriften, Münzen etc.

Die Quellen der Geschichte sind demnach:

1. Werke, welche die Begebenheiten in ihrem Zusammenhange erzählen, pragmatisch historische Schriften.

Quellen vom ersten Range sind solche, deren Verfasser Teilnehmer oder Augenzeugen von Begebenheiten gewesen sind, oder wenigstens zu derselben Zeit gelebt haben.

Quellen von geringerem Range sind die geschichtlichen Schriften, welche aus den Werken der ersteren Art geschöpft sind.

2. Tagebücher, Jahrbücher (Annalen) und andere Sammlungen von Nachrichten (Chroniken).

3. Urkunden und Inschriften auf Denkmälern und Münzen, welche sich auf einzelne Begebenheiten beziehen.

4. Die ganze Literatur eines Volkes, der treueste und hellste Spiegel von dem geistigen Leben desselben.

5. Mündliche Ueberlieferungen eines Volkes, selbst Sagen und Mythen.

6. Denkmäler jeder Art, Bauwerke, Altäre, Grabmäler, Denksäulen, Gemälde, geschnittene Steine, Waffen, Gerätschaften; denn auch in den Werken der bildenden Kunst und in ihren Bauten prägt sich das geistige Dasein der Völker aus, und selbst ihre Geräte geben Zeugnis von dem Grade ihrer technischen Fertigkeit und ihren häuslichen Zuständen.

7. Auch die Sprache ist für die älteste Geschichte der Völker eine Quelle von grosser Bedeutung, denn oft, wenn alle Urkunden fehlen, gelingt es der Wissenschaft der vergleichenden Sprachkunde, das Dunkel, welches über dem Herkommen eines Volkes schwebt, aufzuhellen.

Aus der Zusammenstellung und Würdigung dieser sämmtlichen Denkmäler Ergebnisse zu ziehen und die Wahrheit zu ermitteln, ist die Aufgabe der historischen Forschung und Kritik, welche mit der philosophischen Betrachtung der Geschichte, d. i. der Betrachtung des in ihr sich abspiegelnden Weltgeistes, ihren wissenschaftlichen Teil ausmacht.

Einteilung der Geschichte nach Inhalt und Umfang.

Was die Einteilung der Geschichte betrifft, so findet eine solche sowohl nach dem Inhalte und nach dem Umfange, als auch nach den Zeitabschnitten statt.

Nach dem Inhalte zerfällt die Geschichte in politische und Kulturgeschichte.

Erstere hat als Einheitsgrund, als leitendes Prinzip, von welchem die ganze Geschichtsdarstellung getragen und zu dem alle

geschichtlichen Erscheinungen in nähere oder entferntere Beziehungen gesetzt werden, den Staat und die Entwicklung der staatlichen und volkstümlichen Bildung.

Die Kulturgeschichte hingegen verfolgt den ganzen Bildungsprozess der Menschheit von den ersten Anfängen der Vernunfttätigkeit bis zu dem Grade der Ausbildung, den sie gegenwärtig erreicht hat, in allen seinen mannigfaltigen Regungen und Aeusserungen in Kunst und Wissenschaft, in Handel, Gewerbe, in Industrie und Sitte. Dem Umfange nach unterscheidet man Universal- und Spezialgeschichte.

Die erstere ist die Darstellung derjenigen Tatsachen, welche auf die äusseren und inneren Verhältnisse der Menschheit und der sie vorzüglich repräsentierenden Völker einen wesentlichen Einfluss gehabt haben; die Spezialgeschichte hingegen beschäftigt sich entweder mit besonderen Teilen der allgemeinen Geschichte und ist daher Geschichte eines einzelnen Volkes oder Geschlechtes, eines besondern Standes oder Individuums, eines Staates, einer Provinz, einer Stadt, oder einer Stiftung etc. etc., oder sie hat besondere Zweige der innern geistigen oder materiellen Verhältnisse der Völker zum Gegenstande und kann dann Geschichte der Religionen, der Wissenschaften, der Künste, des Handels, des Verkehrs, der Gewerbe, der Staatsverfassung u. s. w. sein.

Einteilung der Geschichte nach Zeiträumen.

Um der leichteren Uebersicht willen hat man die allgemeine Geschichte in Perioden oder Zeiträume zerlegt, die mit solchen Ereignissen beginnen oder schliessen, welche Epoche machen, d. h. von tief eingreifenden Folgen auf das äussere oder innere Leben der Menschheit waren.

Nach der auf das äussere Leben der Menschheit sich beziehenden Periodeneinteilung, welche besonders für die auf dem politischen Prinzip ruhende Geschichtsdarstellung sich eignet, unterscheidet man alte, mittlere, neue und neueste Geschichte.

Die alte Geschichte schliesst mit dem Untergange des weströmischen Reiches, 476 n. Chr.; die mittlere mit der Entdeckung Amerikas, 1492 n. Chr.; die neue beginnt mit der Kirchenreformazion; die neueste mit der französischen Revoluzion, 1789.

Methode der Geschichte nach äusserer Anordnung.

Der Form oder Methode nach, durch welche die Erkenntnis der Tatsachen in ihrem Zusammenhange erleichtert wird, beruht die Geschichtsdarstellung teils auf der äusseren, teils auf der inneren Anordnung der Begebenheiten. In Bezug auf die äussere Anordnung ist die Darstellung entweder annalistisch nach Jahren geordnet, oder ethnografisch, wenn sie die Reiche und Völker einzeln nach einander, jedes als ein fortlaufendes ganzes nach der Aufeinanderfolge in der Zeit vorführt; oder synchronistisch, wenn sie von einem Zeitraum zum andern die Begebenheiten, welche darin gleichzeitig bei den verschiedenen neben einander bestehenden Völkern vorfielen, zusammenfasst.

Die Darstellung kann auch eine aus der ethnografischen und synchronistischen gemischte sein, indem sie die Vorteile beider nach dem Bedürfnis leichter Uebersichtlichkeit und lebendiger Anschaulichkeit verbindet, die Nachteile beider aber, nämlich das Zerspalten des allgemeinen historischen Zusammenhangs bei der bloss ethnografischen, und das unnatürliche Zerstückeln der einzelnen Volksgeschichten bei der bloss synchronistischen Behandlung möglichst vermeidet.

Methode der Geschichte nach innerer Anordnung.

In Bezug auf die innere Anordnung muss die Geschichtsdarstellung pragmatisch und organisch sein. Pragmatisch ist sie, wenn sie die historischen Erscheinungen nach ihrer Kausalität, d. i. in ihrem innern, durch die näheren oder entfernteren Ursachen, so wie durch die mittelbaren oder unmittelbaren Folgen bedingten Zusammenhange aufzustellen bemüht ist. Die wahre Einheit, das treue Bild des Lebens der Menschheit, gibt jedoch erst die organische Auffassung der Geschichte. Sie heisst die organische, weil sie die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechtes als ein organisches Leben auffasst, dessen Verhältnisse sich alle bedingen und bewahrheiten. Die ganze Menschheit ist ein Mensch; die Geschichte daher die Biografie desselben und darin besteht nach den von der Geschichtsauffassung der Gegenwart gewonnenen Resultaten ihre Einheit und ihr wissenschaftlicher Charakter.

Geschichtschreibung in der Vergangenheit und Gegenwart.

Die Geschichtschreibung musste einen langen Weg zurücklegen bis sie zur Erkenntnis ihrer Aufgabe kam.

Die älteste Geschichtschreibung war ohne Zweifel Geschichtsdichtung, enthielt Wahrheit und Dichtung in bunter Mischung und legte das Hauptgewicht auf schöne, fesselnde Darstellung.

Die Geschichtswerke eines Herodot, Thukydides und Livius waren Epopöen in ungebundener Rede. Mit Abstrakzionen, mit Suchen nach Gesetzen, mit Erörterung von Streitfragen befassen sie sich nicht.

Die Geschichtschreibung des Mittelalters verfiel in das entgegengesetzte Extrem, nämlich in die äusserste Poesielosigkeit. Was uns das Mittelalter hinterlassen hat, beschränkt sich auf die Chroniken einer Anzahl von Städten, auf die Aufzeichnungen von Mönchen, welche blos berichteten, was ihre Verfasser für geschehen hielten und in Folge ihres beschränkten Gesichtskreises oft die für Wahrheit angesehene Dichtung und Fabel kritiklos aufnahmen. Zusammenhängende Erzählung, anziehende Form, praktische Nutzanwendung und gedankenvolle Gruppirung werden umsonst in jenen Elaboraten gesucht. Von einer tieferen Auffassung ist schon gar keine Rede.

Ganz anders entwickelte sich die moderne Geschichtschreibung. Nach und nach aus der Chronikenschreiberei emporgewachsen und durch den Einfluss der wieder bekannt gewordenen antiken Historiker veredelt, suchte sie einerseits wieder Kunstwerk zu werden, anderseits durch Kritik die Fabel von der Wahrheit auszuscheiden, und gewann einen um so tieferen Gehalt, da auch selbstständige Studien über Kultur- und Sittengeschichte hinzutraten.

In der Gegenwart endlich ist der Auffassung der Geschichte als Kunstwerk der Versuch ihrer Begründung auf Gesetze entgegen getreten, ein Versuch der freilich erst in der Kindheit steht.

Von den Männern, welche in dieser Richtung durch ihre Werke Epoche machen, sind vor Allen zu nennen Thomas Buckle, durch seine Geschichte der Zivilisazion in England, John William Draper durch seine Geschichte der geistigen Entwicklung Europas, und William Hartpole Lecky durch seine Geschichte der Aufklärung.

Träger der Geschichte.

Die allgemeine Geschichte vom Standpunkte der Kultur hat sich, wie schon früher erwähnt, nur mit dem zu befassen, was für den Fortschritt und für die Entwicklung und die Vervollkommnung der Menschheit von Bedeutung ist. Sie hat aus der Völkergeschichte daher nur jene Völker hervorzuheben, welche einen bedeutsamen Einfluss auf andere ausgeübt, und jene Zeiträume der Geschichte ausführlicher zu schildern, in welcher solche Einwirkungen stattfanden, oder sich für die Zukunft vorbereiteten. Solche Völker nun, welche für den Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit wirkten, nennt man in Bezug auf die Zeit, in welcher sie dies taten Kulturvölker, im Gegensatze zu den Naturvölkern, deren Schicksale für die Gesammtentwickelung des Menschengeschlechtes bedeutungslos sind.

Nicht jedes Volk gehörte stets zu den einen oder stets zu den anderen. Während jene Völker, welche wir heute noch als wild bezeichnen, stets Naturvölker waren, gab es dagegen andere, die mit der Zeit zu Kulturvölkern wurden und es noch jetzt sind, wie die meisten europäischen Völker, und wieder andere, welche von der früher erreichten Stufe hoher Kultur herabgestiegen sind, wie die meisten asiatischen Völker.

Kultur.

Der Begriff „Kultur“ schliesst zweierlei wesentliche Vorstellungen in sich, von dem Verhältniss der Menschen zu einander und dem Verhältniss der Menschen zur Natur; ersterem entsprechen die Handlungen, letzterem die Kenntnisse von der Natur und der Welt, die Anschauungsweisen und Vorstellungen des Geistes. Der Grad einer Kulturstufe wird also bedingt durch die Art dieser Verhältnisse. Wenn man nun die Völker der Kulturstufe nach beurteilen will, so hat man vor allen zu untersuchen, wie jene Verhältnisse sind. Das erstere offenbart sich namentlich darin, ob die Menschen frei und gleich nebeneinander leben oder ob ein Teil dem andern unterworfen ist. Das andere offenbart sich in der Stellung des Menschen der Natur gegenüber: ob die Natur den Menschen beherrscht, oder ob er sie zu beherrschen strebt. Wenden wir uns nun zur Beantwor-

tung der Frage, was wir unter Kultur und Zivilisazion, welches Wort mit jenem ersten meist für gleichbedeutend genommen wird, zu verstehen haben.

Zivilisazion.

Zivilisazion bedeutet der Ableitung des Wortes nach, die Aneignung der Eigenschaften eines Bürgers, des Mitgliedes eines Staatsverbandes, der seinen Eigenwillen dem Gemeinwillen unterordnen, sich selbst beschränken, friedlich und freundlich mit seinen Nachbarn zusammenleben, eine ihn selbst erhaltende und dem Gemeinwesen zuträgliche Wirksamkeit entfalten muss. Es ist also eine gewisse Verstandesübung und Aufklärung, konvenzionelle Schmiegsamkeit, Sittenverfeinerung, äussere Politur, anständiges und höfliches Benehmen darin mit eingeschlossen. Dies sind Eigenschaften, welche einerseits von dem einzelnen nicht füglich ohne das Zusammenleben mit anderen, ohne das abschleifende aneinanderreiben, ohne den schmeidigenden Druck und Gegendruck erworben werden können, andererseits aber auch der Gesammtheit der Individuen in einem gewissen Grade eigen sein müssen, die nicht in Anarchie, sondern in gesellschaftlicher Ordnung, in gesichertem Staatsverbande beisammenwohnen wollen. Es ist also die Zivilisazion für das Individuum wie für den Staat und das Menschengeschlecht, denn das Menschengeschlecht entwickelt sich nach Herder, analog dem einzelnen menschlichen Individuum, eine unentbehrliche Summe von feineren Formen, welche ebensosehr die Bedingung für höhere Geistesbildung sind, als sie selbst schon einen hohen Grad von Bildung voraussetzen; sie ist eine Erhebung über die Rohheit, Wildheit, Barbarei zu dem Betriebe von Ackerbau, Handel und Gewerbe, woraus dann mit innerer Notwendigkeit, wie aus dem Keime die Pflanze mit Knospe, Blüte und Frucht, die Pflege auch der Künste und Wissenschaften hervorspriesst. Kultur aber kurzweg, im Sinne von Geisteskultur, ist nichts anderes als die bewusste und absichtliche Ausbildung der (geistigen) Anlagen und Fähigkeiten des Menschen, jene selbstsprossende Kraft des Geistes, in deren Erzeugnissen das höhere Leben der Menschheit ausgeprägt erscheint. Da ihre Teile oder Richtungen notwendig den Gruppen dieser Fähigkeiten entsprechen, so können wir als solche Gruppen am leichtesten und verständlichsten die bekannten drei Seelenvermögen aufzählen und danach die intellektuelle, die ästhetische und die moralische oder ethische Kultur unter-

scheiden. Zu der intellektuellen Kultur werden auch Sprache und Literatur, Schul- und Unterrichtswesen, Filosofie und alle Wissenschaften zu rechnen sein; zur ästhetischen: Poesie, Musik, Malerei, Bildhauerei, überhaupt die Künste jeder Gattung; zur ethischen: die Rechts- und Gesetzverhältnisse, die Politik, die sozialen Zustände, das Familienleben, Sitten, selbst Moden und Trachten.

Wie es zwischen den drei Gruppen manche Verbindungen und Uebergänge gibt, so dass bei manchem Zweig zweifelhaft sein kann, welcher Abteilung er zuzuzählen ist, so sind es vornehmlich zwei Gebiete, welche nicht ausschliesslich oder vorzugsweise nur eine Seite des Menschen in Anspruch nehmen. 1. Das weite Gebiet der Technik und Industrie, nebst Handel, Schifffahrt, Verkehrsmittel u. dgl. (agrarische, technische, industrielle und merkantile Kultur), welche auf eine moralisch praktische Verwertung der Intelligenz auf Dienstbarmachung der Produkte und Kräfte der Natur unter den Willen des Menschen hinzielt, und 2 die Religion, die alle drei Geistesvermögen in Anspruch nimmt.

Unterschied zwischen Kultur und Zivilisazion.

Kultur und Zivilisazion kommen nach dem hergebrachten Sprachgebrauch so ziemlich auf eins heraus; beide Begriffe sind aber nach Ableitung und Inhalt wohl auseinander zu halten. Wenn Kultur als Tätigkeit jedwede Beschäftigung mit etwas, jede Bearbeitung, Besorgung, Pflege und Förderung der Sache bezeichnet, und sodann auch das Ergebnis dieser Tätigkeit, die erlangte Veredlung und Befähigung zu bestimmten Zwecken, die zu irgend einer Zeit erreichte Stufe der Vollkommenheit, die aber niemals ganz vollendet sein wird, so kann dieses Wort ebensowohl von der Bebauung des Landes, von der Anpflanzung von Waldungen, von der Veredlung der Obstbäume, von der Abwartung und Zucht von Thieren, als von dem An- und Ausbau geistiger Anlagen gebraucht werden; wir denken aber dabei, sowie insbesondere bei unserm deutschen Wort Bildung (in seiner übertragenen, nicht auf die sinnlich wahrnehmbare Form und Gestaltung bezogenen Bildung), meist an die Ausbildung der Kräfte, der leiblichen, namentlich aber der seelischen Kräfte des Menschen. Da eine solche allseitige Ausbildung aber nicht im isolirten Zustande, sondern nur in der Gemeinsamkeit, in dem geselligen Verkehr, in den geordneten Einrichtungen der bürgerlichen Gesell-

schaft erreichbar ist, so bezeichnet Zivilisazion (Verbürgerlichung, bürgerliche Gesittung) zunächst nur den Weg dazu, vielleicht auch eine Vorstufe wahrer Bildung, schliesslich aber doch allenfalls annähernd dasselbe wie Bildung, wenn schon immer mehr die äussere Erscheinung der Ausprägung in den äusserlichen Lebensformen betonend.

Da aber die Bildung oder Entwicklung von Kräften, wie die Entfaltung von Keimen, nichts plötzliches, gewaltsames, abgebrochenes, sondern etwas allmähliges, übergehendes, organisches ist, wobei es noch dahin gestellt bleiben kann, ob eine Grenze dafür gegeben, oder eine Fortbildung in's unendliche möglich ist, so ergibt sich von selbst, dass ein scharfer Unterschied zwischen dem, was man noch Naturzustand nennen muss, und dem, was man Kultur nennen kann, nicht besteht, sondern dass der Unterschied ein fliessender ist, und dass ein stetiger Fortschritt von Unkultur durch Halbkultur bis zur vollen Kultur sich herausstellt. Einigermassen zwar bildet der Ackerbau eine Grenze; wenigstens ist höhere Kultur ohne die mit ihm verbundene Sesshaftigkeit und Stetigkeit der Lebensverhältnisse schwerlich möglich; aber auch der Ackerbau ist nur eine Bedingung und Ursache der Kultur, nicht die Kultur selbst.

Einteilung der Völker nach ihrer Kultur- und Lebensweise.

Man unterscheidet die Völker:

1. je nachdem sie ihren Wohnsitz wechseln oder nicht: in wandernde, halbwandernde und ansässige;

2. je nachdem sie persönliches Eigentum besitzen oder nicht: in solche mit, und solche ohne Eigentum;

3. nach ihrer Nahrung und Lebensweise: in Sammelvölker, Fischer, Jäger und Nomaden, in Ackerbau-, Industrie- und Handelsvölker, und

4. nach dem Grade ihrer Kultur: in Natur- (wilde und Barbaren-), Kultur- und humane Völker.

Auf der niedrigsten Stelle stehen im allgemeinen die Sammelvölker.

Sie bewohnen entweder das Innere eines halbwüsten Kontinents oder von essbaren Pflanzen entblösste Gestade des Meeres, wie z. B. im Altertume die Ichthyophagen an den Küsten von Belud-

schistan, in der Gegenwart die Pescherähs an den Küsten von Südamerika.

Sie leben von gegrabenen Wurzeln, von Schaltieren und Fischen, deren Fang zur Ebbezeit stattfindet; ihre Geräte sind ebenso armselig, als ihre Wohnungen.

Von höherer geistiger Entwicklung kann natürlich unter den Sorgen für die Erhaltung des nackten Daseins nicht die Rede sein, eben so wenig von Abstufungen in gesellschaftlicher Beziehung.

Da die Schicksale aller vollkommen gleich sind, so ist natürlich auch von einem Königtume nicht die Rede.

Diese Völker scheinen in ursprünglich besserer Lage gewesen und erst später in ihre Einöden getrieben zu sein. Sie gehen in unserer Zeit dem Aussterben rasch entgegen.

Hierher gehören jene Völker der Südsee-Inseln, denen fast ohne ihr Zutun die reichen Fruchtbäume, so wie das benachbarte Meer Nahrung geben, während zugleich das milde Klima sie leicht der Kleidung entbehren lässt, so dass einerseits zwar die Sorge um die Existenz ihnen fern bleibt, anderseits aber auch bei der durch die Natur ihrer Heimat so sehr beschränkten Zahl ihrer Hilfsmittel von einem Fortschritt bei ihnen nicht die Rede sein kann. Wir bezeichnen diese Völker, zu denen wir auch die Waldindianer Südamerikas rechnen, am besten als pseudo-paradiesische.

Schon etwas höher stehen die Fischervölker, die wir wesentlich nur in der gemässigten und kalten Zone antreffen, weil in der heissen Zone, z. B. auf den Inseln der Südsee, zwar auch Fischfang getrieben wird, aber nicht die einzige Quelle der Existenz bildet. — Am einfachsten gestaltet ist das Leben der Flussfischer, dergleichen wir in Sibirien finden, wo die Flüsse überhaupt reich an Fischen sind, zu gewissen Zeiten im Jahre aber, wenn die Seefische zur Ablegung ihres Laichs in ihnen emporsteigen, geradezu davon wimmeln. Der Fang derselben setzt schon einige Industrie voraus, und die Sicherheit der Ernährung lässt das Leben zwar behaglich erscheinen, aber da der Blick des Volkes nicht weiter reicht, als bis zum Ufer seines Flusses, so ist seine geistige Ausbildung auf sehr niedriger Stufe geblieben.

Höhere geistige Kraftentwicklung nimmt das Leben der Seefischer in Anspruch, bei denen Kühnheit, Schlauheit und Geduld hervorragende Charakterzüge sind. Die stete Beobachtung der Atmosfäre und ihrer wechselnden Zustände, des Himmels, dessen Sterne durch die Nacht hindurch dem Fischer den Weg zur fernen

Heimat weisen, führt zur höheren Entwicklung des Verstandes, so dass es dem Volke zuletzt möglich wird, mit den kleinsten Mitteln ganz ausserordentliches zu leisten.

Das Volk der Eskimos im hohen Norden der Erde bildet dafür das beste Beispiel; denn in den übrigen Ländern der Erde sind es doch nur immer einzelne Gegenden, welche diese Beschäftigung treiben.

Jägervölker finden sich in unserer Zeit fast nur in Nordamerika, denn in den übrigen Ländern fehlt es entweder, wie in Australien, an jagdbaren Tieren, oder es sind wie in der alten Welt, zähmbare Tiere oder anzubauende Pflanzen vorhanden. Das Jägerleben setzt gleiche Kühnheit, Besonnenheit, Ausdauer, wie das des Seefischers voraus, aber es verlangt daneben schwere körperliche Arbeit. Daher folgen bei ihnen auf Tage der härtesten Arbeit, Tage der vollständigsten Untätigkeit. Aber rasch zwingt sie die Not zu neuer, angestrengter Tätigkeit. So bewegt sich ihr Leben in schroffen Gegensätzen, und dadurch werden die Leidenschaften geweckt; mit Recht werden daher vorzugsweise die Indianer Nordamerikas Wilde genannt.

Sie bedürfen weitere Räume um existiren zu können, und führen um ihre Jagdgründe unter einander blutige Kriege, die wie Jagden ausgeführt werden. So kann ihre Zahl nur gering sein, und muss in Berührung mit zivilisirten Nazionen rasch zusammenschmelzen.

Alle diese Völker haben kein Eigentum; was sie erwerben, dient nur dazu, das augenblickliche Bedürfnis zu befriedigen. Ihnen stehen gegenüber die Völker mit Eigentum, d. h. diejenigen Völker, welche sich Güter erwerben, nicht um sie rasch aufzubrauchen, sondern um deren Früchte zu geniessen. Solche Güter können sehr verschieden sein, z. B. Herden, Ländereien, Bergwerke und dergleichen mehr.

Dadurch tritt nun der Gegensatz von arm und reich auf, und da der Reiche sein Vermögen und seinen Einfluss über den Armen erblich zu machen wünscht, so sucht man nach Einrichtungen, welche im Stande sind, dies zu leisten. Es treten in Folge derselben Standesunterschiede hervor, es bildet sich namentlich aus dem Stande der Besitzenden der Adel aus, dessen natürliches Bestreben es ist, das ursprünglich durch Reichtum erworbene Ansehen sich auch für den Fall zu bewahren, dass jene Güter verloren gehen. Eine andere wichtige Folge des Besitzes von Eigentum ist die, dass

Gesetze zum Schutze desselben gegeben und Obrigkeiten zur Handhabung derselben ernannt werden, womit die Grundlage der Staatenbildung gegeben ist.

Wir teilen diese zweite Völkerabteilung in zwei Klassen, deren erste die wandernden Völker (Nomaden) umfasst. Ihr bewegliches Eigentum besteht in Herden, und wir finden dergleichen Völker ursprünglich in Mittel- und Nord-Asien, sowie in Afrika. Ihr Leben ist im allgemeinen ein friedliches und behagliches, voller Geselligkeit und Gastfreundschaft. Das Volk ist gewöhnlich in eine Reihe kleiner Stämme getheilt, welche obwohl an Sitten und Anschauungen durchaus gleichartig, doch kein rechtes Gefühl der Zusammengehörigkeit haben, vielmehr oft in steten Kämpfen um Besitz von Weideplätzen oder Quellen (sowie die Beduinen) leben. Gelingt es dann einem glücklichen Anführer erst einige Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinen, so schwillt bald seine Macht lawinenartig an, und dann ergiessen sich bald seine Schaaren über die Nachbarländer wie eine Ueberschwemmung. Aber bald pflegt auch das auf solche Weise gegründete Reich zu zerfallen. Beispiele liefert die Geschichte Arabiens seit Muhamed und die Geschichte der Mongolen. Bei den Gauchos in Südamerika tritt ähnliches ein. Auch hier sind die rasch wechselnden Diktatoren der La-Platastaaten ursprünglich kühne Anführer der Bande von Gauchos, die auf kurze Zeit das Uebergewicht über die anderen erlangt.

Uebrigens hängt der Charakter der Hirtenvölker wesentlich von der Natur ihrer Herdentiere ab. Welcher Gegensatz zwischen den friedlichen Renntierhirten, den Lappen und Tungusen in Europa und Nordasien, oder den Kirgisen, deren Hauptreichtum in den Schafen besteht, gegen die Mongolen und Araber, denen die Kraft und Schnelle ihrer Herdentiere, des Pferdes und des Kameels, Kriegs- und Raubzüge so leicht macht! Die Einführung des Pferdes in Amerika hat daher bei den Indianern ein Nomadentum hervorrufen können, dessen letzter Zweck Raub und Krieg ist (Komantschen in Nordamerika, Pehueltsches in Südamerika). Gegenwärtig schränkt sich das Gebiet der Nomadenvölker mehr und mehr ein, indem dieselben zum sesshaften Leben übergehen, Südrussland zum Beispiel, im Altertum von den nomadischen Skythen bewohnt, ist jetzt grösstenteils ein Land sesshafter Bevölkerung.

Eine bei weitem höhere Stellung als die Nomaden nehmen im allgemeinen die ackerbautreibenden Völker ein, jedoch nicht überall. Wo, wie in manchen Tropenländern, eine wenig dichte Bevölkerung

wohnt, die, wenn die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft ist, sich leicht nach einer andern noch unbebauten Stelle wendet, wo zugleich, wie z. B. bei der Zucht der Banane oder der Sagopalme, die ganze Arbeit des Ackerbaues im säen und ärnten besteht, da kann mit der Betreibung des Ackerbaues dennoch die grösste Unkultur und ein umherschweifendes Leben verbunden sein (Halbnomaden). Selbst unsere germanischen Vorfahren scheinen ursprünglich noch ein halbes Wanderleben geführt zu haben, indem sie an immer neuen Stellen den Boden beackerten.

Bald aber wird die Bevölkerung dichter, und es wird ihr unmöglich, stets Neubruchsland zu erhalten. Dann muss sie durch künstliche mechanische Bearbeitung des Bodens (Pflügen) und Düngen seine Fruchtbarkeit zu erhalten suchen und bedarf dazu der Kraft der Haustiere, denen nun eine sorgfältige Pflege gewidmet wird. An andern Stellen wird es notwendig, den Boden künstlich zu bewässern, oder die natürliche Bewässerung desselben (Nil, Ganges) zu regeln, oder das reiche Marschland vor Ueberschwemmungen zu schützen (China).

Dazu kommt noch, dass die meisten Kulturpflanzen an und für sich einer grösseren Pflege bedürfen, als z. B. jene oben genannten, fast wie wild wachsenden Tropenpflanzen. Ein so bearbeitetes Feld erhält durch solche Arbeiten einen hohen Wert; somit nimmt das schweifen und wandern ein Ende, es entstehen feste Ansiedlungen. Dann gewöhnt der regelmässig betriebene Ackerbau, indem er den Menschen zu stets erneuerter Arbeit antreibt und zum aufmerksamen Beobachter der Natur macht, zugleich an eine geregelte Anordnung des Lebens, an Achtung vor dem Eigentum, an gemeinschaftliches Handeln, überhaupt an die Grundlagen einer gesetzlichen Verfassung.

Dies durch die Natur gebotene gemeinschaftliche Handeln bindet die Familien zu einem Volke und gibt diesem seinen eigentümlichen Charakter.

Bedarf schon der Jäger und der Hirte einiger Industrie für den Bau seiner Wohnungen und die Beschaffung seiner Werkzeuge, so steht diese doch auf niedriger Stufe, und jede Familie ist im Stande, sich alle Bedürfnisse dieser Art selbst zu befriedigen. Bedeutend zahlreicher sind die Bedürfnisse des ackerbauenden Menschen, und die feste Wohnung ladet von selbst zur Beschaffung eines reicheren beweglichen Besitzes ein.

Anfangs verschafft sich der Mensch alle diese Dinge von selbst, wie z. B. der schwedische Bauer noch heute sein Eisengerät sich aus Eisen herstellt, welches er selbst aus den Erzen schmilzt, seine Kleidung selbst webt und näht, sein Haus selbst zimmert; bald aber, namentlich da, wo die Bevölkerung dichter ward, tritt eine Teilung der Arbeit ein, die Industrie trennt sich vom Ackerbau. Zuerst geschieht das im kleineren Massstabe, bald aber sammeln sich die einzelnen Industrien an besonders dazu geeigneten Lokalitäten: es entstehen Industriebezirke und Industrieländer. Damit sind zugleich die Anfänge des Handels gegeben, der anfänglich nur dazu bestimmt ist, die Industrieländer im Austausch ihrer Erzeugnisse gegen die Produkte des Ackerbaues mit Nahrung zu versorgen, bald aber grössere Dimensionen annimmt, indem er den Industriebezirken Rohstoffe aus fremden Ländern zuführt. So verwebte z. B. England ursprünglich nur einheimische Wolle; jetzt aber holt der Handel nicht blos aus allen Erdteilen diesen Webestoff herbei, sondern daneben noch die dem Lande ursprünglich fremde Baumwolle. So verknüpft der Handel die fernsten Länder und trägt, je mehr er sich ausbreitet, dazu bei, dass die Menschheit sich als eine grosse Völkerfamilie mit gemeinsamen Interessen ansehen lerne.

Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern.

Der Unterschied zwischen Naturvölkern und Kulturstaat besteht also darin, dass im Kulturstaate alle Lebenstätigkeiten, welche bei den Naturvölkern vereinzelt zum Vorschein kommen, zu einem ganzen verbunden und durch ein geistiges Band und ein höheres gemeinsames Ziel verknüpft sind. Auch bei den Kulturvölkern gibt es Fischer und Hirten, Jäger und Ackerbauer, aber der gegenseitige Verkehr und Austausch und die gemeinsame Unterordnung unter ein höheres ganze mildert die starre Sonderung und verwischt den eigentümlichen Typus, der bei den Naturvölkern sich erblich fortpflanzt.

Das Eigentumsrecht, das bei diesen nur im Keime und in den ersten Grundzügen vorhanden war, wird durch Vereinigung der Kräfte und durch den Austausch verschiedener Kenntnisse und Fertigkeiten so ausgedehnt und vervielfältigt, dass sich zu jenen einfachen Beschäftigungen bald Gewerbtätigkeit, Industrie und freie

Betriebsamkeit gesellen. Auf diesen erbaut dann der Handel und der friedliche Völkerverkehr seine kulturfördernde Herrschaft. Kunst und Wissenschaft treten auf und höhere humane Bestrebungen führen zur Anerkennung aller Völker der Erde als einer grossen Familie.

Kulturvölker sind also schlechthin diejenigen, welche bereits eine gewisse Vollkommenheit, wenigstens eine so hohe Stufe der Ausbildung erreicht haben, dass sie zu einem freien Gebrauche ihrer eigenen Kräfte gelangt sind, dass sie aus sich selbst eine gewisse Fülle von Lebensformen erzeugt haben, und selbsttätig an ihrer Fortbildung arbeiten. In Folge davon können sie aber auch anderen zu Führern auf ihrem Bildungsgange werden, somit also überhaupt als Förderer der Gesammtkultur erscheinen. Sie können dadurch in der Tat etwas anderes werden, zu einem höheren Gebilde sich selbst herausarbeiten, als die rein sich selbst überlassenen, unbewusst und ungeleitet wirkenden Kräfte sie gestaltet haben würden, wobei aber immer die Naturbegabung und die Naturumgebung unentbehrliche Grundlagen sind. Es ist wie bei den Pflanzen, die auch nicht aus dem mütterlichen Schoss der Erde herausgerissen und der Einwirkung von Wasser, Luft und Licht entzogen werden dürfen, welche aber doch die absichtliche Fürsorge des Menschen als Kulturpflanzen zu ganz anderen Formen und Früchten erzieht, als die unkultivirten Gattungen gezeitiget haben. Unter Naturvölkern hingegen werden wir dann diejenigen verstehen, welche entweder gänzlich noch im wilden Naturzustande verblieben sind, oder höchstens von aussen her, vielleicht auf dem leider gewöhnlichen Wege der Unterjochung durch mächtigere Völker, die wenigstens selbst sich als Kulturvölker zu betrachten pflegen, einen oberflächlichen Anstrich von Kultur oder genauer genommen zunächst nur von Zivilisazion erhalten haben.

Dass ein Volk in die Reihe der Kulturvölker eingetreten ist, erkennt man an dem Bewusstsein seiner Einheit. Es ist nicht mehr eine Anzahl zu materiellen Zwecken verbundener Familien, es ist ein ganzes geworden, das in dem erwachten Gedanken das Prinzip seines Lebens gefunden hat. Dieses gibt ihm auch die Kraft äusseren Einwirkungen zu widerstehen. Das Naturvolk ist ein Produkt seines Wohnortes und seiner Umgebungen; es wandelt sich um, sobald diese sich ändern, und stellt sich mit der Natur, in der es lebt, in Einklang. Auch die Naturvölker haben vieles erlebt, aber sie haben keine Geschichte; denn das erlebte geht vorüber,

ohne auf die kommenden Schicksale des Volkes einen bemerklichen Eindruck zu üben.

Die Kulturvölker können sich den Einflüssen der Umgebung zwar ebenfalls nicht entziehen, denn schon der Widerstand, den sie leisten, bringt mannigfache Veränderungen in ihrem geistigen Zustande hervor. Aber sie werden nur angeregt, nur erzogen und nicht gestaltet. Die Naturvölker sind wie eine plastische, leblose Masse, welche ohne Widerstand die Eindrücke aufnimmt, die äussere Kraft ihr gaben.

Die Kulturvölker hingegen sind den organischen Körpern ähnlich, denen die äussere Natur zwar Nahrung gibt, und sie dadurch in einer gewissen Abhängigkeit erhält, aber diese Nahrung wird von ihnen auf eine dem Gesetze ihres Organismus entsprechende Weise verabeitet,

---

Faktoren der Kultur.

Fragt man nun wodurch ein Volk zum Kulturvolk wurde, was es bestimmte aus dem Naturzustande herauszutreten und in eine Bahn des Fortschritts einzulenken, so sind die für die Kulturentwicklung massgebenden Momente:

1. Der fisische Grund und Boden (die geografische Gestaltung des Landes).
2. Der Einfluss des Klimas.
3. Der Einfluss der Nahrung.
4. Die leibliche Organisazion (die Rasseneigentümlichkeiten) und die besondere Form des geistigen Lebens mit Einschluss der genialen Individuen, welche neue Anstösse geben.
5. Die feindlichen und friedlichen Berührungen mit anderen Völkern. Die Abstufungen in der Kultur der Menschheit sind somit abhängig von der Natur und vom Menschen.

A. Abhängigkeit von der Natur.

Einfluss der geografischen Gestaltung der Erdoberfläche.

Horizontale Gliederung.

Die geografische Gestaltung der Erdoberfläche hängt von der horizontalen und vertikalen Gliederung des Landes ab. Durch die horizontale Ausdehnung zerfällt das Land in grössere Massen oder Kontinente und in kleinere oder Inseln. Die Kontinente sind ent-

weder massig und abgerundet, so dass die Küstenausdehnung hinter dem Flächenraume des inneren zurückbleibt, oder sie verzweigen und gliedern sich in eine Menge von Landengen und Halbinseln, so dass das innere nirgends in bedeutender Entfernung vom Meere gelegen ist, und die Küstenentwickelung diejenige weit grösserer, aber ungegliederter Kontinente überwiegt. Die grössten Kontinente bestehen aus je zwei, diesen Formen angehörenden und nur durch eine schmale Landenge zusammenhängenden Teilen. Es ist dies der Fall im westlichen Kontinente, wo das massige Süd- mit dem gegliederten Nordamerika durch den Isthmus von Panama, und im östlichen Kontinente, wo das massige Afrika mit dem gegliederten Asien und Europa durch den Isthmus von Suez zusammenhängt, während der Kontinent von Australien rein massig ist und mit keinem gegliederten in Verbindung steht.

Betrachten wir nun diese verschiedenen Kontinente nach ihrer Lage, so finden wir, dass die von gegliederter im Norden, die von massiger Form im Süden liegen, dass die nördlichen einander bedeutend genähert, die südlichen durch weite Meeresstrecken von einander getrennt sind. Während so Europa von Nordamerika durch ein verhältnissmässig schmales Meer, von Asien aber nur durch die Behringsstrasse getrennt ist, haben Afrika und Südamerika den breitesten in das südliche Eismeer auslaufenden Teil des atlantischen Ozeans, Afrika und Australien den ganzen indischen, Australien und Südamerika den ganzen grossen Ozean zwischen sich. Diese Gliederung und Annäherung im Norden, Abrundung und Entfernung im Süden, bedingt aber mit Notwendigkeit, dass Asien, Europa und Nordamerika ein reger Schauplatz des Verkehrs der Völker, Australien, Afrika und Südamerika aber letzterem höchst ungünstig sind. Wirklich sind bisher jene drei gegliederten Kontinente, besonders ihre gegliederten Abschnitte der Schauplatz der Welt- und Kulturgeschichte gewesen. Hochasien, Sibirien, das Innere Russlands und Nordamerikas aber wurden von weltbewegenden Taten am wenigsten berührt und widerstanden den Fortschritten der Kultur bis auf unsere Tage am längsten. Ebenso sind die südlichen, massigen Kontinente durchaus geschichtslos; Australien hat gar keine Geschichte und in Afrika und Südamerika ist es nur je ein Land, dort Aegypten und hier Peru, welches eine Kultur hervorgebracht hat. In beiden aber war allem Anscheine nach diese Kultur von aussen eingeführt, ängstlich für sich abgeschlossen, stabil und ohne Fortschritt, und an ihr nahm die Masse des Volkes keinen aktiven Anteil.

„Die reiche Gliederung eines Kontinentes, sagt Humboldt, übt einen grossen Einfluss auf die Zivilisazion der denselben bewohnenden Völker aus. Aus diesem Grunde in Verbindung mit dem Klima, welches letztere übrigens auch nur eine Folge der ersteren ist, lässt sich auch die Supremazie der weissen Rasse in Europa, die am frühesten den höchsten Grad der Zivilisazion erreichte, begreifen, obgleich Europa nur ein relativ kleiner Teil unserer Erde ist, aber ebenso, wie das Haupt ein kleineres Volumen hat, als der Rumpf und die übrigen Glieder des Körpers, aber gleichwohl eine höhere und vollendetere Organisazion aufweist; wie der Geist die Materie, die Kraft die Form, die Qualität die Quantität beherrscht, so hat Europa durch die schöne Gliederung seiner Länder und Meere, seiner Gebirge und Ebenen, seiner Flüsse und Täler einen natürlichen Prinzipat vor den anderen Weltteilen, und die Völker, die es bewohnen bilden gewissermassen die geborne Aristokrazie in der grossen Völkerfamilie der Menschheit. Was aber in unseren Zeiten in anderen Erdteilen auf dem Gebiete geistiger Kultur geleistet wird, ist eben ein Werk der von Europa ausgegangenen Kolonisten."

Vertikale Gliederung.

Auch die vertikale Gliederung und der durch sie bedingte Lauf der Gewässer, ist gleichfalls von bedeutendem Einflusse auf die Entwicklung der Kultur. Beides dient dazu, den gegliederten Teilen der Kontinente einen ausgeprägteren Charakter zu verleihen und sie zum Wohnplatze aktiver Kulturvölker geeignet zu machen.

Ein allmähliges Emporsteigen des Landes, wobei namhafte Flüsse Raum zur Entwicklung gewinnen und sich zu aderartig verzweigten Systemen ausbreiten können, begünstigt die Kultur; ungenügend sind dagegen die Extreme vertikaler Gliederung, weite höhenlose Tiefebenen auf der einen, schroff sich erhebende Küsten, die kein Flusssistem entstehen lassen, auf der andern Seite. Darum sind auch in Europa besonders die reichbewässerten, sanft aufsteigenden Stufenländer Deutschlands, Frankreichs und Englands ein Herd der Kultur geworden.

Annähernd von derselben Bedeutung ist die Westküste Italiens, so wie das ganz in Küstenland aufgehende Hellas, dessen ganze Gestaltung darauf hinweiset, dass Handel und Seeleben der Beruf seiner Bewohner.

Ein ebenso treffliches Beispiel bietet in dieser Hinsicht auch Nordamerika dar. Alle bedeutenden Flüsse desselben von Norden bis

zum Süden herab, befinden sich auf der östlichen Seite und münden in den atlantischen Ozean, während nur ein einziger grösserer Fluss der Colorado, die entgegengesetzte Richtung in's stille Weltmeer nimmt.

Die östliche, dem atlantischen Ozean zugekehrte Hälfte Nordamerikas vollbringt daher ihre Zivilisazion fast in geometrischer Progression und hat als freies Geschenk der Natur, was der westliche Teil, dessen Kultur nur langsam vorschreitet, durch Eisenbahnen auf künstliche Weise ersetzen muss; denn die Wege, welche Kultur und Handel genommen haben, fallen auch hier fast ausnahmslos mit der Richtung und Ausdehnung der Stromgebiete zusammen.

Einfluss des Klimas.

Während in der geographischen Gestaltung der Länder (der Kartenfigurazion) das gegenseitige Verhältnis des festen und tropfbarflüssigen Elementes massgebend ist, gilt in Bezug auf das Klima einzig und allein die elastisch flüssige Hülle unseres Erdballes.

Für die Kultur können nun allerdings nicht alle Spezialitäten von Bedeutung sein, welche die Meteorologie unserer Zeit zum Gegenstand hat, sondern nur die allgemeinsten Begriffe.

Auch hier zeigt die Erfahrung, dass die Lebens- und Bildungsgeschichte der Menschheit sich mit Vorliebe in der gemässigten Zone bewegt und die kalte und heisse rechts und links. liegen lässt. Ein gemässigtes Klima, verschont von allen aufreibenden Extremen der Hitze und Kälte, ist vor allen wesentlich und unentbehrlich für den Fortschritt in der Geschichte. Nirgends gedieh die Kultur auf die Dauer, wo tropische Hitze erschlaffend, polare Kälte erstarrend auf Körper und Geist wirkten.

In der reichsten tropischen Vegetazion bleiben die Geistesfähigkeiten der Menschen unentwickelt und die üppige Naturkraft, die dem Bewohner der Tropen seine Nahrung reicht, ohne von ihm erst grosse Arbeit zu fordern, lässt ihn in Trägheit versinken. Dem Bewohner der Polargegenden bleibt gleichfalls keine Zeit und Gelegenheit zur Ausbildung seines Geistes, denn die karge Natur des arktischen Bodens zwingt ihn zu übermässiger fisischer Austrengung und nötigt ihn, alle seine Kräfte nur auf Gewinnung der notwendigsten Existenzmittel zu verwenden. Dagegen wird der Bewohner gemässigter Zonen von der Natur zwar zu mehr oder minder ange-

strengter, aber nicht übermässiger Arbeit veranlasst. Er versinkt nicht in Trägheit, sondern wird vielmehr zur Tätigkeit angespornt, und erfinderisch gemacht, und so bieten sich ihm alle Bedingungen zur Uebung und Stärkung seiner geistigen und fisischen Kraft. Darum finden wir die meisten Kulturvölker mehr in der gemässigten, weniger in der kalten und Tropenzone. Noch kein grosser Mann ist zwischen den Wendezirkeln, und auch noch keiner in der Nachbarschaft der Polarkreise aufgetreten. Ausser dem horizontalen Klima, dem der Breitegrade und Isothermen, übt auch das vertikale, oder jenes der Erhebung des Landes über das Meer seinen Einfluss auf dem Fortschritt aus. Dieser hält nur dort sein gesundes Geleise ein, wo beide Abstufungen in wohltuende Harmonie treten, und wo es nicht wie im Isthmus von Anahuac (Mexiko) in einem und demselben Lande der Meereshöhe nach, ein heisses, gemässigtes und kaltes Klima gibt. Höher gelegene Landschaften in den Tropen mit gemässigten Klima und mit weniger üppiger Vegetazion sind gleichfalls zu Kulturstätten geeignet.

Die Zone, in welcher die Abnahme der Temperatur am schnellsten erfolgt, ist zwischen dem 40° und 45° n. B. Das musste günstig auf die Gesittung der Völker einwirken, welche die dem mittleren Parallelkreis (45°) benachbarten Länder bewohnen. Es ist die Stelle, wo das Gebiet des Weinbaues sich mit dem des Oelbaumes und des Citrus berührt. Nirgends sonst sieht man auf dem Erdball, wenn man von Norden nach Süden vordringt, die Temperatur bedeutender zunehmen, nirgends auch folgen die Erzeugnisse des Pflanzenreiches und die Gegenstände des Ackerbaues schneller aufeinander. Eine bedeutende Verschiedenheit in den Erzeugnissen zusammengränzender Länder, belebt aber den Handel und die Industrie der ackerbauenden Völker.

Einfluss der Nahrung.

In dem Wechselverhältnis der Erde, des Wassers und der Luft ist das organische Leben des Erdkörpers begründet und bedingt. Diese drei Bestandteile sind es, in welchen die Pflanze wurzelt, Leben einsaugt und lebt, das Tier ruht, trinkt und athmet. Pflanze und Tier sind es nun auch, auf welche der Mensch als auf seine Nahrung angewiesen ist und zwar in einem Masse, welches mit der Verteilung des Klimas notwendigerweise übereinstimmt. Je wärmer das Klima, desto mehr befördert es den Wuchs der an den Boden

gefesselten und der freien Bewegung beraubten Pflanze. Je kälter, desto mehr verhindert es ihn. Die kalte Zone muss daher überaus arm, die heisse Zone überaus reich an Pflanzen sein, und die gemässigte hierin die Mitte halten.

Daraus folgt nun, dass die Bewohner der kalten Zone Mangel, die der heissen Ueberfluss an vegetabilischer Nahrung haben, während die der gemässigten an keinem von beiden absolut leiden, aber dieselbe sehr knapp zugemessen bekommen, so dass sie von dem durch atmosfärische Einwirkung bedingten zeitlichen Wechsel der Fruchtbarkeit abhängig sind. Es ist daher klar, dass der Mensch nicht durchweg von Früchten leben kann und daher ein Surrogat dafür suchen muss. Dieses findet er nur in animalischer Nahrung. Für die Bewohner der heissen Zone ist dies nicht nötig, für diejenigen der gemässigten in beschränktem, für diejenigen der kalten aber in reichem Masse. In der kalten Zone findet man daher nur Karnivoren (Fleischesser), in der heissen Frugivoren (Früchtenesser) in der gemässigten Omnivoren (Allesesser). Auch hier hat sich gezeigt, dass nur die lezteren die Träger der Kultur sind und dass die Völker, die einseitige Nahrung geniessen, seien es Fleisch- oder Pflanzenspeisen, sich in der Geschichte stets passiv verhalten haben. Die Nahrungsweise übt also einen wichtigen Einfluss sowohl auf die körperliche als auch auf die geistige Beschaffenheit aus.

Dass wir in unseren Breiten neben vegetabilischen Nahrungsmitteln der ausreichenden Fleischkost nicht ermangeln dürfen, wird durch den überaus starken Bedarf an Lebenskraft bedingt, durch die Anforderungen, welche unsere Zeit an den Menschen stellt, durch die uns auferlegte harte Arbeit, sei es mit dem Kopf oder der Hand.

Der Ostasiate kann bei seinem Reis in apathischer Ruhe verharren, unser Himmel und Leben verlangen einen andern Tisch. Fisische Schlaffheit und moralische Energielosigkeit treffen die Bevölkerung, die in unserem Klima aus Gewohnheit oder Armut ausschliesslich oder doch in bedeutend überwiegendem Masse von pflanzlicher Kost sich nährt. „Zur sittlichen und politischen Freiheit“, sagt Moleschott, „wird ein Volk nicht gelangen, dem die animalische Nahrung versagt ist.“

Die Abstufungen der Kultur sind aber auch abhängig vom Menschen. Wo zum begünstigten Wohnort nicht auch der begabte Menschenschlag sich gesellt, da wird so wenig die Gesittung und

Kultur gefördert werden, als auch auf dem reichsten Boden keine geniessbare Ernte wachsen wird, wenn er nicht zuvor bestellt worden ist. Und wie auch ein mageres Erdreich unter der Pflege des Menschen die Früchte nicht versagt, so fehlt es auch nicht an weniger begünstigten Erdräumen, die zu Stätten höherer Kultur durch Menschen begabterer Rasse geworden sind.

B. Abhängigkeit vom Menschen.

Rasseneigentümlichkeiten.

Vergleichen wir die Bewohner der Erde untereinander, so finden wir bei ihnen nicht unbedeutende Verschiedenheiten in den Eigenschaften des Körpers, des Geistes und des Gemütes. Wenn auch ein grosser Teil dieser Eigentümlichkeiten seinen Grund in dem Klima, in der Beschaffenheit des Bodens und in der dadurch bedingten Nahrung und Lebensweise hat, so müssen wir doch, um die eigentümliche Art der Entwicklung vollständig zu erklären, gewisse ursprüngliche Anlagen des Geistes und Gemütes bei jedem Volke voraussetzen, durch welche es unter gegebenen Verhältnissen zu einer bestimmten Art und einem bestimmten Masse der Kultur befähigt worden ist. Solche in geistiger Hinsicht günstig ausgerüstete Völker besitzen in ihrer höheren Geisteskraft die Mittel, nicht allein den Kampf mit den Naturgewalten zu bestehen, sondern sogar diese sich dienstbar zu machen, wogegen die nur mit einem geringen Mass geistiger Kräfte ausgerüsteten Völker in diesem Kampfe unterliegen. Diese Eigentümlichkeiten körperlicher und geistiger Art, werden weder durch das Klima noch durch den Wohnort, noch durch die Lebensweise modifiziert, sondern sind seit den ältesten und bekannten Zeiten unveränderlich. Sie bedingen die Einteilung der Menschen in Rassen.

Im Begriff der Rasse liegt die Schranke, ein Unübersteigliches, dessen Hinwegräumung und Aufhören auch die Rasse aufhören und verlieren macht.

Eine bestimmte Rasse ist der Inbegriff alles dessen, was die übrigen Rassen nicht haben und nicht sind. Von den wesentlichen Merkmalen, welche der einen Rasse als solcher zukommen, findet sich auch nicht eines innerhalb der übrigen, eine Rasse schliesst die andere aus.

Merkmale der Rassen.

Büffon nahm 6 Rassen an, andere 3 oder 7, Cuvier 3; auch Jaquinot teilt ebenfalls das Menschengeschlecht in 3 Spezies. In die schwarze afrikanische, welche keine Geschichte hat, in die gelbe mongolische, deren Geschichte entweder in Stabilität versumpft oder blos meteorartig emporblitzt und dann wieder verschwindet und in die weisse kaukasische, auf deren Schultern die ganze Kultur der Menschheit ruht. Am gebräuchlichsten ist Blumenbach's Einteilung in 5 Rassen: die Kaukasier, Mongolen, Neger, Indianer oder Amerikaner und Malayen, welche auch den 5 Erdteilen derart entsprechen, dass die Urbewohner jedes Erdteiles vorzugsweise einem Menschenstamm angehören.

Ueber die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Rasse entscheiden:

1. Die Farbe der Haut; dieselbe ist unabhängig von der Zone und nur ihre Schattirung wird durch das Klima modifiziert.

2. Farbe und Beschaffenheit des Haares; bei den einen ist es kraus, wollig, weich mit schwarzer Farbe, bei den andern schlicht, lang, grosslockig, dessen Farbe vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Blond wechselt; doch ändern sich Bau und Farbe des Haares leicht durch Vermischung und Lebensweise.

3. Der Knochenbau, insbesondere die Schädelform, durch welche die Grösse des Gehirns und der Gesichtswinkel bestimmt wird, d. h. die Abweichung einer von der Stirn bis zum Kinne gezogenen Geraden von der Horizontalen (bei 70° beginnt der Affentypus).

4. Die intellektuellen und moralischen Anlagen; die geistige Entwicklung hat sich bisher auf einzelne Rassen beschränkt, während andere sich nie über den Zustand der Barbarei erhoben.

In Bezug auf den Schädel unterscheidet Prichard drei Formen, ovale, viereckige und schmale, Zeune dagegen Hoch-, Breit- und Langschädel, während Retzius zu der Form des Schädels noch die Bildung des Gesichtes hinzunimmt. Er teilt sämmtliche Schädel in zwei Klassen, dolichokephale und brachyokephale, je nach dem Verhältnis des Längendurchmessers zum Grunddurchmesser, beruhend auf der mehr oder weniger starken Entwicklung des hinteren Hirnlappen und zwar so, dass bei den ersteren die Länge, die Breite um $^1/_4$, bei den letzteren um $^1/_5$ bis $^1/_8$ der Grösse übertrifft. Diese beiden Hauptabteilungen zerfallen wiederum in zwei Unterabteilungen

orthognathe und protognathe, bei welchen die Bildung des Gesichtes den Einteilungsgrund abgibt, indem bei der ersteren die Profilien bei einem Gesichtswinkel von 85 bis 90 Grad, wegen der wenig hervortretenden Kauwerkzeuge ziemlich lotrecht sind, während bei der letzteren, wo der Gesichtswinkel zwischen 75 und 85 Grad schwankt, die Kiefer nach tierischer Art hervorspringen.

So gehören die Germanen zu den orthognathen Dolichokephalen, die Slaven zu den protognathen Brachykephalen.

Blumenbach's Einteilung der Menschenrassen.

Blumenbach's 5 Menschenrassen sind:

1. Die kaukasische Rasse. Sie umfasst den schönsten und in geistiger Beziehung am höchsten stehenden Teil des Menschengeschlechtes, und bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme von Lappland, Finnland und Ungarn. Sie nimmt Nordafrika bis zum 20° n. B., Arabien, Kleinasien, Persien, den Himalaya bis zum Brahmaputra, ganz Indien zwischen diesem Gebirge und dem Ozean und die vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Die ihr zugehörigen Nazionen sind ausgezeichnet durch einen schöngestalteten Kopf, regelmässige Gesichtszüge, feines Haar und symmetrische Gestalt. Die Griechen, Georgier und Circassier sind die Muster für eine Vollendung in der Form, namentlich die letzteren, welche man als den Typus dieser Klasse des Menschengeschlechtes aufgestellt hat, von der es augenscheinlich ist, dass die Farbe kein charakteristisches Merkmal abgeben kann, da sie in allen Schattirungen von der schönen weissen und roten Hautfarbe bis zum reinen Dunkelbraun und fast gänzlichen Schwarz vorkommen. Dieser Menschenschlag war stets und ist noch jetzt der zivilisirteste Teil des Menschengeschlechtes. Die Bewohner Hindostans, die Aegypter, Araber, Griechen und Römer waren in alten Zeiten, was die europäischen Völker jetzt sind.

2. Die mongolische Rasse. Sie hat ganz Asien nördlich von der persischen Hochebene und dem Himalaya, das ganze östliche Asien vom Brahmaputra bis zur Behringsstrasse inne, sammt den arktischen Gegenden Amerikas, nördlich von Labrador.

Diese grosse Familie umfasst die Turkomanen, die Mongolen- und Tartarenstämme, die Chinesen, Indo-Chinesen, Japanesen, die Eskimos und die Ungarn, jetzt im Herzen Europas ansässig.

Alle diese Völker sind durch breite Schädel, hohe Backenknochen, kleine schwarze schiefliegende Augen, langes, schwarzes Haar und eine gelbe oder fahle olivenartige Gesichtsfarbe ausgezeichnet. Ein

Teil dieser Völker ist der Kultur fähig, so die Chinesen und Japanesen. In Europa finden sich von Völkern dieser Rasse ausser den Magyaren, die mit den Eskimos verwandten Lappen und Finnen.

3. Die malayische Rasse. Die zur selben gehörigen Völkerstämme nehmen den indischen Archipelagus, Neuseeland, Chatam-Eiland, die Gesellschaftsinseln und etliche andere Inselgruppen Polynesiens, Neu-Guinea und den Kontinent von Australien, sowie Tasmanien oder Vandiemensland ein. Die Australier und die Papuas, welche einige dieser Inseln bewohnen, stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Sie sind dunkelfarbig, haben schlichtes grobes schwarzes Haar, flaches Antlitz und schiefliegende Augen.

4. Die äthiopische Rasse. Diese nimmt ganz Afrika südlich von der grossen Wüste und halb Madagaskar ein.

Sie zeichnet sich aus durch eine schwarze Hautfarbe, schwarzes wolliges oder gekräuseltes Haar, dicke wulstige Lippen, hervorstehende Kinnladen, hohe Backenknochen und grosse vorliegende Augen. Es herrscht eine grosse Mannigfaltigkeit in dieser Rasse, und es gibt besonders in Westafrika Stämme, bei welchen die unterscheidenden Charaktere nicht so stark und abstossend hervortreten.

5. Die amerikanische Rasse. Sie bewohnt den ganzen Kontinent vom 62° n. B. bis zur Magellansstrasse, ist fast durchaus von rotbrauner oder Kupferfarbe, mit langem schwarzen Haar, tiefliegenden schwarzen Augen, Adlernasen und oft hübschen, schönen, schlanken Formen. Unter ihr herrscht im ganzen eine Aehnlichkeit der Sitten und Gewohnheiten, welche allen Einwirkungen der Zeit und des Klimas widerstanden hat.

Hypothesen über die Entstehung des Menschengeschlechts.

Mit der Ansicht über die Rasseneigentümlichkeiten hängt die Frage über die Entstehung des Menschengeschlechtes, über ihre ursprüngliche Einheit oder Mannigfaltigkeit zusammen.

Drei Ansichten liegen gegenwärtig darüber vor. Die erste ist jene, die in Aufrechthaltung der hebräischen Schöpfungssage, weil dieselbe für göttliche Offenbarung gehalten wird, jede Tiergattung und so auch den Menschen je durch unmittelbare Erschaffung eines Urpaares erschaffen glaubt, die also die Einheit des Menschengeschlechtes festhält. Eine zweite behauptet die Entstehung mehrerer Urpaare, und demzufolge eine ursprünglich und angeborene

Trennung der Menschen in Rassen, ohne jedoch über die Art und Weise der Entstehung jener Urpaare, irgend welche Hypothese aufstellen zu können.

Eine dritte Ansicht ist die schon von Aristoteles geahnte, in neuerer Zeit von Lamark und Göthe aufgenommene, und von dem genialen Darwin präzisierte Theorie der allmähligen Herausbildung sämmtlicher Pflanzen- und Tierformen aus gemeinschaftlichen Urkeimen durch fortschreitende Spaltung und vom niederen zum höhern aufsteigende Veredlung.

Nach dieser Theorie wäre der Mensch ein Nachkomme der Tierwelt, und nicht nur alle Menschen unter sich, sondern auch alle organischen Wesen mit einander verwandt.

Die Wissenschaft über den Ursprung des Menschengeschlechtes ist, wie aus dem Widerstreite dieser 3 Ansichten zu ersehen, noch zu keinem sichern Resultate gelangt. Verhalte es sich nun aber mit der Entstehung des Menschengeschlechtes wie immer, die Existenz von tief eingreifenden Verschiedenheiten der Menschen unter sich, die Existenz von Menschenrassen und deren Einwirkung auf die Geschichte, und die Entwicklung der Kultur ist eine unleugbare Tatsache. Dass diese Eigentümlichkeiten angeboren und unveränderlich sind, dass das Klima wohl den Teint, nicht aber den Schädel und die natürlichen Anlagen der Rasse verändern kann, beweisen die Untersuchungen der Archäologen und Ethnografen.

Beweise für die Unveränderlichkeit der Rassen.

Nach Lepsius liegt das Zeitalter des ägyptischen Königs Menes 3893 Jahre vor Chr.; die erste chinesische Dynastie datiert von 2637 vor Chr.; Abraham lebte etwa um 1500 vor Chr.; und aus dieser Zeit, dem 15. Jahrh. v. Chr. ist uns in dem altägyptischen Grabe des Seti-Menephta I. eine charakteristische Darstellung der vier, den Aegyptern bekannten Rassen überliefert; der roten (ägyptischen), gelben, schwarzen und weissen, charakteristisch in der Gesichtsbildung, Farbe und Kleidung.

In gleicher Weise werden uns verschiedene Rassen vorgeführt auf den Vasen der etrurischen Gräber, auf den altindischen Skulpturen, in den frühesten chinesischen Annalen, in den Ruinen von Niniveh und auf den Darstellungen aus der Vorzeit von Peru, Yucatan und Mexico. Vor 3300 Jahren waren also zweifellos mindestens vier

bestimmt von einander getrennte Rassen vorhanden; und sie sind seit dieser Zeit nicht um ein Haar weiter mit einander verschmolzen. Die Ethnografen Nott und Gliddon weisen aus den altägyptischen Denkmälern etwa 30 Varietäten nur von der kaukasischen Rasse nach, welche alle zwischen dem 13. und 14. Jahrh. vor Christo, um die Zeit Moses', vorhanden, den Aegyptern bekannt, und mit ihnen in Berührung gewesen sind.

Diese tiefgehenden Verschiedenheiten der Rassen sind, sagt Nott, nicht durch allmälige Einwirkung verschiedener fisikalischer Bedingungen hervorgerufen. Ganz Amerika, so unendlich mannigfaltig in seiner Bodenbildung, seiner Bodendecke und seinem Klima, wurde von einer grossen Völkerfamilie bewohnt, in welcher ein gemeinsamer Typus vorherrscht. Ostasien wird, wie auch Boden und Klima sei, vom 65. Grade n. B. bis zum Aequator von ein und derselben gelben, dünnhaarigen Rasse bewohnt, die dunkler im Norden, heller im Süden gefärbt ist. Das übrige Asien und Europa kann in einen nördlichen und südlichen Strich getheilt werden: von Skandinavien bis zum kaspischen Meere wohnen Menschen mit hellem Haar, hellfarbigem und röthlichem Gesicht und blauen Augen; von Grossbritannien bis nach Bengalen (von 50 bis 8° oder 10° n. Br.) Menschen von mehr oder weniger dunkler Farbe, mit ovalen Gesichtern, glattem schwarzem Haare und schwarzen Augen. Seit zwei Jahrhunderten hat die erstere dieser Abteilungen ganz Nord-Amerika zur Ansiedelung erwählt; die zweite, dunklere dagegen Mexico, Mittel- und Südamerika. Nach Verdrängung der Ureinwohner hat weder die eine noch die andere sich irgendwie den charakteristischen Besonderheiten dieser genähert, noch ist glaublich, dass dies je geschehen werde. So wenig, als aus einem in Amerika eingeführten Ochsen je ein Büffel werden wird, so wenig wird aus einem Angelsachsen oder einem Neger, je durch den Aufenthalt in Amerika ein Indianer. In Ostindien finden sich sogar die verschiedensten Hautfarben neben einander: die Rohillas, in den Ebenen südlich vom Ganges, sind blond; sie sind in den kühleren Gegenden, auf den Bergen, umgeben von den schwarzen Bewohnern Nepals, den gelben Maratten und den tief braunen Bengalesen.

Schwarze Hautfarbe findet sich selbst bei der kaukasischen Rasse (Malabar), bei den Negern, Mongolen und Australiern, gelbe und braune bei denselben Typen, wie unter Amerikanern, Malayen und Polynesiern. Wie wenig dabei dem Klima zuzuschreiben ist, kann also leicht ermessen werden.

Vorzüge der kaukasischen Rasse vor den übrigen.

Für die Geschichte der geistigen Entwicklung bleibt, ganz abgesehen von den Ursprüngen in der fortdauernden Rassenverschiedenheit, die grosse Tatsache stehen, dass der kaukasische Hauptstamm den übrigen nicht nur an Schönheit und Ebenmass der Körperform, sondern auch an Verstand, Einsicht und jeder geistigen Begabung und Fähigheit vorangeht, beides, das körperliche wie das geistige Element daher als eng verbunden erscheint, wie auch in einzelnen Menschen, das, was wir Leib, und das, was wir Seele nennen, auf wunderbare Weise verschmolzen ist, die lebendige Regsamkeit des Geistes und der Stumpfsinn sich in den Zügen unverkennbar abspiegeln und ausprägen. Je tiefer die Wesen auf der grossen Stufenleiter der Natur stehen, je einförmiger, ununterscheidbarer zeigen sie sich; je höher, je grösser ist der Formenreichtum, die Mannigfaltigkeit der individuellen Gestalten. Auch dieser Vorzug ist der kaukasischen Rasse in weit grösserem Masse als den übrigen zu teil geworden; der fisiognomische Formenreichtum des Europäers ist unermesslich, und spiegelt wiederum die analoge geistige Begabung ab.

In der kaukasischen Rasse sind auch wirklich alle Völker enthalten, die sich einer höheren, alle Hauptrichtungen des Lebens durchdringenden und befruchtenden Bildung rühmen können; die einzige Ausnahme machen die Chinesen, der mongolischen Rasse angehörend, deren Bildung aber auch als eine so ganz abgeschlossene, seltsame dasteht, dass sie einer fremden Welt zu entstammen scheint. Was wir sonst von Kulturerscheinungen unter Rassenvölkern (es sei erlaubt, diesen Namen für die nicht kaukasischen zu gebrauchen) wissen, beschränkt sich auf einige unvollkommene und fragmentarische Erscheinungen. Wenn aber einzelne Individuen solcher Völker die europäische Kultur kennen lernen, und sich in den Kreisen derselben zu bewegen wissen, wenn sie sich sogar durch Scharfsinn und Fähigkeiten ausgezeichnet scheinen, wenn in unseren Tagen sogar ein ganzer Negerstaat sich die Ergebnisse der europäischen Zivilisazion zum Behuf seiner Einrichtungen angeeignet hat, so kann dies gegen jenen Satz nichts beweisen, wie oft man es auch für einen solchen Beweis ausgegeben hat und fortwährend dafür ausgibt. Denn wahre Kultur ist mehr als Gelehrigkeit und Geschick der Anwendung. Der höheren Kultur sind nur diejenigen Völker teilhaftig, die auf ihrem Gebiete mit eigenen Kräften Eroberungen gemacht, die zu ihrem Fortschreiten und ihrer Entwicklung selbst-

tätig mitgewirkt, dem geistigen Leben neue Formen gegeben, oder von anderen Völkern angenommen eigentümlich ausgebildet haben, und eben dadurch eine selbstständige Ausstrahlung des grossen, geistigen Mittelpunktes der menschlichen Bildung darstellen. Wenn zu dieser Entwicklung freilich nicht alle kaukasischen Völker gelangt sind, so sind die der anderen Rassen vollends weit entfernt davon geblieben.

Die untergeordneten Rassen der unhistorischen Kontinente haben es nirgends dahin gebracht die Natur zu bezwingen; sie sind in dumpfer Scheu und Furcht vor ihr entweder zu gar keiner Zivilisazion gelangt oder nur zu einer sehr tiefen Stufe. Die kaukasische Rasse allein kennt den Fortschritt. Wo sie aber über das Gebiet hinausgriff das eine historische Entwicklung begründet, d. h. über die nördlich gemässigte Zone, und sich den unhistorischen Völkern näherte, da entartete sie und liess, wie z. B. in Indien und Aegypten, sich von der Natur überwältigen und im Fortschritte aufhalten. Und je näher sie, wenn auch in einem der Kultur günstigen Gebiete lebend, jenen erschlaffenden Gegenden ist, desto mehr lässt sie sich von einseitigen Meinungen beherrschen, wie z. B. von der Fantasie in Griechenland, von der Herrschsucht in Rom. Je weiter davon entfernt, desto staunenswertere Früchte der Zivilisazion bringt sie an den Tag; so in Mittel- und Nordwesteuropa und dem von da aus kolonisirten Nordamerika.

Feindlicher und friedlicher Verkehr der Völker, gleichfalls ein Faktor der Naturentwicklung.

Zu den für die Kulturentwicklung massgebenden Momenten gehört dann noch der feindliche und friedliche Verkehr der Völker. Kriege und Heereszüge haben in manchen Erdräumen einen bedeutenden Umschwung in den Kulturverhältnissen hervorgerufen und haben den letzteren eine Richtung angewiesen, die sie in Anbetracht ihrer Abhängigkeit von der betreffenden Landesnatur gewiss nicht eingeschlagen haben würden. Der Krieg verpflanzte und vermischte Nazionen und mehrte den geistigen Schatz durch neue Erzeugnisse. Wenn auch alte Ordnungen zusammenstürzten und selbst Kulturstädte in Trümmerhaufen verwandelt wurden, so erwuchs doch bald auf der blutgetränkten Stätte neues Leben, und das nachfolgende Geschlecht trat das geistige

Erbe des untergegangenen an und bereicherte es mit frischen Schöpfungen. Aber auch die segensvollen Wirkungen des ruhigen Verkehrs und der Handelstätigkeit sind nicht zu unterschätzen. Die Pflanzstädte, welche die tätige Hand des Kaufmanns an entlegenen Küsten gründete, trugen die Kultur weiter als der Siegeslauf des Eroberers und streuten eine Saat, die ohne Blut und Tränen dauernde und edle Früchte hervorbrachte. Die Fahrten und Wanderzüge gebildeter Völker nach den Wohnstätten unkultivirter, die Verpflanzung ihrer sittlichen und geistigen Errungenschaften, die Schöpfungen ihrer Handelstätigkeit daselbst, alle diese friedlichen Berührungen und Vermischungen förderten und erweiterten die Kultur und verhalfen dem Geiste zur Herrschaft über die Materie.

Auf diese Weise wurden die meisten Völker aus ihrer Isolirtheit herausgerissen, und waren nicht mehr verurteilt ihre Lebensbahn in Abgeschlossenheit zu vollenden, sondern traten aus der Reihe der Natur- in die Reihe der Kulturvölker über.

Krieg und Handel bilden also gleichfalls einen mächtigen Hebel der Zivilisazion und gehören zu den Faktoren der Kulturentwicklung.

Für sich allein können jedoch weder die geografische Gestaltung noch das Klima, der Boden und die Nahrung, die Rasseneigentümlichkeit und die Berührung mit andern Völkern eine Kultur hervorbringen. Diese Faktoren müssen sich alle durchdringen um hohe und schöne Resultate zu erzielen.

Nur dort, wo die verkehrbefördernde Gestalt des Landes, der gemässigte Charakter des Klimas, des Bodens und der Nahrung mit ihrer Bewohnung durch Völker edler Rasse und günstigen Völkerberührungen sich verbindet, ist die Zivilisazion vollkommen, d. h. der Geist beherrscht die Natur. Mit anderen Worten, die Geschichte, so weit sie eine allgemein menschliche Bedeutung hat, spielt nur im südlichen und mittleren Europa und in Nordamerika.

Einteilung der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur.

Die Faktoren, welche ein Zusammengreifen der kulturhistorischen Momente herbeiführen und begünstigen, bedingen auch das Prinzip der Einteilung der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur, die somit eine zugleich geografische und chronologische sein muss.

Es sind daher in derselben folgende Zeiträume zu unterscheiden:

I. Die vorhistorische Zeit von der Schöpfung des Menschen bis auf das Hervortreten der ersten geschichtlich bekannten Staaten.

II. Die Zeit der Stromkultur (potamische Kultur) seit dem Anfange der eigentlichen Geschichte bis auf den Völkerbezwinger Cyrus. Nur vereinzelte Völker höherer Bildung, die dieselbe ihren Wohnsitzen in fruchtbaren Ebenen am Unterlauf grosser Ströme verdanken, wo die Erleichterung des Lebensunterhalts und Verkehrs die frühe Entwicklung begünstigte, sind in dieser Periode bekannt. Diese ältesten Stromkulturvölker sind: A) in Asien 1. die Chinesen am Hoangho und Yanktsekiang, 2. die Inder am Indus und Ganges, 3. die Baktro-Meder am Amu, 4. die Assyrer und Babyloner am Tigris und Euphrat; B) in Afrika die Aegypter am Nil. Alle diese Völker, die, ohne miteinander in Verkehr zu treten, jedes ihre besondere Verfassung, Kultur und Religion besitzen, stimmen darin überein, dass sie despotischen oder patriarchalischen Regierungen gehorchen, in dumpfer Scheu vor den Mächten der Natur befangen sind und daher ihre Begriffe in kindisch unbeholfener, unreifer, nebelhafter und barocker bizarrer Weise sinnlich darstellen. (Orientalische Kulturstufe.) Schon im Laufe dieses Zeitraums wird aber jenes merkwürdige Binnenmeer, das Asien, Europa und Afrika scheidet, ein Verbindungsmittel für die Völker der drei denselben zugewandten Küstenstrecken und hier entsteht der Anfang einer grösseren Völkerverbindung.

III. Die Zeit der Mittelmeerkultur (thalassischen Kultur). In ihren Wohnsitzen am Mittelmeer sind besonders folgende Völker schon früh zu höherer Bildung gelangt: A) in Asien 1. die Juden und 2. die Phönizier, beide an der syrischen Küste; B) in Afrika an der Nordküste die Karthager, eine phönizische Kolonie; C) in Europa 1. die Hellenen in der Ostkammer des Mittelmeeres, 2. die Etrusker und 3. die Römer am westlichen Teile des Mittelmeeres. Diese an den reich gegliederten Küsten eingeschlossener Meere wohnenden Völker ersteigen den zweiten Grad kulturhistorischer Entwicklung. Das Feld ihrer Tätigkeit ist entweder der Handel oder die Anlegung von Kolonien, wie vorzugsweise im Handels- und Kolonienreiche Hellas, oder der Krieg und die Eroberung, wie im Militärreiche Rom. Die Völker werden entweder zu friedlichem Verkehr oder zu gewaltsamer Unterwerfung vereiniget, und so ein Weltreich begründet. Das Prinzip der künstlerischen Dar-

stellung der Begriffe wird in dieser Periode ein klareres, das Denken ein unabhängigeres, der soziale Zustand ein freierer, aber der gesammte Standpunkt ist doch noch immer befangen in hergebrachten nazionalen Schranken, in festgewurzelten sozialen Vorurteilen (antike oder klassische Kulturstufe).

IV. Mit der Völkerwanderung beginnt eine neue Zeit, das Mittelalter. Es zeigt uns die allmälige Ausbreitung des Verkehrs über die drei Kontinente der alten Welt (Kontinentalkultur).

An die Stelle des römischen Weltreiches war in der Zeit der Kontinentalkultur eine Reihe christlicher vom Norden des Mittelmeeres bis zum atlantischen Ozean dringender Reiche getreten, denen eine gleiche vom Süden des Mittelmeeres bis zum indischen Ozean reichende Reihe islamitischer Reiche die Waagschale hielt. In beiden Reihen ist die Religion das leitende Prinzip, nachdem sie alle übrigen Lebensäusserungen des Geistes gewaltsam an sich gezogen hat. Im Christentum befördert sie die Kunst, wenn auch mit Verkennung der klassischen Formvollendung, beschränkt jedoch in romantischer Verfälschung der menschlichen Natur die Wissenschaft; im Islam dagegen wird die Kunst verpönt und die Wissenschaft (Astronomie, Medizin), wenn auch nicht gerade durch orthodoxe Gewalten, gepflegt.

Es ist die christlich-mohamedanische Zwischenstufe des Mittelalters.

V. In der neuen Zeit führt das europäische Staatensystem zu einer immer vielseitigeren Verbindung der Völker, seitdem mit Eröffnung des Ozeans die neue Welt Amerika in den Kreis der Kultur hineingezogen wird. (Ozeanische Kultur.) Eine selbstständigere Entwicklung der Nazionalitäten wird durch eine freiere Auffassung des Christenthums befördert, neue Bande zwischen den nazionalen Staaten knüpfen sich an und die vielseitigsten von der Staatsgewalt vertretenen Nazionalinteressen halten die Völker zusammen. So bildet sich ein geordnetes politisches ganze, dem anfangs nur die westlichen Staaten als Glieder angehören, das sich aber im Laufe der Neuzeit über ganz Europa ausbreitet, ja mittelst der transozeanischen Kolonien endlich die ganze bekannte Erde in seinen Kreis zieht.

Ein ununterbrochenes Ringen nach Geistesfreiheit und wissenschaftlicher Wahrheit beginnt mit diesem Zeitraume.

In der Kunst strebt man nach Wiederherstellung der klassischen Schönheitsideale. Die Schranken der Konfessionen und Nazionen sinken immer tiefer, politischer und sozialer Fortschritt wird

erstrebt, und der Welt-Verkehr erreicht die grossartigste Ausdehnung. Die materielle Vervollkommnung aller Zweige der Technik, der Gewerbe des Handels, des Ackerbaues ist eine Folge der Geistesarbeit der Naturwissenschaften. Die Verbreitung der Kultur und Bildung unter alle Klassen ist das Losungswort der Neuzeit, der modernen oder universellen Kulturstufe.

Die Verbreitung geistiger Bildung geht aber auch stets mit der Begründung grösserer Freiheit Hand in Hand. Dem geistig und sittlich Mündigen muss eine Teilnahme an der Tätigkeit für das Gemeinwohl zugestanden werden, und durch Selbstverwaltung in kleineren Kreisen gewinnt das Volk allmählig auch die Befähigung zur Beurteilung seiner nazionalen Interessen, denn wahre Kultur besteht bei einem jeden Volke nur in dem Masse, in welchem seine sämmtlichen sozialen Einrichtungen und Verhältnisse die Entwicklung und Ausbildung aller vorhandenen Geistes- und Körperkräfte zur dauernden Begründung und vernunftgemässen Benützung des intellektuellen und materiellen Wohlergehens der Gesammtheit befördern und herbeiführen.

Alte Geschichte.

I. Zeitraum.

Vorgeschichtliche Zeit.

Von der Schöpfung des Menschen bis auf das Hervortreten der ersten geschichtlich bekannten Staaten (x—3000 v. Chr).

Das Menschengeschlecht ist nach den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung wahrscheinlich weit älter, als man früher nach Zahlenangaben der Bibel annahm, vielleicht hunderttausende von Jahren alt. Seine beglaubigte Geschichte aber zählt nur wenige Jahrtausende. Sie beginnt erst mit der Zeit, wo man das fixiren des geschehenen durch Gedankenbilder, Zeichen oder Buchstabenschrift erfand.

Was vor dieser Zeit liegt, ist Nebel, in dem sich Umrisse von Erinnerungen, welche einzelne bedeutende und lange nachwirkende Ereignisse und einzelne ungewöhnliche Menschen in den Volksseelen zurückliessen, mit fantastischen Verkörperungen von Naturgewalten, je nach der Anlage des Stammes, von dem die Ueberlieferung kommt, mehr oder minder deutlich oder verschwommen bewegen. Diese mythische Welt enthält allerdings geschichtliche Elemente, aber in einer Vermischung und Verschiebung, die sie für uns zu vieldeutigen Rätseln macht. Fernliegendes ist zusammengerückt, Kulturperioden von Völkern sind zu Menschen, Heroen, Königen, Patriarchen geworden, das Schicksal ganzer Stämme erscheint als das Leben von Einzelnen, der Himmel mit seinen Göttern ist von der Erde, die ethische Welt ist von der fisischen, die Poesie von der Prosa noch nicht geschieden.

Nur wenige sichere Wahrheiten treten aus diesem Mythennebel hervor.

Die Geschichte beginnt ihren Lauf gleich der Sonne im Osten. Das Morgenland im geografischen Sinne, ist auch das Morgenland im historischen Sinne. Alle Völker erzählen von einer grossen Flut. Die Zeiten jenseits dieser Flut sind rein mythisch und was wir von ihnen über den Westen der alten Welt wissen, ist nicht Geschichte, sondern fällt in das Gebiet der Geologie.

Die Geologie lehrt nun, dass jener Westen damals völlig anders gestaltet war, und durchaus andere klimatische Verhältnisse zeigte als jetzt. Es gab, so scheint es, in Europa und einem Teile Asiens eine Periode, in welcher diesen Landstrichen eine wärmere Sonne leuchtete als gegenwärtig, und in welcher dieselben in Folge dessen, eine andere Tier- und Pflanzenwelt hatten.

Mammuthe, Nashörner, Flusspferde, Tiger und Hyänen schweiften durch die Lande im Norden der Alpen, in deren Wäldern Robinien und Tulpenbäume standen, wogegen der Mensch dieser Gegenden von anderer, und zwar weniger vollkommener Rasse, als die jetzt hier lebenden Geschlechter war, in den Hauptzügen aber schon den Typus der heutigen Menschheit trug.

Die Geologie behauptet ferner, dass auf diese Periode eine Zeit der Vergletscherung gefolgt sei, in welcher jene Tier- und Pflanzenwelt und vielleicht auch die ihr gleichzeitigen Menschen Europa's untergegangen seien, und welche mit einer allgemeinen, fast den ganzen Westen der alten Welt bedeckenden Flut geendigt habe, aus welcher schliesslich die Erde in ihrer heutigen Gestalt emporgestiegen sei. In dieser Epoche des Erdlebens wogte der Ozean über der ganzen grossen Fläche im Norden Afrika's, welche wir die Sahara nennen. Der Atlas bildete eine lang gestreckte Halbinsel, welche mit Spanien zusammenhing, wie Griechenland mit Kleinasien, wie Sicilien mit Italien, und England mit Frankreich. Das Klima war bis zum Mittelmeere hinab, das von Russland. Strenge Kälte herrschte den grössten Teil des Jahres in Europa.

Gletscher hoben sich von den Hochgebirgen herab und füllten die Täler der Vorberge. Waren Menschen hier übrig geblieben, etwa an geschützten Stellen, so lebten sie ein Leben wie die heutigen Eskimos. Unterdessen bereitete sich in Mittelasien der Gang der Geschichte vor.

Das Eis im Nordwesten der alten Welt schmolz in Folge einer Erdrevoluzion, die Fluten im Südwesten verliefen sich auf Grund von Hebungen und Senkungen, eine grosse Insel oder ein Archipel von vielen Eilanden zwischen Europa und Amerika verschwand. Der Norden von

Afrika tauchte auf, ebenso das Flachland im Norden und Süden der Alpen, und die Ebenen der Donau, Russland's und Westasiens. In das wieder bewohnbar gewordene Land, stiegen von den Gebirgen im fernen Osten neue Menschenschaaren herab, zuerst wie es scheint, in geringer Zahl, eine Rasse von wenig Begabung und Lebenskraft, die es nicht über den Zustand von Wilden brachte, nur Werkzeuge von Stein kannte und ein Jägerleben führte, dann Stämme, mit denen die Ansätze zu geschichtlichen Leben, Viehzucht, Ackerbau und die Entwicklung von Staaten begonnen.

Erst scheint sich Westasien mit ihnen gefüllt zu haben, dann nahmen Züge von ihnen Nordafrika, so weit es nicht Wüste war, in Besitz, während andere der Wandernden sich nach Europa wendeten.

Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

Den Bestrebungen der Palöologen und Archäologen also danken wir es, dass wir von einer uralten Zeit sprechen können, wo es noch keine Staaten gab, keine Völker, deren Namen uns überliefert worden, und zwar sprechen wir davon nicht in der Weise einer geschichtsfilosophischen Einleitung oder einer kulturgeschichtlichen Hypothese, sondern auf Grund von Dokumenten, welche nicht geschrieben und nicht in Stein oder Erztafeln eingegraben sind, sondern aufgefunden wurden in tiefen Erdschichten, auf dem Boden menschlicher Urheimat. Zu ernsten Nachdenken ermahnen uns diese schlichten Ueberreste menschlicher Spuren der Vorzeit und versetzen uns weit über Geschichte und Ueberlieferungen hinaus, möglichst nahe an die Wiege des Menschengeschlechtes.

Die bei diesen Ausgrabungen gefundenen Gegenstände, Ueberreste früherer Ansiedelungen, Gräber, Küchenabfälle, Speisereste, Werkzeuge des täglichen Gebrauches, Knochen von Thieren und Menschen, Geschirre aus Ton, Schmuck und Waffen aus Stein, Bronze und Eisen, liefern uns ein ausreichendes Material, um einen Einblick in den Gang der Kulturentwicklung der Menschheit zu gewinnen und Aufschlüsse über Zustände einer Zeitperiode zu erhalten, von der die Geschichtsschreiber früherer Zeit noch keine Ahnung besassen. Namentlich an zwei ältere Zeitgenossen vor uns, Thomsen in Dänemark und Nilson in Schweden, denen später sich ein deutscher Altertumsforscher Lisch in Schwerin anschloss, knüpft sich das grosse Verdienst, dass sie zuerst sichere Grundlagen für das

Wissen von der vorgeschichtlichen Vorzeit der Völker gelegt haben. Alle drei kamen jeder für sich zu dem gleichartigen Resultate, welches Thomsen am bestimmtesten ausgesprochen hatte, dass sowohl in den Gräbern, als in den übrigen Hinterlassenschaften der Vorzeit drei grosse Zeitabschnitte zu unterscheiden seien, nämlich: Zuerst ein langer Zeitraum, während dessen die Metalle noch unbekannt waren. Werkzeuge und Waffen wurden damals aus Stoffen, welche die Natur unmittelbar bot, aus Stein, Knochen und Holz gefertigt. Es ist dies eine primitive Kulturstufe, auf der wir noch heutzutage viele Völker des hohen Nordens, sowie im Süden antreffen, die aber nicht nothwendig eine gar so tiefe sein muss, denn die Erfindung der Metallbereitung setzt viel voraus und ist von mancherlei äusseren Umständen abhängig, auch entwickeln solche Völker eine unglaubliche Geschicklichkeit in Anwendung ihrer einfachen Werkzeuge. Diese Zeit, in der die Geräte und Waffen vorzugsweise aus Stein verfertigt wurden, nennt man das Steinalter.

Das Metall, welches zunächst auftritt, ist eine Komposizion von Kupfer und Zinn, die Bronze, aus welcher Metallmischung Geräte, Waffen und Schmucksachen gefertigt erscheinen. Die Periode dieser schon vorgerückten Entwicklung, in welcher die Bronze vorherrscht, wird das Bronzealter genannt. Endlich lernte man auch den Gebrauch des für alle Zwecke so überans nützlichen Eisens kennen.

Diese dritte Periode, in welcher der vorherrschende Gebrauch des Eisens ein wesentliches Merkmal bildet, bezeichnet man als das Eisenalter; sie geht unmittelbar in das Mittelalter über.

Diese drei Perioden: Steinalter, Bronzealter, Eisenalter bezeichnen allgemeine Kulturstufen, die an keinen bestimmten Volksstamm gebunden sind, auch nicht allen Völkern ohne Ausnahme und keineswegs gleichzeitig zukommen. Die einzelnen Völker machten diese Kulturperioden zu sehr verschiedenen Zeiten durch, und sie waren von ungleicher Dauer, je nach der angestammten Kulturfähigkeit, wie nach verschiedenen äusseren bildenden Einflüssen, als Klima, geografische Lage, Verkehr mit Andern, vorgeschrittenen Völker etc., denn „die Zivilisazion erreicht nicht überall gleichzeitig dieselbe Höhe, sie breitet sich von gewissen Mittelpunkten in immer grösseren Kreisen aus; manche Völker schwingen sich rasch auf, während andere in ihrer passiven Ruhe verharren und in Jahrhunderten kaum einen Schritt vorwärts machen."

So gelangte der Norden gewiss erst später zur Kenntniss der Metalle, als die begabten, in glücklichen, äusseren Verhältnissen

lebenden südlichen Kulturvölker. Griechenland stand zur Zeit Homers im Ende des Bronzealters; die Waffen der trojanischen Helden sind bei ihm noch vorherrschend von Erz, während Eisen noch unter die Schätze gerechnet wurde, mit denen sich Gefangene loskauften. Die germanischen Völker dagegen hatten noch zur Zeit des fränkischen Reiches im sechsten und siebenten Jahrhundert zum Teil Steinwaffen und das niederdeutsche Hildebrandslied, das noch heidnischen Ursprunges, aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert (in seiner jetzigen Fassung aus dem neunten) stammt, erwähnt noch der Steinäxte zum Kampf. Man kann im allgemeinen im Altertume annehmen, dass die Kulturbewegung von Süden und Osten gegen Norden und Westen vorschreitet.

Die Aufeinanderfolge der drei Epochen erklärt sich aus der Natur der Dinge:

Die Verarbeitung der Metalle erfordert schon vielerlei Kenntnisse und technische Fertigkeiten, bei deren Mangel die niedere Kultur auf den Gebrauch von Stein, Knochen, Holz angewiesen ist. Dass man eher Bronze als Eisen hatte, liegt wohl in dem Umstande, dass das Kupfer teils gediegen, teils wie auch das Zinn in Erzen von sehr auffälligen Aussehen vorkommt und leicht bei gewöhnlichem Feuer ohne besondere Vorrichtungen schmelzbar ist, während das Eisen zur Ausschmelzung aus seinen Erzen einer sehr hohen Temperatur, daher einer Gebläse-Vorrichtung bedarf und, um rein gewonnen zu werden, einen komplizirten hüttenmännischen Prozess erfordert. Auch mag hierbei massgebend sein, welche Art der Metallbereitung in der Heimat der Völker und bei den Nazionen, mit denen sie in Berührung kommen, üblich war.

Diese Aufeinanderfolge der drei Perioden wird aber direkt durch Funde konstatirt. So werden im nördlichen Deutschland und Dänemark Grabstätten angetroffen, die auf dem Boden Begräbnisse der Steinzeit (mit unverbrannten Leichen und Geräten aus Feuerstein) enthalten, darüber aber Urnen mit verbrannten Ueberresten, Waffen und Schmucksachen aus Bronze, woraus ersichtlich wird, dass die Gräber des Steinalters später, zu einer Zeit, da man die Bronze schon kannte, benützt wurden. Besonders deutlich stellt dieses Verhältnis ein Grabhügel zu Waldhausen bei Lübeck dar. Unter dem Gipfel fand man ein Grab aus der Eisenzeit, nämlich ein Skelet in freier Erde mit Töpfen und einem eisernen Gegenstand. Tiefer ungefähr in der Mitte zeigten sich drei Begräbnisse aus dem Bronzealter, bestehend in kleinen, aus Steinen zusammengesetzten Kisten,

deren jede eine Urne mit verbrannten Ueberresten nebst verschiedenen Schmucksachen und einem Messer aus Bronze enthielt. Endlich an der Basis des Hügels befand sich ein Grab aus dem Steinalter, aus grossen Blöcken zusammengesetzt, in demselben rohe Töpfe und Aexte aus Feuerstein. Offenbar hatten die ersten Einwohner hier ein Grab auf dem flachen Boden angelegt und dasselbe mit Erde bedeckt; auf diesem Hügel setzten spätere die verbrannten Ueberreste ihrer Angehörigen bei und bedeckten sie wieder mit Erde, wodurch sich die Höhe des Hügels verdoppelte. In demselben machte man dann in dem Eisenalter eine Grube zur Bestattung des Verstorbenen.

Einen noch schlagenderen Beweis gaben die Funde in den grossen dänischen und schleswigischen Torfmooren. Bei Untersuchung derselben ergab sich, dass Dänemark drei aufeinanderfolgende Vegetazionsperioden hatte. Zuerst breitete sich die Fichte überall aus, diese wurde von der Eiche verdrängt (und zwar von der Wintereiche, welche von der noch später vorkommenden Sommereiche verschieden ist), hierauf folgt die noch gegenwärtig und fast ausschliesslich herrschende Buche.

In den Waldmooren bilden diese drei Baumgattungen übereinanderliegende Schichten, aus denen die Vegetazions-Folge ersichtlich wird. Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, dass die drei Kulturepochen ziemlich genau mit diesen Vegetazionsperioden übereinstimmen. In der untersten Lage mit den Ueberresten der Fichte fanden sich nur Steinwerkzeuge, keine Metallgegenstände.

Das Steinalter fällt also in die Zeit der Fichte, und reicht noch in die Herrschaft der Eiche; letztere fällt aber noch mit dem Bronzealter zusammen, denn in den Eichenlagen kommen Bronzeobjekte häufig vor. Die ganze historische Zeit, das Eisenalter aber gehört ausschliesslich der Buchenvegetazion an. Die geschichtlichen Nachrichten erwähnen nur der Buche und des Eisens, die beiden älteren Epochen reichen also noch weiter zurück.

Ein übereinstimmendes Resultat ergab sich bei der Durchgrabung des von dem Flüsschen Tinière bei Villeneuve am Genfersee angeschwemmten Schotterkegels. Als man beim Eisenbahnbaue einen Einschnitt machte, stiess man in einer Tiefe von 4 Fuss unter der Oberfläche auf die Reste eines alten Bodens mit römischen Ziegeln und einer Münze aus der Kaiserzeit. Ungefähr 5 Fuss tiefer unter einer Lage von Schotter zeigte sich wieder eine Kulturschichte, in welcher ein Bronzeobjekt und Topf-Fragmente gefunden wurden;

in einer weiteren Tiefe von 8 Fuss, also 17 Fuss unter der Oberfläche eine dritte Lage mit sehr rohen Gefässscherben, Tierknochen und Holzkohlen. Dass die Objekte von Menschenhand an diese Stelle gebracht, und nicht etwa bei einer Ueberschwemmung durch den Wildbach hierher getragen wurden, geht aus der Schärfe der Kanten der Gefässfragmente hervor, ebenso zeigt die Erhaltung der Konchylien, dass die Schotterablagerung regelmässig und langsam, und nicht plötzlich durch Hochwässer vor sich gieng, daher einen sehr langen Zeitraum in Anspruch nahm.

Eine weitere Bestätigung geben auch die Pfahlbauten. Diese drei Epochen können jedoch nicht scharf abgegrenzt werden, sondern es findet wie überall in der Natur und in der geistigen Entwicklung ein allmähliger Uebergang statt, sie fliessen gewissermassen ineinander. Metallwerkzeuge blieben lange Zeit eine Seltenheit und waren immer kostspielig, daher man sich zu gewöhnlichen Zwecken noch lange nach der Bekanntschaft mit der Bronze steinerner Geräte bediente, deren Gebrauch, wie wir gesehen haben, sich bis gegen das Mittelalter zieht. Ebenso kommt Bronze neben Eisen vor und so lange man dieses noch nicht im grösseren Massstabe zu bereiten verstand, fertigte man nur die Klingen, selbst nur die Spitze oder die Schneide derselben aus Eisen, das übrige aus Bronze.

Das Steinalter.

Das Steinalter ist eine primitive Kulturstufe; mühsam muss der Mensch der rauhen Natur die Mittel zu seiner Existenz abringen, der scharfe Stein, das spitze Horn, der Knochensplitter, die Holzkeule bilden die einfachen Werkzeuge und Waffen, um sich den notwendigsten Lebensbedarf zu beschaffen; doch selbst mit diesen einfachen Mitteln ausgerüstet, sehen wir die Steinleute unserer Heimat nicht auf der Stufe eines Jäger- und Fischervolkes verbleiben, sondern durch Viehzucht und Ackerbau zu den Grundlagen einer höheren Zivilisazion vorschreiten. Die über ganz Mitteleuropa verbreitende Steinkultur umfasst einen sehr grossen Zeitraum und wir können in demselben zwei Perioden unterscheiden, von denen die erste, bezeichnet von äusserst rohen und unvollkommenen Steingeräten, die nur zugehauen, noch nicht zugeschliffen sind, einen gewissermassen primitiven Urzustand begreift und der ersten Bevölkerung zugeschrieben werden muss, die zweite als eine weitere

Entwicklung erscheint. Die Zeit der ungeschliffenen Steinwerkzeuge oder die erste Steinzeit zerlegt die neuere Wissenschaft in fünf Unterabteilungen: *a*) Zeit des Höhlenbären, *b*) des Mammuth, *c*) des Renntiers, *d*) des Auerochsen und *e*) der Kjökkenmöddings. Die zweite Steinzeit umfasst die Pfahlbautenperiode, die schon bis in die Bronzeperiode hineinreicht. Um die älteste Zeit der Herrschaft des Steines, welche Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung zurückreicht, richtig würdigen zu können, müssen die sehr auffallenden und merkwürdigen Umstände, unter denen die Ueberreste derselben gefunden wurden, in Betracht gezogen werden.

Zwischen Geologie und Archäologie besteht ein inniger Zusammenhang, indem sich aus geologischen Verhältnissen auf das Alter der Produkte menschlichen Kunstfleisses oder menschlicher Gebeine, nämlich nach den Schichten, in denen sie gefunden wurden und den sie begleitenden Tierüberresten schliessen lässt, beide Wissenschaften ergänzen sich hier, ihre Grenzen fliessen ineinander. Die neueren geologischen Forschungen haben gezeigt, dass unsere Erdoberfläche steten Schwankungen durch örtliche Hebungen und Senkungen unterworfen ist, die nicht nur eine verschiedene Gestaltung des Festlandes, sondern auch grosse Veränderung des Klimas bedingen. So gieng, wie bereits erwähnt, der jetzigen Bildung Europa's eine Zeit voraus, in der gewaltige Gletschermassen einen grossen Teil desselben bedeckten: man nennt diese auf die warme Terziärperiode folgende, unserer gegenwärtigen geologischen Epoche vorgehende, die Gletscher- oder Diluvialperiode oder die Eiszeit. Während dieser Zeit fanden viele geografische Veränderungen durch Hebung und Senkung einzelner Teile des europäischen Festlandes statt; in einem Teile dieser Periode, die jedenfalls sehr lange gedauert, war das Festland des nördlichen Europas viel höher gehoben, der Kontinent erstreckte sich bis zu den Shetlandsinseln, die Ost- und Nordsee waren grosse Ebenen, England hieng mit dem Kontinente zusammen, die Elbe und Themse flossen in den Rhein, der sich bei den Shetlandsinseln in das Meer ergoss. Das Klima war in dieser Zeit sehr kalt, die Gletscher zogen sich viel weiter herab als jetzt, was sich aus den wallförmigen Endmoränen, welche sie bei ihrem Rückgange zurückliessen, und aus einzelnen von Gletschern vorgeschobenen Blöcken erkennen lässt. Die Ausläufer der Alpen, der Schneeberg und Wechsel, die Karpathen waren mit Gletschern bedeckt; Mariazell liegt auf einer Ablagerung von Gletscherblöcken, der vordere Gosausee wird von einer Endmoräne

des Dachstein-Gletschers begrenzt. Die Säugetier-Fauna dieser kalten Periode bestand teils aus jetzt noch im hohen Norden und auf den Alpen lebenden Arten, teils aus ausgestorbenen. Die für die Diluvialzeit in unseren Gegenden besonders charakteristischen Tiere sind: das Mammuth, ein Elephant mit dickem Pelz, der auch noch in Sibirien, oft noch ganz erhalten, im Eise eingeschlossen gefunden wird, das zweihörnige wollige Rhinozeros mit geteilter Nase, das Renntier, der Auerochs, der Moschusochse; von Raubtieren: der Höhlenbär, der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, der Höhlentiger.

Man findet die Ueberreste dieser Tiere teils in Lagen von Diluvialschotter, der die jetzigen und ehemaligen Flusstäler oft bis zu bedeutender Höhe an den sie begrenzenden Hügeln hinauf bedeckt, und in dem ungeschichteten Diluviallehm oder Löss (von den Ziegelschlägern leichter Grund genannt), wie namentlich an der Donau (z. B. bei Krems, Nussdorf) und am Rhein, teils, besonders die Knochen der Raubtiere, in Höhlen. In denselben unberührten Lagen und zusammen mit den Knochen der Tiere der Diluvialzeit hat man aber auch Ueberreste menschlicher Tätigkeit gefunden, nämlich Steinwerkzeuge und Waffen der einfachsten Art, Keile, Pfeil- und Speerspitzen, Wurfsteine und Schneidewerkzeuge, blos roh zugehauen, welche bezeugen, dass der Mensch gleichzeitig mit den grossen ausgestorbenen Säugetieren, also schon in der Gletscherperiode, somit in einer der gegenwärtigen geologischen Epoche vorhergehenden in Mitteleuropa gelebt habe. Die erste Entdeckung dieser Art rief lebhaften Streit und viel Bedenken in der wissenschaftlichen Welt hervor, und mit Recht gieng man nur mit äusserster Vorsicht daran, so auffallende Vorkommnisse, welche das Alter des Menschen weit über alle Annahme hinaufrücken, als beweiskräftige Tatsachen anzusehen und einen Schluss darauf zu bauen. Eine Anzahl namhafter französischer und englischer Geologen und Archäologen hat aber diese überaus merkwürdige Erscheinung mit solchem Eifer verfolgt und die Funde mit einer solchen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit untersucht, dass bereits eine Reihe übereinstimmender Ergebnisse vorliegt.

Als Resultat aller Forschungen stellte sich heraus: 1. dass die Instrumente aus Feuerstein in ein und derselben Schichte mit den Ueberresten der ausgestorbenen Säugetiere der Diluvialzeit vorkommen; 2. dass sie mit der Ablagerung und mit den Tierresten gleichzeitig seien, denn das Bett, in dem beide eingelagert

sind, ist ungestört, daher an ein Versinken aus einer oberen Schichte durch Risse oder künstliche Grabungen bei der Natur der Lagen nicht zu denken ist. Niemals traf man die Reste einer späteren Kultur mit denen der Diluvialperiode vermengt; zu St. Acheul befindet sich die Schotterschichte mit den primitiven Feuersteinwerkzeugen gerade unter einem gallo-römischen Friedhofe, in dem Stein- und Holzsärge, Eisengegenstände, Töpfe und römische Münzen gefunden werden; er reicht aber nur in die Lehmschichte, und erst in bedeutender Tiefe unter dieser liegen die Ueberreste jener weit älteren Zeit. Endlich untersuchte der ausgezeichnete Geologe Ch. Lyell, eine der anerkanntesten Autoritäten, wiederholt die Diluvialbänke im Tale der Somme und sprach sich unbedingt für die Gleichzeitigkeit der Ueberreste der ausgestorbenen Tiere der Diluvialzeit und der Steinobjekte, daher für die Coexistenz des Menschen und jener Tiere aus. Die Lager bei Abbeville und St. Acheul sind nunmehr in einer Ausdehnung von mehr als fünf deutschen Meilen durchgeforscht, wobei weit über tausend Steingeräte der Diluvialperiode gefunden wurden. *)

Diese Steinwerkzeuge, meist aus Feuerstein gefertigt, sind äusserst roh gearbeitet und erhielten blos durch Schlagen, also durch Absplitterung ihre einfache Form; es bedurfte einer genauern Untersuchung um mit Sicherheit festzustellen, dass sie wirklich von Menschenhand zugerichtet und zu bestimmten Zwecken angefertigt wurden, nicht aber durch Naturereignisse, nämlich durch Reibung und Stoss an andern Steinen bei der Bewegung des Wassers ihre Gestalt erhielten. Allein die ausgeprägte Form, die regelmässige simetrische Kontur, die gleichmässige übereinstimmende Gestalt vieler kann nur Produkt menschlicher Hand, mit Ueberlegung geführter Schläge sein, und bekundet ein sistematisches Vorgehen, eine absichtliche Formgebung. Die wohl gearbeiteten Waffen und

*) Abbé Bourgeois und Delaunay fanden 1867 in den Miokänschichten von Maine-Loire und Loire-Cher bearbeitete Knochen von Halitherium mit deutlichen Einschnitten von Feuersteinmessern und viele zugeschlagene und geschärfte Feuersteine, noch plumper als die von Abbeville. Diese Funde führten darnach die Existenz des Menschen noch gewaltig weit über die jüngern Gesteinsschichten hinaus. Der Mensch lebte dann unter einer ganz anderen Tier- und Pflanzenwelt als bis dahin die kühnsten Forscher annahmen, nämlich in der Mitte der Terziärperiode, zugleich mit dem Dinotherium und dem grossen Affen Dryopithecus Fontani, der eben so gross, aber viel menschenähnlicher, als der Gorilla sein soll, wie aus den Resten desselben in den Miokänschichten zu St. Gaudan geschlossen wird.

Werkzeuge der späteren Steinzeit, wie sie in den Gräbern Deutschlands und Dänemarks so häufig gefunden werden, erschienen nach demselben Prinzip zugerichtet, nur kunstvoller und sind als Vervollkommnung jener primitiven Steingeräte anzusehen.

Funde des Steinzeitalters.

Die erste Entdeckung von Feuersteingeräten im Diluvium machte Boucher de Perthes im Tale der Somme bei Abbeville und Amiens im nördlichen Frankreich 1847. Aehnliche Funde erfolgten bei Amiens 1853 durch Bigollot, 1858 durch Geoffroy St. Hilaire, Vibray und am eingehendsten waren die Untersuchungen von den beiden anerkannten und gewissenhaften Forschern M. Prestwich und J. Evans.

Auch bei Clermont, bei Paris, zu Hoxne in Suffolk, in der Grafschaft Kent, auf der Insel Sheppey fanden die letzteren Forscher Ueberreste ausgestorbener Dickhäuter mit Steinwerkzeugen unter Umständen, welche ihre Gleichzeitigkeit nicht bezweifeln lassen.

Eine zweite nicht minder wichtige Gattung von Fundorten der Ueberreste dieser ältesten Periode sind die Gebirgshöhlen. Solche Höhlen dienten oft in sehr verschiedenen Zeiten selbst bis in unsere Tage als Zufluchtsstätten bei feindlichen Einfällen oder Elementarereignissen als Wohnungen, selbst als Begräbnisstätten. Genaue Untersuchungen mehrerer solcher Höhlen haben nun Verhältnisse nachgewiesen, die gleichfalls für die Gleichzeitigkeit der darin gefundenen menschlichen Gebeine und Geräte mit den dabei befindlichen Knochen von Tieren der Diluvialperiode sprechen. Schon Tournal behauptete, vor ungefähr 40 Jahren zufolge solcher Vorkommnisse die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Renntier in unseren Gegenden, nach ihm Christol 1829 nach Funden in den Höhlen von Hard.

Einige Jahre später fand Dr. Schmerling in Höhlen bei Lüttich Gebeine und Schädel von Menschen in Tropfsteingebilden und in Lehm, mit Resten von Mammuth, Höhlenbären und anderen ausgestorbenen Tieren zu einer dichten Masse verbunden, mitten darunter auch Pfeilspitzen von Stein, Gegenstände aus abgeschliffenen Knochen und Hirschgeweihen u. dgl. In der Brixhamhöhle kamen Steinwerkzeuge unter dem intakten Tropfsteinboden mit den Gebeinen des Höhlenbären vor. .

Die wichtigste Entdeckung aber ist die, welche der gelehrte Forscher Lartet machte. Bei Aurignac, im französischen Departement der Ober-Garonne, fanden sich bei Eröffnung einer Höhle *) eine Menge Menschenknochen, Zähne urweltlicher Tiere, Waffen und Geräte aus Stein, und 18 aus Muscheln gearbeitete, in der Mitte durchbohrte Scheibchen, die zu einem Arm- oder Halsband gehört zu haben scheinen. Ein Teil der Knochen zeigte sich mit dem Gestein verbunden. Auseinander gebrochene, gespaltene, und selbst angebrannte Knochen ausgestorbener Tierarten lagen in der Höhle unter festgestampfter Erde; man konnte erkennen, dass wilde Tiere nie ihr Lager in der Höhle gehabt. Ausserhalb der Höhle fanden sich: eine schwärzliche Schichte aus Asche und Kohle gebildet, dann die Spur eines Feuerherdes, endlich Elefantenzähne und von denselben losgelöste flache Stücke, sowie ein Steinhammer zur Bearbeitung der Steinmesser.

Nach allen Verhältnissen des Fundes hält Lartet die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den Tieren der Diluvialperiode für unzweifelhaft, da die Knochen der letzteren so deutliche Spuren menschlicher Hand an sich tragen. Die chemische Untersuchung eines menschlichen Gebeines und der Tierknochen, führte zu demselben Resultat.

Eine durch Ueberreste erwiesene Renntierzeit im Westen unseres Erdteils, namentlich in Frankreich, hat sich, wie besonders neuere Funde bei Schussenried in der Gegend von Ravensburg zeigen, auch über einen Teil von Deutschland erstreckt, wo das Eis zur Gletscherzeit sich nördlich der Alpen bis zur Donau, eben so wie südlich bis zum Po vorschob.

Bei Schussenried fand man unter einer Dammerde-Ablagerung von 3 Fuss Mächtigkeit eine Torfschichte von 4, und unter dieser eine Kalktufflagerung von 6 Fuss, und in der letzten, unter schwarzem Moder, Knochen von Renn- und anderen jetzt nur noch im Norden zu findenden Tieren, wie Vielfrass und Eisfuchs, und dabei eine Menge zerbrochener Instrumente, ihrer Bearbeitung nach den zur Renntierzeit in Frankreich üblichen entsprechend.

---

*) Es war eine Begräbnisshöhle, durch eine Steinplatte geschützt, mit 17 Skeleten jedes Alters, einer kleinen Menschenrasse angehörig, die aber leider vor der nähern Untersuchung zerstreut wurden. Unter den Knochen ausgestorbener Tiere fand man unabgenagte, beim Begräbnisschmaus den Leichen beigelegt, um ihnen zur Nahrung auf die Reise in die andere Welt zu dienen.

Die Entdeckungen aus der Steinzeit dehnen sich übrigens bereits sehr weit aus. Selbst tief unter den Trümmern von Ninive und in den Anschwemmungen des Nil hat man Geräte mancherlei Art aus dieser weit entfernten Periode aufgefunden; desgleichen in Assam in Hinterindien. So scheint es denn, dass alle alten Völker eine Steinperiode durchzumachen hatten.

Urzeitliche Waffen aus Stein sind, seitdem man dem Gegenstande Aufmerksamkeit zuwendet, in den verschiedensten Gegenden und Ländern aufgefunden worden: so in Schuylkill River (Pennsylvanien); in Oregon, Illinois und Ohio.

Bei dem Kongress für Urgeschichte 1868 wurden solche Steinwaffen aus Grönland und vom Kap, aus Aegypten, Indien, China und Japan zur Vorlage gebracht. Es kann somit kein Zweifel bestehen, dass diese Anfangsperiode der Kultur über alle Teile der Erde verbreitet war.

Die Menschen des Steinzeitalters.

Welcher Rasse oder welchem Volksstamme die Menschen der Steinperiode angehörten, ist noch fraglich.

Aus den bisherigen Forschungen geht hervor, dass verschiedene Stämme sich über Europa ausgebreitet hatten.

Der im Neanderthale bei Eberfeld ausgegrabene Schädel, so wie der bei Plan in Mecklenburg aufgefundene, zeichnet sich durch ungemein niedrige Stirne, abgeplatteten langen Oberkopf und sehr starke vorstehende Augenbrauenknochen aus, eine Bildung, welche diesen Menschen ein wildes und abstossendes Ansehen verliehen haben muss. Die Schädel der nordischen Steingräber sind klein, rund, mit hervorragenden Augenknochen (Brachykephalen), einem kleinen Menschenschlage angehörend, vielleicht einer finnisch-tschudischen Bevölkerung, von der die Lappen, welche ähnliche Kopfbildung haben, die Ueberreste sein sollen.

Die Schädel der Steingräber in Deutschland und den westlichen Ländern sind wieder von anderer Bildung und scheinen ganz andern Stämmen anzugehören. Manche halten sie für Iberer, ein Volk, welches früh bis nach Spanien vordrang, dessen letzte Nachkommen in den Basken, den Bewohnern der Pyrenäen leben.

Der Mensch der ersten Steinzeit war gewiss noch vollkommen wild, von einer häuslichen Industrie hinterlies er keine Spur. Der Mensch der Renntierzeit wird bereits zum Jäger, aber er jagt nur

das Renntier; von Domestizität desselben ist noch keine Rede, doch benützt er die gemachte Jagdbeute sehr mannigfach. Er vervielfältigt seine Waffen und Geräte, indem er das Renntierhorn so viel als tunlich verwertet. Wahrscheinlich fertigte er sich mit Hilfe der Knochennadel aus getrockneten Fellen Kleider und brannte Topfgeschirre aus Ton.

In der jüngsten Steinzeit (der Periode der Kjökkenmöddings) wird der wilde Jäger bereits zum Nomaden, denn er hat den Hund und mit Hilfe dieses seines ersten Haustieres treibt er seine Renntiere oder Rinderherden an das Ufer der Ostsee, fischt gleichzeitig Austern, andere Muscheln und Fische, und gewinnt aus dem Gürteltang Soda. Zur Pfahlbausteinzeit aber ist er bereits Ackerbauer.

Die Wohnungen der Steinmenschen waren ohne Zweifel höchst einfach, wahrscheinlich Erdhöhlen, oder aus Holz, Tierfellen und Binsen gefertigte Hütten. Feuer schafften sie sich vielleicht durch das Reiben zweier Hölzer.

Zum Fällen der Bäume bedienten sie sich des Feuers, indem mit der Steinaxt eine Höhlung in den Stamm gemacht wurde, in welche man so lange Kohlen legte, bis der Baum abgesengt war. In den nördlichen Torfmooren hat man Holzstämme getroffen, welche auf diese Art gefällt zu sein scheinen.

Jedes Volk, selbst das wildeste, hat den Trieb, sich durch Schmuck zu verschönern; so finden wir auch im Steinalter einen primitiven Schmuck, bestehend aus perlenartig durchbohrten Steinen und aus Stückchen von Bernstein, die entweder, namentlich die grösseren, in ihrer natürlichen Gestalt gelassen, oder abgerundet wurden; auch Tierknochen wurden zu Perlen und Knöpfen gebraucht.

Wir sehen somit die Steinleute schon im bedeutenden Besitz technischer Fertigkeiten.

Pfahlbauten.

Mit der sicheren Ermittlung der diluvialen Existenz des Menschen waren aber noch andere Entdeckungen gemacht worden, welche gleichfalls den Blick in die vorhistorische Zeit eröffneten und über die Urbevölkerung unserer Gegenden Aufschlüsse brachten. Die Pfahlbauten wurden aufgefunden und schnell einer gründlichen Untersuchung unterworfen.

Im Winter von 1853 auf 1854 veranlasste das ungewöhnliche Sinken des Zürcher See's bei dem Dorfe Meilen die Ausführung gewisser Uferbauten. Man trug eine 2 Fuss dicke Schlammschicht

und die $2^1/_2$' starke Lage torfartiger Humuserde unter derselben ab, und entblösste dann ein Schicht mit Laub, Gras, Stroh, Binsen, vielen Knochen und sonderbar geformten Steinen, und mit ganzen Reihen fussdicker senkrecht eingerammter Baumpfähle. Professor Dr. Keller aus Zürich erkannte darin sogleich den Grundbau einer grossen Ansiedelung, und es wurden alsbald solche noch an andern Orten im Züricher See aufgefunden. Die Entdeckung erregte allgemeines Aufsehen, und wo Pfähle in den Schweizerseen bekannt und steinerne Geräte früher schon gesammelt waren, führten neue Nachforschungen auf Pfahlbauten. Man fand dieselben im Bieler- und Bodensee, im Neuenburger und Genfer und vielen andern Schweizer Seen, so dass in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren mehr denn zweihundert Pfahldörfer allein in der Schweiz nachgewiesen waren. Das reichliche Vorkommen der gesammelten Gegenstände, sowie die Dicke der sie einschliessenden Schichte sprachen genügend dafür, dass diese Niederlassungen bleibende waren. Auch in den italienischen, bairischen, österreichischen, in den mecklenburgischen und schleswig'schen Seen und in andern Ländern Europa's wurden dieselben Pfahlbauten aufgefunden und dadurch eine weit verbreitete Kultur ermittelt, die vorher kaum geahnt werden konnte.

Schon Herodot erzählt von den Päoniern, dass sie ihre Wohnungen im See Prasias auf eingerammten Pfählen erbauten und dieselben durch eine schmale Brücke mit dem Ufer verbanden, um sich gegen feindliche Ueberfälle zu sichern. Dieser Art waren nun auch die neuentdeckten Pfahlbauten. Von ihrem Umfange gibt die Ansiedelung bei Wangen im Zürcher See ein Bild, wo an 40,000 Pfähle gezählt wurden, bei Robenhausen sogar 100,000, doch kommen auch isolirte Anlagen mit nur einem Dutzend Pfählen vor. Dieselben bestehen aus Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Tannen und anderen Stämmen, sind roh oder etwas bearbeitet, unten zugespitzt und verkohlt gegen Fäulniss, und gegen drei bis sechs Fuss tief in parallelen Reihen geordnet oder unregelmässig gestellt, eingerammt. Ihre Köpfe waren durch Rundstämme oder Bohlen verbunden, und diese bildeten den Boden der Hütte, der wahrscheinlich nur an der Feuerstelle mit Estrich oder Lehmaufschlag belegt war. Seewärts schützte ein Weidengeflecht die Pfähle gegen den Anprall der Wellen, seitwärts aber war der Zugang für die Kähne und jedenfalls auch für die Fische frei.

Andere Pfahldörfer waren auf Backwerk errichtet, d. h. auf verschiedenen übereinander liegenden und mit Steinen belasteten

Flössen, die durch senkrechte Pfähle festgehalten wurden, noch andere, auf aufgehäuften Steinen. Die Hütten selbst waren viereckig aus Flechtwerk mit Lehm, Stroh, Laub u. dgl. aufgeführt, mit Dach aus Rinde, Schilf oder Stroh. Möbeln sind nirgends gefunden worden, meist aber Sandsteinplatten, die als Feuerherd dienten. Im Boden war eine Oeffnung, durch welche alle Abfälle in den See geworfen wurden. Die Pflanzen und Tiere waren zur Zeit der Pfahlbauten schon dieselben, welche noch heute im mittleren Europa leben. Als Kulturpflanzen wurden gebaut Weizen, Emmer, zwei- und sechszeilige Gerste, Flachs, Hirse, Erbsen und Bohnen, von Früchten und Obst finden sich vor: Holzäpfel und Holzbirnen, Pimpernuss, Haselnuss (sehr viel), Schlehen, Himbeeren, Erdbeeren, Eicheln, Buchnüsse, Kiefer- und Fenchelsamen. Hiernach scheinen die Pfahlbauern nicht vorherrschend von Ackerbau und Pflanzenkost gelebt zu haben und die Ueberreste von Tieren in ihren Abfällen bestätigen, dass sie vorwiegend Fleisch assen. Ihre Haustiere waren Schweine, Rind, Ziege, Hund, Pferd, Schaf und Esel, die aber nirgends alle zusammengehalten wurden. Das Rind hatten sie zu allen Zeiten schon in zwei Arten oder Rassen, nächst diesem am häufigsten das Schwein. Der Hund war eine zwischen Jagdhund und Dachsschliefer in der Mitte stehende Art. Pferdeknochen kommen nur bearbeitet vor. Unter den Jagdtieren stand der Edelhirsch obenan, denn seine Knochen finden sich fuhrweise, von riesiger Grösse gegen den heutigen, viel seltener erscheint das Reh und ein grosser Urochs, dann das Elenn und das Wildschwein. Mäuse und Katzen fehlen, dagegen bevölkerten die Schweiz der Bär, Biber, Dachs, Wolf, Fuchs, Luchs, Wildkatze, Gemse, Steinbock, Marder, Iltis, Wiesel; von Vögeln: Stein- und Fischadler, Habicht, Eule, Singschwan, Schneegans, Wildente, Blässente, Haselhuhn, Möve, Taube, Reiher, Storch, aber nicht unser Haushuhn; von Fischen: Hecht, Lachs, Karpfen, Weissfisch, auch noch Schildkröten und Wasserfrösche.

Den Aufschluss über die Kultur der Pfahlbauern geben die zahlreich vorkommenden Gerätschaften, nach denen man, ganz wie im europäischen Norden, drei Perioden der Entwicklung, die Stein-, Bronze- und Eisenperiode unterscheidet. Die ältesten Pfahlbauern verarbeiteten nur Stein, Holz, Knochen, Geweihe, Ton, Erdpech, Bast und Fasern.

Der Feuerstein lieferte die meisten und wichtigsten Gerätschaften, und da derselbe in der Schweiz, ausser im Jura, nicht vorkömmt, so wurde er wahrscheinlich auf dem Wege des Tausch-

handels aus Frankreich bezogen. Aus Serpentin wurden Aexte und Hämmer, aus dem Marmor und Granit Kornquetscher gefertigt, der Sandstein zum schleifen und schärfen benützt. Unter den Hölzern stand das jetzt seltene Taxus als das härteste obenan; Gefässe und Geschirre waren aus Ahorn, andere aus Eichenholz. Auch Knochen wurden vielfach verwendet, grosse Schulterblätter als Spaten, Vogelknochen zu Nadeln, die Hauer des wilden Eber zu Messern und Löffeln, die Hirschgeweihe zu Hacken, Hauen und verschiedenen Waffen. Gefässe fertigte man aus Ton, anfangs mit Sand gemischt und ungebrannt, bald aber gereinigt, geschlemmt und gebrannt, Stricke und Geflechte aus Lindenbast und Weiden, Gewebe aus Flachs. Zinn und Kupfer wurden wahrscheinlich aus Frankreich eingeführt und verdrängten den Feuerstein, machten aber später dem Eisen Platz, das vielleicht gleichzeitig durch den Verkehr mit Süddeutschen und mit Römern bekannt geworden ist. Wie im Material, so noch mehr in der Form und Bearbeitung der Geräte, machte sich ein wesentlicher Fortschritt mit der Zeit bemerklich. Die stumpfen Steinbeile von der uralten Form, sind durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien dieselben, ebenso Sägen von Feuerstein, ferner Beil und Hammer vereint aus Serpentinstein, Aexte aus Quarz, hölzerne Anker, Feldhacken aus Hirschhorn, biegsame Ruten mit vielen Knorren als Dreschflegel. In der Bronzezeit wurden Beile, Messer, Hämmer, Angeln, Sensen und Sicheln in verschiedener und selbst kunstvoller Form gegossen. Mehr noch bekunden den Fortschritt die Waffen und ganz besonders die Tongeschirre, welche ungebrannt ohne alle Verzierung beginnen, dann gebrannt werden, und die verschiedensten Formen, je nach den Zwecken und Verzierungen erhalten.

Die aufgefundenen Gewebe beweisen, dass die Pfahlbauern schon spannen und webten, vorher aber blos flochten. Die einfachen Apparate dazu fehlen nicht, und ein Züricher Bandweber hat nach ihnen den Webstuhl construirt, mit welchem man alle Gewebe jener Zeit ohne Schwierigkeit herstellen kann.

Als Schmucksachen dienten durchbohrte Steinchen und zierliche Versteinerungen, später Glasflüsse, in der Bronzezeit lange Haarnadeln mit Köpfen. Aus all' diesen verschiedenen Funden in den Pfahldörfern geht unzweifelhaft hervor, dass lange vor der Geschichte, Europa von einem Volke bewohnt war, welches die tiefste Stufe der Kultur schon lange hinter sich hatte, Ackerbau, Gewerbe und Handel trieb, sehr arbeitsam und fleissig war. Es kleidete sich anfangs in

rohe Tierfelle, verarbeitete dieselben dann zu Leder, und fertigte linnene Gewebe, aber brachte es nicht bis zu wollenen Stoffen; es nährte sich von rohem und gekochtem Fleische, von Milch, nach einigen Gerätschaften zu schliessen, auch von Butter und Käse, zerquetschte das Getreide zu Schrot und buk Brot, heimste Fruchtvorräte für den Winter ein, beackerte den Boden, hielt kleine Viehherden, angelte Fische, trieb lebhaften Tauschhandel mit fernen Völkern u. dgl.

Ueber den Untergang der Pfahldörfer lassen sich nur Vermutungen, zum Teile aber tatsächlich begründete aufstellen. Mehrere sind gewiss durch Feuersbrünste zerstört, andere freiwillig verlassen worden. Die fortschreitende Kultur machte den Aufenthalt auf dem Wasser unerträglich, und das Verschwinden der reissenden Tiere, die Ansiedelung auf dem Lande sicherer. Als die Römer in die Schweiz und nach Deutschland kamen, waren die Pfahldörfer schon verschwunden. Das Alter der Pfahlbauten wird je nach den verschiedenen, ohne Ausnahme aber sehr unbestimmten Grundlagen überaus verschieden berechnet.

In dem Eisenbahndurchschnitte bei Villeneuve, z. B. schien jede Periode, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit durch je eine besondere Schichte dargestellt und ermittelte Morlot durch vergleichende Schlüsse aus deren Mächtigkeit das Alter der Steinzeit auf sieben, das der Bronzezeit auf vier Jahrtausende. Die Anschwemmungen am Bieler See, welche die Steinzeit decken, erforderten, wenn sie nicht schneller als in diesem Jahrhundert erfolgten, einen Zeitraum von 6750 Jahren, wogegen die gleichen Untersuchungen Heers nur auf 2000 Jahre vor Christus zurückweisen. Plinius, der am Comersee ein Landhaus hatte und in unmittelbarer Nähe Pfahlbauten, gedenkt derselben mit keinem Wort, sie existirten also damals nicht mehr und waren auch schon gänzlich in Vergessenheit geraten, andernfalls wären sie von römischen Schriftstellern erwähnt worden. Der aus Pflanzen und Tieren gewonnene Anhalt erscheint noch unbestimmter. Erstere kommen sämmtlich noch jetzt in den nämlichen Gegenden vor, wenn einzelne auch nicht mehr in unmittelbarer Nähe; von Tieren ist nur der Urochs verschwunden, der aber schon damals ziemlich selten gewesen zu sein scheint.

Die Pfahlbautenperiode geht bereits in die Bronzezeit über, welche etwa um 2000 vor unserer Zeitrechnung beginnt und durch die Eisenzeit in die historische fortsetzt. Die Menschen der Pfahl-

bautenperiode scheinen mit den später gekommenen Kelten, welche das Erz (Bronze) in das Land brachten, verschmolzen zu sein und waren, wie die Griffe der Waffen, die Armringe und so ziemlich alle Gerätschaften beweisen, merklich kleiner und schmächtiger als die jetzige Generazion.

Kjökkenmöddings.

Es ist ein eigentümlicher Umstand, dass besonders viele Ueberreste der Mahlzeiten der Völker aus der Steinperiode erhalten sind. Dieser Umstand ist nicht ohne Wert, denn in dem, was ein Volk zu seinem Lebensunterhalte gebraucht und sich beischafft, spiegelt sich ebenfalls seine Kulturstufe ab. Von grossem Interesse sind in dieser Beziehung die sogenannten Kjökkenmöddings, zu deutsch Küchenmoder oder Küchenabfälle, riesige Haufen von Austernschalen, Tierknochen, Abfällen mit Kohlen, Topfscherben und verschiedenen Steinartefakten vermischt, welche auf den Inseln des dänischen Archipelagus, auf Seeland, besonders längs den Isefjord, auf Fyen, Möen, Samsoe und in Jütland, an beiläufig sechzig Stellen aufgefunden wurden. Sie ziehen sich längs des Meeresstrandes hin in einer Mächtigkeit von 3—5 Fuss, lange Strecken von tausend Fuss und darüber bedeckend, bei einer Breite von 150—200 Fuss, ungleichförmig aufgehäuft. Die Wälle schliessen manchmal leere Räume ein, auf denen die Hütten der Bewohner gestanden haben mögen. Die Hauptmasse bilden Austernschalen und einige andere Muschelgattungen. Man hielt dic Haufen für früher eingegangene Austernbänke, allein der Umstand, dass nur ausgewachsene Individuen von Austern vorkommen, die zahlreichen Ueberreste von anderen Tieren, Asche und Kohlen, sogar gepflasterte Feuerstellen, die Topfscherben und Geräte von Stein lassen sich unstreitbar als die Mahlreste lange hier sesshafter Ansiedler der Steinperiode erkennen. Ausser den Konchylien, welche die Hauptnahrung bildeten, und Fischgräten (von Häring, Dorsch, Aal) finden sich zahlreiche Knochen von wild lebenden Tieren, vom Edelhirsch, Reh, Wildschwein, Auerochs, Biber, Robbe, Wolf, Fuchs, Wildkatze, Marder, Otter; von Wildenten, Wildgänsen und andern Wasservögeln. Merkwürdig ist das vorkommen des jetzt ausgestorbenen Pinguins und des Auerhahnes. Da letzterer an die Nadelholz-Vegetazion gebunden ist, so geht aus dem vorkommen seiner Knochen in den

Kjökkenmöddings hervor, dass diese der Periode angehören, in welcher Dänemark noch Fichtenwälder hatte, die später von der Eiche und Buche verdrängt wurden, wo dann auch der Auerhahn verschwand. Die Ansiedler scheinen blos von Fischfang und Jagd gelebt zu haben, denn von Haustieren findet sich ausser dem Hund, der auch gegessen worden zu sein scheint, keine Spur, ebenso wenig von Getreide. Sie müssen in offenen Kähnen in's offene Meer gefahren sein, weil Ueberreste verschiedener Tiefseefische vorkommen. Die Werkzeuge aus Feuerstein sind höchst einfach, blos zugehauen, ohne Schliff, in Form von rohen Beilen, Meisseln und Messern; freilich dürften nur die schlechtesten und unbrauchbarsten unter den Abfall geworfen sein. Der Ton der dicken, aus freier Hand gearbeiteten Gefässe ist mit scharfen Sand aus zerstossenem Granit (nicht mit Strandsand) gemengt. Auch hier ist, wie in den Höhlen und Pfahlbauten der Umstand bemerkt worden, dass sämmtliche Markröhrenknochen der Länge nach gespalten sind; das warme Mark der Tiere galt wahrscheinlich, wie bei den Lappen und Grönländern, für eine Delikatesse. Eine grosse Menge ausgelaugter Asche scheint anzudeuten, dass man sich der Meeresalgen zur Gewinnung von Kochsalz, durch begiessen derselben mit Seewasser und abdampfen, bediente. Ueber die Zeit, in welcher die grossen Haufen von Knochenabfällen bestanden, lässt sich nichts bestimmtes sagen; nach der Fauna gehören sie jedenfalls in eine weit jüngere Zeit, als die in den Diluvialschichten gefundenen Gegenstände und so ziemlich in dieselbe Periode wie die Pfahlbauten. Man hat sie zwar wegen des Mangels der Haustiere und wegen der grösseren Unvollkommenheit der Artenfakte für älter angenommen, es ist jedoch fraglich, ob diese beiden Umstände nicht auf Rechnung des kälteren Klimas und einer geringeren Bildungsstufe der mit ungünstigeren Verhältnissen kämpfenden nördlichen Stämme zu setzen sind. Sicher ist, dass die Kjökkenmöddings dieser Gegend der eigentlichen Steinperiode angehören. Menschenknochen finden sich in den Kjökkenmöddings nicht, auch in den Pfahlbauten kommen sie nur ganz vereinzelt vor; die Begräbnisstätten sind daher im Lande zu suchen.

Gräber der Steinzeit finden sich im nördlichen Deutschland, in ganz Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, in Nord- und West-Frankreich, sowie im westlichen Teile Südfrankreichs bis nach Spanien in grosser Anzahl erhalten. In Deutschland heissen sie

Hünengräber, in Dänemark Steendysser, in England Cromlechs, in Frankreich Dolmens oder Grottes aux fées.

Die Hünengräber oder Hünenbetten sind von zweierlei Art. Die ersten bilden kleine von Steinen umstellte Hügel, auf denen sich Kammern aus grossen Steinblöcken gefügt erheben. Die zweite Gattung von Gräbern sind die sogenannten Jettenstuben (d. i. Riesenstuben), grössere 3—4 Klafter lange, halb so breite mit einem Zugange aus Steinen versehene Kammern in spitzen Erdhügeln, wahrscheinlich die Begräbnisse der vornehmeren. Die todten wurden in den älteren Steinkammern meist in hockender Stellung beigesetzt, oft mehrere in einer. Man gab ihnen ihre Waffen (aus Stein, Horn, Holz), Töpfe und sonstige Geräte nach uraltem Glauben zum Gebrauch im jenseitigen Leben mit. Die Decksteine der Grabkammern sind meist ungeheure, oft ganz glatt zubehauene Monolithe. Auch aus diesen so mühsam ausgeführten und in erheblicher Anzal beisammen befindlichen Gräbern erhellt gleichfalls, dass die Steinvölker der späteren Periode bereits feste bleibende Wohnsitze hatten.

In Deutschland finden sich neben begrabenen Leichen auch verbrannte, in Dänemark hingegen herrscht während der Steinperiode ausschliesslich die Sitte der Bestattung ohne Verbrennung. Steingräber finden sich in grosser Zahl auch ausserhalb Europa, besonders in Algerien und Marokko, in den Küstenländern Nord-Afrika's und in Aegypten.

Bronzezeit.

Es liegt auf der Hand, dass der menschliche Geist mächtige Fortschritte in der Beherrschung der Natur gemacht haben musste, um von der Bearbeitung des Ton's, der Geweihe und Knochen von Tieren, des Holzes und des Steines bis zur Bearbeitung der Metalle zu gelangen. Noch heutigen Tages gibt es wilde und rohe Völkerschaften, welche diese Kunst weder üben noch kennen, noch, soweit wir zu beurteilen im Stande sind, jemals gekannt haben. Die Beschreibung, welche der berühmte Weltumsegler Kapitän Cook (1769) von dem Zustande gewisser wilder Stämme in Neuseeland entwarf, ist in den letzten Jahren vielfach als Beweis dafür angeführt worden, und seitdem man angefangen hat, die Sitten und Fertigkeiten der wilden Völker unter einander und mit denen älterer Zeiten der gebildeten Völker zu vergleichen, ist die Ueberzeugung immer allgemeiner geworden, dass noch gegenwärtig in der Südsee Stämme leben, deren

Gebräuche und Erzeugnisse denen unserer ältesten Vorfahren im höchsten Maasse gleichen. Insbesondere ihre Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Stein, Horn und Ton zeigen eine zuweilen überraschende Uebereinstimmung mit denen unserer Vorfahren aus der Steinzeit.

Das Metall nun, mit dem die Steinbevölkerung Mitteleuropa's zunächst bekannt wurde, ist die Bronze, eine Mischung von durchschnittlich 90 Prozent Kupfer und 10 Prozent Zinn. Dass man die Bronze früher gebrauchte als das Eisen, ist durch zahlreiche Funde erwiesen. Viele behaupten zwar, es müsse dem Bronzealter notwendig eine Periode vorangegangen sein, in der man das reine Kupfer ohne Zusatz verarbeitete, wie dies in Amerika der Fall war, wo allerdings dem Gebrauch der Bronze ein lange dauerndes Kupferalter vorangieng; allein für Europa lässt sich ein solches nicht nachweisen, und es scheint, dass man hier sogleich in Besitz bronzener Waffen und Geräte gelangte. Es finden sich wohl Objekte aus reinem Kupfer, jedoch ganz vereinzelt und oft aus ziemlich später Zeit; sie dürften durch zufälligen Abgang des kostbaren und seltenen Zinnes entstanden sein.

Das Kupferzeitalter in Amerika.

Bei ihrer Entdeckung durch die Spanier besassen die zwei Kulturmittelpunkte, Mexiko und Peru, das Bronze aus Kupfer und Zinn bestehend und dazu dienend, schneidendes Geräte herzustellen. Aber dieser Bronzezeit war ein eigentliches Kupferalter vorangegangen, welches ziemlich lange gedauert haben muss.

Die Untersuchungen von Squier und Davis über die Altertümer des Mississippitales haben eine längst verschwundene merkwürdige Kulturentwicklung wieder ans Licht der Welt gebracht, welche sich durch den Gebrauch des gediegenen im kalten Zustande verarbeiteten und nicht geschmolzenen Kupfers auszeichnete. Eine solche Verarbeitung im kalten Zustande, notwendig vermittelst Werkzeug aus Stein, hat ihren guten Grund; es zeigt sich nämlich das reine Kupfer beim schmelzen dickflüssig und wenig zum giessen geeignet. Ein eigentümliches Merkmal des verwendeten Metalls, zuweilen Krystalle von gediegen Silber zu enthalten, verrät seinen Ursprung und beweist, dass es aus den Gegenden um den obern See bezogen wurde.

Dort, besonders auf Ile Royale, gibt es noch jetzt viel gediegenes Kupfer, wovon einzelne bis 1000 Zentner schwere Massen gefunden werden. Man hat sogar in einer Grube der Vorzeit einen grossen Kupferblock entdeckt, welchen die alten offenbar umsonst zu heben versucht hatten, und welchen sie liegen liessen, nachdem sie vermittelst steinerner Aexte und Keile die vorspringenden Teile mühsam abgehauen hatten.

Der Zeitpunkt dieses nordamerikanischen Kupferalters ist noch unbestimmt; man schliesst nur, dass seither wenigstens ein Jahrtausend verflossen sein muss; denn soviel hält man für erforderlich zur Entwicklung des Urwaldes, der jetzt auf den Trümmern jener untergegangenen Kultur wurzelt. Dann haben auch die heutigen Indianer keine Erinnerung, nicht einmal als Sage von jener merkwürdigen Vorzeit bewahrt. Endlich verdient es Beachtung, dass die Mound-builders, wie die Amerikaner jenes Kupferaltergeschlecht nennen, offenbar der mexikanischen, durch die Spanier zu Grunde gerichteten Kultur vorangiengen und dieselbe vorbereiteten. Denn, von Nord nach Süd schreitend, macht sich ein allmäliger Uebergang bemerklich von den alten Erdwerken des Mississippitales zu den neueren Bauten Mexiko's, wie sie zur Zeit des Cortez noch in Gebrauch waren.

Gewinnung der Bronze.

Wie der Mensch dazu kam, besseres Material als Stein, Holz und Knochen zu benutzen und seine Geräte zum Teil aus Metall zu fertigen, lässt sich wohl leicht erklären. Denn wenn er Feuer anzündete, und um den Herd herum vielleicht zufällig mannigfaches Gestein, z. B. Kupferkies, lag, so musste es durch die Hitze des Feuers in Fluss kommen, wodurch er mit den Eigenschaften desselben bekannt wurde. Dass dies Metall zuerst das Kupfer war und nicht das Eisen liegt sehr nahe, denn es erheischte eine viel grössere Erfahrung, ehe der Mensch den Eisengehalt bestimmter Mineralien kennen lernte und die hervorstechenden Eigenschaften des Kupfers, das ja gediegen vorkommt, so wie der kupferhaltigen Fossilien (des goldglänzenden Kupferkieses, des himmelblauen Lasursteines und brillant grünen Malachits) konnten, gegenüber der Unscheinbarkeit der Eisenerze nicht ohne bestimmenden Einfluss bleiben. Die Menschen der Urzeit haben sich nun aus diesem Metalle und dem Zinn ein Material zu ihren Geräten zu schaffen gewusst, welches durch Jahr-

tausende zu gleichen Zwecken verwendet wurde. Das Zinn kommt zwar nicht wie das Kupfer gediegen vor, aber sein Erz ist schwer, dunkel gefärbt und leicht schmelzbar. Während das Kupfer in der Natur häufig auftritt, ist das Zinn um so seltener. So gibt es in Europa gegenwärtig nur zwei Gegenden, wo es bergmännisch gewonnen wird, Cornwall in England und das Erz- und Fichtelgebirge in Deutschland.

Da sich also in Europa ein eigentliches Kupferzeitalter nicht entwickelt hat, so schliesst Troyon treffend, dass die Kunst Bronze zu erzeugen und zu verarbeiten als eine fertige Erfindung aus einem anderen Erdteile eingeführt worden ist, wahrscheinlich einer Gegend des Orients, die Kupfer und Zinn lieferte.

Als nun der Mensch der Steinzeit das Metall hatte, trat eine grössere Verschiedenheit seiner Tätigkeit hervor. Während er früher allein im stande war, eine Steinaxt zu fertigen, vermochte er es jetzt nur mehr mit Beihülfe anderer sie aus diesem Metallgemische herzustellen. Die Teilung der Arbeit begann und aus der Teilung entsprang die Mannigfaltigkeit ihrer Leistung. Die Bronze ist in den Gräbern der Vorzeit überaus verbreitet. Gegenstände aller Art sind daraus gefertiget, weiblicher Schmuck von wahrhaft künstlerischer Form, so gut wie das Gerät des Krieges, der Jagd und der Küche. Der Chemiker Klaproth fand, dass die Nägel der Bronzezeit aus $97\frac{3}{4}$ Teilen Kupfer und $2\frac{1}{4}$ Teilen Zinn bestanden, während zu Schmucksachen, die einer solchen Härte nicht bedürfen, auf 8—9 Teile Kupfer 1—2 Teile Zinn kamen. Welch' lange mühsame Arbeit mochte wohl dazu gehören, wie viele Irrtümer mussten beseitiget, wie viele fehlgeschlagene Versuche durchgemacht werden, ehe man dieses Gewichtsverhältnis fand.

Die sehr gefälligen Formen der Bronzegegenstände sind auch reichlich mit Verzierungen versehen, welche meist in eingravierten Strichen, Streifen und Bändern bestehen und in verschiedener Lage angebracht sind. Diese primitive Ornamentik erhebt sich jedoch gegen Ende der Bronzeperiode zur Darstellung erhaben getriebener Figuren und Ornamente, welche durch die Technik des Gusses, Ziselierens ein bereits vorgeschrittenes Kunstgefühl voraussetzen lassen. Aus den Bronzefunden geht auch hervor, dass diese Bevölkerung auf einer weiter vorgerückten Kulturstufe sich befand. Sie waren bereits im Besitze unserer Haustiere und trieben Ackerbau. Sie besassen teils feste Wohnsitze, teils lebten sie auf Pfahlbauten, indem sie entweder die schon in der Steinperiode vorhandenen benutzten oder neue

errichteten; bei letzteren sind die Pfähle weit sorgfältiger zugehauen, was nur mit metallenen Aexten möglich war. Die Seen der westlichen Schweiz, der Bieler-, Genfer- und Neuenburgersee, der Annecysee in Savoyen, der Lago di Garda u. a. bergen die Ueberresste zahlreicher sehr grosser Pfahlansiedlungen dieser Periode.

Es unterliegt auch keinem Zweifel, dass die Bronzevölker des Bergbaues kundig waren, fand man doch in den Salzstöcken von Hallein und Hallstatt und im Kupferbergwerk zu Mitterberg in Oberösterreich Bronzewerkzeuge, die den Betrieb der Bergwerke in dieser Periode bezeugen. Auch ist das Bronzegeräte mit unbedeutenden Ausnahmen nicht geschmiedet, sondern stets gegossen worden, oft mit der grössten Geschicklichkeit. Sogar die Schwertklingen sind gegossen und der Hammer (von Stein) kam nur in Anwendung, um der Schneide noch mehr Härte zu geben.

Auch der Handel und Verkehr muss bereits ein ausgedehnter und weit verzweigter gewesen sein. Den Bernstein, der an Griechen und Römer verhandelt wurde, das Zinn, das zum teil auch von andern Völkern zur Bronzebereitung bezogen werden musste, da es nur in Cornwallis und im Erz- und Fichtelgebirge vorkommt, mochten wohl phönizische Kaufleute gegen andere Gegenstände eintauschen. Ein derartiger Verkehr setzt aber eine gewisse Höhe der Kultur, ausgebreitete Bearbeitung des Bodens, Kommunikazionswege, Brückenbau etc. voraus, kurz ein Volk von milderen Sitten.

Ihrer Kunstfertigkeit in Geweben und Geflechten aus Lein und Flachs, niemals aus Wolle oder Hanf, ihrer Neigung für reichen Schmuck von Nadeln, Anhängseln, Kettchen und allerlei Flitter wurde schon früher bei Besprechung der Pfahlbauten gedacht. Die Gefässe sind noch immer aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe gemacht, ein auffallender Umstand, da die Bronzevölker bei ihren Handelsverbindungen mit anderen in Berührung kamen, denen gewiss der Gebrauch dieser einfachen und vorteilhaften Maschine bekannt war. Die Töpfe sind im offenen Feuer gebrannt, der Ton mit Quarz gemischt und mit Ornamenten aus krummen Linien bestehend, geziert. Oft sind sie mit Grafit oder Eisenoker schwarz gefärbt und schön polirt. Die Form ist die bauchiger Urnen mit schmaler Basis und kleinen Henkeln.

Noch aber lässt kein Götterbild auf Religion oder Schrift und Münzen auf höheres geistiges Leben schliessen.

Die Gräber dieser Periode bestehen in Erdhügeln, die die Ueberreste verbrannter, seltener begrabener Verstorbenen bergen. Erstere

finden sich in Urnen gesammelt, letztere in die blosse Erde gelegt oder von Steinen umstellt. Die einzelnen Hügel oder auch ganze Gruppen derselben sind bisweilen mit Steinkränzen umgeben, meistens aber sind es blosse Erdhügel; manchmal benützte man die vorhandenen Gräber der Steinperiode. Ebenso verschieden wie die Bestattungsweisen sind die Beigaben, mit denen man die Verstorbenen für das Jenseits ausstattete, Töpfe, Waffen und Schmuck. Die Fundstätten dieser uralten in Dänemark Gravhöi, in England tumulus, in Wales Cairn genannten Grabstätten sind noch weit verbreiteter als jene aus der Steinzeit, denn man findet sie vom kaspischen und schwarzen Meere bis hinauf zur Ostsee und dem weissen Meere.

Die Bronzekultur stellt sich also gewissermassen als eine Mittelstufe dar, zwischen dem primitiven Steinalter und jener höheren Zivilisazion, die in Verbindung mit dem allgemeinen Gebrauch des Eisens allmählig eintrat. Sie reicht auch bis in die historische Zeit hinein. So war das eherne Schwert der Juden und der Helden des Homer aus Bronze gefertigt. Bei Cannä (216 v. Ch.) kämpften Römer und Karthager mit brozenen Waffen und noch wenige Dezennien vor Beginn der christlichen Zeitrechnung siegte Julius Cäsar über die aufständischen Gallier dadurch so leicht, dass er bereits eiserne Waffen hatte, während die Gallier eine so schlechte Bronze zu ihrem Kriegsgerät verwandt hatten, dass die Krieger, nachdem sie nur wenige Hiebe mit ihren Schwertern getan, sich ins dritte Glied zurückziehen mussten, um die krumm gewordenen Schwerter wieder gerade zu biegen. Wir treffen somit die Bronze bei den meisten Völkern Europas, obwol zu sehr verschiedenen Zeiten. In Griechenland vor dem 9. Jahrhunderte vor Ch., in Italien in der ersten Zeit der römischen Republik, in unseren Ländern reicht sie zweifellos bis in die ersten Jahrhunderte nach Ch. G. Ihre Reste finden sich in ganz Mitteleuropa von dem südlichen Teile Schwedens, Dänemarks und Lievlands bis Italien, von Siebenbürgen bis nach Spanien und Irland.

Die Frage jedoch, ob die Bronzegegenstände in den Ländern, in welchen sie gefunden worden auch gemacht, d. i. einheimisches Fabrikat sind, oder als Handelsartikel eines südlichen höher kultivirten Volkes (Phönizier oder Etrusker) hierher gebracht wurden, ist von grösster Wichtigkeit. Für jede der beiden Ansichten gibt es Gründe und Gegengründe, und jede wird von namhaften Gelehrten verfochten. Ebenso geteilt sind die Anschauungen darüber, ob dieser

Fortschritt von der Stein- zur Bronzebearbeitung in dem Wechsel der Rassen oder in der wirklich fortschreitenden Entwicklung der eingebornen Bevölkerung zu suchen ist.

Die meisten Gelehrten haben sich nämlich dem Gedanken zugewendet, dass die ältere Bevölkerung Europas einem anderen Stamme angehört habe, als die darauffolgende, welche jene erste teils zurückgeworfen, teils aufgerieben habe. Die Vorstellung, dass diese ältere Bevölkerung eine riesenhafte gewesen, hat man freilich längst aufgegeben. Denn die Gräber beweisen, dass im ganzen und grossen die Verhältnisse des menschlichen Körpers dieselben geblieben sind, ja manches deutet darauf hin, dass das Volk der Bronzezeit kleiner oder zarter gebaut gewesen ist, als das der Eisenzeit und das gegenwärtige, denn nur die Gräber sind riesig, nicht die Gebeine, welche sie enthalten. Auch können verschiedene Völker bei gleicher Grösse der Leiber nach einander denselben Boden bewohnt haben. Ob die keltische Rasse als die ältere der germanischen vorhergegangene anzusehen sei, oder ob noch vor ihr, wie die nordischen Altertumsforscher annehmen, ein finnisch lappisches Volk fast ganz Nordeuropa bewohnt habe, bis die kräftigere Einwanderung der Kelten und der germanisch skandinavischen Stämme dasselbe in den äussersten Norden zurückgedrängt, in jedem Falle wäre es eine höher begabte Rasse, die auf den Schauplatz tritt.

Dass die Kelten bei ihrer Einwanderung in Europa neue Bildungselemente mitbrachten, und dass sie die Metalle bereits kannten, lehrt die vergleichende Sprachforschung.

Diese Kenntnisse scheinen sie nun auch den zurückgebliebenen Inwohnern der von ihnen besetzten Gegenden mitgeteilt zu haben. Denn eine Einwanderung ist nicht so aufzufassen, als ob die älteren Einwohner von den Ankömmlingen mit Feuer und Schwert vertilgt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet würden, sondern sie erliegen nur zum Teil, viele bleiben in ihren Wohnsitzen, da auch die Ankommenden vielfach auf ihre Beihilfe angewiesen sind, und vermischen sich allmählig mit ihnen, andere ziehen sich zurück, meist in gebirgige Gegenden, wo sie noch lange Zeit ihre Nazionalität bewahren.

Wir finden diese Erscheinungen sowol bei den Wanderungen der Germanen, die sich immer mehr mit den Galliern vermischten, als später in der grossen Völkerwanderung, die oft einseitig so dargestellt wurde, als ob ein Volk das andere völlig verschlungen hätte.

In unseren Ländern erscheinen also vorzugsweise die Kelten als Träger der Bronzekultur. Diese aus Asien eingewanderten Stämme dürften es auch gewesen sein, welche so schmiegsame feine Hände besassen, um die Schwerter mit den kurzen Griffen und die kleinen Armringe gebrauchen zu können, und die auch den Sonnendienst aus dem Mutterlande mitbrachten. Man hat die Kelten auch für die allgemeinen Verfertiger aller im nördlichen Europa gefundenen Gegenstände des Bronzealters und für die Erfinder ihrer eigentümlichen geschmackvollen Formen und Verzierungen gehalten, und daher alle Bronzen, die nicht entschieden römischen Ursprunges sind, ohne weiters als keltische bezeichnet, allein dagegen machen sich verschiedene Bedenken geltend.

Manche Objekte, besonders von dänischen Funden, zeigen in Form und Verzierung eine wahrhaft klassische Schönheit, die der Hand eines griechischen Künstlers Ehre machen würde, und in der Tat finden sich ganz gleiche Gegenstände in Griechenland, besonders aber in Italien, namentlich in etruskischen Gräbern. Die ausserordentliche Uebereinstimmung der Formen und Ornamente in den verschiedenen weit auseinander liegenden nördlichen Ländern, wie der Schweiz und Dänemark, Ungarn und England, weist auf einen gemeinsamen Ursprungs- und Ausgangspunkt hin, von dem die Gegenstände selbst oder doch die Muster ausgiengen; zudem setzen manche, z. B. die gewalzten Bleche, aus denen Gefässe gefertigt sind, die mit der Maschine gearbeiteten Nägel u. s. w. entschieden einen fabriksmässigen Betrieb voraus. Wir werden so auf die Kulturvölker hingewiesen, mit denen die Bewohner unserer Länder durch den Handel in Berührung kamen, auf die Phönizier und Etrusker. Erstere sind die Hauptzinnhändler, welche dieses zur Bronze nötige Metall bis nach Aegypten und Indien verhandelten und an verschiedenen Küstenpunkten Kolonien anlegten. Ihr Talent und ihre Erfahrung in diesem Fache werden wiederholt in der Bibel gepriesen, und auch in den Hieroglypheninschriften ist von phönizischen Bronzevasen die Rede.*) Letztere waren durch ihre gross-

*) In dem gelehrten Werke von F. Rougemont: „Die Bronzezeit", glaubt der Verfasser die Behauptung vertreten zu können, dass der Hauptherd der Bronze und Eisenmetallurgie zur Zeit der Hethiter und Pheresiter Palästina gewesen sei. Von Ta Neter habe sich die Kunst zu den Phöniziern und Assyriern verbreitet und sei von den Kureten und Daktylen zu den Griechen gebracht worden. Die semitischen Allophylen, Theresiter, Philister und Phönizier hätten sich an den europäischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeeres

artige Metallfabrikazion ausgezeichnet, und versorgten nicht nur die Römer und ihre gewaltigen Heere in der Zeit der Republik mit Waffen und Erzgeräten, sondern trieben auch bedeutenden Handel damit. Sie bildeten die Kunst unter griechischem Einflusse zu bedeutender Höhe aus, doch blieb ihr immer der ursprüngliche asiatische Charakter aufgeprägt; neben den Schöpfungen der höheren Kunst aber zeigt sich in der Masse ihrer Erzeugnisse ein handwerksmässiger Stil. Hier sind höchst wahrscheinlich die Muster für die nördliche Bronzekultur zu suchen, die dann mit verschiedenen Abänderungen im Detail nachgebildet wurden. Ein Teil der Bronzen, die man in unseren Ländern findet, ist sonach als fremdes Fabrikat anzusehen, die grosse Masse der Gegenstände aber wurde wahrscheinlich teils von fremden Wanderarbeitern, teils von einheimischen, welche die Kunst erlernten, hier zu Lande gearbeitet. Dafür spricht nicht nur die grosse Menge von Waffen und Geräten und ihre Verbreitung, bis tief in die Binnenländer, sondern auch ihr spezifischer Charakter, gewisse lokale Eigentümlichkeiten in den verschiedenen Ländern, die sich bei längeren Betrieb an einem Orte ausbildeten. Endlich haben wir direkte Beweise für einheimische Fabrikazion durch die Reste von Gussstätten mit Metallklumpen, Gussformen, Modeln, Gusszapfen und sonstigen Abfällen bei der Ziselierung, die man an vielen Orten gefunden hat, z. B. zu Hallstadt (Erze, Schlacken, geschmolzene Bronze und Gusskuchen von reinem Kupfer nebst Stücken von Schmelztiegeln aus Grafit), dann in Steiermark (Bruck), im Kanton Waadt, in der Bretagne, in Schottland und an mehreren Punkten Englands, Gussklumpen aus ungemischtem Kupfer und Formen mit den darin gegossenen Werkzeugen, in Irland, Dänemark, halbfertige Stücke mit den Nahten und Gusszapfen, alte Ausbesserungen in der ganz gleichen Technik, endlich den ganzen Vorrat eines Metallarbeiters. Auch die Bronzemischung spricht in mehreren Fällen für die hierländische Verfertigung, indem die chemische Analyse von manchen Bronzen eine bedeutende Beimischung von Nickel und Kobalt nachwies und zwar gerade bei solchen, die an

---

ausgebreitet, ihre Megalithe und ihren Kultus sammt der Bronze mitgebracht. Die Bronzezeit der Völker der Alpen und Galliens verläuft nach v. Rougemont zwischen dem 16. und 7. Jahrhundert v. Ch., die Irlands ebenso, während sie sich in Mecklenburg bis zum 5., in Dänemark bis zum 8. Jahrhundert n. Ch. erhielt. Die Bronzezeit der Barbaren geht nicht über die Blüte der Aegypter und Chaldäer hinaus und erhielt sich in Lievland bis zum 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.



Orten gefunden wurden, in deren Nähe Kupfererze vorkommen, welche diese Metalle enthalten (in Hallstadt und in der westlichen Schweiz), woraus hervorgeht, dass das Kupfer dieser Erze zu den Bronzen genommen wurde.

Sonach dürfte der grösste Teil der Bronzealtertümer wohl der Anfertigung, wenn auch nicht der Erfindung der zierlichen Formen nach, den Bewohnern unserer Länder zugeschrieben werden. Dafür spricht ferner noch, dass die Formen des Steingerätes sich zunächst in dem Bronzegerät wiederholen, gleichwie die Formen des letzteren in dem ältesten Eisengerät wiederkehren, während zwischen dem Steingerät und dem Eisengerät im grossen eine völlige Verschiedenheit bestand. Alles dieses zusammengenommen spricht im hohen Masse dafür, dass dasselbe Volk nach und nach durch fortschreitende Bildung und Berührung mit anderen Völkern seine Kunstfertigkeiten erweitert, nicht aber dafür, dass das frühere Volk durch eine Eroberung niedergeschlagen und gänzlich vernichtet worden und seine Stelle von den Siegern eingenommen sei. Damit ist aber nicht gesagt, dass so ein mächtiger Fortschritt der menschlichen Bildung und Gesittung sich überall zugleich vollzogen hat. Es ist sogar wahrscheinlich, dass, wie noch heutigen Tages, in verschiedenen Gegenden der Fortschritt im wissen und können um vieles später erfolgte, als anderswo. Nur das tritt klar zu Tage, dass der Gang menschlicher Entwickelung im grossen überall nach demselben Gesetz fortschreitender Bildung erfolgt.

Dass also im Westen der alten Welt sich die Bronze weit früher als das Eisen verbreitete, ist kaum ein Beweis, dass letzteres nicht zur selben Zeit im Osten bekannt war. Die langsamere Verbreitung des Eisens hängt wohl mit der grösseren Schwierigkeit der Bearbeitung zusammen. Kaum irgend eine Sage knüpft sich an die Erfindung der Bronze. War durch Zufall einmal Kupfer und Zinnerz zusammengeschmolzen und der einzige wichtige Kunstgriff das dehnbarmachen durch ablöschen und heisshämmern (uralte Technik, die wir erst aus China bekommen mussten) gefunden, das abschrecken glühend gemachter Steine, um sie zu zersplittern, konnte dazu verleiten, so war weiter nichts zu tun.

Zu dem Bronzealter ist auch noch jene Periode zu rechnen, in der man schon das Eisen kannte, aus dem verschiedene Schneidewerkzeuge und Waffen verfertigt wurden neben solchen aus Erz, aber noch immer in den charakteristischen Formen und mit den Verzierungen der Bronzeperiode. Viele Funde, namentlich in den öster-

reichischen Ländern, zeigen, wie der Gebrauch der Bronze nur sehr langsam dem des Eisens wich. Dieses blieb, schon wegen der Schwierigkeit der Erzeugung eines reinen, brauchbaren Materiales, lange Zeit ein kostbarer Stoff; man setzte daher an die bronzene Klinge manchmal nur die Schneide und Spitze aus Eisen an, häufiger aber sind die Klingen der Schwerter, Dolche, Messer aus diesem Metalle, während die Griffe noch aus Bronze gefertigt wurden; auch eiserne Nägel haben ganz die Form der bronzenen.

Dieses erste Eisenalter, wie diese Mischperiode von manchen genannt wird, stellt also eine Uebergangszeit dar, die aber wegen der noch völlig beibehaltenen Formen des Bronzealters von diesem nicht zu trennen ist, ja man würde oft Objekte ohne Bedenken der reinen Bronzeperiode zuschreiben, wenn nicht mitgefundenes Eisen die Uebergangsstufe bezeichnete. Charakteristisch ist die Vorliebe für plastische Ornamente, getriebene oder gepresste Reliefverzierungen statt der früher allgemein eingravierten, die aber auch auf die einfachen Figuren des Kreises, Rades, Rhombus, Gitters u. s. w. beschränkt bleiben; auch erscheinen jetzt Menschen und Tiergestalten, unter letzteren meist Pferde, sowohl in gepresster Arbeit als rund gebildet, meist sehr roh und unförmlich.

Pflanzengebilde kommen nicht vor. Das Todtenfeld zu Hallstadt hat wohl die reichsten Funde aus diesem zweiten Abschnitte des Bronzealters geliefert.

Eisenzeit.

In Betreff der Kenntnis des Eisens dürfte sich der Himmel ins Mittel geschlagen haben; denn die Meteorsteinfälle konnten den Bewohnern Europa's nicht unbekannt bleiben. In diesen warf der Himmel dem mit Metallarbeiten schon vertrauten Menschen ein ungleich besseres Material als er bereits besass vor die Füsse. Denn dass in der Tat Meteoreisen in der Vorzeit zur Verarbeitung kam, ist durch chemisehe Analysen der in den Gräbern vorgefundenen Eisenwerkzeuge festgestellt. Als der Mensch nun das Meteoreisen schmolz, musste er sich überzeugen, dass sich daraus viel bessere, durablere Geräte für Haus, Küche und Krieg bereiten liessen. Viel später, in der geschichtlichen Zeit, kurz vor Julius Cäsar, mag man wohl dahinter gekommen sein, welche Erze Eisen enthalten, wie man sie in Eisenhammerwerken zu behandeln habe, wie man sie in Hochöfen schmelzen konnte, und wie das aus ihnen gewonnene

Eisen in der Schmiede zu bearbeiten sei. Auch hier musste erst wieder auf roh empirischem Wege eine Summe von Tatsachen gewonnen werden, die aus den bereits bekannten kaum herzuleiten waren.

Bis aber die Summe der hier einschlagenden Erfahrungen gewonnen war, bedurfte es nicht eines, sondern vieler Menschenalter, nicht eines, sondern vieler Individuen, wie es sich in der Jetztzeit, z. B. bei Erfindung des Dampfwagens, erwies. Nicht James Watt allein, sondern viele vor und nach ihm haben scharfsinnig experimentiert, ehe wir die Kraft des Dampfes zur ortsbewegenden erheben konnten.

Auch das Silber wurde erst in dieser Periode zu Schmuck und Zier verarbeitet, teils massiv, teils zur Versilberung und inkrustierten Verzierungen auf Eisen, und es bildet somit auch das vorkommen dieses Metalles ein charakteristisches Merkmal des Eisenalters. Der Gebrauch des Eisens reicht in manchen Ländern, besonders im Norden Europa's gewiss schon in eine sehr frühe Zeit, wenn auch, wie schon früher erwähnt, der Gebrauch des Erzes nur sehr langsam dem des Eisens wich.

Die Eisenkultur unserer Länder stellt sich aber nicht als eine reine Fortsetzung des Bronzealters dar, sondern es treten neue fremdartige Elemente hinzu, die sich sowohl in der veränderten Form der Waffen und Geräte, sowie in dem total verschiedenen Geschmack der Ornamente bekunden. Wir dürfen sie wohl vorzugsweise den germanischen Stämmen zuschreiben. In dieser Periode treffen wir auch zuerst das Messing, eine Komposizion von Kupfer und Zink, bei einheimischen Produkten; ferner Münzen in grösserer Verbreitung und die Münze des Geistes, die Schrift. Auch in der Bestattungsweise finden wir gegen das Bronzealter eine wesentliche Veränderung. Die Hügelgräber verschwinden und die Verstorbenen werden unverbrannt in flachen Gräbern, die in Reihen zu ganzen Kirchhöfen vereiniget sind, begraben, in Holzsärgen, Einbäumlern, im freien Boden oder einer Steinplattensetzung. Das Antlitz ist meist gegen Osten gewendet; die Männer wurden in voller Kriegsrüstung, die Frauen reich geschmückt begraben, oft das Leibpferd dem Verstorbenen mitgegeben oder ein Hund, Falke u. s. w. Die Beigaben sind gewisse lokale Eigentümlichkeiten, abgerechnet dieselben in den dänischen und schleswigschen Mooren, in den alemannischen, fränkischen, burgundischen und angelsächsischen Gräbern, dieselben in Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland, Nordfrankreich (beson-

ders in der Normandie), England und Irland. Es ist wieder die gemeinschaftliche Stufe der Entwicklung, die ähnliche Erscheinungen hervorbringt.

Die Eisenzeit bildet also oder umschliesst wenigstens den Uebergang von der Urzeit bis zu der historischen ältesten Zeit, und hierher gehören somit alle Auffindungen, die Produkte der bekannten Kulturvölker enthalten.

Indem wir nun eine Reihe von Jahrtausenden an uns vorüberziehen liessen, haben wir gesehen, dass das, was wir Geschichte nennen, nämlich soweit schriftliche Aufzeichnungen zurückreichen, wohl nur eine kurze Spanne Zeit der Existenz des Menschengeschlechtes umfasst. Die Zeit der Kindheit ist aus der Erinnerung des Individuums wie des ganzen Geschlechtes verwischt, jedoch manche Ueberreste ihrer werdenden Kraft bringen einiges Licht in die dunkle Vergangenheit.

Aus dem Ueberblicke jedoch des Entwicklungsganges gewinnen wir die sichere, bedeutungsvolle und erhebende Ueberzeugung, dass ein, wenn auch langsamer doch stetiger Fortschritt, eine immer grössere siegreiche Ausbreitung der Bildung und Intelligenz stattfindet.

Vier Erscheinungen sind es besonders, auf welche sich die Entwicklung der Menschen schon in den frühesten Zeiten erstreckt haben muss, I. die Religion, II. die Sprache, III. die Beschäftigungen, IV. der Staat.

I. Die Religion.

Als vernünftiges Wesen hat der Mensch die Anlage zur Religion. Diese gibt sich am frühesten und allgemeinsten in dem Gefühle der Abhängigkeit kund, welches die Grundlage aller Religionen ist. Dieses Gefühl ist nicht ganz gleichbedeutend mit dem der Furcht, sondern tritt ebensowohl als Dankbarkeit, Ehrfurcht, Demut, Vertrauen u. s. w. hervor. Ist das Gefühl der Abhängigkeit auch an und für sich subjektiv, so weiset es doch auf ein Objekt — ein Wesen, von dem wir abhängig sind — hin. Insofern ist schon mit dem religiösen Gefühl ein Gottesbewusstsein verbunden. Die Erkenntnis Gottes mittelst desselben ist aber anfangs nur dunkel, Ahnung des unendlichen, und gelangt erst mit fortschreitender Erfahrungskenntnis zu grösserer Klarheit. Indem das Gefühl der

Abhängigkeit nebst dem Gottesbewusstsein durch überwältigende sinnliche Eindrücke angeregt wird, entsteht der Polytheismus (Anthropomorphismus), bei welchem einzelne Erscheinungen, in denen das göttliche sich kund gibt, für das göttliche selbst gehalten werden, z. B. der Himmel, d. i. der unendliche Raum, die Sonne, die Gestirne, ein hoher Berg, ein grosser Strom, ein majestätischer Baum u. s. w. Insofern diese Gegenstände durch ihre Natur mehr oder minder geeignet sind, das Gefühl des göttlichen lebhaft zu erwecken, ist die Verehrung derselben nicht ohne vernünftige Bedeutung. Der rohe Fetischdienst verehrt dagegen solche Dinge, bei deren Warnehmung das Gefühl der Abhängigkeit zufällig angeregt wurde, und deshalb „kann alles zum Fetisch (Obi) werden", z. B. der Schatten vor dem der Wilde zufällig erschrickt. Aus dem Polytheismus entwickelt sich der Monotheismus. Alle „Götter" werden nur des Einen göttlichen wegen, das an ihnen anerkannt wird, zum Gegenstande der Anbetung. Die äussere Gestalt der Religion ist wohl schon frühe eine polytheistische gewesen, da ja auch immer uud überall selbst der reinste Monotheismus das göttliche im sinnlichen Abbild (Symbole) anschauet oder darstellt, personifiziert und vermenschlicht. Wie aber trotz der mannigfaltigsten polytheistischen Vorstellungen das Gefühl die Ahnung von der Einheit des göttlichen festzuhalten vermag, zeigt sich auch bei Völkern auf sehr niedrigen Entwicklungsstufen, z. B. bei den Negern, den nordamerikanischen Indianern u. a. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck des Tacitus von den Germanen: „Sie benennen mit Namen der Götter jenes geheimnissvolle, das sie allein in Ehrfurcht schauen."

Diese verschiedenartige Gestalt, in der die Religion schon so frühzeitig sich entwickelt, erklärt sich vorzugsweise aus der Eigentümlichkeit der Wohnsitze der Völker, wie aus ihrer verschiedenen Bildungsstufe. Ein reiner Monotheismus zeigte sich damals kaum in Indien, dem vermutlichen Ursitze der Menschheit, und selbst bei den Juden findet er sich nur im steten Kampfe und Wechsel mit dem Polytheismus. Der Polytheismus aber zeigte sich bereits in sehr verschiedenen, bald mehr, bald minder rohen Formen. — Auf eine übernatürliche Offenbarung werden polytheistische, wie monotheistische Religionen zurückgeführt, denn die Entstehung derselben nach Naturgesetzen vermag erst der höher gebildete Mensch anzuerkennen. Jedoch rühren tatsächlich alle Religionen von einzelnen höher begabten Stiftern her, die auch derjenige, welcher ihre Erscheinung als naturgemäss betrachtet, als Gottgesandte anerkennen

darf. Bei der grossen Menge jedoch ist das religiöse Bewusstsein, wenn sie sich selbst überlassen war, immer sehr unklar geblieben.

II. Die Sprache.

Wo Menschen sich entwickelten, da entstand auch Sprache, zunächst wohl nur lautliche Reflexe der von der Aussenwelt erhaltenen Eindrücke, d. h. Abspiegelung der Aussenwelt im Denken, denn Denken und Sprache sind eben so identisch, wie Inhalt und Form.

Wo das Gefühl lebhaft angeregt wird, gibt sich der Drang der Mitteilung in Mienen, Geberden und besonders in Tönen kund; doch bilden unwillkürliche Gefühlslaute, wie sie auch das Tier erzeugt, noch keine eigentliche Sprache. Die menschliche Sprache ist also der Ausdruck für Gedanken (Begriffe). Wesen, die nicht denken sind keine Menschen; die Menschwerdung beginnt mit dem Hervorbrechen der Sprache. Jedoch auch für seine Gedanken wählt der Mensch schon von Natur vorzugsweise Lautzeichen. Diese werden durch die Einrichtung seiner Sprachwerkzeuge von selbst zu Wörtern gegliedert, artikuliert — und die Wörter können so nicht nur in Silben, sondern auch in Buchstaben zergliedert werden. Zunächst ahmt der Mensch Naturlaute in Wörtern (Onomatopoetika) nach, doch geben bei weitem die meisten Gegenstände, die er zu bezeichnen hat, keine Laute von sich. Er wählt dann zur Bezeichnung derselben solche Laute, die einen ähnlichen Eindruck auf das Ohr machen, wie die Gegenstände auf einen anderen Sinn oder auf unser inneres. Er bezeichnet das sanfte mit sanften, das rauhe mit rauhen, das herbe mit herben, das kräftige mit kräftigen Tönen. So reden wir z. B. von schreienden Farben.

Die Vergleichung malerischer Dichterstellen und musikalischer Komposizionen liefert ähnliche Beispiele in Menge.

Nach der naturgemässen Erklärung des Ursprungs der Sprache, wie sie J. Grimm und Schleicher begründen, ist eine Annahme der Entstehung derselben durch übernatürliche Offenbarung überflüssig; aus derselben würde sich wenigstens keine wissenschaftliche Erklärung ergeben. Demnach ist die Sprache etwas ganz allmählig gewordenes, und alle höher organisierten Sprachen sind nach und nach aus einfachen Sprachorganismen im Verlauf ungeheurer Zeiträume entstanden oder haben sich entwickelt. Dieses werden geschah im Vereine und gleichzeitig mit der grösseren Ausbildung des Gehirns und der Sprach-

organe. Unnatürlich dagegen erscheint die Meinung von J. J. Rousseau, die Menschen hätten erst versucht, sich durch Zeichen für das Auge verständlich zu machen, und als dieses nicht hinreichend gelungen sei, hätten sie, der Natur durch Kunst nachhelfend, die Lautsprache erfunden.

Die Verschiedenheit der Sprachen entstand wahrscheinlich in Folge von natürlichen Ursachen, die teils in der verschiedenen Naturumgebung, teils in geschichtlichen Ereignissen zu suchen sind.

In der Beschaffenheit der Sprachen selbst liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinsamen Ursprunges für alle nötigte, vielmehr sind gerade ihre Verschiedenheiten in den Lauten selbst und vor allen im Verhältnisse der Laute zu dem was sie ausdrücken zur Funkzion so bedeutend, dass, wie Schleicher sagt, durch die Betrachtung der Sprachen sicherlich niemand zur Annahme Eines Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verschiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verschiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es ist geradezu Regel, dass in verschiedenen Sprachstämmen dasselbe Objekt mit verschiedenen Lauten sprachlich dargestellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwissenschaft die von Jugend auf aus der hebräischen Sage uns geläufig gemachte Annahme der gemeinsamen Abstammung der Menschen von Einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachkennen wäre je auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verschiedenen Sprachorganismen von Einer Ursprache abzuleiten „Wo Menschen sich entwickelten, da entstund Sprache,“ es gab also nicht Eine Ursprache, sondern viele Ursprachen.

Einteilung der Sprachen.

Die Sprache ist also der artikulierte Laut unseres Denkens, dessen Wesen darin besteht, dass Begriffe und Vorstellungen in gewisse Beziehungen gebracht werden.

Die geistigen Vorstellungen und Begriffe heissen, wenn sie lautlich dargestellt werden, Bedeutung; die Lautverbindung, welche die Bedeutung enthält, heisst Wurzel. Von jedem Worte muss sich eine Wurzel darstellen lassen, und der Reichtum einer Sprache wird vorzugsweise nach der Zahl der in ihr enthaltenen Wurzeln bemessen. Die Bildung der Wurzeln fällt vor alle Geschichte und in der geschichtlichen Periode können wohl Wurzeln verloren gehen, aber keine mehr gebildet werden.

Nun gibt es Sprachen, welche in den Lautformen nur die Bedeutung, die Beziehungen aber lediglich durch die Stellung der Wörter ausdrücken, wie es z. B. im Chinesischen der Fall ist. Solche Sprachen enthalten nur Wurzeln, die in sich abgeschlossen und unveränderlich wie ein Krystall sind.

Da die Wurzeln meist einsilbig sind, so nennt man solche Sprachen einsilbige. Sie bilden die erste Sprachklasse. Ihnen stehen solche Sprachen wie z. B. die meisten europäischen, gegenüber, in welchen die jedesmalige Beziehung entweder durch sich an die Wurzel anschliessende Laute ausgedrückt wird, welche für sich allein keinen Sinn geben oder zugleich durch eine Veränderung der Wurzel. Solche Sprachen heissen flektierende. Sie treten ursprünglich mit einem grossen Reichtum von Flexionsformen auf, aber im Laufe der Zeit, je mehr das Volk zu geschichtlicher Tätigkeit erwacht, schwindet diese Fülle. So reden die in grosser Abgeschlossenheit lebenden Isländer noch die flexionsreichere altnordische Sprache: die an der geschichtlichen Entwicklung Europas viel mehr als jene Anteil nehmenden Dänen und Schweden haben viel von jenem Reichtum eingebüsst; und so sind aus dem altnordischen die Töchtersprachen, das dänische und schwedische, entstanden. Das tatkräftigste aller germanischen Völker, das englische, redet die flexionsärmste aller germanischen Sprachen. Wo man durch Zwang, z. B. durch religiöse Institute eine Sprache auf dem einmal erreichten Standpunkte zu erhalten sucht, da stirbt sie aus; so ist es dem hebräischen ergangen. Andere solche todte oder ihren Lebens-Cyclus bereits vollendet habende Sprachen sind: Sanskrit, Pehlewi, Aegyptisch, Chaldäisch, Griechisch und Lateinisch.

Eine dritte Klasse bilden die sogenannten agglutinierenden (anleimenden) Sprachen. Bei ihnen treten ebenfalls an die Wurzel Bestimmungslaute heran; allein diese Bestimmungslaute stehen nur in lockerer Verbindung und geben häufig auch für sich allein noch einen Sinn. Die flektierenden Sprachen standen ursprünglich auf dem Standpunkte der Agglutinazion.

Aehnlichkeit des grammatischen Baues und in zweiter Stelle Gemeinsamkeit der Wurzel vereinigen verschiedene Sprachen zu einem Sprachstamm. Die sämmtlichen Sprachen eines solchen Stammes sind im Laufe der Zeit aus einer Muttersprache entstanden, die dann verschwunden ist, etwa wie der weisse Lichtstral durch Brechung in seine Farben sich auflöst.

Unsere Kenntnis von den Sprachen der Erde ist noch zu gering

und die Entwicklung der Linguistik (Sprachvergleichung) noch zu kurz, als dass die Zahl dieser Sprachstämme sich mit Sicherheit schon angeben liesse. Man zählt deren gewöhnlich folgende: 1) den indoeuropäischen, 2) den semitischen, 3) den chinesischen, 4) den tartarisch-finnischen, 5) den malayischen, 6) den amerikanischen, 7) den nord- und 8) den südafrikanischen. Die Zahl der Sprachen anzugeben ist sehr schwer, weil die Grenze zwischen Sprache und Dialekt so schwer zu ziehen ist. Man zählt etwa 800 Sprachen, von denen 400 auf Amerika kommen. Bei aller Mannigfaltigkeit folgen jedoch alle diese Sprachen denselben in der menschlichen Natur begründeten Denkgesetzen. Bei dem gesteigerten Völkerverkehr werden aber diejenigen Sprachen, welche nur ein kleines Areal einnehmen und keine selbstständige Literatur schaffen können, bald zu Grunde gehen. „Wie die Wälder den Reben und mehltragenden Halmen grösstenteils weichen mussten, so werden nur solche Sprachen des Feldes Meister werden, die nährende Geistesfrucht gebracht haben."

Die Darstellung der Sprache durch die Schrift ist ursprünglich wohl überall erst auf bildliche Darstellung gefolgt, und erst aus der Hieroglyphenschrift die Wort- und Buchstabenschrift hervorgegangen.

III. Die Beschäftigungen.

Wenn auch die Erhaltung der ersten Menschen durch die Beschaffenheit ihres Wohnsitzes erleichtert war, so war der Mensch doch durch seine Natur darauf hingewiesen, sich durch eigene Tätigkeit die Mittel des Lebensunterhaltes, insbesondere Nahrung, Kleidung, Wohnung zu verschaffen und eine höhere Bildung zu erwerben. Wie einzelne Menschen, so hatten sich auch ganze Völker vorzugsweise einer Hauptbeschäftigung und einer Lebensweise zugewendet. Diese beruhte teils auf der Eigentümlichkeit der Wohnsitze, teils wechselte sie nach dem Bildungszustande. In manchen Ländern waren die Naturverhältnisse von so überwiegendem Einfluss, dass die Hauptbeschäftigung ihrer Bewohner dadurch von Anfang her für alle Zeiten bestimmt ward. Dies gilt nicht bloss von der Jagd- und Viehzucht, sondern auch von dem Ackerbau, der, wo ihn die Landesnatur erleichterte, in sehr frühe Zeiten zurückreicht; nur darf man dabei nicht allein an Getreidebau denken; doch ist selbst der Kornbau, wo derselbe keine künstliche Bestellung des Bodens

forderte, uralt. In vielen Ländern ist allerdings der Ackerbau erst mit fortgeschrittener Bildung eingeführt, wie überhaupt durch Ausbreitung und Vervollkommnung immer wichtiger geworden. Handel und künstliche Gewerbe haben sich in ihren ersten Anfängen zwar auch schon früh entwickelt, sind aber erst später zu höherer Bedeutung gelangt und zu Hauptbeschäftigungen ganzer Völker geworden. Die Entdeckungen und Erfindungen, durch welche die Menschen zuerst auf ihre Beschäftigungen geführt oder diese später vervollkommnet wurden, sind besonders durch Spiel oder durch Not veranlasst worden; oft war dabei der Zufall hinreichend, meistens aber ist ernstes und anhaltendes beobachten und nachdenken, wie eine Reihe von Versuchen erforderlich gewesen, um eine Erfindung wahrhaft nützlich zu machen. Uebrigens hat selbst der zerstörende Krieg, der ein Hauptgeschäft mancher Völker war, den Verkehr der Nazionen und damit selbst die Bildung wesentlich gefördert.

Die Beschäftigungen der Menschen hatten einen um so wohltätigeren Einfluss auf die Bildung derselben, je mehr dadurch einerseits ihr Unterhalt gesichert, andererseits der Verkehr unter ihnen befördert wurde. Aus diesen Gründen steht der Jäger in der Regel auf einer niedrigeren Bildungsstufe als der Nomade; dieser bleibt gegen den Ackerbauer zurück, und erst die Verbindung der künstlichen Gewerbe und des Handels mit jenen anderen Beschäftigungen, besonders mit dem Ackerbau, fordert eine höhere Bildung.

Auch die Anfänge der Kunst reichen in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechtes zurück; denn der Tätigkeitstrieb des Menschen ist nicht bloss auf Beschaffung seines Unterhalts hingewiesen. Mittelst der Kunst gab er höheren Gefühlen einen Ausdruck, und dieselbe lehnte sich deshalb ursprünglich an die Religion, wie sich an diese anfänglich das gesammte geistige Leben anschliesst. Das Kunstgefühl treibt den Menschen zur Darstellung des schönen und erhabenen und fördert dadurch auch das streben nach Erkenntnis des wahren und guten, woraus allmählig die Beschäftigung mit der Wissenschaft hervorgeht. Kunst und Wissenschaft können aber erst da eine höhere und selbstständigere Ausbildung erlangen, wo die Sorge für das äussere Leben den Menschen nicht zu sehr in ihre Kreise zieht.

Entwicklungsgang des Völkerlebens.

Die Erzählungen von einem entschwundenen goldenen Zeitalter, einem verlorenen Paradiese, aus dem die gefallenen, die Sünder vertrieben und in Mühe und Arbeit, Elend und Not, Krankheit und Tod dahingegeben wurden, sind nach allen den Tatsachen und Forschungsergebnissen, die wir der Wissenschaft danken, poetisch-religiöse Fantasien, die man als Gegenstände der Sehnsucht, in die Vergangenheit zurückträumte.

Der wirkliche Vorgang des Kulturfortschrittes war in seinen Hauptmomenten demgemäss etwa folgender.

In solchen Gegenden, wo fleischfressende Raubtiere hausten von Anfang an, in anderen aber, sobald die Natur nicht mehr genug Nahrungsmittel von selbst darbot oder dem Menschen Vegetabilien nicht mehr genügten, musste der Mensch mit diesen stärkeren Tieren in einen Kampf eintreten, teils zu seinem Schutze, teils zu seiner Erhaltung.

Höhlenbär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne vorzugsweise waren die jetzt ausgestorbenen Arten, mit denen der Mensch der Diluvialperiode, selbst Höhlenmensch, den Wettstreit um die Existenz zu bestehen hatte. Im Anfang war er jedenfalls im Nachteil und meistens wohl genötiget, nur in der Flucht sein Heil zu suchen. Nachdem aber der Zufall und das Nachdenken — denn die Not macht erfinderisch und ist ein Hauptfaktor des Fortschrittes — ihm den Baumast und den Stein in die Faust gedrückt und so die Wucht seines Armes verstärkt und den Bereich seiner Wirkungskraft erweitert hatte, da kehrte sich das Machtverhältnis um, und der bisherige Verfolgte wurde nunmehr zum Verfolger (Jäger). Die gefährlichen Tiergeschlechter von überlegener fisischer Kraft wurden ausgerottet, teils in abgelegene Gegenden vertrieben, teils unterjocht und gezähmt. Dieses Werk der Selbstverteidigung wurde vermöge der gewonnenen reichlichen Nahrung zugleich ein Werk der Selbsterhaltung, um so mehr, als die in unberechenbar frühe Zeit fallende Gewinnung und Benützung des Feuers die Bereitung wohlschmeckender und menschenwürdiger Speisen ermöglichte. Nun konnte die früher ausschliesslich der Sicherung vor Gefahren und der Erringung des notdürftigen Unterhaltes gewidmete Denkkraft sich freier entwickeln und höheren Aufgaben zuwenden.

Völker, die an unfruchtbare Meeresküsten fortgedrängt wurden, wo sie ein kümmerliches Dasein fristeten, versanken in geistige Stumpfheit.

Völker, die sich in Gebirgen festsetzten, nährten sich von der Jagd, deren Uebung Krieg und Raub begünstigte, wodurch manche Stämme in tiefe Rohheit, ja einzelne zur eigentlichen Wildheit herabfielen, andere aber in frischer Kraft und unabhängigkeitsliebender Gesinnung emporblühten.

Völker, welche in Wüsten und Steppen gerieten, waren auf Viehzucht und auf ein unstät umherziehendes Leben angewiesen.

Andere, die an wohlgelegenen Meeresküsten ihre Sitze aufgeschlagen, wurden auf Schifffahrt und Seehandel hingeführt.

Völker, die sich in fruchtbaren Ebenen und Flusstälern niederliessen, betrieben den sittenmildernden Ackerbau, welcher zur Gründung von Ortschaften und Städten führte, in denen sich das Gewerbewesen und der Landhandel, durch Karavanen, und weitergehend allmählich Kunst und Wissenschaft ausbildeten.

Viehzucht, Ackerbau und Metallbearbeitung sind die notwendigen Grundlagen alles Kulturlebens; in der Tonkunst lag der Anfang zu den das Leben verschönernden Künsten und damit der höheren Bildung des Geistes überhaupt.

Bei allen in die eigentliche Geschichte getretenen Völkern findet sich schon in der vorgeschichtlichen Zeit die Benutzung der Haustiere und der wichtigsten Nutzpflanzen, die Kenntnis des Feuermachens und die Kunst der Metallbearbeitung vor.

So lange die Völker patriarchalisch leben, haben sie keine eigentliche Geschichte; diese beginnt erst, wenn ein Nomadenstamm sich ansiedelt und sich bemühen muss die dabei eintretenden Hindernisse der Natur, oder die Störungen anderer feindlicher Stämme, denen er bei seinem vorigen Wanderleben hatte ausweichen können, jetzt im Verein und mit Hilfe seiner Nachbarn zu überwinden.

So nötigt die Niederlassung zur Sorge für ein festeres Obdach und für eine dem Witterungswechsel angemessene Kleidung; man musste Flüsse dämmen, Sümpfe trocknen, Kanäle graben, Felsen durchbrechen, Wälder ausroden.

Sklaverei und Leibeigenschaft.

Ursprünglich waren alle Menschen gleich, und bei den Völkern auf den untersten Stufen der Kultur, bei Sammel-, Fischer- und Jägervölkern ist das noch der Fall. Aber bei den Völkern mit Eigentum lag die Versuchung nahe, auch den Menschen selbst als

ein Eigentum und eine Ware zu betrachten, und so entwickelte sich die Sklaverei.

Wir finden sie im allgemeinen bei den Hirtenvölkern nicht (bei den Beduinen, Mongolen), wohl aber bei solchen Hirtenvölkern, welche im Uebergange zum sesshaften Leben begriffen sind, z. B. bei den Patriarchen des alten Testaments, welche für sich selbst in Städten lebten, aber ihre Herden durch ihre Knechte in der Wüste hüten liessen. Verbreiteter aber war die Sklaverei bei den ackerbautreibenden Völkern. Sie tritt besonders dann auf, wenn das Volk sich fremde Länder, die schon von einer ansässigen Bevölkerung bewohnt waren, erobert hat. Da gewährt die Einführung der Sklaverei dem erobernden Volke oft die Mittel, seine eigentümliche Kultur und Volkstümlichkeit zu bewahren und weiter zu entwickeln.

So ist z. B. der spartanische Staat mit seinen eigentümlichen Einrichtungen ohne die Basis der Sklaverei nicht zu denken, eben so wenig die hohe Bildung Athens.

Auch das deutsche Mittelalter zeigt ähnliche Verhältnisse, indem die in fremde Länder einwandernden Germanen die vorgefundene Bevölkerung zu Hörigen machten und später diese Einrichtung auch in die deutsche Heimat übertrugen, wo allmählich auch ursprünglich freie Grundbesitzer durch Not oder offene oder versteckte Gewalt ihre Freiheit aufgeben mussten und zu Hörigen herabgedrückt wurden.

Durch die Sklaverei und Leibeigenschaft ist also einem Teil der Menschen, fast der Hälfte, ihre Menschenwürde geraubt. Dem einen Teil fällt der Genuss, dem anderen die Arbeit zu, der eine hat Rechte, der andere nur Pflichten zu erfüllen.

Die Sklaverei, welche die Grundlage der alten Gesellschaft war, war auch die erste Ursache ihrer Gewohnheiten, Sitten, Einrichtungen, Gesetze und Vorstellungen und ihres Verfalls. Die alte Gesellschaft bestand nur aus zwei Klassen, aus Herren (Freie) und aus Sklaven, d. h. nach den damaligen Begriffen aus Menschen und Dingen, die Gesellschaft dagegen, aus welcher sich die moderne entwickelte, zerfiel in drei Stände, Herrscher, Unterdrückte und Freie. Das Streben der alten Gesellschaft gieng nach Herrschaft, nach Unterdrückung anderer, das Streben der nach ihr entstandenen nach Freiheit, d. i. nach Gleichstellung aller Menschen. Der einen war die Knechtschaft notwendig geworden und führte sie zum Verfall,

bei der anderen bildete sie nur den Anfang und führte durch die Entwicklung des Bürgerstandes, das eigentlich charakteristische Merkmal der neuen Gesellschaft, zur Freiheit.

IV. Der Staat und seine Formen.

Dem Entwicklungsgange des Völkerlebens entsprechend entstanden auch die verschiedenen Staatsformen. Aus dem Familienleben entwickelte sich zuerst das Stamm- und Gemeindeleben, hervorgehend teils aus dem angebornen Triebe der Geselligkeit und Fortpflanzung, teils aus der Notwendigkeit, sich wider gemeinschaftliche Feinde zu schützen.

Diese auf Verwandtschaft und gemeinsamer Abkunft beruhende Stammesgenossenschaft bildete die Grundlage aller Naturstaaten, die je nach der Lage und Beschaffenheit des Wohnortes, der Lebensweise, des Charakters und der Eigenschaften der Völker sich mannigfach gestaltet haben. Es werden sich Gebirgsbewohner leicht zu kriegerischen Unternehmungen, Raubzügen und Ueberfällen zusammenfinden, während Strandbewohner es versuchen werden, durch Freibeuterzüge, Seeräuberei sich das zu ersetzen, was ihnen die sie umgebende karge Natur vorenthielt. Bei diesen auf wildes Räuberwesen angewiesenen Völkern erlangte jene Familie oder jenes Geschlecht den höchsten Einfluss, die grösste Macht, aus dem der kühnste, tüchtigste Führer hervorgieng. Kam alsdann noch ein grösserer Besitzstand hinzu, so entstand mit der Zeit daraus eine Herrscherdynastie mit erblichem Führeramte.

Feldbauende Familien wieder vererben das Bedürfnis gegenseitiger Dienstleistung bei ihrer Arbeit, so wie die Notwendigkeit, diese ihre Früchte vor Raub zu schützen. Das Führeramt fiel hier wol demjenigen zu, dem sich zur persönlichen Auszeichnung der grösste Besitzstand zugesellte. Es entspann sich so ein patriarchalisches Verhältnis, eine patriarchalische Staatsordnung.

Die ersten Staaten entwickelten sich also ganz dem Laufe der Natur gemäss, es waren Natur- oder Notstaaten; Verfassung oder Gesetze waren noch ungekannt. Wenn, wie bei den Israeliten es die Priester waren, denen das Volk die Ausübung der obersten Staatsgewalt anvertraute, so bildete sich daraus eine sogenannte Theokrazie.

Aus dieser letzteren Staatsform entwickelte sich zunächst das monarchische Prinzip; der Wille des Oberhauptes galt als Gesetz. Bei kriegerischen Stämmen war es mehr ein Heerkönigtum, indem durch Besiegung und Unterwerfung fremder Völkerschaften sowol, als durch die gewaltsame Erwerbung ihrer Gebiete das Oberhaupt des siegenden Stammes eine ausgedehntere Herrschaft erlangte. Da nach den Anschauungen des Altertums die Ueberwundenen gewöhnlich in das Verhältnis der Knechtschaft oder Sklaverei gerieten, so entwickelte sich daraus ein Zustand der Ungleichheit zwischen den einzelnen Staatsgliedern. Die Häupter der Sieger wurden des Heerkönigs Waffengenossen im Felde, seine Ratgeber im Frieden, und leiteten des Volkes religiöse Uebungen. In dieser Weise nahm das Königtum bei den europäischen Völkern seinen Anfang; so bei den Griechen und Römern und den Germanen des früheren Mittelalters.

In Asien jedoch entwickelte sich aus dieser patriachalischen Fürstengewalt der unbeschränkte Despotismus mit dem Erblichkeitsrechte in dem betreffenden Geschlechte.

Der Despot ist Herr über Leben und Eigentum seiner Untertanen, und da es die räumliche Ausdehnung eines Staates nicht gestattet, dass alle Herrscherrechte von dem Gewalthaber selbst ausgeübt werden, so überträgt er sie an Statthalter, die dann dieselbe unbeschränkte Macht zur Geltung bringen, wie im grösseren Unfange ihr gemeinsamer Gebieter. Der Despotismus stützt sich nicht auf den Erbadel, der noch immer einige nazionale Berechtigung für sich hätte, sondern auf die von ihm geschaffenen Kreaturen seine Würdenträger, und auf die zum blinden Gehorsame dressirten Untertanen, welche in Unwissenheit und Barbarei zu erhalten, seine vornehmste Aufgabe ist. Er wird hierin durch die Hierarchie unterstützt, welche sich ebenso an das zum Despotismus ausgeartete Patriarchentum anlehnte, wie die Theokrazie an die ursprünglich edle Gestalt desselben.

Aus dem Heerkönigtume gieng das auf dem Territorialrecht beruhende Feudalsystem hervor, auf dessen Stirne zwar „das Brandmal der Leibeigenschaft steht“, das aber nichts destoweniger auf die rohen Grundlagen seines Entstehens, — das Eroberungsrecht, das Kriegsdienst-Verhältnis, die Territorialgewalt — sittlichend und veredelnd einwirkte. Wird das Feudalsystem auch mit Recht und Fug „als eine Versündigung gegen die Rechtsidee“ an-

gesehen, so ist es doch als Uebergangsstadium zu unserem heutigen Rechtsstaatenwesen von grosser Bedeutung.

Indess nun im Morgenlande der Despotismus vorherrschend blieb und das Heerkönigtum der Perser in schlaffsten Absolutismus ausartete, entwickelte sich in der griechisch-römischen Welt aus dem patriarchalischen Königtume die Republik. Und je nachdem die Obergewalt aus den Händen einzelner in die eines bevorrechteten Teiles der freien Landeseinwohner oder der Gesammtheit zufiel, hatte sie beschränkte oder volle Rechtsgleichheit zur Folge.

Die Geschlechter, aus denen die Kampfgenossen und Ratgeber des Königs entsprossen waren, bemächtigten sich bald selbst der Staatsgewalt, der herrschenden Familie im Anfange zwar noch einige Vorrechte belassend, bis sie sich nach und nach zur völligen Aristokrazie entwickelten. Zu dem deliberativen Rechte, das sie bisher innegehabt, fügten sie nun auch das der Heerführung und des Richteramtes hinzu. Die Ausübung der priesterlichen Funkzionen, welche gewisse Kenntnisse voraussetzten, fiel einigen Geschlechtern anheim, die dann als Priesterstand eine eigentümliche Stellung einnahmen. Die wichtigste innere Angelegenheit, die Rechtspflege, die auf der Basis des Herkommens, der Sitte und Gewohnheit fusste, wurde von den Edelleuten gehandhabt.

Die Kenntnis dieses tradizionellen Gewohnheitsrechtes war der erbliche Vorzug des patriarchalisch-theokratischen Königtums gewesen, gegründet auf dessen Abstammung von den ewigen Göttern denen die Idee des Rechtes innewohnte. Da nun die Aristokrazie ihre Rechtskenntnis nicht auf diese Quelle zurückzuführen vermochte, und das Volk durch die richterlichen Erkenntnisse, die von Standesinteressen beeinflusst waren, misstrauisch wurde, erwachte in demselben das Streben, sich vor solchen Uebergriffen zu sichern. In der Regel beginnt daher der Kampf der Volksgemeinde mit dem Verlangen nach geschriebenen Gesetzen, nach einem positiven Rechte. Da nun aber die edeln Geschlechter im Besitze innerer und äusserer Güter waren, die sie zur Herrschaft befähigten, sich auf Taten von Vorfahren beriefen, an die sich noch teilweise das Volk erinnern konnte, und ein bedeutendes Vermögen besassen, welches ihnen ermöglichte, sich in den Künsten des Krieges und des Friedens auszubilden, so wurde der Uebergang vom ungeschriebenen Naturrechte zum vertragsmässigen Staatsrecht bedeutend verlangsamt.

Ein Zerrbild der Aristokrazie bildet die Oligarchie, d. i.

ein solidarischer Bund der Edlen zur Erhaltung ihrer Sonderinteressen gegenüber den gerechten Ansprüchen des Volkes.

Sie beschränkte die Zahl der Teilnehmer an ihrer bevorzugten Stellung dadurch, dass sie einen bestimmten Vermögens-Zensus zur Bedingung machte, was ihr somit den Stempel der Timokrazie aufdrückte. Gesellte sich zu der physischen Uebermacht des Demos die überlegene Intelligenz und Kriegskunst der Vornehmen, indem sich eines ihrer Mitglieder von seinen Standesgenossen trennte und der Volkspartei als Führer diente, die ihm aus Dankbarkeit die Herrschaft überliess, so entstand eine Tyrannis.

Diese war jedoch nie von langer Dauer, und bildet überall die Uebergangsform von der Oligarchie zur Demokrazie.

Unter Demokrazie oder Volksherrschaft versteht man diejenige republikanische Staatsform, in der alle Mitglieder gleiche Berechtigung zur Teilnahme an der Staatsgewalt in allen ihren Lebensäusserungen besitzen und worin die gesetzgebende richterliche und administrative Tätigkeit von der Gesammtheit oder durch von ihr gewählte und verantwortliche Vertreter geübt wird.

Sie beruht auf dem Grundsatze der Volkssouveränität, wornach die Gesammtheit der Staatsangehörigen alle volljährigen und vollberechtigten Männer als der Inbegriff der vollen Staatsgewalt und die Quelle der Gesetzgebung gelten.

Demokrazie ist somit eine Staatsform, worin das Volk sich selbst regiert; es ist Regierter und Regierender in einer Person. Da die absolute Volksherrschaft im Laufe ihrer Entwicklung bei Besetzung öffentlicher Stellen die Zahl der Mitglieder möglichst zu mehren und durch Verkürzung der Amtszeit und häufigen Stellenwechsel den Zutritt aller oder wenigstens sehr vieler herbeizuführen suchte, kam in das öffentliche Leben eine Beweglichkeit, in die Gesetzgebung eine Wandelbarkeit und in die Volksgemeinde eine Neuerungssucht, welche der Demokrazie die feste Grundlage raubte, und ihre Entartung zur Ochlokrazie zur Herrschaft der Massen herbeiführte.

Da sowohl die Despozie oder absolute Alleinherrschaft die Freiheit der einzelnen, sowie die Demokrazie oder Volksherrschaft die Einheit des Staatsganzen gefährdete, so führte reifere politische Einsicht zu einer aus beiden Elementen gemischten Staatsordnung zu dem monarchischen Rechtsstaat, worin die einheitliche Kraft der Monarchie sich mit der Freiheit der Demokrazie verbinden und

das Staatsganze durch ein höchstes allgemein giltiges Grundgesetz zu einem organischen Rechtsinstitute gebildet wurde.

Nach der Natur der Völker oder nach Umständen, welchen dieser monarchische Rechtsstaat seine Entstehung verdankte, nahm er auch verschiedene Gestalten an, und führte entweder aus dem Feudalismus hervorgehend im ruhigen Verlaufe zur sogenannten ständischen Verfassung, oder im weniger ruhigen Verlaufe nach einer Störung des alten Zustandes im Sinne des Absolutismus, auf die dann ein revoluzionärer Gegenschlag zu Gunsten der Freiheit und Demokrazie folgt, zur konstituzionellen Monarchie, welche wie zum Beispiel in England die Bestandteile aller bisher entwickelten regelmässigen Staatsformen, der Monarchie, Aristokrazie und Demokrazie in weiser Mischung vereinigt, so dass von allen die gerechten und guten Eigenschaften angeeignet, die Entartungen ferne gehalten werden. Aber auch diese Form muss wechseln, je nachdem die Verhältnisse der Völker insbesondere ihr Bildungszustand oder ihre äussere Lage wechseln. „Keine Verfassung ist schlechthin die beste, sondern diejenige die beste für ein besonderes Volk und eine besondere Zeit, welche den gesammten (geografischen und geschichtlichen) Verhältnissen am angemessensten ist.“ Der Zweck des Staates kann kein anderer sein, als die Förderung der menschlichen Bestimmung, und demgemäss wird jede Staatsordnung, die eine naturgemässe Entwicklung ihrer Prinzipien vom einfachen zum verflochtenen, vom unvollkommeneren zum vollendeteren erkennen lässt, wo sich mit der zunehmenden Kultur eine fortschreitende Verbesserung der Gesetze und Verfassungsformen auf Grundlage des ursprünglichen Rechtes kundgibt, und wo die moralischen Kräfte des Volkes erzeugt und genährt werden, als die richtige und wahre gelten, ohne Rücksicht auf ihre besondere Beschaffenheit.

Wo aber an die Stelle des Rechts Willkür und Gewalt tritt, wo der auf der Bahn des Gesetzes vorwärts strebende Geist gehemmt und gefesselt wird, und wo statt der dem Volksleben notwendigen Regsamkeit und Bewegung innerhalb der gesetzlichen Schranken, Stillstand, Geistesträgheit und erschlaffende Ruhe ihr Reich aufgeschlagen und die Fittiche zum Lichtfluge lähmen, eine solche Staatsordnung wird verworfen, denn in ihr ist die Wahrheit durch die Lüge unkenntlich gemacht, der gesunde Kern durch eine tödtliche Schale verhüllt; auch gibt es kein göttliches und menschliches Recht, durch welches ein und dieselbe Staatsform auf alle Zeiten vererbt werden darf.

Verschiedene Arten von Staaten.

Allein nicht blos in Verfassung und Einrichtung sind die Staaten von einander verschieden, sondern auch in den nazionalen Bestandteilen. Gleiche Volksart vom Haus aus, das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugnis seit Jahrhunderten gleich verstandener Lebenserfahrungen bilden eine glückliche Mitgabe für den Naturstaat auf seinem dornigten Wege zur bewussten Durchbildung. Die Geschichte hat aber von jeher die stille Urbildung der Natur unterbrochen und verschiedene Stämme und Volkstümlichkeiten übereinander geschichtet. Sie weiset dreierlei Arten von Staaten auf: 1. Einheitliche Staaten, wo eine einzige Nazion zu einem durch natürliche Grenzen abgeschlossenen Staatsganzen verbunden ist. 2. Eine Staatenvielheit, wenn eine einzige Nazion politisch geschieden und zerrissen wird. Hier kann ein dreifacher Fall eintreten: entweder sind solche Staaten von einander getrennt und ohne innere Verbindung, oder sie bilden einen Staatenbund, so dass jeder einzelne grosse oder kleine Staat seine Selbstständigkeit bewahrt und dennoch eine gemeinsame Bundesregierung, bestehend aus Abgeordneten der verschiedenen Landesregierungen, an der Spitze des ganzen steht, oder endlich sie sind zu einem Bundes- oder Föderativstaat vereiniget, in dem nicht nur die Regierungen, sondern auch die Bürger eines jeden Staates durch Abgeordnete vertreten sind, die einzelnen Staaten nur als Glieder eines grossen ganzen bestehen und in allen Dingen, welche die Gesammtheit betreffen, nach innen und aussen ein gemeinsames Handeln stattfindet. 3. Gemischte Staaten, wo mehrere Völker verschiedener Sprache und Abstammung zu einem politischen ganzen durch Gewalt und Eroberung vereinigt sind. Letztere Gattung ist am häufigsten vertreten, und wie hart auch anfangs das Loos der Unterworfenen sein mochte, mit der Zeit gieng meist mit der Vermischung eine zweite gelungenere Volksnatur und gediegenere Staatsbildung hervor. „Denn tritt so das Band der ursprünglichen Blutsverwandtschaft allmälig zurück, so verstärkt sich dagegen das Band des örtlichen Zusammenseins mit dem Wachstum der Bildung.“ Das unbestimmte Heimatsgefühl der Naturvölker, welches hauptsächlich nur Liebe zu den Genossen und zu gewissen Lebensarten ist, steigert sich mit dem Fortrücken der Bildung, der Kunst und Wissenschaft zur örtlichsten Vaterlandsliebe.

Stände und Kasten.

Mit der Entstehung fester Ansiedlungen und der Begründung von Staaten entstand auch die Sonderung in Volksklassen oder Stände. Sie folgte stets dem gesammten politischen und allgemeinen Bildungsgang des Volkes, der oft durch Gewalt von aussen her unterbrochen und verändert wurde. Den stärksten Ausdruck fand diese Sonderung aber in der schon in den ältesten Kulturstaaten vorkommenden freiheitbeschränkenden Einrichtung der Kasten. Man versteht darunter eine strenge Scheidung der Menschen nach Stand und Beruf, die in fester geheiligter Ordnung auf Vater und Sohn vererben, und wobei weder eine Vermischung noch ein Uebergang aus einer in die andere gestattet ist. Dabei unterschied man zwischen den höheren Kasten des Priester- und Kriegerstandes und den unteren des gemeinen Volkes.

Je mehr sich ein Volk der patriarchalischen Herrschaft der Stammhäupter entzog, aus dem ursprünglichen Kriegszustand in friedliche Daseinsformen einlenkte und den Dienst der Götter zu seinem Hauptanliegen machte; desto höher stieg der geistliche Stand, der ja als Vermittler zwischen den Himmelsmächten und den Menschengeschlechtern galt, an Einfluss und Ansehen. Daher bildeten die Priester die erste Kaste.

Durch eine besondere Tracht, durch hierarchische Rangordnung, durch ein äusseres Zeremoniel von den anderen Ständen geschieden und hochgeehrt vom Volke als Kenner und Verkündiger göttlicher Offenbarungen und Gesetze als Vollbringer der mysteriösen Gebräuche und Religionshandlungen, deren richtige Anwendung und Verrichtung sie allein verstanden, deren tiefen Sinn sie in heiligen Geheimlehren ihren Nachkommen und Schülern mitteilten, besassen die Priester in manchen der alten Kulturstaaten grosse Macht und Vorrechte bis es der Kriegerkaste (dem Adel) gelang, sich dem Priesterstande als ebenbürtig zur Seite zu stellen und entweder mit demselben zu einer Teilung der Herrschaft übereinzukommen oder denselben zu überwinden und eine weltliche Despozie auf die Schärfe des Schwertes zu gründen. So entstanden bevorzugte Stände, die durch Vermögen, Bildung und Waffenübung vor dem übrigen Volke ausgezeichnet einen höheren Rang einnahmen. Dem Adel gehörte gewöhnlich das monarchische Oberhaupt an, dessen Geschlecht und Familie allen anderen vorangieng und als Dynastie bezeichnet wurde. Die dritte und vierte Kaste bilden die unteren Stände der Ackerleute und Handwerker.

Befanden sich in einem dieser Staaten Hirten, so machten sie die niedrigste und verachtetste Kaste aus, teils wegen ihrer geringen Bildung, teils wegen der aus der Beschäftigung mit dem Kleinvieh ihnen anklebenden Unreinlichkeit. Am längsten und reinsten erhielt sich das Kastenwesen, das in der Regel eine Eroberung des Landes durch fremde Völker und eine Unterjochung der Eingebornen in uralter Zeit voraussetzt, in Indien und Aegypten. In manchen Staaten waren die Kasten so schroff getrennt, dass die erbliche Scheidung durch keine Vermischung, durch keine Wechselheiraten durchbrochen werden durfte und sich sogar bis zur Vermeidung des äusseren Verkehrs ausdehnte.

Schauplatz der Geschichte der alten Welt und Weltstellung Asiens.

Die östliche Halbkugel enthält vier Kontinente, von denen drei auf das innigste zusammenhängen. Man bezeichnet diese drei mit dem gemeinsamen Namen: die alte Welt. Der Raum jedoch, welcher den Schauplatz der alten Geschichte bildet, ist ein scharf begrenzter. Die Hauptträger der Kultur und des Lebens der alten Welt bewohnten den Gürtel zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem 45° n. B., also die glückliche Zone der Winterregen und warmer trockener Sommer, die Heimat unserer Getreide und Obstarten, des Weinstockes, der Olive und Südfrüchte, die Stammländer unserer Haustiere. Physikalisch betrachtet, zerfällt dieser Raum in 2 grosse Hälften, eine kontinentale, welche sich quer durch Asien zieht, im Westen vom griechischen und syrischen Meer, im Osten vom chinesischen Meer umspült wird, und in eine maritime, die das Mittelmeer und seine Gestade umfasst. Der Hauptstamm und Kern der alten Welt ist Asien, welches grösser als die beiden Weltteile Europa und Afrika, diese mit einander verbindet. Wenn damit die eine Richtung angegeben ist, nach welcher hin Asien wichtig ist, so ist es zweitens deshalb von Bedeutung, weil sich aus ihm, als dem ursprünglichen Vaterlande, das Menschengeschlecht verbreitet hat. Die Bevölkerung Asiens ist gewiss älter, als die der beiden anderen Erdteile, vielleicht kann man auch zugeben, dass der Kontinent selbst von den dreien am frühesten entstanden sei.

Asien ist der grösste Erdteil; es umfasst, wenn man die höchste Angabe annimmt, mit den Inseln 882,000 □ Meilen, und ist somit ausgedehnter, als die Oberfläche des Mondes. Wenn es schon durch seine Grösse einen vorwaltenden Raum auf dem Erd-

runde einnimmt, so wird es noch wichtiger und bedeutender durch die Konstrukzion seiner Gebirge, durch die Vielartigkeit seiner Gestade, durch die Menge seiner Inseln, durch die Ueppigkeit der Vegetazion und durch die Verhältnisse der in ihm wohnenden Völker. In Asien ist nicht nur die Wiege des Menschengeschlechtes zu suchen, sondern auch das Vaterland der Kultur. Dort ist viele Jahrhunderte hindurch vorzugsweise der Schauplatz der Geschichte gewesen, dort sind zuerst die Kulturfrüchte angebaut und die Haustiere gezähmt worden, dort die vorzüglichsten religiösen und politischen Ideen entstanden. Die wichtigeren Religionen (sowohl die monotheistischen, die jüdische, christliche, mohamedanische, als die polytheistischen des Brahma, Buddha Zoroaster, Kongfutse) die reichsten und ausgebildetsten Sprachen, die meisten Künste, Wissenschaften und Erfindungen, der Handel und Kunstfleiss, sowie die Staatenbildung haben dort ihren Ursprung. Der Weltteil ist auch ganz dazu geschaffen. Er liegt zwischen dem Pole und dem Aequator. $^3/_4$ von ihm gehören der gemässigten, $^1/_4$ der kalten und heissen Zone an. Asien erstreckt sich weiter von Osten nach Westen, als von Norden nach Süden und zeichnet sich durch das Zusammenliegen seiner Teile aus. Es ist nun weder so einförmig wie Afrika, noch so mannigfaltig wie Europa.

Afrika und Australien sind die einfachsten Erdteile, weshalb auch ihre Völker auf niedriger Kulturstufe stehen.

Asien ist gegliederter, es hat in der Mitte grosse Plateau's, um welche sich Tiefebenen, die ältesten Sitze der Bildung, reihen. Von dieser zentralen Mitte aus, um den 90° öst. L. verbreiteten sich die Völker zunächst in die benachbarten Erdräume und trafen dort verwandte Naturverhältnisse an. Mit der fortschreitenden Zivilisazion giengen sie allmählig aus der klimatischen Einheit in die klimatische Mannigfaltigkeit unseres Planeten über. Es gibt keine Gegend der Erde, wo sich die verschiedenen Menschenstämme, Ursprachen und Religionen so nahe berühren, als in jener erhabenen Mitte der alten Welt, wohin ja auch alle Anfänge der Geschichte zurückführen.

Von dort also sind die Völker nach allen Himmelsgegenden gezogen und haben sich zuerst in den fruchtbaren Niederungen der Doppelströme angesiedelt, welche diesem Kontinente eigentümlich sind. Nach Osten strömen nämlich von dem grossen Hochlande Mittel-Asien die beiden gewaltigsten Flüsse des Kontinents, der Hoangho und Jantse-Kiang, in das chinesische Meer, nach Süden

hin entquellen dem Himalaya Indus und Ganges, nach Nordwesten fliessen von den Randgebirgen des grossen Plateaus der Oxus und Jaxartes, und den Westabfall des iranischen Hochlandes begleiten Tigris und Euphrat. An diesen Strömen lagen die ältesten Kulturstaaten, doch kann man nicht mit Bestimmtheit angeben, welcher unter ihnen sich zuerst gebildet hat. Das Hochland Asiens beträgt zwei Fünftel des Erdteiles und zerfällt in einen östlichen und westlichen Teil, beide stehen durch einen Gebirgsknoten (den Hindukuh bei den Alten Paropanisus, seit Alexander dem Grossen Caucasus indicus genannt), in Verbindung.

Sie erstrecken sich von SO. nach NW., in welcher Richtung auch die Hauptgebirge aus den Erdspalten sich erhoben haben. Um die beiden Hauptplateau's lagern sich vier andere kleinere, die von Arabien, Vorder- und Hinterindien und von China. Vergleicht man den Osten und Westen Asiens, so zeigt zich letzterer gegliederter denn er zerfällt in 4 Theile: in das kaukasische und armenische Hochland, in die syrischen Gebirge und in Klein-Asien. Im Westen Asiens nähern sich die drei Weltteile am meisten, dort ist Asien am mannigfaltigsten und deshalb am zugänglichsten. — Dieses Maximum der Durchbrechung, Berührung und Ausgleichung der kontinentalen und maritimen Erscheinungen im Westen musste die früheste Verbreitung der gewonnenen Kulturbedingungen ermöglichen und der physische Wegweiser für den Zug der Weltgeschichte nach der europäischen Seite hin werden. Um die Plateau's liegen nach allen Weltgegenden hin die Tiefländer, in denen sich die grossen Reiche gebildet haben.

Sechs sehr unterschiedene Tiefebenen sind zu merken: 1. im Osten die chinesische, die um das gelbe Meer sich hinzieht, dann 2. die indochinesische vom Busen von Tonkin bis zum Busen von Siam, 3. die hindostanische vom bengalischen bis persischen Golfe, 4. die syrisch-arabische, 5. die nördlich-sibirische und 6. die bucharische.

Kenntnisse der Alten.

Nur zivilisierte Völker beschäftigen sich damit, eine Uebersicht über die Welt zu gewinnen, die weniger gebildeten kennen ihr Land, erwerben aber keinen Ueberblick über die Erde. Die allerälteste geografische Uebersicht über Asiens Völker finden wir im 10. Kapitel der Genesis, bedeutende Kenntnisse von Asien besassen die Aegypter,

die Phönizier und die Griechen. Wir übergehen die ältesten Schriftsteller und wenden uns sofort zum Herodot, (geb. 484 v. Ch. G.) um zu erfahren, wie weit ihm Asien bekannt war.

Er hat Klein-Asien, Syrien durchreist und hat Babylonien und Susa gesehen, so dass er über West-Asien als Augenzeuge berichtet. Für Iran, Indien und das übrige Asien benützt er teils die Erzählungen der Kaufleute und teils die Annalen, Chroniken und Karten des persischen Reiches. Das Indusland und das Uralgebirge sind die Grenzen seiner Kenntnis des Erdteiles.

Erweitert wurde die Kenntnis von Asien durch die Feldzüge Alexander des Grossen. Dadurch ist Iran und Turan, dadurch Vorderindien den Griechen bekannt geworden, und die Erforschungen dieser Gegenden wurden unter den Diadochen, welche über Baktrien und in Nordindien herrschten, fortgesetzt und weiter ausgedehnt. Wichtiger noch wurde Alexandrien, dessen Kaufleute eine regelmässige Handelsverbindung mit Indien ins Werk setzten, wo Barygaza in der Nähe der Nerbuddamündung der Hauptstappelplatz des Verkehres wurde. Da wurde auch Hinterindien, die aurea chersonesus und die hinterindischen Inseln bekannt. Ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius, der Cappadocier Strabo, hat in seiner allgemeinen Geografie vorzugsweise gut Alles das geordnet, was man in seiner Zeit von Asien wusste. Ueber Ost-Indien gab dann im zweiten Jahrhundert n. Ch. der Aegypter Ptolemäus manche wichtige Auskunft. Er kennt die Malediven und Lakediven, die Halbinsel Malakka, Völker in der Gegend von Kanton und den gelben Strom, auch weiss er mehrere im Norden Asiens liegende Orte anzuführen und gibt Bericht von der Strasse, welche von Sogdiana in die hohe Bucharei führt. Weiter reichte die Kenntnis nicht, welche die alten Völker von Asien hatten und erst der neuen Zeit war es vorbehalten den Kreis dieser Anschauung bedeutend zu erweitern.

II. Zeitraum.

Potamische Kultur (Flusskultur).

Von der Entstehung der ersten geschichtlich bekannten Staaten bis auf die Gründung des Perserreiches durch Cyrus (von 3000—555 v. Chr.).

Orientalische Kulturstufe.

Mit dem Anfange dieses Zeitraumes beginnt die eigentliche Geschichte, doch wird es auch in dieser nur allmählig heller. Sie zeigt uns eine Reihe einzelner Völker, von deren Einwirkung aufeinander nur wenig zu unserer Kunde gekommen ist. Die meisten derselben sind durch die Lage ihrer Wohnsitze am Unterlaufe der grossen Ströme, die ihre Bildung begünstigte, weit von einander getrennt (vereinzelt); zwischen anderen ist der Verkehr durch das Meer (besonders im Westen durch das Mittelmeer) erleichtert. Wir finden sie teils in Asien und den angrenzenden Gegenden Afrikas, teils in den südlichen Ländern Europas. Die Eigentümlichkeit der Völker ist überall durch die Natur ihrer Wohnsitze bedingt, doch übt im Orient die Natur einen überwiegenderen Einfluss aus und stellt der Herrschaft des Menschen grössere Schwierigkeiten entgegen. Im Laufe der Zeit berührten sich diese verschiedenen Kultursphären vielfach, vermischten sich, modifizierten einander oder gerieten in Konflikte, die zuweilen unentschieden blieben, zuweilen aber auch mit dem Siege der einen über die andere endigten.

Die charakteristischesten Eigentümlichkeiten dieser Kultur waren die Abschliessung jedes Volkes für sich und Leitung desselben durch eine unumschränkte Despotie mit Hülfe einer Aristokrazie der Geburt, des Amtes oder Priestertums, Unterwerfung des Volkes unter

eine mehr oder weniger abergläubische Religion durch eine ihren Vorteil schlau berechnende Priesterschaft und Stehenbleiben der Zivilisazion auf dem zur Aufrechthaltung nazionaler Abgeschlossenheit erforderlichen Standpunkte. Diese kulturhistorischen Vorfahren des Menschheitsganzen umfassen in geografischer Beziehung das südliche Asien vom äussersten Osten bis zum äussersten Westen und das nordöstliche Afrika; — in ethnografischer das höchststehende Volk der niederen mongolischen Rasse. Das (chinesische) und ausser ihm lauter Völker der höheren (kaukasischen) Rasse.

Letztere zerfallen wieder in 3 Gruppen: 1) in die mit den Europäern verwandte, die reinste und höchstgebildete, die der Arier. Diese, auch indogermanische genannt, zersplitterte in zwei Zweige, deren östlicher über das iranische Hochland an den Indus gelangte, diesen abwärts zog und das ganze Gebiet eroberte, während der westliche dem Laufe des Oxus und Jaxartes folgend, nach dem kaspischen und schwarzen Meere zog und von den Küstenländern des letzteren nach Europa vor allem aber nach den beiden ins Mittelmeer hineinreichenden Halbinseln der griechischen und italischen sich verbreitete, 2) in die vorzugsweise Asien angehörende und über den Südwesten dieses Erdteiles über Vorderasien, Syrien, Kleinasien und Arabien verbreitete; die der Semiten, und 3) in die jetzt beinahe verschwundene Völkergruppe, welche das afrikanische Nilland beherrschte und aus 2 Rassen einen unterworfenen von negerartiger und einer herrschenden wahrscheinlich von semetischer Abstammung bestand, die auch in die oberen Nilländer, nach den Oasen der lybischen Wüste drang und die syrische und arabische Küste berührte.

Diese 4 Abteilungen morgenländischer Völker unterscheiden sich, sowohl durch ihre soziale staatliche, künstlerische und religiöse Kultur, als namentlich durch das Prinzip ihrer Sprache und Schrift.

Die 1. Gruppe die Chinesen haben eine einsilbige Sprache und eine Bilderschrift (jede Silbe ein Wort, jedes Wort ein Bild) von oben nach unten geschrieben.

Die 2. die Aegypter, eine fast unbekannt gebliebene Sprache mit Hieroglyphenschrift (allmählig vorschreitend von einfacher Abbildung der Gegenstände durch die Silbenbilderschrift zur Darstellung jedes Buchstabens durch ein Bild, dessen Gegenstand mit demselben beginnt) ohne Vokale und ohne Unterscheidung der Konsonanten desselben Organs, von oben nach unten und von rechts nach links geschrieben.

Die 3. die Semiten sind in der Ausbildung ihrer Sprache vorgeschrittener und stellen dieselbe durch unzweifelhaft aus den Hieroglyphen vereinfachte Bilder (Buchstaben) dar. Die Konsonanten sind bereits in harte und weiche geschieden, die Vokale jedoch werden noch mangelhaft bezeichnet. Man schreibt von rechts nach links.

Die 4. die Arier mit ausgebildeten Sprachen, mit ganz einfachen Schriftzeichen ohne Bezug auf Bilder und mit vollständiger Wiedergabe aller Vokale und Konsonanten von links nach rechts geschrieben.

Jede dieser vier Gruppen bildete ursprünglich ein Volk, das sich erst mit der Zeit in mehrere verzweigte.

Wenn nicht durch gewaltsame Eroberung, trat keine derselben mit den anderen in Verbindung, sondern verblieb fest bei seinen Eigentümlichkeiten.

Kulturstätten.

Wie nun diese Völker in die Gegenden gelangt sein mögen, in welchen wir sie in historischer Zeit finden, darüber gibt es nur Hypothesen, mit welchen wir uns nicht befassen. Eben so wenig kann eine endgiltige Entscheidung darüber getroffen werden, bei welcher dieser Völkergruppen die menschliche Kulturarbeit zuerst begonnen, ob in den Niederungen am gelben und blauen Flusse oder im schwarzerdigen Lande des Phtah, oder in den Quellengebieten des Indus und Oxus. Vielleicht kann diese Frage als zuletzt identisch mit der Frage der Menschheit Abkunft von einem oder von mehreren Urpaaren, gar nie unwidersprechlich beantwortet werden.

Immerhin ist es also das wahrscheinlichste, dass die Kultur der Chinesen und der Aegypter, der Arier (Inder und Iraner) und der Semiten zwar nicht gleichzeitig, aber doch in nicht allzu grossen Zwischenräumen und von einander unabhängig sich zu entwickeln begonnen haben, und gewiss ist, dass die Bildung dieser Völker als die älteste dasteht.

Ostwärts also hat sich der Blick dessen, welcher die Geschichte der Taten des menschlichen Geschlechtes erzählen will, zuvörderst zu wenden.

Dort sind die Quellen zu suchen, aus welchen Ströme von Nazionen über den Erdboden ausgegangen, dort schritt der Mensch am Stabe der religiösen Idee zuerst aus dem Kreise der Tierheit heraus

den Blick himmelwärts hebend, die leuchtenden Gestirne um eine Antwort auf die Rätselfrage des daseins anzugehen.

Dort zuerst wandelte sich der Mensch vom schweifenden Jäger zum Nomaden, zum sesshaften Ackerbauer, um auf der Grundlage dieser Lebensweise soziale und staatliche Gesittung, Kultur, Kunst und Wissenschaft aufzubauen.

Dort demnach, wo zu allen materiellen, idealen und sittlichen Errungenschaften der Menschheit der Grund gelegt worden ist, hat sich auch die Fantasie zuerst schaffungskräftig geregt, um wie die Wunder des Universums so die Tiefen der Menschenbrust zu beleuchten, die Idee der Religion mythologisch auseinanderzuhalten und die Erinnerung an vergangenes sagenhaft zu gestalten; denn dort findet alle Erd- und Menschengeschichte ihren Uranfang. Von hier aus sind fast ausnamslos die Kulturvölker ausgegangen an deren Geschicke sich der Gang der Weltgeschichte anknüpft. Jedwedem Abendlande blieb aus der Jugend und Kindheit das Bild und die Sehnsucht zum Morgenlande, wie zum Anfange und Aufgange aller Dinge in der Erneuerung und im Symbol aus einer Vorzeit und aus einer anderen Heimat durch alle Zeiten lebendig wirkend zurück, und bereitete schon dadurch zur Hoffnung auf eine Zukunft, die in jeder Hinsicht immer nur die Entwicklung einer Vergangenheit sein kann.

China.

Landes- und Volksnatur.

Von dem östlichen Hochasien mit dem heiligen Himmelsgebirg (Thian Schan) bis an die Nebenmeere des grossen Ozeans erstreckt sich das unermessliche Kaiserreich China, das mit Inbegriff seiner Nebenländer an Flächeninhalt und Bevölkerung den ganzen Weltteil Europa übertrifft. Es besteht aus einem höher gelegenen Uebergangs- oder Stufenlande und einem grossen von mächtigen Strömen (Hoangho und Jantsekiang) und zahlreichen Kanälen durchschnittenen fruchtbaren Tieflande und zerfällt in das eigentliche in 18 Provinzen geteilte China und in die später dazu eroberten Ländergebiete im Norden und Westen. (Mandschurei, Mongolei, kleine Bucharei und Tibet). Von dem westlichen Hochgebirge ziehen sich grosse Arme nach Nordosten und Südosten, so dass das mittlere dem Meere zugewandte Flachland auf 3 Seiten von Gebirgsgegenden eingeschlossen ist. In diesem weiten von reichen Weizen- und Reisfeldern

überdeckten Lande, wo die wohlriechende Theestaude blüht und der Seidenwurm seinen köstlichen Faden spinnt, wo herrliche Gärten mit den edelsten Früchten und schönsten Blumen prangen und in den südlichen Landschaften Palmen und andere schmuckvolle Bäume neben Zitronen, Feigen, Kastanien und Granatäpfeln sich in die heitere Luft erheben, wo Natur und Himmel alles geeiniget haben, was das menschliche dasein wohnlich und genussreich machen könnte, lebte seit unvordenklichen Zeiten ein Volk mongolischer Abkunft, in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt mit einer höchst eigentümlichen Kultur und einem in Körper und Geist streng ausgeprägten Nazionaltypus.

Schon die alten Schriftsteller preisen den Ueberfluss des Landes an Tieren, Bäumen und Früchten aller Art so wie den Reichtum an edler Seide und schildern die Seres in dem nordwestlichen gebirgigen „Seidenland“ (Serica) als sanftes mässiges Ruhe und Gemächlichkeit liebendes Volk in gänzlicher Abschliessung lebend und den Umgang mit anderen Völkern meidend. In ihrem Handel mit Skythen, Parthern und anderen Nachbarvölkern hätten sie die Waaren in der Wüste niedergelegt und dort andere dafür in Empfang genommen, lauter Züge, die nur auf die heutigen Chinesen passen.

Geschichte.

Die ältere Geschichte Chinas, die nur aus einheimischen Quellen geschöpft werden kann, ist dunkel, unzuverlässig und mangelhaft, da den Einwohnern jeder Sinn für ein wahrhaft geschichtliches Leben abgeht und die Annalisten aus nazionaler Selbstüberhebung und Eigendünkel die Anfänge des Reichs und die Begründung der Religion und Staatsordnung in eine fabelhafte Vorzeit hinaufrücken, um ihnen grösseres Ansehen und einen geheiligten Charakter zu verleihen.

Dem Chinesen gelten die bestehenden Einrichtungen und Zustände als die heiligen und vernunftmässigen Ordnungen, die von Anbeginn an vorhanden gewesen und deren Umgestaltung als ein schuldvolles Eingreifen in den gesetzmässigen Verlauf des nazionalen daseins angesehen wird.

Nach der chinesischen Geschichtserzählung sollen vor grauen Jahren die Stammväter des Volkes von dem nordwestlichen Gebirge Küen-lün oder Kulkun niedergestiegen sein und die im Zustande der Wildheit lebenden Urbewohner teils besiegt und vernichtet oder vertrieben, teils unterjocht und zur Annahme ihrer eigenen

Sitten, Sprache und Eigentümlichkeiten gebracht haben, so dass die unterworfenen mit den eroberern allmählig zu einem Volke verschmolzen. Ueberreste der Urbevölkerung Miaotse genannt leben noch jetzt als wilde in den Gebirgen des südlichen China.

Die ältesten geschichtlichen Nachrichten melden auch, dass die Kultur im Tieflande nur im Kampfe mit den Gewässern entstand, was aus der Natur des Landes mit Notwendigkeit folgt; und zu diesem Kampfe sollen sich hier die Menschen zuerst in grössere Gemeinschaften vereinigt haben. Die erste grössere Gemeinschaft (Staat) wurde hier also vorzugsweise nötig um das vom gelben und blauen Fluss angeschwemmte Doppeldelta gegen Strom und Meerfluten zu sichern und so für den Ackerbau zu gewinnen (Deichgenossenschaft). So erklärt sich auch der Grundzug des Charakters bei den Chinesen, „diesen asiatischen Holländern", der sich stets gleich geblieben, eine Richtung der Erkenntniskraft, wie der (angestrengtesten) Tätigkeit auf das äusserliche und darum Vorherrschaft des nüchternen Verstandes, Mangel an Fantasie und tieferem Gefühl.

Als Gründer des chinesischen Reiches gilt Fohi, welcher die Verehrung des Himmels und die Ehe einführte, eine Bilderschrift und die Kunst das Eisen zu schmieden lehrte, und die bis auf den heutigen Tag im Gebrauch gebliebene Kleidertracht vorschrieb. Seine Nachfolger, unter denen besonders die Namen Yao, Schun und Yn hervorleuchten, sollen dann die ersten Keime der Bildung und Gesittung gepflanzt, die Wildnis durch Ackerbau bezwungen, den Anbau des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupen befördert, das Land entwässert und urbar gemacht haben. Sie sollen das Volk an häusliches und geselliges zusammenleben, an friedlichen Verkehr gewöhnt, die Grundlagen des Staates gelegt, gute Gesetze eingeführt und den heiligen Dienst des Himmels begründet haben. Von Yn heisst es „Da lief die Tugend mit der Schnelligkeit eines Postknechts und so regierte er die Nazion so leicht, als er einen Finger in der flachen Hand umdrehen konnte." Mit seinem Sohne begann die erste erbliche Dynastie Hia, (2205—1766 v. Ch.) Die Geschichte dieser und der folgenden Dynastie (Schang 1766—1123 v. Ch.), die unter grossen Lastertaten und Empörungen regiert haben sollen, trägt das Gepräge der Unsicherheit und Entstellung.

Erst mit dem hochgefeierten Wuwang dem Gründer der 3. Dynastie Tscheu beginnt eine zuverlässige Periode. Er selbt gilt

als der eigentliche Gesetzgeber Chinas, der dem Staat seine vollendete Organisazion gegeben.

Aber auch diese Tscheu Dynastie, unter welcher ca. 550 v. Ch. Kong-fu-tse geboren wurde, artete aus. Die Verschwendung, Wollust und Lasterhaftigkeit der Herrscher, die Ränke und Freveltaten des Hofes erzeugten Bürgerkriege und Empörungen und stürzten das Reich in grosse Verwirrung. Es schien als ob die unumschränkte Monarchie durch ein loses Feudalsystem verdrängt und der Sohn des Himmels durch ein trotziges Vasallentum in seiner Macht verkürzt werden sollte.

Die Statthalter in einzelnen Provinzen erkannten nur mehr dem Namen nach die kaiserliche Gewalt und trachteten unabhängige Herrschaften zu begründen. Diesem Zustande der Zerrüttung machten die Fürsten aus dem Hause Tsin (255—206 v. Ch.) ein Ende. Sie bemächtigten sich der Herrschaft in der ihnen übergebenen Provinz, besiegten dann die übrigen Feudalherrn und gewannen endlich den Kaisertron. Dieser Dynastie gehörte Schi-hoang-ti (216—209 v. Ch.) an, ein Fürst von gewaltigem Herrschergeist und durchgreifender Tatkraft. Er hob die kaiserliche Machtvollkommenheit auf den höchsten Gipfel und brach auf immer die Feudalherrschaft der grossen. Er soll den Befehl gegeben haben alle schriftlichen Denkmale früherer Zeit zu vernichten, um den Anhängern der früheren Zustände jede Stütze zur Begründung ihrer Rechte zu entziehen. Er verfolgte auch die Literatur und die Schüler des Kong-fu-tse, dessen Lehren um diese Zeit ihre grösste Verbreitung und ihr grösstes Ansehen hatten. Er liess den Schuking und Schiking ins Feuer werfen und 460 unzufriedene Literaten lebendig begraben. Den Lehren seines gleichgesinnten Ministers Li-se folgend, suchte er seine Persönlichkeit an die Stelle des Volksgeistes zu setzen, das chinesische Wesen umzustürzen und die herkömmliche Verfassung zu beseitigen, weshalb er von den chinesischen Geschichtschreibern als Tyrann und Feind des Himmels dargestellt wird. Dieselbe Energie zeigte er auch nach aussen. Er dehnte die Grenzen des Reiches bis zu ihrem jetzigen Umfang und liess zum Schutze wider die Einfälle der nördlichen Nomadenvölker die berühmte grosse Mauer errichten, welche im Westen bei der Stadt Sutscheu beginnt und auf einer Strecke von mehr als 300 Meilen über Berge, Täler, Abgründe, Flüsse, bis zum Meerbusen von Petscheli fortläuft.

An wichtigen Pässen und besonders gefährlichen Stellen ist sie doppelt ja dreifach, überall 26 Fuss hoch und oben so stark als an

ihrer Grundfläche, mit einer 5 Fuss hohen Brustwehr, mit Schiessscharten und in bestimmten Entfernungen mit kegelförmigen Türmen versehen.

Wenige Jahre nach Schi-hoang-tis Tod erlosch die Dynastie Tsin und an ihre Stelle trat das Herrscherhaus Han (206 v. — 263 n. Ch.). Dieses war den Lehren des Kong-fu-tse mit grosser Anhänglichkeit ergeben und erhob sie zur höchsten Regel der Regierung, es liess auch die alten Schriften wieder aufsuchen und herstellen. Unter dieser Dynastie hatte übrigens das chinesische Reich seine höchste Blüte im innern und seine grösste Ausdehnung nach aussen. Hinterindien, Korea und Innerasien bis Ostturkistan wurden erobert. Der grosse Feldherr Pae-tschao ein Zeitgenosse Trajans soll bis ans kaspische Meer vorgedrungen sein. Mit Indien und Arabien begann ein reger Handelsverkehr und chinesische Kaufleute brachten ihre Waaren bis in die Gebiete des damaligen römischen Reiches. Und wenn auch die westlichen Eroberungen in der Folge wieder aufgegeben wurden, so waren sie für China doch dadurch wichtig, dass aus dem Oxusgebiet der Weinstock und die Wallnuss verpflanzt und die Gartenkultur durch die Einführung vieler neuer Bäume, Kräuter und Blumen sehr gehoben ward. Unter den folgenden Dynastien (263—907 n. Ch.) sank wieder der Glanz des Reiches durch Spaltungen und bürgerliche Unruhen, welche die Reitervölker des Westens und Nordens zu feindlichen Einfällen und zu Eroberungen von längerer oder kürzerer Dauer benützten.

Erst unter dem grossen Kaiser Tai-tsong beginnt im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung abermals eine glorreiche Periode, wo die äusseren Feinde besiegt und unterworfen werden, wo die Verwaltung eine gebesserte Gestalt erhält, wo Handel und Gewerbe aufblühen, Literatur und Wissenschaft Pflege und Aufmunterung finden. Das Geschlecht des Tai-tsong, dessen Tugend und Weisheit ihn zum Liebling des Volkes machten, bestand im 8. und 9. Jahrhundert fort; doch bildeten die späteren von Weibern und Günstlingen regierten schwachen Fürsten den Uebergang zur Periode des Verfalles. Unter der Songdynastie (967—1127) erobern die Mandschuren (Kin) den nördlichen Teil Chinas und führen den Kaiser gefangen hinweg; im südlichen China erhält sich die Dynastie, aber in Abhängigkeit von dem nördlichen Reiche.

Schon 1215 hatte der grosse Eroberer Dschingis-Chan einen Einfall in China gemacht und den nördlichen Teil in Besitz genommen; sein Enkel Kublai-Chan eroberte 1280 auch das Südreich und verlegte

seine Residenz nach Peking. Von da ab (1280—1368 n. Ch.) regierte die mongolische Dynastie der Ywen.

Neunundachtzig Jahre herrschten die Mongolen über China anfangs kräftig, dann aber durch Laster sinkend. Doch blieb das chinesische Wesen bestehen; auch die Mongolen konnten nur nach den bisherigen Gesetzen regieren; der Volksgeist war mächtiger als ihr Despotismus. Die mongolischen Kaiser gestatteten den freien Verkehr mit den Fremden und damals kamen zuerst vom Abendlande christliche Bischöfe als Missionäre nach China. Auch der Lamaismus, die Religion der Ywen schlug damals in China festere Wurzeln.

Bis zu dieser Zeit waren Existenz und Geschick des grossen Ostreiches der westlichen Welt fast unbekannt geblieben, und erst durch den Venezianer Marco Polo, der selbst durch 17 Jahre in Kublais Diensten gelebt hatte, kamen die ersten genauen Nachrichten über China nach Europa.

1368 stürzte Tschu (als Kaiser Hong-wu genannt) ein Mann niederer Herkunft, zuerst Hirtenjunge, dann Räuberführer an der Spitze der um ihn geschaarten Patrioten die Mongolenherrschaft; und stiftete die Dynastie der Ming. Er ist der letzte grosse Kaiser, der das Volk zur Tugend und Einfachheit anhielt, und im Sinne Yao's und Schuns zu regieren suchte.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts 1644 wurde China durch innere Empörungen und durch den Andrang der Mandschu zugleich verwirrt. Der letzte Kaiser der Mingdynastie hatte diese tatarischen Stämme aus dem Amurlande, die sich dort etwa 100 Jahre früher aus verschiedenen Horden zu einer Nazion vereinigt hatten, in seinem Kampfe gegen die Rebellen zu Hülfe gerufen. Aber aus den Bundesgenossen wurden Herren.

Mit Schunschi bestieg die fremde Dynastie der Mandschu Ta-Tsing den Tron, den sie noch zur Zeit einnimmt. Auch sie behielt im ganzen die vorgefundene Verfassung bei, organisierte jedoch eine Art Militärstaat mit Garnisonen durch das ganze Reich und häufte durch allerlei Erpressungen und Begünstigung der Mandschu einen gefährlichen Zunder des Hasses auf.

In jüngster Zeit beginnt eine soziale Revoluzion, welche eine gewaltige Umgestaltung vorhersehen lässt, auch bei diesem Volke sich zu entwickeln.

Im August 1850 brach der Aufstand der Taipings aus, dessen letztes Ziel der Sturz der Mandschudynastie zu sein scheint.

Schon früher war durch die Waffenerfolge Englands, Frankreichs und Nord-Amerikas wie durch die Anstrengungen anderer europäischer Mächte die alte sprichwörtlich gewordene Grenzsperre des chinesischen Reiches bedeutend durchbrochen worden.

Confucius.

Das chinesische Wesen, wie es sich in Religion, Sitte und Staatsleben kund gibt, wird auf den grossen Weisen und Gesetzgeber Kong-fu-tse (Confucius) (550—479 v. Ch.) zurückgeführt. Dieser Mann ist der Gründer der chinesischen Literatur, der Stifter eines religiösen Glaubens und der eigentliche Schöpfer der Staatsverfassung Chinas. Als die alten Einrichtungen, Lehren und Satzungen des frommen Königs Jao und seiner gottesfürchtigen Nachfolger durch die Schwachheit und Lasterhaftigkeit späterer Kaiser in Verfall geraten waren, als innerer Streit, Unfriede und Verwirrung den Staat durchtobten und die alte Glückseligkeit trübten, da war es Kong-fu-tse, der die entarteten Zustände seiner Zeit schmerzlich empfand und die Sitten der alten Zeit, ihre Zustände, das tun und sein der früheren Geschlechter seinen Zeitgenossen als Spiegel des sittlichen Lebens aufstellte um Sinn für Recht und Tugend zu wecken.

Im Staatsdienst stehend, beschäftigte er sich mit den alten Ueberlieferungen, sammelte und sichtete, ordnete und ergänzte die alten Schriftdenkmäler der chinesischen Kultur und trat mit diesen Dokumenten ausgerüstet als Religions- uns Sittenlehrer unter seine verwilderten Zeitgenossen im echt chinesisch-konservativen Geist erklärend, dass er nicht als Neuerer komme, sondern als Erneuerer des Alten. („Ich streue nur gleich dem Landmann empfangenen Samen unverändert in die Erde.“)

Bald geehrt von den Kaisern und mit Aemtern und Würden belohnt, bald verfolgt und in die Verbannung gestossen, teilte er das Loos aller bedeutenden Menschen, aber sein Werk überlebte ihn und die Nachwelt verehrte ihn als Fürsten der Weisheit.

Die von ihm aufgestellten und durch zahlreiche Schüler besonders Meng-tse (ca. 360 v. Ch.) und Tschu-tse (1150 nach Ch.) verbreiteten und erläuterten Lehren wurden der Mittelpunkt des geistigen Lebens in China.

Kong-fu-tse selbst war das Ideal eines Chinesen, fleissig und nüchtern, so recht der Mann des sogenannten gesunden Menschenverstandes. Deshalb, weil ihn Selbstgefälligkeit erfüllte, hatte er die

Ansicht, dass der Mensch von Natur gut sei und dass es nur des guten Beispiels bedürfe, um ihn auf dem Wege des Heils zu erhalten. Unbeugsame Pflichttreue nach den Regeln strengster Zweckmässigkeit, werktätige Menschenliebe ohne Schwärmerei, fromme Gottesverehrung ohne forschen nach übersinnlichem kennzeichnen sein System. Zum ersten Minister emporgestiegen, liess er volksaussaugende Beamte mit gleicher Kaltblütigkeit hinrichten, wie leichfertige Tänzerinnen und starb 73 Jahre alt, ruhig und hochverehrt in seiner Heimat Lu. Sein Name blieb zu allen Zeiten in höchster Verehrung, sein Andenken wurde durch Erinnerungstempel gefeiert, seine Tugend und Weisheit über die aller Sterblichen gesetzt, und sein Geschlecht geadelt.

Religion der Chinesen.

Das wichtigste Werk des Kong-fu-tse war die Verkündigung und Wiederherstellung der Reichs- und Volksreligion als deren Stifter der sagenhafte König Fohi galt. Sie ist bis zur Stunde der herrschende Glaube, neben welchen nur noch die Lehre des Lao-tse und der aus Indien eingedrungene Buddhismus einige Bedeutung erlangen konnten.

Eine ewige Urkraft (Yang das zeugende, männliche), deren Personifikazion der blaue Himmel mit seinen Gestirnen ist, und ein ewiger Urstoff (Ye die Erde, das empfangende, weibliche) sind die Grundlagen aller Dinge. Von einem Schöpfer und einer Schöpfung kann deshalb keine Rede sein; der Himmel wirkt auch nicht mit Willen, sondern nur durch seine Natur. Neben diesem Himmel (Tien) werden zahlreiche Geister, in denen sich der göttliche Urgrund als in Einzelnerscheinungen kund gibt, so die Geister der Sterne, Sonne, Berge, Flüsse, vor allem die höher gestiegenen Seelen verstorbener Menschen, besonders der tugendhaften Kaiser und Ahnen als Schutzmächte über einzelne Lebenskreise, über Haus und Familie verehrt, und ihnen Opfer und Spenden dargebracht. Dieser Geisterglaube hängt mit der Vorstellung von dem Zustande der menschlichen Seele nach dem Tode zusammen. Der Lohn der tugendhaften besteht nämlich nach Kong-fu-tse darin, dass sie mit dem Himmel wieder vereinigt werden und auf Erden im Andenken der Menschen fortleben. Nach Confucius bildet der Mensch die Mitte der Grundwesen, er gilt als Blüte der Natur, in ihm offenbart sich die Urkraft in dem selbstbewussten Geiste. Der Mensch trägt in sich die Quelle aller Erkenntnis, aller Sittlichkeit. In dem Menschengeiste kommt die in

der Welt wirkende Ordnung und Vernünftigkeit zum Bewusstsein. Der Mensch ist nach Kong-fu-tse von Natur aus gut. Die in ihm wohnende Vernünftigkeit, treibt ihn von selbst zur Tugend und Frömmigkeit. Das tugendhafte Leben besteht in der ruhigen Fügsamkeit unter die Gesetze des himmlischen Reiches, das ja das irdische Abbild des geordneten Weltalls ist.

Der Mensch soll stets die „rechte Mitte“ einhalten, den „alten Menschen“ nie mit einem neuen vertauschen. Dieser Weltanschauung zufolge ist die irdische Bestimmung des Menschen seine wahre und einzige; und da ihm so die Erde zur Erfüllung seiner Bestimmung angewiesen ist, so findet der Chinese die Verwirklichung seines Ideals im Staat und zwar im chinesischen Staat, welcher als wirklich gewordene Vernunft keinen anderen als gleichberechtigt anerkennt. Der Staat ist das Abbild des ewig zweifachen. Der Kaiser repräsentiert den Himmel, das Volk die Erde. Zwischen Himmel und Erde bildet die strenggegliederte Beamtenhierarchie die Mittelstufe. Staat und Kirche sind eins, das bürgerliche Gesetz ist das Sittengesetz, Gehorsam gegen die Staatsgesetze ist Frömmigkeit.

Der Gottesdienst ist daher rein äusserlich, es gibt keine Tempel, sondern nur Hallen der Erinnerung an grosse Männer, keinen Priesterstand, denn alle sind zu den bedeutungslosen Religionshandlungen gleich befähigt und nur der Ordnung wegen werden die gottesdienstlichen Verrichtungen von den Reichsbeamten vollzogen, die Nazionalopfer an den vier Jahreszeiten von dem Kaiser selbst dargebracht um den Segen des Himmels auf die fruchttragende Erde herabzuflehen. Auch Wahrsagung und Zeichendeutung sind jeder höheren Bedeutung entkleidet und beruhen auf Beobachtung der Himmelserscheinungen und darauf gegründete Berechnung der guten und bösen Tage, die die Regierung in einem ämtlichen Kalender jährlich genau bekannt macht.

Ein älterer Zeitgenosse des Confucius Lao-tse oder Lao-kiun stiftete die zweite herrschende Religion, deren Bekenner sich Tao-tse nennen. Sie ist einer uralten, in Ostasien einheimischen Weltansicht entsprungen, der zu folge ein höchstes und ewiges geistiges Wesen der Urgrund aller Dinge ist, und die Seelen nur als dessen Ausflüsse zu betrachten sind. Lao-tse lehrt die Seelenwanderung, fordert Geringschätzung alles äusseren und erklärt den aus der Unterdrückung der Begierden und Leidenschaften hervorgehenden Seelenfrieden für das höchste Gut. Jetzt ist diese Religion ein Gewirre des ärgsten Aberglaubens; und der wunderlichsten Ideen wie z. B.

das Bestreben einen Trank der Unsterblichkeit oder den Stein der Weisen aufzufinden.

Die dritte Religion Chinas ist der Lamaismus. Er kam im Jahre 58 unserer Zeitrechnung nach China, erfreute sich jedoch erst 265 n. Ch. einer allgemeineren Aufnahme. Er ist die in Indien entstandene und hier umgeänderte Lehre des Buddha, den die Chinesen Fo nennen, die Priester dieser Religion werden Bonzen genannt. In ihrer jetzigen Gestalt ist dieser Buddhaismus, eine Religion des Truges, mit einer Unzahl von Priestern, Mönchen und Nonnen.

Staat.

Das ganze chinesische Leben findet seinen Halt und Mittelpunkt im Staat; in ihm fliessen alle Geistesfähigkeiten zusammen. Der Mensch hat nur als Staatsbürger einen Wert, persönliche Ehre findet wenig Geltung, Amt und Beruf bestimmen allein Stellung und Ansehen. Es gibt nur einen natürlichen Unterschied Kaiser und Volk. Alle Untertanen sind von Geburt gleich, es gibt keine erblichen Stände, keine Kasten; nur der materielle Besitz nicht der Rang erbt von Vater auf Sohn, nicht Herkunft sondern Kenntnisse, Arbeit und Sittlichkeit begründen einen Unterschied, bedingen Ansehen und Würde. Das alte China kannte keinen Privatgrundbesitz. Alle Ländereien waren Staatseigentum. Davon wurde eine Anzal Aecker an einzelne Familien unter der Bedingung überlassen, dass sie eine gleiche Ackerzahl für den Staat zum Unterhalt der Beamten gemeinsam bebauten. Erst um 600 v. Ch. ward das System des Privatgrundbesitzes allgemein. Sklaverei und Castratenwesen die hässlichen Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben Chinas waren in den blühendsten Perioden des Reiches nicht vorhanden. Jene kam erst in Folge zunehmender Uebervölkerung und Verarmung auf, als nach einem durch ungeheure Kriege herbeigeführten Elend den Eltern das verkaufen ihrer Kinder erlaubt wurde; dieses hatte seinen Ursprung in der orientalischen Wollust, Entartung und Vielweiberei. Der Mittelpunkt des ganzen Staatslebens Chinas ist der Kaiser. Er ist der „Sohn des Himmels“, dessen Befehlen und Gesetzen gleich göttlichen Geboten gehorcht werden muss. Er wird wie ein Gott verehrt; muss sich aber auch durch vorzügliche Eigenschaften dieser Ehre würdig machen. „Der Fürst selbst soll die Tugend besitzen“ heisst es im Schuking „dann darf er sie von andern fordern; denn das gute befehlen, dessen man selbst ermangelt, ist widersinnig und

unnatürlich.“ Ein lasterhafter und törichter Fürst ist nach chinesischer Anschauung unberechtigt das „Reich der Mitte“ zu regieren, da seine Fehler und Gebrechen notwendig auf das ganze Volk übergehen. Als Sohn des Himmels soll der Kaiser auch in seinem sittlichen Wesen den Abglanz desselben an sich tragen. Kommt er diesem Berufe nicht nach, nimmt er statt der Ordnung des Himmel seinen eigenen Willen zur Richtschnur seines handelns, so ist das Volk nicht länger zum Gehorsam verpflichtet. Hiermit steht es denn nur im vollsten Einklange, dass der Schuking den Aufstand gegen Fürsten, die ihre Pflicht nicht erfüllen und das Volk bedrücken förmlich rechtfertigt und ausdrücklich erklärt, dass die Fürstenmacht vom Himmel um der Völker willen verliehen sei. „Der Himmel aber rede nicht, sondern gebe seinen Willen nur durch das Volk oder die Menschen zu erkennen.“ Daher wird der Kaiser auch für alles üble was geschieht, selbst für Naturereignisse, Erdbeben Miswachs u. s. w. verantwortlich gemacht, denn dieses gilt als Folge der durch die Uebeltaten des Fürsten gestörten Weltordnung und Harmonie des Himmels.

Verwaltung.

Die Verwaltung des chinesischen Reiches beruht auf einem ins einzelste durchgeführten Organismus mit einer strengen Zentralisazion und Beamtenhierarchie ohne alles Gemeindeleben, ohne Spur von Volksregiment.

Die Provinzen mit ihren genau begrenzten Unterabteilungen stehen unter der Leitung der kaiserlichen Amtleute, nach einem portugiesischen Worte Mandarinen genannt, die, in Stufenreihen gegliedert und vom Volke strenge geschieden, als Organe und Diener des Himmelsohnes die Regierung bilden.

Nur die Intelligenz und nicht die Geburt befähigt zu diesen Aemtern, und auch der ärmste kann, wenn er Talent besitzt zum ersten Minister emporsteigen.

Die Beamten müssen eben so wie der Kaiser stets die alten Gesetze und Ordnungen des „himmlischen Reiches“, die sie sich durch gründliche Studien zu eigen gemacht, als Richtschnur ihrer Handlungen und Urteile aufstellen. Die Studien sind genau vorgeschrieben und werden durch strenge Prüfungen, zum Teile unter dem Vorsitz des Kaisers selbst, überwacht.

Die Verantwortlichkeit der Mandarinen, die einer strengen Aufsicht und Kontrolle unterworfen sind, ist sehr gross, die genaueste

Befolgung der alten Reichsgesetze auch dem Kaiser gegenüber wird ihnen zu Pflicht gemacht.

Sie sind aber nicht allein dem Kaiser, sondern auch dem Himmel verantwortlich. Der Kaiser darf nur solche Diener haben, welche des ewigen ReichesBewusstsein in sich tragen. Die Mandarinen sind in neun verschiedene Rangordnungen eingeteilt je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und den davon abhängenden höheren und niederen Stellen. Dieser Rangunterschied wird auch in der äusseren Erscheinung jedes Mandarin und zwar hauptsächlich durch die Beschaffenheit des auf seiner Mütze befindlichen Knopfes angezeigt.

Da China ein bürgerlicher Staat ist, so haben die Zivilmandarinen vor den Militärbeamten den Vorrang. Das Heer besteht aus Soldtruppen und Landwehr. Zur Ausbreitung der chinesischen Herrschaft dienten Militärkolonien, die Ackerbau und Kriegsdienst zugleich betrieben, die Grenzen beschützten und wüste Gegenden überwachten. Dem friedlichen Charakter der Chinesen sagte der Kriegsdienst von jeher wenig zu. Die Waffen sind ihnen eine Last. Daher enthält der Schiking statt mutiger Schlachtgesänge Trauerlieder über das Loos des Kriegers.

Von früher Zeit an glaubte die Regierung alles anordnen, leiten und beaufsichtigen zu müssen. So hatte China schon vor Jahrtausenden eine Polizei und Passwesen, ohne Pass ward niemand zu einem Stadttore hinausgelassen; auch die einzelnen Quartiere der Städte fanden sich durch Töre abgesperrt. Zog ein Einwohner nach einem anderen Stadtteile, so begleitete ihn der Vorstand der Gruppe von Fünf um ihn seinem neuen Vorstand zu übergeben.

Nirgends zeigt sich die vormundschaftliche Verwaltung, die alles für das Volk, nichts durch das Volk tun will in grösserem Massstabe als in den gemeinnützigen Anstalten, in grossartigen Vorratshäusern, Hospitälern in den Strassen- und Brückenbauten, in Kanälen und Vorrichtungen gegen Ueberschwemmungen. „Die materielle Wolfart des Volkes ist das nächste Anliegen der Regierung.“

Erziehung und Unterricht.

Doch beschränkte sich die Fürsorge der Regierung nicht blos auf die materielle Seite des Lebens, auch die Schulen, der Musikunterricht und das ganze Erziehungswesen wurde von ihr geleitet und überwacht.

Die Erziehung jedoch bezweckte nicht die Entwicklung der Geisteskräfte zu selbständigen denken, nicht die Ausbildung des innern Menschen, sondern nur das erlernen dessen, was die Vorfahren gewusst und geübt, daher besteht der Unterricht meist in mechanischen auswendiglernen der von der Regierung vorgeschriebenen Schulbücher und befasst sich ausser der Unterweisung in den unentbehrlichsten Lehrgegenständen besonders mit Anleitung zur Sittlichkeit, zur bürgerlichen Tugend, zum Gehorsam gegen Eltern und Kaiser, zur Beobachtung der Staatsgesetze, zu einem Leben der Ruhe und Ordnung. Dieser starre Mechanismus, ohne Schwung und Freiheit, beschränkt das wissenschaftliche streben auf Gedächtnisswerk und auf aneignen gelehrter Kenntnisse und praktischer Lebensklugheit.

Literatur.

Auch die Literatur der Chinesen ist reich an Lehren praktischer Klugheit und geregelter Verständigkeit, aber ohne alle Fantasie und Gedankentiefe, ohne poetische Erhebung und Gefühlswärme. — Das wichtigste Literaturwerk sind die „Kings“, die heiligen Bücher die von Kong-fu-tse gesammelt und geordnet, die ältesten Ueberlieferungen des chinesischen Volkslebens enthalten. Sie bestehen aus den „drei eigentlichen Kings“ die ihrem Inhalte nach aus der Zeit der Urväter herrühren sollen, und aus einer Anzahl jüngerer gleichfalls als heilig verehrter Schriften, die von Kong-fu-tse selbst oder seinen bedeutendsten Schülern verfasst worden sind. Die ersteren zerfallen in den Y-king, ein dunkles durch spätere Erklärungen mehr entstelltes als erläutertes Buch über das Wesen der Natur nebst moralischen Betrachtungen, wovon die Grundlage auf Fohi den Gründer des Reiches zurückgeführt wird; in den Schi-king, das Buch der Gesänge, eine von Kong-fu-tse veranstaltete Auswahl alter Lieder, zur Befördernis der Sittlichkeit und zur Bereicherung des Lebens; und in den Schu-king oder die Reichannalen, die Nazionalgesänge des Schi-king, die verschiedenen Zeitaltern und Verfassern angehören, sind sehr gemischten Inhaltes. Während die einen die Verbreitung religiöser und moralischer Gesinnung zum Zwecke haben, oder in elegischer Weise über die Entartung der alten Sitten und Tugenden klagen, und die glücklichen Zeiten der früheren Geschlechter preisen, und sehnsüchtig zurückwünschen, singen andere von den Freuden der Liebe und den Genüssen des Lebens mit lyrischem Schwung oder ergehen sich lobend oder tadelnd über die Kaiser und ihre

Regierung. Im allgemeinen herrscht darin zarte Sittlichkeit und natürliches Gefühl. — Das wichtigste unter den heiligen Büchern ist der Schu-king, die Hauptgrundlage des chinesischen Staatslebens und darum bei dem Volke in hoher Verehrung. Es enthält ausser der ältesten mit Yao beginnenden Geschichte, die dem ganzen ein grösseres Ansehen verleihen soll, viele moralische und politische Betrachtungen, Sittensprüche und Lehren für das öffentliche und bürgerliche Leben.

Mit der im Schi-king niedergelegten Volkspoesie hält die spätere Kunstdichtung der Chinesen keine Vergleichung aus. Die epische Dichtung ist den Chinesen unbekannt, weil sie für Heldentaten keinen Sinn haben und ihnen eine religiöse Mythenwelt, ein Heroenzeitalter abgeht. Erzählungen, Hofgeschichten, Romane nehmen die Stelle der epischen Poesie ein. Auch die dramatische Poesie besteht nur in Bühnenstücken zur Unterhaltung und Belustigung des Volkes, nur Vorfälle des wirklichen Lebens, Intriguen und Possen bilden den Inhalt der reichen Bühnendichtung. Die Schauspielkunst steht in geringem Ansehen, und die Theater obwohl viel besucht, sind ohne Einfluss auf Gesinnung und Bildung der Nazion. Die dramatische Poesie der Chinesen ist das poesielose Abbild des wirklichen Lebens ohne jede sittliche Idee.

Wissenschaft.

Die wissenschaftlichen Forschungen der Chinesen waren teils auf das All der Natur, besonders den sternbesäeten Himmel, teils auf Staats- und Volksleben gerichtet. Die Himmelskunde wurde daher mit besonderer Vorliebe betrieben. Die Kenntnis des Planetenlaufs, der Bewegung der Himmelskörper, die Berechnung von Sonnen- und Mondesfinsternissen, die Begründung des Kalenderwesens und einer geordneten Zeitrechnung findet sich schon sehr frühe. Ebenso waren auch das Dezimalsystem, die Eigenschaften des Magnetes, und der heilsamen und schädlichen Wirkung der Pflanzen auf den Menschen frühzeitig Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Beobachtung. In der Medizin sind sie stark in der Beobachtung des Pulses und in der Diagnose. Sie kannten schon frühzeitig den Umlauf des Blutes und wendeten das Impfen gegen die Blattern an.

Die als Reichsphilosophie anerkannte Weltweisheit des vielbewunderten Tschuhi des chinesischen Aristoteles beschränkt sich jedoch auf ein trockenes moralisiren ohne Tiefe, auf Sittensprüche und Sentenzen für das praktische Leben.

Schrift.

Schon in früher Vorzeit erfanden die Chinesen bestimmte Zeichen und Charaktere, womit sie gewisse Begriffe und Worte andeuteten.

Auf Grund der alten Kua, einer Art Hieroglyphen, schufen sie eine Ideen- oder Bilderschrift, worin jedes Zeichen einen bestimmten Begriff ausdrückte unabhängig von dem Laut des Wortes. Daraus entstand durch Zusammensetzungen, Erweiterungen und sinnbildliche Andeutung abstrakter Vorstellungen die jetzt gebräuchliche aus seltsam geformten Charakteren oder künstlichen Chiffern bestehende von oben nach unten geschriebene Zeichenschrift, die durch Unbestimmtheit, Dunkelheit und Mannigfaltigkeit der Figuren solche Schwierigkeiten darbietet, dass zum blossen lesenlernen Jahrzehnte erforderlich sind, und nur die gelehrten die Schriftsprache in ihrem ganzen Umfange verstehen. Die einzelnen Wörter erwachsen nicht aus zusammengesetzten Buchstaben oder Grundlauten, sondern jedes steht als fertiges unteilbares ganze da. Die Gesammtzal der Zeichen beträgt gegen 50000, davon kommt jedoch nicht mehr als die Hälfte in Gebrauch und zum gewöhnlichen schriftlichen Verkehr reicht die Kenntniss von 4000 Zeichen aus.

Sprache.

Eine gleiche Starrheit und Unbeholfenheit zeigt auch die chinesische Sprache, die dem Verständnis nicht minder Schwierigkeiten bereitet. Sie stellt die einzelnen durchgängig einsilbigen Wörter unverbunden nebeneinander, sie kennt keine Entwicklung des Stammwortes durch abgeleitete Formen, keine Mannigfaltigkeit des Lautwandels und der Lautansätze. Dasselbe Wort ist unverändert, je nach dem Zusammenhang bald Substantiv, bald Adjektiv bald Verbum, sie deklinieren und konjugieren nicht und haben vom Verbum nur den Infinitiv.

Die Zeit wird am Verbum nur durch Hinzufügung eines besonderen Wortes ausgedrückt. Nur Akzent und Stellung unterscheiden die Geltung eines Wortes. Daher gibt es nur kurze Sätze, denn jedes neu hinzugefügte Wort vermehrt die Schwierigkeit des Verständnisses.

Der ganze Sprachschatz besteht aus 500 einsylbigen Stammwörtern, die durch verschiedene Betonung und Aussprache auf 1445 Wortlaute gebracht werden, aus denen wieder zusammengesetzte entstehen. Partikeln deuten die grammatischen Verhältnisse an. Bei

der geringen Anzal von Wörtern hat dasselbe Wort auf dieselbe Weise ausgesprochen oft verschiedene Bedeutung; und bei den gebräuchlichsten beläuft sich die Zahl der dadurch ausgedrückten Begriffe auf 30 bis 40. Die Zweideutigkeit sucht dann der Chinese durch Wiederholung und mannigfaltige Darstellung desselben Gedankens zu entfernen. Trotz der Unbeholfenheit ist die älteste Sprachform unverändert festgehalten worden und die Sprache der Kings von der jetzt gesprochenen wenig abweichend.

Kunst.

In der bildenden Kunst sind die Chinesen nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen, ihre Kunstwerke sind blos das Resultat verstandesmässiger Berechnung, die Frucht unermüdlichen Fleisses, sie atmen nicht ideale Schönheit. Sie geben in der Malerei die Umrisse von Naturgegenständen mit Sorgfalt und Treue wieder, im übrigen ist die Darstellung unbeholfen und geistlos, oft sogar verzerrt und lächerlich. Ihre Bilder sind mit lebhaften, brennenden Farben und mit ängstlicher Sorge für Kleinigkeiten ausgeführt, entbehren jedoch der Perspektive und des richtigen Schattens. Die Bildhauerkunst ist in Bezug auf äusserliche technische Ausführung bewunderungswürdig, aber ohne allen künstlerischen Geist. Ihre Götzenbilder und Zierraten an Tempeln, Brücken und Türmen sind geschmacklos. Sie bauen aus Holz auf steinerner Unterlage. Die Tempel sind entweder blos Kapellen oder grosse durch Säulen eingeschlossene Räume, an deren einem Ende ein Saal mit dem Götterbilde sich befindet. Grössere Tempel bestehen aus mehreren solchen Hofräumen; zweistöckige Pavillons, welche die Götterbilder bergen, zieren die Ecken. Als besonders erwähnenswert gelten mehrere Bauten der älteren Zeit: der Kaiserkanal, mehrere Strassen, die berühmte grosse Mauer, die 26,800 Fuss lange auf 300 Pfeilern ruhende Brücke von Loyong, welche über einen Meerbusen führt; sie ist auf der ganzen Erde die einzige in ihrer Art. Was die Gartenkunst betrifft, so ist sie geschmackvoll und natürlich. Sehr schlecht ist es um ihre Tonkunst bestellt, obgleich sie sich der besonderen Begünstigung der Regierung zu erfreuen hat. Ihre aus zahllosen hellklingenden Instrumenten der mannigfachsten Art gebildete Musik ist lärmend, eintönig und ohne Erhebung. Noten wurden erst in neuerer Zeit durch die Jesuiten eingeführt; früher mussten alle Melodien auswendig gelernt werden.

Einpressung der Zehen und Ferse durch Eisen und kleine Schuhe bei den Frauen, und die weiten faltenreichen Gewänder nie aufgegeben werden, so unterliegen auch alle andern Sitten und Lebenseinrichtungen festen vorgeschriebenen Formen. Darum ist auch alle Tugend nur passiver Art. Unterlassen des bösen und gemeinschädlichen wird höher geachtet als tatkräftiges handeln, Pietät gegen Eltern, Gehorsam gegen Obrigkeit, Liebe gegen Verwandte und Freunde, Ehrerbietung und Höflichkeit im täglichen Verkehr sind die Hauptpflichten der Chinesen.

Ehe und Familie als der „Mittelpunkt des sittlichen Lebens“ fanden in China eine würdige Ausbildung. Die Frau nahm in China nicht die untergeordnete Stellung ein, in der sie bei den übrigen Völkern des Altertums erscheint. Ist sie auch dem Manne zum Gehorsam verpflichtet und ihm untergeben, so steht sie doch als wesentliches Glied der Familie in grossem Ansehen. Doch ist das Weib nach orientalischer Sitte an das Haus gewiesen und von allem männlichen Umgang abgeschlossen, und auf ihre Ausbildung wird geringe Sorge verwendet. Als eine himmlische Ordnung ist der Ehestand für jeden Chinesen Pflicht; nur in ihm kann der Mann seine Bestimmung auf Erden erfüllen. Vielweiberei ist erlaubt, kommt aber nicht häufig vor. Die Braut wird den Eltern durch ein Brautgeld von dem Bräutigam abgekauft.

Das heiligste Band im Familienleben ist die Liebe der Kinder zu den Eltern, die daher als höchste Pflicht fort und fort eingeschärft wird. —

Die Chinesen sind also das einzige Volk mongolischer Rasse, das den halb wilden Zustand des Nomadenlebens überschritten hat, und werden nur darum an den Eingang der Geschichte gestellt, weil sie wie ein verdorrter Zweig am Kulturbaume seit den ältesten Zeiten fortbestehen, ohne irgend einen Einfluss auf den Bildungsgang der übrigen Menschheit zu üben. China ist eine Welt für sich, nicht blos in Beziehung auf das Menschen- und Volksleben, sondern auch durch die Natur und Beschaffenheit des Landes. Den Charakter der Gleichförmigkeit, den wir an Gestalt und Körperbildung des Volkes, an seinen Sitten und Einrichtungen, an seiner Industrie und Lebensweise staunend bemerken, trägt auch das ganze Land, trägt die Tier- und Pflanzenwelt, tragen Klima und Bodenkultur an sich. In diesem Lande, sagt Ritter, „bildete ein von der übrigen Welt abgesondertes Volk, sich wie Insulaner mit einem sich selbst bewundernden Egoismus auf eine so höchst eigentümliche Weise zu

einer so scharfen und grossen Persönlichkeit aus, dass die Individualität des einzelnen Menschen zurückgedrängt werden musste. Der Charakter des gesammten hat den des Individuums verschlungen." Aber nicht blos die Landesbeschaffenheit, nicht blos die durch Gebirge, Meere und die über 300 Meilen weite chinesische Mauer abgeschlossene Lage erzeugte den typischen Charakter, auch die mongolische Abkunft und angeborne zähe Natur des Volkes wirkte in derselben Richtung. Wie sich der kaukasische Menschenstamm schon in der äusseren Körperbildung durch Formenreichtum, durch Mannigfaltigkeit der Züge, durch verschiedene individuelle Gestaltung vor den übrigen Rassen auszeichnet, der mongolische und äthiopische Menschenstamm dagegen vielmehr Einförmigkeit und typische Gleichheit in Gestalt und Gesicht zeigt: so tritt derselbe Unterschied auch in der geistigen Entwicklung ein. Die Chinesen bilden gleichsam die Grenzlinie, über welche bis jetzt die mongolische Rasse in der Entwicklung zur Kultur nicht hinausgekommen ist. Natur und Geschichte haben an ihnen das äusserste zeigen wollen, was aus mongolischer Zivilisazion werden kann.

Japan.

Eine ursprünglich chinesische Kolonie, die aber mit der Zeit nicht blos zur Selbständigkeit, sondern auch zu hoher mit dem Mutterlande wetteifernder Bedeutung gelangte und sich in wesentlichen Dingen ganz anders entwickelte als jenes, ist Japan, das Inselreich im Osten Asiens. Schon die Sprache ist im Laufe der Zeiten eine ganz andere geworden, eine nicht mehr ein- sondern mehrsilbige, entsprechend der gegen den grossen Ozean offenen und nirgends abgeschlossenen Lage des reichgegliederten Landes. Auch die Silbenschrift entwickelte sich hier zur Lautschrift. Drei Religionen herrschten in Japan. Die älteste und ursprünglichste die Sintoreligion, kennt neben einem höchsten göttlichen Wesen, das sich jedoch um die Angelegenheiten der Menschen nicht speziell bekümmert, eine Menge Untergötter, welche die Elemente und das tun und lassen der Menschen beherrschen. Die zahlreichen Tempel haben keine Götter-Bilder sondern grosse Metallspiegel. Asketische Orden, Feste und Wallfahrten sind mit dieser Religion verbunden. Die zweite ist die des Budso, d. i. der aus der Fremde eingeführte Buddhismus, jedoch hier mannigfach verändert, ja in neuerer Zeit

Lage und Beschaffenheit des Landes.

Aegypten (50″ östl. L., 23—32° n. Br.) wird von den Alten nicht zu Afrika (Libyen) gerechnet. In der Tat unterscheidet es sich in seiner Natur selbständig von dem übrigen Weltteil. Während nämlich dieser durch schmale sumpfige Küsten und dahinterliegendes steiles Hochland überall den Charakter der Unzugänglichkeit zeigt, weicht die Nordküste, mit Gebirgszügen, die vom Meeresufer entfernter liegen und breites Ackerland (Tell) übriglassen, von dieser allgemeinen Bildung ab und nähert sich europäischer Natur. In dieser Nordküste wieder bildet Aegypten, das als wohlzugängliches Flusstal tief in das innere des Weltteils eingreift, ein eigengeartetes Gebiet. So eigentümlich wie das Land ist auch die Bevölkerung. Während das innere Afrikas von Negern erfüllt ist, welche sich bisher kaum bildungsfähig erwiesen haben, wird die Nordküste von dem begabteren Stamme der Berbern, und Aegypten von dem, schon im frühesten Altertum mit bedeutender Kultur hervortretenden koptischen Stamme bewohnt.

Aegypten, sagten die Alten, ist ein Geschenk des Nils. Der Nil kommt aus dem, von Speke und Grant 1863 entdeckten Victoria-Nyanza-See, der als erstes Reservoir seiner, unter dem Aequator liegenden und noch immer unbekannten Quellen anzusehen ist. Nachdem er zuerst ein üppiges, tropisches Sumpfland durchflossen, vereint er sich (15° n. Br.), bisher Bahr el Abiad, der weisse Nil genannt, mit dem Bahr el Azrek, dem blauen Nil, der vom abessinischen Plateau kommt, und tritt in sein mittleres Stufenland, Nubien, ein. Hier durchbricht er mit Katarakten eine Fels- und

---

zu gelangen. — War man jetzt im Stande die hieroglyphischen Schriften zu lesen, so hatte man alle neugelesenen Wörter wieder mit Hülfe des Koptischen in ihren Bedeutungen zu erklären, wobei es allerdings zur Kontrolle sowohl wie zur direkten Erleichterung diente, dass man einzelne Schriften hatte, in welchen die Hieroglyphik durch nebenstehende Dingbilder erklärt war. So ward denn endlich festgestellt, dass die Hieroglyphen keineswegs eine Sprache im allgemeinen, sondern eine höchst eigentümliche Buchstabenschrift bilden. Um die Entzifferung dieser Schrift nun haben sich zuerst ausser Champollion aus Figeac auch Silvester de Sacy, der Schwede Akerblad, der Engländer Young grosse Verdienste erworben.

In neuerer Zeit haben eine Anzal anderer Gelehrter, in Frankreich Lenormand, Ampère, de Rouge und Mariette, in Deutschland Lepsius und Brugsch, in England Birch und Hincks, in Italien Rosellini, den Schleier weiter gelüftet, so dass wir nunmehr vollständig in den Stand gesetzt sind, die Hieroglyphen zu lesen, wie jede andere Schrift.

Wüstenplatte, bis unterhalb Syene, bei den Inseln Philä und Elephantine, das Felsentor sich öffnet und ein 200 Meilen langes, nicht über 1—2 Meilen breites Tal sich auftut. Es folgen Ober- und Mittelägypten, im Westen durch die libysche, im Osten die arabische Bergkette vor dem Flugsande der Wüste geschützt. Unter dem 30.° n. Br. beginnt das Delta des Nils. Unterägypten, ein überaus fruchtbares Tiefland, von den Armen des Nils (deren man im Altertum von Kanopus bis Pelusium sieben zählte) durchströmt.

In diesem Tale, nachweisbar zuerst im Delta, reifte der früheste historische Staat, den wir kennen. Durch seine alljährlich regelmässig erfolgenden, im Juli beginnenden, im Oktober endenden Ueberschwemmungen leitete der Fluss selbst die Menschen zu festen Wohnsitzen, zum Ackerbau, zur Schifffahrt, künstlicher Bewässerung, Landvermessung u. s. w., kurz zu den ersten Anfängen der Kultur.

Der erste Staat entstand am Scheitelpunkte des Deltas, in Memphis. Die ägyptische Sage nennt als Gründer desselben den Menes, der Götterverehrung und Opfer einführte und den Tempel des Ptah errichtete. Von Anfang an zeichnen grosse Bauten das ägyptische Gemeinwesen aus. Man suchte besonders den todten sichere Wohnungen zu bereiten; es befinden sich in den westlichen Gebirgen in künstlichen Höhlengräbern ganze Todtenstädte. Zur Sicherung wie zur Bezeichnung der Königsgräber entstanden die Pyramiden. Man findet ihrer an dreissig; bei Gizeh stehen sieben, unter diesen die drei grossen. Die älteste dieser drei ist die des Chafra (Cheops), die höchste (450′) die des Chufu (Kephren), die jüngste und zierlichste die des Menkera (Mykerinos). Ihre Entstehung fällt um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr., also um 2500 v. Chr. Menes darf 500 Jahre früher, also um 3000 v. Chr. gesetzt werden. Während das Reich von Memphis blühte, entstand in Oberägypten Theben, und beide Reiche kamen unter eine Dynastie, die aber in Memphis residierte. Ihr gehören glänzende Könige an: Amenemha I., um 2300 beginnt sie, Sesortosis II. und III. folgen, Amenemha III., der Erbauer des Sees Möris und des Labyrinthes, (das die Dodekarchen nur erneuert haben) schliesst ihre Reihe. Obelisken (Spitzsäulen, die dem Phra geweiht waren) im Wadi Halfa und im Tal von Kosseir bezeichnen die Grenzen ihre Eroberungen.

Das selbständige aufstreben Aegyptens wurde unterbrochen durch eine Zeit der Fremdherrschaft. Um 2100 v. Chr. brachen die Hyksos, semitische Stämme aus Syrien und dem nördlichen Arabien, ein, herrschten 430 Jahre lang, bis sie von Theben aus durch Amosis

zurückweisen, haben noch heutzutage nichts mit ihren mohamedanischen Herrschern gemein.

Religion.

Wie das ganze dasein der Aegypter durch die Beschaffenheit ihres Landes bedingt war, so stand auch ihre Religion mit der Natur in innigster Wechselbeziehung. In dem Niltale, wo sich Leben und Tod so nahe berührten, musste es das wichtigste Anliegen der Menschen sein, die Macht des Todes zu schwächen und die Leben schaffenden Naturkräfte zu stärken und zu verherrlichen. Daher war der ägyptische Religionsdienst fast ausschliesslich der Naturkraft zugewendet, welche in ihrem rollenden Kreislaufe dem Lande Leben und Fruchtbarkeit verlieh — der Sonne.

So mannigfaltig die Göttergestalten und Kultusformen sich auch ausbildeten, da fast jede Stadt ihre eigenen Lokalgottheiten besass, so geht doch aus allen Vorstellungen hervor, dass der Sonnendienst der früheste Kern, das allgemeinste Prinzip des ägyptischen Götterglaubens, der eigentliche Nazionalkultus war. Da der Name Ra als älteste Bezeichnung des Sonnengottes galt, so suchte man durch Beifügung desselben, die Heiligkeit und Grösse der Lokalgottheiten zu steigern. So wurde nicht nur der thebaische Hauptgott Ammon als Ammon-Ra*) zum stärksten Nationalgott geschaffen, sondern auch die meisten übrigen Lokalgötter wie Mantu, Atmu, Thot, der Schreiber des göttlichen „Wortes“ dem der Ibis heilig, wurden durch den Beisatz Ra in den Bereich des Sonnenkultus gebracht. Ra oder Phra (daher Pharao Sohn des Ra) der Vater und König der Götter, der in der Sonnenscheibe thront und den ganzen Himmelsraum regelt und überwacht, wurde besonders in Memphis und in der „Sonnenstadt“ Heliopolis verehrt. Hier stand ein hochverehrtes Heiligtum, wo der Sage nach alle 500 Jahre der Wundervogel Phönix von Morgen kommend in wohlduftendem Weihrauch sich verbrannte, um verjüngt aus der Asche zu erstehen und am dritten Tage in seine östliche Heimat zurückzukehren (wohl eine sinnbildliche Andeutung des Sonnenlaufes in bestimmten Bahnen).

Neben Ra von roter Farbe, mit dem Menschen oder Sperberkopfe, in den Inschriften als Vater der Götter bezeichnet, standen

*) Ammon-Ra erscheint auf den Denkmälern als König der Götter, durch Verbindung mit Kneph dem Gott der Ueberschwemmung, erhält er den Widderkopf und wird in dieser Gestalt von der Handelskolonie Siwah (Ammonium) weltberühmt.



noch Ptah und Osiris in höchster Verehrung. Bei dem Tempel des Ptah, des „Vaters des Lichts“ in Memphis wurde im prachtvollen Hofe der heilige Stier Apis unterhalten, der als Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft bei dem ägyptischen Volke in solcher Verehrung stand, dass bei seinem Tode das ganze Land trauerte bis die Priester einen neuen gefunden hatten, der die bestimmten Kennzeichen (schwarze Farbe mit einem weissen Fleck auf der Stirne, zweifache Haare im Schweife und ein käferartiges Gewächs unter der Zunge) trug, worauf dann ein siebentägiges Freudenfest mit Umzügen und Schmausereien das glückliche Ereignis verkündigte.

Die eigentliche Nazionalgottheit der Aegypter war indessen der Sonnengott Osiris mit seiner Gemalin und Schwester Isis und seinem Sohne Horus. Von diesen Gottheiten sind sinnreiche Mythen gebildet, die den Kreislauf des Jahres mit den ihn begleitenden Naturerscheinungen zum sinnbildlichen Inhalt hatten. Auch der griechisch-ägyptische Lokalgott der späteren Hauptstadt Alexandrien Serapis gehörte seinem Wesen nach in den Kreis der Sonnengottheiten. In Unterägypten stand Neith, die geheimnissvolle Personifikazion des mütterlichen empfangenden und gebärenden Naturprinzips, die Schutzgöttin („das verschleierte Bild“) besonders in Sais in grosser Verehrung. Ihr wurde alljährlich ein Lampenfest gefeiert.

Tierdienst.

Den Aegyptern eigentümlich war die Verehrung heiliger Tiere. Nicht blos der Stier Apis, auch Kühe, Ibis, Sperber, Hunde, Katzen, Krokodile genossen göttlicher Verehrung. Wer ein heiliges Tier aus Vorsatz tödtete, war des Todes schuldig. Ob man die Tiere als Sinnbilder der Gottheiten, denen sie geheiligt waren, verehrte, oder ob man in dem Instinkte derselben, wie einige Forscher behaupten, den unbegreiflichen wunderbaren Naturgeist in seiner Unmittelbarkeit, in seiner mächtigen Wirkung anzuschauen versuchte, ist wohl schwer zu entscheiden. Historisch wahrscheinlicher ist die Ansicht, dass die erobernde Rasse den Tierkult, so wie er ja auch noch heute bei andern barbarischen Negervölkern sich findet, auch hier bei den Einwohnern vorfand und ihn gestaltete und modifizierte um die Herrschaft über die dunklere Rasse leichter zu gewinnen.

Seelenwanderung.

In Betreff des Lebens nach dem Tode glaubten die Aegypter an eine Seelenwanderung. Nach ihrer Ansicht nämlich, hat jede mensch-

liche Seele vor der Geburt die verschiedenen Gattungen von Land-, Wasser- und Luftgeschöpfen durchwandert; nach dem Tode aber kommt sie in die Unterwelt, Amenthi genannt, und wird hier von Osiris gerichtet. Rein und gut befunden, gelangt sie in eine schönere Welt zu ungestört glücklichem Leben; wenn mit Sünden belastet, wird sie an einem höllischen Orte mit Qualen bestraft, kommt hierauf in den Leib eines Tieres und muss mindestens 3000 Jahre lang wieder die verschiedenen Tierarten durchwandern; dann kehrt sie zur Menschheit und zwar in ihren eigenen früheren Leib zurück. Daher die ängstliche Sorge für die Erhaltung der Leichname, der wir in den Monumenten des alten Aegypten von den frühesten bis in die spätesten Zeiten begegnen. Je nach den Mitteln der Familie wurde für eine mehr oder weniger kostbare Balsamierung der Leichname gesorgt. Tausende und wieder tausende von Mumien, welche mit Haut und Haar bis auf den heutigen Tag in den mit bestaunenswerthem Fleisse in den Felslagern Aegyptens ausgehöhlten Todtenkammern sich erhalten haben, bezeugen die tiefe Ehrfurcht der Bewohner von Chemi vor Tod und Grab.

Volk, Kastenwesen.

Die Aegypter gehörten wahrscheinlich zwei Rassen an, von denen die eine, die nach Herodot „wollhaarigen und schwarzhäutigen" Urbewohner, die andere die mit kaukasischer Gesichtsbildung gelblich braune Farbe verbindenden Ueberwinder derselben umfasste. Letztere zerfielen in die beiden Geist und Leib beherrschenden Kasten der Priester und Krieger. Erstere in mehrere Kasten deren Anzahl und Benennung verschieden angegeben wird, zu denen aber alles gehörte, was sich mit Landbau, Viehzucht, Handel, Verkehr, Gewerbe, Schifffahrt u. s. w. beschäftigte. Jede dieser Kasten war erblich und (Priester und Krieger ausgenommen, deren Mitglieder sich mit einander verehelichen konnten), von jeder Verbindung mit einer anderen streng abgeschlossen, wenn auch nicht in dem Sinne, wie die Glieder der Hindunazion. Staatsämter und Grundbesitz gab es nur für die Priester und Krieger, also die eingedrungene Rasse, vor dem Gesetze aber war jedermann gleich, selbst die Schweinehirten, deren Berührung für unrein galt, weil das ihrer Obhut anvertraute Tier nach ägyptischen Begriffen dies war.

Die grosse Gewalt der Priester und Krieger war im Könige konzentriert, welcher einer dieser beiden bevorzugten Kasten ange-

hören musste und von dem Antritte seiner Regierung an, beiden angehörte, indem ihn die Priester, wenn er ein Krieger war, in ihre Geheimlehren einweihten. Der König besass wie jede der beiden herrschenden Kasten ein Dritteil des gesammten Grundbesitzes. Der König war Gesetzgeber, Oberpriester und Oberbefehlshaber des Heeres. Er galt als Sohn der Sonne (wie in China) ihm wurden Tempel und Feste geweiht, ja seinem Bilde göttliche Ehre erwiesen. Bei all diesem Glanz und Ruhm war er jedoch ein Sklave der von den Priestern vorgezeichneten Etiquette und konnte keinen Schritt tun, der ihm nicht von denselben vorgeschrieben war. Nur Priester-Söhne durften ihn bedienen, nur durch Priester sollten alle wichtigen Angelegenheiten an ihn gelangen, nur mit diesen sollte er sich beraten.

Verfassung.

Von der ägyptischen Staatsverwaltung wissen wir, dass in den Naumarchen d. h. Statthaltern der 36 Nomoi oder Bezirke eine ausgebildete Büreaukrazie vorhanden war, dass sehr genaue statistische Erhebungen vorgenommen wurden und reiche Archive mit Aufzeichnungen gefüllt existierten. Die Dienstzweige, deren Personale am zahlreichsten war, sind die der öffentlichen Arbeiten, des Krieges und der Steuerverwaltung. Da Geld in Aegypten unbekannt war, so wurden alle Steuern in natura entrichtet. Grund und Boden war nach der Gattung der Abgaben, die er dem Staate zahlte, in drei Kategorien geteilt. Die Kanäle geben den Zehnten in Fischen, die bestellten Ländereien in Feldfrüchten, die Marschen in Vieh. Ein sorgfältig zusammengestelltes Grundsteuerbuch enthielt für jeden Bezirk das Verzeichnis aller Arten von Land, und die Namen derer, welche es besassen oder bebauten. Ja selbst jedes Hauswesen hatte seine durch den Hausvater sorgfältig geführte Registratur. Die Priester als die vornehmste Kaste besetzten alle Staatsämter und waren die ausschliesslichen Träger jedes höheren Wissens, sie erscheinen als Richter, Aerzte, Zeichendeuter, Baumeister; sie hatten von ihrem Grundbesitze keinerlei Abgaben zu entrichten und waren strengen asketischen Vorschriften über Lebensweise, Speisegenuss, Fasten, Baden und sonstigen Dingen unterworfen, auch war ihnen nur eine Frau zu nehmen gestattet, während bei den anderen Kasten Polygamie vorherrschend war. Die Priester waren auch die Verfertiger des Kalenders. Nach der Beschaffenheit des Landesstromes teilten sie das Jahr in drei Jahreszeiten zu je 4 Monaten. Das Jahr zählte 365 Tage; um die den Aegyptern wohlbekännten 6 Stunden einzu-

holen, wurde nach (4+365)=1460 Jahren, ein Jahr eingeschaltet und diese Zeit die Sothis oder Hundssternperiode genannt.

Das Jahr begann mit dem ersten Tage des Monats Thot, der natürlich binnen 1460 Jahren in alle Jahreszeiten fallen musste (alle 4 Jahre um einen Tag früher). Jeder Monat zerfiel in 3 Dekaden zu 10 Tagen und am Schlusse des Jahres folgten 5 eingeschaltete Tage die zu keinem Monat gehörten und besondere Feste darstellten (wie in der französischen Revoluzionszeit). Der Tag zerfiel in 24 Stunden, die Dekaden entsprachen den sogenannten Dekanen, d. h. Abteilungen der Ekliptik von je 10 Graden, drei derselben fielen auf ein Sternbild des Tierkreises, dessen heute noch anerkannte 12 Zeichen von den Aegyptern herrühren sollen. Die nächste Stelle nach den Priestern nahmen die Krieger ein, die sich gleichfalls grosser Vorrechte erfreuten und in 2 Körperschaften Kalasirier und Hermotybier geschieden waren. Jeder einzelne Krieger hatte nach Herodot 12 Aruren Land, von denen er keinerlei Zins oder Steuer gab. Die Aegypter hatten Jahrhunderte lang fast nur nazionale Truppen und der Kriegsdienst war bei ihnen eine Ehre. Doch Psammetich zerstörte diese Organisazion indem er den griechischen Söldnern den Vorrang vor den Eingebornen gab und die Folge dieser schwer empfundenen Neuerung war die Auswanderung des grössten Teiles der Kriegerkaste nach Aethiopien. Von der Zeit an herrschten zwischen den griechischen und karischen Mietsoldaten und den zurückgebliebenen ägyptischen Kriegern Neid und Nebenbuhlerschaft, welche die Kraft Aegyptens schwächten, und es ermöglichten, dass Kambyses durch eine einzige Schlacht Herr des ganzen Niltals wurde.

Die ganze übrige Bevölkerung bildete eine dritte Klasse, die in verschiedene Unterabteilungen zerfiel. Dazu gehörten die Ackerbauer an die Scholle gefesselte Leute, welche die Domänen der bevorrechteten Klassen bebauten. Sie entrichteten eine Abgabe von ihrer Ernte und Aufzucht, wurden mit den betreffenden Landgütern abgetreten, durften ohne Erlaubnis der Regierung ihr Gebiet nicht verlassen, trugen die Last der öffentlichen Arbeiten an Tempeln, Palästen, Kanälen u. s. w. Unter den Hirten sind zu unterscheiden jene, die im innern des Landes grosse Herden weideten von jenen die an den Grenzen als Nomaden herumzogen. Die letzteren waren den Aegyptern verhasst, wahrscheinlich, weil sie zwar im wesentlichen ägyptische Sitte angenommen, aber doch teilweise Barbaren geblieben waren, und durch gelegentliche Raubzüge die alten Erinnerungen an

ihre Vorväter (die Hyksos) wieder auffrischten. Die Schweinehirten endlich wurden als unrein verachtet. Die Klasse der Piloten wird nur die Nilschiffer umfassen aber dieselbe wird zahlreich gewesen sein, da der Hauptverkehr Aegyptens besonders in der Zeit der Ueberschwemmung auf seinem Strome stattfand und ausserdem zahlreiche Kanäle und Seen vorhanden waren. Das Meer haben die Aegypter selbst nie befahren, denn es war ihnen unrein, in ihren Seekämpfen scheinen die Pharaonen sich phönizischer Kapitäne und Matrosen als Bemannung der Flotten bedient zu haben. Die Dolmetscher scheinen erst unter den saitischen Königen, als der Verkehr mit den Griechen grosse Dimensionen annahm, als eigentliche Körperschaft organisiert worden zu sein.

Man hatte auch Sklaven und zwar sowol weisse als schwarze; und nicht nur die Kriegsgefangenen verfielen in Sklaverei, sondern es wurde auch Sklavenhandel getrieben. Unterworfene Völker wurden meistens als Leibeigene des Staates angesehen und häufig im Dienste desselben als Arbeiter beschäftiget. Ein neuerer Forscher (Ampère) hat übrigens nachgewiesen, dass die Scheidung der ägyptischen Kasten nicht so schroff war wie in Indien, wo sie noch mehr auf einem Rassenunterschiede beruhte; nur zwischen den niederen und höheren Lebensstellungen sei die Kluft auffallend gross gewesen.

Recht und Gesetze.

Als Erfinder der ägyptischen Gesetze galt der Gott Thot. Nach ihm werden als menschliche Gesetzgeber gerühmt Mneyes, dann Sasychis, sodann der grosse König Sesostris, von welchem namentlich die Kriegsgesetze herstammen, während die Handelsgesetze dem König Bocchoris zugeschrieben werden; auch Amasis wird als Gesetzgeber genannt. Die Organisazion der Gerechtigkeitspflege war fast unabhängig von der königlichen Gewalt. Die Pharaonen fungierten allein in oberster Instanz, nur in seltnen Fällen und meist nur in solchen Angelegenheiten, welche mit der Politik zusammenhiengen. Die gewöhnliche Rechtssprechung erfolgte durch Gerichtshöfe, welche gehalten waren, streng gesetzlich zu verfahren. Die Priesterkaste lieferte die Mitglieder dieser Tribunale und zwar je 10 aus den 3 Städten Heliopolis, Theben und Memphis, also im Ganzen 30, der tüchtigste unter ihnen wurde zum Präsidenten gewählt und die Lücke, die dadurch entstand, durch einen anderen neu gewählten Richter derselben Stadt ausgefüllt. Vor diesem Gerichte wurde alles schriftlich abgemacht, und bei den gerichtlichen

Verhandlungen durfte der anwesende Kläger und Angeklagte nicht sprechen.

Die Gesetze Aegyptens sind sehr merkwürdig. Es herrschte der Grundsatz der Wiedervergeltung, so wie, dass man einem Verbrecher die Möglichkeit zur Wiederholung seines Vergehens nehmen müsse. Meineid wurde mit dem Tode bestraft, weil er die beiden grössten Verbrechen vereinigte, die man gegen die Götter und Menschen begehen kann. Mit dem Tode, also strenger als bei Griechen und Römern, wurde auch der Mord bestraft selbst der eines Sklaven. Ein falscher Ankläger erlitt die auf das angeklagte Verbrechen gesetzte Strafe. Der falsche Gewichte und Masse anfertigte, falsche Schriftstücke besorgte oder öffentliche Akten änderte, verlor zwei Finger der rechten Hand. Eine Schuld war nach ägyptischem Gesetze nicht vorhanden, wenn der Schuldner durch feierlichen Eid bekräftigte, dass er dem Gläubiger, der keinen Schuldbrief vorzeigen konnte, nichts schulde. Bei keiner Schuldklage durften die aufgelaufenen Zinsen das Kapital überschreiten. Für die Schulden des Schuldners haftete sein Gut, nicht seine Person, die ja dem Staate gehörte, der zu jeder Zeit in Krieg und Frieden seine Dienste in Anspruch nehmen könne. Herodot erzählt auch von einem Gesetze Osurtasens III., welches die Aegypter ermächtigte, bei Leihgeschäften die Mumien ihrer Väter zu verpfänden. Der Darleiher wurde zugleich in den Besitz der Gruft des Borgers gesetzt und wer seine Schuld nicht tilgte, gieng der Ehren des Familienbegräbnisses verlustig und beraubte derselben auch diejenigen seiner Kinder, welche während der Dauer seiner Verpflichtung starben.

Merkwürdig ist auch was Diodor von den Dieben erzählt. Sie bildeten eine Art Zunft unter einem Vorsteher, bei welchem der Bestohlene sein Eigentum gegen Erlegung des vierten Teiles vom Werte zurückbekommen konnte.

Leben und Sitte, Beschäftigungen und Gewerbe.

Die genauesten Darstellungen des ägyptischen Lebens und der Industrie sind uns in den Grabmälern der Felsengebirge, die sich dem Nil entlang ziehen, erhalten worden. Die gemalten Reliefs der Grabmäler zu Ilithya machen uns mit dem Leben, der Sitte, täglicher Beschäftigung, mit Ackerbau, Fischfang, Jagd, Schifffahrt und Handel des ägyptischen Volkes besser bekannt, als die lückenhaften Notizen und mangelhaften Beschreibungen der alten Berichterstatter es zu tun vermögen.

Was Diodor sagt, dass die Aegypter einfach und prunklos wohnen, in ihren Gräbern jedoch einander an Glanz und Luxus überbieten, findet sich in diesen Gräbern, die weit in stundenlangen Gängen in das Gebirg hineingehen, von denen z. B. eines allein 23,148 Quadratfuss Grundfläche hat, bestätiget. Die Wandgemälde stellen das ägyptische Leben nach allen seinen Richtungen dar. Da steht der Herr des Grabes ein Herdenbesitzer an seinen Stab gelehnt, zur Seite ruht der schlanke Windhund. Die Herden stehen in Reihen übereinander, beigeschrieben steht 834 Ochsen 760 Esel. Dort ist ein ägyptischer Garten an die Wand gemalt, mit der Weinlaube, mit Alleen, Fischteichen, mit der Villa und ihrem Säulengang, dort eine Jagd dargestellt, dort ein Brett oder Moraspiel. Da sehen wir eine Stadt mit engen Strassen der Kühle wegen mit 4 Stock hohen Häusern, oben eine Terasse, kleine Fenster und in den Gemächern Luxusgegenstände aller Art: Vasen, Kanapees, Spiegel, Ringe. Da wird ein Zug von Fremden vor den Herrn des Grabes geführt mit Weib und Kind und einer Leier. Da sind Kriegszüge, Belagerungen, Seegefechte dargestellt.

Die Hauptbeschäftigung der Aegypter war der Ackerbau, der mit grosser Sorgfalt betrieben wurde; ohne schwere Arbeit gewann man dem üppigen Boden den reichen Ertrag ab, besonders gediehen Gerste, Flachs, Waizen und Roggen. Baumwolle wurde vorzugsweise in Oberägypten gebaut.

Die Geschäfte des Ackerbaues: das pflügen, säen, walzen, eggen, schneiden, binden, austreten des Getraides durch Ochsen, das aufhäufen desselben, das alles ist auf den Grabmälern abgebildet. Die Aegypter trieben ausser dem Ackerbau, die Gartenkultur, Obstzucht, den Weinbau und hielten Herden von grossem und kleinem Vieh. Der Jagd wilder Tiere mit Pfeil und Bogen, Schlingen, Hunden ja mit gezähmten Löwen lagen besonders Könige und Krieger fleissig ob. Vogelfang und fischen gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen.

Auf den Gemälden sind die Bearbeitungen des Holzes, das behauen und fortschaffen der Steine, das weben der Zeuge, die Arbeiten des Goldschmieds, Juweliers, des Malers und Bildhauers u. a. dargestellt. Die in den Denkmälern gefundenen Gerätschaften zeigen eine hohe früh erlangte Entwicklung der Gewerbe und des äusseren Lebens, aber auch ein beharren bei der einmal erlangten Fertigkeit. Die Arbeit war bis ins kleinste verteilt und jede Abteilung der Kasten trieb ganze Geschlechter hindurch dieselbe Arbeit. Das Volk erlangte dadurch zwar eine grosse Fertigkeit, wurde

aber auch zur Maschine herabgewürdiget. Die Erzeugnisse der Gewerbetätigkeit waren sehr mannigfaltig; man verfertigte vielerlei Hausgeräte, Waffen, feine Gewebe aus Flachs, Wolle und Baumwolle. Besonders wird ein Gewebe von den alten Schriftstellern, Byssus genannt, gerühmt. Vielfach war der Gebrauch den man von der Papyrusstaude machte. Ihre Wurzel diente als Brenn- oder Nutzholz, aus der Pflanze selbst machte man Decken, Kleider, Segel und besonders das auch in Griechenland und Rom bis ins Mittelalter gebräuchliche Papier. Die Aegypter kannten die Kunst des vergoldens, der Bereitung des Glases und Färben desselben; sie verfertigten gläserne Gefässe, unechte Edelsteine, Email, sie gerbten das Leder auf ähnliche Art wie wir, pressten es in Formen und verzierten ihre Lederarbeiten mit hervorstehenden Figuren.

Sie verstanden ein weisses gewebtes Zeug durch chemische Beize so zu behandeln, dass es in Farbe getaucht augenblicklich daraus wie mit den mannigfaltigsten und unauslöschlichsten Farben bedruckt, hervorgieng. Auch die aus Metall oder Holz verfertigten Geräte sind mannigfaltig und mit künstlerischer Eleganz gearbeitet. Die musikalischen Instrumente zeichnen sich durch Formenschönheit aus. Einen wichtigen Fabrikszweig bildeten die Töpfereien, wozu der ägyptische Ton vortrefflich war.

Handel.

Aegypten war durch seine geografische Lage und durch seine Produkte von der Natur zu einem der ersten Handelsländer der Erde bestimmt. Ein grosser Handelsverkehr entstand immer am leichtesten und frühesten an den Ufern grosser Ströme in produktenreichen Ländern. Grosse Flüsse erleichtern den Verkehr der Einwohner untereinander und ein lebhafter inländischer Handel ist die Grundlage der Gewerbstätigkeit und des Nazionalreichtums. Der Nil und ein Netz von ihm auslaufender Kanäle gewährten den Aegyptern diese Vorteile.*) Er ist von Elephantine und durch ganz

*) Ramses Niamun war der erste Pharao, welcher den Gedanken einer Verbindung des Mittelmeeres mit dem Busen von Suez nicht bloss fasste, sondern auch wirklich auszuführen unternahm und einen Kanal vom Nil zunächst nach den bittern Seen ziehen und mit Waarenspeichern besetzen liess. Es waren dies die Bauten, mit denen im Lande Gosen die Israeliten bedrückt wurden. Necho versuchte diesen Kanal, den die Sorglosigkeit der Könige der 20. Dynastie vom Wüstensande hatte zuwehen lassen, wieder zu eröffnen.

Aegypten schiffbar und bleibt es selbst in der Zeit des niedrigen Wasserstandes. War aber durch die Ueberschwemmung das ganze Land in ein wogendes Meer verwandelt, aus dem die Wohnstätten wie Inselchen hervorragten, so musste der Gedanke kommen, das Wasser zum Träger des Verkehrs zu machen, und wenn auch der Fluss sich in die Ufer zurückgezogen, so blieb er noch mächtig genug die schwankenden Fahrzeuge zu tragen, zumal da die regelmässig bei Tage landeinwärts, bei Nacht nach dem Meere wehenden Winde die Schifffahrt erleichterten, der Fischfang aber zum ertragreicheren Fang in die Mitte der Strömung rief. Leicht war der Schritt zum weiteren Verkehr, da das Land manches dem Leben dienliche nicht erzeugte (z. B. Metalle).

Die Aegypter benutzten frühzeitig diese Vorteile ihres Landes, und sehr frühe entwickelten sich bei ihnen ein grosser inländischer Verkehr und eine lebhafte Nilschifffahrt. Die Berührung mit anderen Völkern flohen sie in älterer Zeit mehr, als dass sie selbe suchten. Die Aegypter erschwerten den Fremden den Zugang zur See zu ihrem Lande, weil in der ältesten Zeit Seehandel mit Seeräuberei verbunden war und sie selbst wegen Mangel an Schiffsbauholz keine Seeschiffe hatten. Dagegen hatte Aegypten einen bedeutenden Landhandel, welcher in der ältesten Zeit überhaupt wichtiger als der Seehandel war. Aegypten war der allgemeine Mittelpunkt des Karavanenhandels zwischen Asien und Afrika, zwischen Aethiopien und Nordafrika. Ganz besonders hatte Oberägypten an der Nordgrenze der Wüste den Vorteil der Stapelplaz der Produkte Innerafrika's zu sein. Dazu kam noch, dass sich in seiner Nähe in der Gebirgskette längs dem arabischen Meerbusen, Goldgruben fanden, die zu den ältesten, wie zu den reichsten der Erde gehört haben müssen. Es besass also Oberägypten neben den gesuchtesten Waaren zugleich das beste Mittel zum Austausch. Kein Wunder also, dass diese Gegenden, wo

---

Wahrscheinlich aber weil diese Arbeit zu viele Menschen kostete, — Herodot spricht von nicht weniger als 120000 — vielleicht auch im Hinblick auf ein Orakel, nach welchem man damit nur für die Barbaren arbeiten sollte, wurde das Unternehmen nach einigen Jahren eingestellt. Unter Darius und den Ptolomäern wurde der Versuch wieder aufgenommen, und der Kanal bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts nach Christus befahren und erst auf Befehl des Çhalifen Abu Dschaffer el Mansur verschüttet um den Handel von Suez-Kalzum nach Ferma der Grenzstadt zwischen Aegypten und Syrien zu lenken. Eine unmittelbare Verbindung des roten mit dem mittelländischen Meere kannte das Altertum nicht.

Ackerbau und Handel Jahrhunderte hindurch ruhig gediehen, und gleichsam miteinander wetteiferten, die reichsten der Erde wurden, und gerade hier jene grossartigen Tempel emporstiegen, unter deren Schutz dieser Verkehr getrieben wurde. Zu diesem Behufe scheinen die Töchterstaaten mit Tempelanlage am Berge Bankol in Meroe und auf der Palmenoase Ammonium angelegt worden zu sein. Aegypten erhielt Gold, Elfenbein und Sklaven aus Aethiopien, Räucherwerk aus Arabien, Gewürze aus Indien, Weine aus Phönizien und Griechenland und feineres Salz aus den afrikanischen Wüsten. Die Erzeugnisse weit entlegener Länder wurden nach Aegypten eingeführt, wie der sehr merkwürdige Umstand beweist, dass man in den Gräbern von Theben aus dem 2. Jahrtausend v. Ch. Flaschen von chinesicher Fabrikazion mit chinesischer Schrift gefunden hat. Dagegen lieferte Aegypten Produkte, die weil sie zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen gehörten, ihm einen sichern und ununterbrochenen Absatz verschafften. Es war eines der ältesten Kornländer und eines der ältesten Länder, wo die Weberei sowohl von Leinen- als Baumwollzeugen auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde. Weberei war in Aegypten die allgemeine Beschäftigung des gemeinen Mannes. Das Land erzeugte Flachs und Baumwolle und von letzterer konnte aus den südlicheren Gegenden leicht eine grössere Menge eingeführt werden. Schon zu Moses Zeit hatten die ägyptischen Webereien eine bewunderungswürdige Vollkommenheit erreicht und wurden sehr weit verführt. Aegyptische Leinwand war zu Herodots Zeit eine bei den Griechen häufig vorkommende und hochgeschätzte Waare. Nicht weniger wichtig war der Getraidehandel. Aegypten war die Kornkammer der benachbarten Länder. Es gab schwerlich ein Land, wo die Fruchtbarkeit des Bodens, die Leichtigkeit der Arbeit, die Gewissheit des Ertrages und die Sicherheit des Gewinnes bei dem auswärtigen Absatz so zusammentrafen, wie in Aegypten. Dazu kommt noch, dass auch die ägyptischen Nationalfeste den Austausch der verschiedenen Kunst- und Industrieerzeugnisse beförderten und zu regem Verkehre Veranlassung gaben. Auch die Gesetzgebung schenkte durch die Sicherung des Darlehens, Beschränkung des Wuchers dem Handel nötige Rücksicht. Wagen, Mass und Gewicht wurden beaufsichtigt.

Ueber die Anwendung und Beschaffenheit der Tauschmittel vor den Ptolomäern fehlt es an Nachrichten. Münzen scheinen die Pharaonen nicht geprägt zu haben; man hat mit Unrecht die in so grosser Menge in den Gräbern sich vorfindenden goldenen und silbernen

Ringe und Scarabäen als solche deuten wollen, jene dienten als Schmuck, diese als Amulete. Der ägyptische Handel war nur Tauschhandel. Ohngeachtet dieses vielfältigen Handels scheinen die Aegypter ihre Waaren doch niemals selbst verführt zu haben, sondern die afrikanischen Karavanen wurden von umherziehenden Stämmen des inneren Afrika gebildet. Nicht so rege und lebendig wie der Binnenhandel, war der Seeverkehr in der Pharaonenzeit vor Psammetich. Der Aegypter hatte eine Abneigung gegen das Meer, das er als typhonisches Element floh.

Bei Pelusium, wo die Karavanenstrassen aus Syrien und Arabien zusammenstiessen, konzentrierte sich der grösste Teil des Landhandels. Aus Aegypten selbst verlief ein Karavanenweg über Ammonium (Siwah) nach der Oase Augila, nach Fezzan, den Atlasländern und Sudan; ein anderer zog nilaufwärts nach Aethiopien und lenkte von da nach der Ostküste Afrikas und den dortigen Hafenplätzen ab.

Im ausschliesslichen Besitze des Seehandels, der von Aegypten nach allen Richtungen des Mittelmeeres gieng, waren daher die Phönizier. Eine grosse Veränderung jedoch erfuhr dieser Handelsverkehr als Psammetich den fremden Handelsschiffen die früher meist verschlossenen Häfen eröffnete. Amasis wies den griechischen Handelsleuten, die sich in Aegypten niederlassen wollten die Stadt Naukratis in Unterägypten an dem kanopischen Arm des Nils an, und gestattete den griechischen Staaten zum besten ihrer Kaufleute an gewissen bestimmten Plätzen Tempel zu gründen, welche die Niederlagen und Marktplätze für die nach Aegypten geschickten Waaren sein sollten. Die Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Kambyses (525 vor Ch.) lähmte anfangs diese Handelstätigkeit und erst unter Darius wurden die unterbrochenen Verbindungen wieder aufgenommen.

Durch die Besiegung der Perser und die Besitzname Aegyptens durch Alexander den Grossen wurden dann ganz neue Verhältnisse angebahnt.

Schrift, Literatur und Wissenschaften.

Der bei den Aegyptern vorherrschende Trieb das vergängliche festzuhalten und von allem geschehenen ein sichtbares Zeichen oder Bild auf die Nachwelt zu bringen, hat sie vermocht ihre Erinnerungen, ihre historischen Denkwürdigkeiten in der gigantischen Lapidarschrift ihrer Pyramiden, Obelisken, Sphinxe, Tempel, Paläste und

Grabkammern zu überliefern und hat sie andernteils zur Erfindung ihrer Hieroglyphik geführt. Schon der Umstand, dass der Gott Thot als Urheber dieser heiligen Bilderschrift gilt, verrät ihren priesterlichen Ursprung; sie beschränkte sich im Anfange blos auf die rohe bildliche Darstellung eines Ereignisses. Im weiteren Verlaufe jedoch schritt sie vom Bild zum Sinnbild und von diesem zum Lautbild fort. Auf der Höhe ihrer Ausbildung hatte die Hieroglyphenschrift a) sachliche, b) symbolische, c) phonetische Bilder (Dingbilder, Deutbilder, Lautbilder), dann noch d) Mischbilder, welche aus der Verbindung von Begriffsbildern mit ihren phonetischen Ergänzungen entstanden sind, und endlich e) Zahlzeichen. Diese Hieroglyphik erfuhr dann in der sogenannten hieratischen Schrift, deren sich die Priester als eigentlicher Bücherschrift bedienten, beträchtliche Abkürzungen und diese hieratische Schrift wieder erfuhr dann in der sogenannten demotischen, welches die epistolarische und geschäftliche Schrift war, fernere Abkürzungen. Geschrieben wurde auf Stein, Holz, Papyrus und Leinwand und man bediente sich je nach dem Materiale des Meissels, Pinsels oder eines zum Schreibrohr zugespitzten Papyruszweiges. Schon lange vor der alexandrinischen Bibliothek besassen die Aegypter die ansehnlichsten Büchersammlungen, welche alle Literaturschätze der alten Welt in sich bargen.

Ausser dem Todtenbuche ist uns jedoch im Originale nur wenig von der auf Papyrus geschriebenen Literatur geblieben; von der gemeisselten und gemalten hingegen haben uns Obelisken, Säulen Särge, und Grabkammern vieles überliefert. Was den Charakter dieser Literatur betrifft so war er ausschliesslich theologischer Natur, insofern die Theologie bei den Aegyptern alle übrigen Wissenschaften umfasste.

Klemens von Alexandria, ein christlicher Schriftsteller, berichtet, dass die Aegypter 42 heilige Bücher besessen haben, die nicht nur alles enthielten, was in das Bereich der priesterlichen und religiösen Verrichtungen einschlug, sondern in denen die Summe der gesammten Priesterweisheit niedergelegt war und die von allen Wissenschaften handelten, welche im Laufe der Jahrhunderte sich in den Kreisen der Priesterschaft entwickelt hatten. Diese Bücher der Weisheit, die auch von Erd- und Himmelskunde, Geometrie, Rechtswissenschaft und Heilkunde handelten, wurden auf Thot (Hermes) den Schreiber des Himmels zurückgeführt.

Die Natur des Landes erforderte und förderte auch das Studium und die Uebung der Geometrie. Galt es doch alljährlich nach der Ueberschwemmungszeit die Marken der Besitzungen wieder aufzufinden oder neu zu bestimmen. Auf den astronomischen Kenntnissen der Priester basierte einerseits die Astrologie (Horoskopen), andererseits die Zeiteinteilung, von der bereits gesprochen wurde. Die Arzneikunde, deren Ausübung einer eigenen Klasse von Priestern zugewiesen war, stand schon deshalb in hohem Ansehen weil eine der wichtigsten religiösen Forderungen innerer und äusserer Reinigkeit des Körpers, d. i. Gesundheit war. Die Alten hatten vor dem ärztlichen Wissen der Aegypter grossen Respekt. Herodot erzählt, dass sie besondere Aerzte für Augen, Kopf, Zähne, für den Unterleib sowie für die verschiedenen unsichtbaren Krankheiten hatten. Die Augenärzte galten als die geschicktesten. Da sie jedoch keinen Begriff von Anatomie hatten, konnte von einer wissenschaftlichen Heilkunde eigentlich keine Rede sein; sie beruhte mehr oder weniger auf der Routine einer vielhundertjährigen Praxis. Auf den Kriegszügen folgten besoldete Militärärzte den Heeren.

Kunst der Aegypter.

Poesie, Malerei und Skulptur.

Die Kunst der Aegypter war vorzugsweise eine monumentale, ausgebildet unter politischen und noch mehr unter religiösen Einflüssen. Es wurden die redenden Künste, namentlich die Poesie, von der bildenden weit in den Schatten gestellt; hat sich doch die Rede selbst in Aegypten von dem Bilde nie recht getrennt. Für gänzlich dichterisch stumm ist aber dies Volk keineswegs anzusehen; seine poetischen Aeusserungen erstrecken sich jedoch vorzugsweise auf die Lyrik und, wie aus den Ueberresten geschlossen werden darf, insbesondere auf das Lied und den Hymnus; wenn auch auf Grund der bildlichen Darstellungen mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass es im alten Aegypten auch eine die Taten der Götter und die grossen Pharaonen feiernde Epik und nicht minder eine liturgische, den Mysterienspielen unseres Mittelalters ähnliche Dramatik gegeben habe.

Der gesangmässige Vortrag der heiligen sowohl, als der profanen Lieder wurde mit musikalischen Instrumenten begleitet und war meist mit Tanz verbunden. Die Aegypter kannten und gebrauchten eine nicht unbedeutende Anzahl von Saiten-, Blas- und Schlag-

Instrumenten. Auch scheint es, als wäre ihnen die Messung der Töne und deren harmonisches Verhältnis zu einander nicht fremd gewesen.

Was die ägyptische Malerei betrifft, so ist blos die Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit ihrer Farben, von denen sich die blaue und türkisch-rote einer besonderen Beliebtheit erfreute, rühmenswert. Im übrigen war sie jedoch immer der Architektur untergeordnet, und bestimmt den Reliefs mehr Leben zu geben, welcher Aufgabe sie sich in sehr greller Weise entledigte. Sie war der Perspektive gänzlich bar und gelangte eigentümlicherweise in der Darstellung von Tieren zu einer grösseren Vollkommenheit als in der von Menschen. Der Hauptfigur ward alles geopfert, sie tritt stets in ungeheurer Grösse hervor, neben der alles andere winzig erscheinen, gleichsam in nichts verschwinden muss. „Noch Niemand hat je eine ägyptische Figur in einer Stellung gesehen, in welche sich die menschliche Gestalt natürlich fügen könnte, von den Händen ist gewöhnlich nur die Eine abgebildet, das Auge ist voll dargestellt, während das Gesicht im Profil erscheint.“ Es fehlte den Aegyptern das Verständnis für das menschliche Schönheitsideal.

In der Skulptur haben die Aegypter einen wunderbaren Fleiss entfaltet. Aus dem härtesten Gestein (Basalt und Porphyr) haben sie zahllose Werke gemeisselt: Statuen und Statuetten und Reliefs aller Art, Tempelchen, Sarkophage und Stelen (Grabsäulen) und vom niedlichen Figürchen ist sie hinaufgestiegen bis zum kolossalen, zu Obelisken, Memnonen, Sphinxen; aber auch sie stand in innigster Verbindung mit der Baukunst.

Was indess den Aufschwung der bildenden Künste in Aegypten am meisten hemmen musste, war das Sklaventum in dem sie darniederlagen. Auf den erhaltenen ägyptischen Abbildungen, welche Maler und Bildhauer darstellen, erscheint neben diesen Künstlern der Aufseher mit der Zuchtrute. Es waren Sklaven, die zur Kunstausübung gepeitscht wurden.

Architektur.

Bei den Werken der ägyptischen Architektur ist es nicht die eigentliche Kunst der Bewunderung gezollt wird, sondern diese gilt vielmehr dem ungeheuren ihrer räumlichen Verhältnisse, der Grösse ihrer menschlichen Arbeit und der technischen Fertigkeit von der sie zeugt. Die öffentlichen Gebäude Aegyptens waren Werke einer priesterlichen und despotischen Zeit, in welcher die gesammte Kraft

der Nazion für solche Unternehmungen in Anspruch genommen wurde. Es arbeitete an diesen Bauten die ganze Volksmasse gleich einer lebendigen Riesenmaschine; es wurden aber auch schutzbedürftige oder fremde bezwungene Völker dazu verwendet. Ihre Geduld und Ausdauer ist um so bewundernswerter, als sie ohne eiserne Werkzeuge, denn solche besassen sie damals noch nicht, die härtesten Steine, wie Granit, Syenit und Basalt bearbeiteten. Geradezu unbegreiflich ist es, wie sie kupferne und bronzene Instrumente bis zu dem Grade zu härten vermochten, dass sie ihre Bilderschrift bis zu mehr als zwei Zoll Tiefe in Stein einzuhauen im stande waren. Die ältesten Werke der ägyptischen Baukunst befinden sich in Ober-Aegypten. Man baute teils in Felsen, indem man sie aushöhlte, teils mit in der Sonne getrockneten Ziegelsteinen und endlich auch mit Werksteinen. Zum Tempelbau bediente man sich dieser letzteren und sie wurden teilweise in so grossen Stücken verarbeitet, dass z. B. in den Ruinen des Palastes von Karnak sich ein Sandsteinblock eingemauert findet, der eine Länge von 40′ und eine Dicke von 5′ hat. Der Holzarmut des Landes entsprechend wurde sehr wenig von diesem Materiale gebaut; die Decken aller Tempel bestanden zumeist aus horizontalen Quadersteinen. Die Kunst des wölbens findet sich erst kurz vor der Eroberung Aegyptens durch die Perser. Die Gebäude sind an ihren äusseren Wänden sowol als auch im innern mit lebhaften Farben ausgeschmückt und sehr oft noch mit gemalten Figuren und mit Bilderschrift bedeckt. Bedeutendere Verschiedenheiten bei ihren Bauwerken finden sich nur in den Säulen, welche durch ihre Masse, ihre Zahl, ihre Bildwerke und ihre Farben eine imponierende und überwältigende Wirkung in ihren Tempeln hervorbringen. Die hervorragendsten Werke ägyptischer Baukunst sind die Felsengräber, die Pyramiden, die Tempel und das Labyrinth. In den Gebirgen zu beiden Seiten des Nils finden sich Felsengräber in grosser Menge. Die sogenannten Königsgräber bei Theben sind die grössten und die am sorgfältigsten gearbeiteten. Man hat deren bis jetzt 25 aufgefunden.

Die Pyramiden sind vierseitige Gebäude, deren Seitenflächen Dreiecke bilden und oben in eine Spitze zusammenlaufen; sie waren zu Grabmälern der Könige bestimmt. Bei Memphis befanden sich die meisten Pyramiden; sie wurden hier von einer Dynastie, welche diese Stadt zu ihrer Residenz machte, in der Absicht gebaut, um den vielgepriesenen Felsengräbern Oberägyptens ein Riesenwerk anderer Art an die Seite zu setzen. Diese Pyramiden, deren Anzahl

sich ungefähr auf 70 belief, waren mit ihren Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Meist sind sie aus Kalksteinen erbaut; sie bestehen jedoch auch aus ungebrannten Ziegelsteinen und wieder andere sind an den Kanten aus Quadersteinen und im übrigen aus solchen Ziegelsteinen. Die glatte Bekleidung von Granit oder Marmor ist jetzt grösstenteils verschwunden.*)

Die ägyptischen Tempel bestehen aus vielen grösseren und kleineren Räumen und manchmal noch aus einer Menge von Nebengebäuden. Ihre grösste Pracht entfalten sie gewöhnlich in den Vorhallen und in den Pylonen, welch letztere jedoch nicht bei allen Tempeln vorkommen. Die Pylonen bestehen aus zwei vor dem Tempelhof stehenden massiven Gebäuden, zwischen denen sich das Haupt-Portal befindet; sie bilden den am höchsten hervorragenden Teil eines Tempels. Vor einem solchen Pylon waren gewöhnlich zwei Obelisken oder Spitzsäulen aufgestellt. Diese den Aegyptern eigentümlichen Denkmäler sind hohe, aus einem einzigen Steine gefertigte viereckige Säulen, welche sich allmählig zuspitzen, zuletzt aber mit plötzlichem Uebergange in der Form einer kleinen Pyramide endigen. Der Zweck der Obelisken war, durch die Inschriften mit denen ihre Seitenflächen stets bedeckt waren, dem in den Tempel eintretenden über die Erbauung oder Vergrösserung desselben Nachricht zu geben und den Namen dessen zu verewigen, der sich darum verdient gemacht hat. Sie wurden insgesammt aus den härtesten Steinen gearbeitet und erreichen mitunter eine Höhe von 100 bis bis 150 Fuss. Der in Paris aufgestellte Obelisk von Luxor hat eine Höhe von 70 Pariser Fuss. Das Labyrinth stand am Ufer des Mörissee im heutigen Fayum. Es war ein Palast, der in zwölf bedeckte Höfe zerfiel, welche von einer gemeinsamen Mauer umgeben waren und 3000 Gemächer hatte, von denen die eine Hälfte ober, die andere unter der Erde sich befand; die letzteren waren Grüfte von Königen und heiligen Krokodilen. Das Dach war gleich den Mauern von Stein, grossenteils mit Skulpturen geschmückt; in jeder Ecke

*) Das grossartigste dieser Königsgräber, die Pyramide des Cheops, hatte ursprünglich eine Grundlinie von 764 Fuss und eine Höhe von 480 Fuss; jetzt beträgt jene noch 746 Fuss, diese 450 Fuss, da die Spitze zerbröckelt und in eine kleine Terasse verwandelt ist. „Auf dem Gipfel steht man so hoch, dass der Strassburger Münsterturm, wenn er darin stünde, nicht mit seiner äussersten Spitze hervorragen könnte. Der ganze ungeheure Sanct Petersdom hätte vollkommen Platz im massiven Kern der grossen Pyramide“, die gegen 90 Mill. Kubikfuss Mauerwerk enthält.

des Bauwerks stand eine Pyramide, die Höfe zierten Säulengänge von weissem Gestein. So berichtet Herodot als Augenzeuge, indem er bemerkt: „Wenn Jemand alles zusammenfasste, was die Griechen an prächtigen Bauten geleistet haben, so würde er finden, dass es an Arbeit diesem einen Labyrinth nachsteht.“ Ob dieses Labyrinth ein Grabmal oder ein religiöses und politisches Heiligtum oder beides zugleich war, ist bis jetzt noch unentschieden; jedenfalls ist es aber nicht unwahrscheinlich, dass es alle Landschaften des Reiches zu gemeinsamen Opfern und Festlichkeiten zu vereinigen bestimmt war und so das Gefühl der Zusammengehörigkeit befestigen sollte. Als Erbauer desselben wird Amenemha III. (Möris) genannt; unter den Dodekarchen wurde dieser von den Hyksos zerstörte Reichs- und Nazionalpalast in grösserem Umfange wieder hergestellt.

Das kolossale und staunenerregende ist somit der Hauptcharakter der ägyptischen Kunstschöpfungen. Noch vorherrschender aber ist ein anderer Zug, der zugleich den Grundzug in dem Wesen und Leben dieses sonderbaren Volkes ausmacht — es ist das festhalten an dem überlieferten. Eigentliche Entwicklung, dieser Charakterzug der abendländischen Völker und der neueren Zeit war den Aegyptern sowie allen Priesterstaaten der Vorzeit fremd. Darum entbehrten ihre Schöpfungen auch jene geistige Frische und Lebendigkeit und ihr nazionales Leben der Mannigfaltigkeit der Individualitäten und Zustände, durch welche der Ereigniswechsel auch für das innere Wesen eines Volkes fördernd und fruchtbringend wird. Durch die ganze lange Zeit ihrer Geschichte blieben ihre Zustände, Werke und ihr geistiges Leben der Hauptsache nach unverändert. Und als die Aegypter bereits unter persischer, griechischer und römischer Herrschaft schon längst mit anderen Grundsätzen und Lebensformen bekannt waren, behielten sie Jahrhunderte lang ihr Kastenwesen, den Charakter ihrer Kunst, das Gewirre ihrer mythologischen Bilder und Vorstellungen bei, so wie sie ihre Ideen über die Beziehungen des ganzen Lebens auf den Tod und ihre Sorgfalt für die Todten nicht aufgaben; denn wie die Chinesen ihr Augenmerk auf das praktische wirkliche Leben, ohne irgend einen Gedanken an dessen Ende und Folgen, so richteten die Aegypter das ihrige beinahe ausschliesslich auf den Tod und das künftige Leben. Sie brachten das diesseitige dichten und trachten nur mit Vorbereitungen auf das Jenseits zu.

Daher haben sich die Chinesen bis auf unsere Tage erhalten und werden vielleicht noch manche Völker überleben, während die

Aegypter zu Grunde gegangen sind und uns nur ihre Gräber hinterlassen haben. Daher blieben aber auch die Chinesen ohne Fortschritt auf mehrtausendjährigem Standpunkte stehen, während die Hinterlassenschaft der Aegypter in ihren Bauwerken, Gemälden und Hieroglyphen uns eine überreiche Fundgrube der schätzbarsten, wissenschaftlichen Kenntnisse darbietet, und unsere Geschichte und Astronomie, unser Ackerbau und unsere Industrie in ihnen ihre Väter verehren.

Die semitischen Reiche.

Treten wir aus der gesegneten Enge des Niltals nach Osten hinaus, so treffen wir auf ein weites Ländergebiet, dessen einzelne Glieder alle, so verschieden zum Teil auch ihre klimatischen und geografischen Verhältnisse gestaltet sind, von einer einzigen Völkerfamilie schon im hohen Altertum bewohnt wurden. Von den Gestaden des levantinischen Meeres und dem Busen von Suez bis zum persischen Meerbusen und zum Hochlande von Iran, von den armenischen Bergen bis zu den südlichen Küsten Arabiens ist das Land der Semiten. Und selbst dieses weite Ländergebiet mit seinen Bergen und Tälern, mit seinen zahlreichen Weidetriften und herrlichen Fruchtgefilden ist den Semiten frühe zu enge geworden und nordwestlich über den Taurus sich ausdehnend haben sie auch das Hochland von Kleinasien sich angeeignet und sind bis zu den Küsten des ägäischen und schwarzen Meeres vorgedrungen.

Die sogenannten Semiten bilden kein kulturgeschichtliches ganzes. Sie waren stets in mehrere für sich selbst lebende, unabhängige, ja sogar teilweise gegen alles fremde ängstlich abgeschlossene Völker geteilt. In ihren nach gemeinsamen Gesetzen gebildeten Sprachen herrschen rauhe Kehllaute vor und die Wurzeln der Wörter bestehen fast immer aus 3 Buchstaben; die Konsonanten sind starr und unveränderlich, die Vokale aber wandelbar, und in der Schrift blos durch Nebenzeichen oder gar nicht ausgedrückt. Die unzweifelhaft aus Hieroglyphen durch Vereinfachung der Bilder entstandene Schrift wird von rechts nach links geschrieben. Man unterscheidet drei Hauptzweige des semitischen Sprachstammes: den aramäischen, der in die chaldäische und syrische Sprache, den kanaanitischen, der in die hebräische und phönikische Sprache zerfällt und den arabischen. Als erste Wiege semitischer Kultur ist wohl das grosse Flusstal

des Euphrat und Tigris zwischen den östlichen und westlichen Plateaumassen anzusehen.

Beide Flüsse entspringen unweit von einander auf dem armenischen Hochlande. Der Euphrat tritt zunächst in ein Steppenland Mesopotamien, dann in ein äusserst fruchtbares Tiefland, im Altertum Sinear genannt, welches von den Flüssen, wenngleich nicht so regelmässig wie Aegypten vom Nil, doch alljährlich im Mai und Juni überschwemmt wird.

Vom Hochlande Armeniens ausgehend bemächtigten sich die Chaldäer Sinears und Mesopotamiens. Von hier zweigten sich die Hebräer nach Palästina ab, von diesen wieder gegen Osten die stammverwandten Ammoniter, Moabiter, Edomiter und Araber. An die Küsten des Mittelmeeres wurden die Keniter oder Phönikier gedrängt; südlich von ihnen wohnten die Philister. Kleinasien füllte sich gleichfalls mit verschiedenen Stämmen semitischer Rasse. Im Osten am Tigris bildeten die Assyrer gleichsam einen Vorposten gegen die Arier.

Alle diese Völker hatten in ihrem natürlichen Charakter den Zug des sinnlichen und leidenschaftlichen, der List und Grausamkeit; aber sie waren im hohen Grade kulturfähig, für Krieg und Politik, für Handel und Industrie wie für Musik, Poesie und bildende Künste begabt. Ihre Religion war Naturdienst. Sie alle verehrten die belebende Sonne als männliches, die Erde als weibliches Prinzip. Ihr Kultus neigte zum üppigen und schwärmerischen. Nur bei einem einzigen Volke den Hebräern tritt ein erhaben gedachter, wenn auch selten vom Volke verstandener Monotheismus und in Verbindung damit ein durch seine Einfachheit und seinen Ernst hervorragender wenn auch selten befolgter Moralcodex hervor.

Das Euphrat- und Tigrisland.

Babylon.

Babylon ist eine der frühesten Entwicklungstätten menschlicher Bildung und Wissenschaft. Euphrat und Tigris sind die beiden gewaltigen Ströme, welche diesen Boden geschaffen haben. Beide entspringen in dem armenischen Hochland nicht fern von einander, aber an entgegengesetzten Seiten.

Der Tigris entsteht am südlichen Abhang des Gebirges aus der Vereinigung mehrerer Quellströme; er fliesst dann lange Zeit

in südöstlicher Richtung am Fuss der hohen Randgebirge, welche das iranische Hochland von der Steppe scheiden; er bespült die Landschaft Aturia, deren Paläste sich in seinen Wellen spiegelten, dann aber entfernt er sich in südlicher Richtung vom Gebirge und nähert sich bis auf fünf Meilen dem Euphrat. Von den Gebirgen, die ihn an seinem linken Ufer begleiten, erhält der Tigris zahlreiche und bedeutende Zuflüsse; sein Name bedeutet Pfeil, denn reissend und schnell sind seine Gewässer, und wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, schwellen sie zu gefährlicher Höhe. Weit länger ist der Lauf des Euphrat, der an dem nördlichen Abhang der armenischen Alpen entspringt. In weitem Bogen umkreist er, westwärts gewandt, das Gebirge, durchbricht endlich die Kette des Taurus, und strömt dann ziemlich parallel mit dem Tigris, indem er nach Westen zu die Grenze gegen das nördliche Syrien, weiter abwärts gegen die arabische Wüste bildet. Sein Bett ist tief eingeschnitten und bildet einen langen, aber schmalen Streifen, sehr fruchtbaren Landes, welches durch ihn bewässert wird, die grosse Heerstrasse für alle Feldzüge von Babylonien nach Syrien und umgekehrt. Er empfängt nur noch einen bedeutenden Zufluss, von der östlichen Seite, den Kabur; sein Lauf wird immer langsamer, und in der trockenen Zeit erschöpft sein Wasser sich so sehr durch Verdunstung und verschiedene Ableitungen, dass er das Meer kaum erreicht. Im Frühjahre aber wird auch er durch ungeheure Wassermassen überfüllt. Zwischen diesen beiden Flüssen nun und dem nördlichen Gebirgsland erstreckt sich weit ausgedehnt Mesopotamien, das Land zwischen den Flüssen. Es erhebt sich nicht ganz unbedeutend über das Niveau derselben, mit schroff abstürzenden Rändern, aber die Oberfläche ist fast völlig eben, nur von kleinen Hügelreihen durchschnitten und grösstenteils wasserlos. Im Frühjahr bedeckt sich die Steppe mit dem schönsten Grün und zahllosen Blumen, aber die wachsende Sonnenhitze versengt diese Decke eben so rasch, wie sie aufgesprossen war. Daher haben hier auch immer nur Nomaden hausen können, welche nach den Jahreszeiten ihren Aufenthalt wechseln, wenn gleich die Ruinenhügel zeigen, dass in alter Zeit mit Hülfe künstlicher Bewässerung ein Teil der Steppe bleibende Bewohner hatte. Aber ein ursprünglicher Fortschritt zu höherer Bildung, eine selbständige Staatenbildung hat hier schwerlich entstehen können.

Etwas oberhalb aber von jener Stelle, wo die beiden Flüsse sich am nächsten kommen, etwa 60 Meilen oberhalb ihrer Mündung, senkt die Steppe sich in mehreren Abstufungen zum Tiefland, welches

nur durch den Niederschlag der Flüsse gebildet ist, und sich nach dem persischen Meerbusen zu noch immer erweitert; noch bei Menschengedenken sollen Euphrat und Tigris einzeln das Meer erreicht, sich nicht zum Schat-al-Arab vereinigt haben. Das Land nun, welches zwischen den beiden Flüssen gelegen ist, die sich hier wieder bis auf 25 Meilen von einander entfernen, ist Sinear oder Babylonien, ein Land von ganz ausserordentlicher Fruchtbarkeit, so dass Herodot seine Beschreibung kurz abbricht, weil doch niemand, der nicht da gewesen wäre, seinen Angaben Glauben beimessen würde. Diese Fruchtbarkeit ist noch jetzt vorhanden, wo einige Sorgfalt auf den Anbau verwandt wird; noch jetzt umgeben Dattelpalmen von ungewöhnlicher Schönheit Bagdad und andere Orte, und begleiten in prächtigen Wäldern den untersten Lauf der Flüsse, aber bei weitem der grösste Teil des Landes ist zur Wüste oder zum Sumpf geworden, weite Strecken werden mehr und mehr vom Flugsand bedeckt, weil Jahrhunderte schweren Druckes den Anbau zerstört haben, denn wer wird Sorgfalt auf seinen Acker verwenden, wo der Anschein des Wohlstandes nur die Raubsucht des Herrschers reizt? Derselbe rücksichtslose und kurzsichtige Despotismus hat aber auch das grossartige und sehr künstliche Netz der alten Kanäle vollständig in Verfall geraten lassen, so dass die Mehrzahl von Sand und Erde erfüllt ist, andere nur unvollkommen ihren Zweck erfüllen. Leider ist das keine vereinzelte Erscheinung. In Yucatan wie auf dem Hochland von Iran, im Niltal wie am Euphrat finden wir diese sinnreichen Anlagen zur Bewässerung, auf denen der erfolgreiche Anbau des Landes beruhte, und die in die älteste Vorzeit hinaufreichen: die folgenden Generazionen haben nur zu zerstören verstanden, was in entlegenster Vorzeit geschaffen war.

Am Euphrat wie am Nil befeuchten periodische Ueberschwemmungen den Boden und erleichtern dem Menschen seine Arbeit, während sie zugleich sein Nachdenken wecken. Aber nicht so leicht wie am Nil hat die Natur es dem Anwohner des Euphrat und Tigris gemacht; unregelmässiger und gewaltsamer naht hier die Ueberschwemmung, und von Zeit zu Zeit fallen tausende, ja zehntausende ihr zum Opfer. Daher ist es auch naturgemäss, dass hier gerade die Sage von der Flut heimisch ist, die alles lebendige verschlang, während der Aegypter davon nichts wusste. Auch konnte der Aegypter anfangs, ehe die Bevölkerung sich weiter ausbreitete, auf dem erhöhten Rande der Wüste sicher wohnen, während der Babylonier von Anfang an künstliche Erhöhungen schaffen und sich durch

Deiche schützen musste. Andere Gegenden aber wurden von der gewöhnlichen Ueberschwemmung gar nicht erreicht; dahin mussten Kanäle geführt, das Wasser durch Schöpfräder auf den Acker gebracht werden. Nicht nur berichten uns die alten von diesen Werken, sondern man findet auch jetzt noch überall in grosser Menge die Spuren der alten Kanäle und Deiche, und die Unterbauten der Städte, die längst zu Schutthaufen geworden sind.

Forderte dergestalt die Landesnatur selbst zu geregeltem Anbau zur Entwicklung technischer Fertigkeit auf, so war anderseits das Land durch seine glückliche Lage an zwei grossen Stromlinien, zwischen dem Mittelmeere und dem persischen Golf, auch zum Zentralpunkt eines lebhaften Handelsverkehrs in hohem Grade geeignet. So schien denn Babylonien; wie es die Griechen, oder Sinear wie es die Hebräer nennen von der Natur zum Sitz einer hohen Kultur, wie eines machtvollen Staatslebens bestimmt zu sein. Und in der Tat finden wir daselbst schon ungemein früh ein reich zivilisiertes Volk, das in Wissenschaft, Kunst und Technik mit den Aegyptern zu wetteifern im Stande war.

Geschichte des altbabylonischen Reiches.

Die älteste Geschichte von Babylonien ist dunkel. Die Ueberlieferung der Hebräer nennt den Nimrud, einen Urenkel Noahs „einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn“ als den Gründer des babylonischen Reiches. Allein weder die Angaben, welche die Bibel über diese Länder enthält, noch auch die Nachrichten griechischer Geschichtschreiber, wie des Herodots zerstreute Notizen über Babylonien, die sich in den erhaltenen Teilen seiner Schriften finden, (denn seine assyrische Geschichte ist leider verloren gegangen), noch des Ktesias, Diodor und Justins auf uns gekommene Fragmente genügen zur Erkenntnis der Geschichte und inneren Zustände dieser Länder. Von Berosus, einem angeblichen oder wirklichen Beluspriester von Babylon, haben sich in den Schriften des Syncellus einige Bruchstücke erhalten. Er schrieb unter Antiochus III. 260—227 v. Ch. war also ein Zeitgenosse des Manetho. Nach einer kosmogonischen Einleitung über die Entstehung der Welt erzählt er in seiner babylonisch chaldäischen Chronik, dass um die in Babylonien wohnenden Menschen, welche noch in tierischer Wildheit lebten zu sittigen, allmorgendlich ein göttliches Wesen, Oannes genannt, halb Mensch, halb Fischgestalt aus dem indischen Meere ans Ufer stiegen sei und ihnen die Wissenschaften und Künste gelehrt habe.

Und allabendlich tauchte es wieder ins Meer. Er weiss noch von mehreren solchen Oannes zu erzählen, welche unter den sieben ersten Herrschern ihr Bildungswerk fortsetzten. Ihnen folgten noch drei andere Könige, unter dem letzten, Xisuthrus geheissen, sei die grosse Flut eingetreten, welche die Menschen vernichtete. Dieser aber habe auf Befehl des Gottes Bel sich und seine Familie und verschiedene Tierpaare in einer von ihm erbauten Arche verborgen, nachdem er die von den Fischmenschen verkündeten göttlichen Offenbarungen aufgezeichnet und diese heiligen Schriften vergraben hatte. Als die Flut sich verlaufen, wurde Xisuthrus in den Himmel entrückt, von wo er den seinen zurief, von den chaldäischen Bergen auf deren einem die Arche sitzen geblieben nach Babylon zu ziehen, die heiligen Schriften auszugraben, nach den Lehren derselben zu leben und die Stadt Babel wieder aufzubauen. Und so geschah es.

Es ist klar, dass in dieser Sage die Erinnerung an eine chaldäische Einwanderung in die Euphratniederungen sich birgt. Die Chaldäer werden auch als die herrschende Bevölkerung Babyloniens bei anderen Geschichtschreibern genannt und eine Landschaft westlich vom Euphrat heisst nach ihnen Chaldäa. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Bergen Armeniens eingewandert, noch ungesondert von den Israeliten, ihren nächsten Stammesvettern mit denen die Sagen über die Anfänge der Welt und Menschen ihnen gemeinsam sind, zweifelhaft ist aber, ob sie selbst die Bildung geschaffen, die wir später bei ihnen finden. Denn auf eine ganz andere Spur führen die Untersuchungen über die Keilschrift. Es wird nämlich von den gelehrten, welche sich mit diesen Forschungen beschäftigen nicht nur sehr entschieden behauptet, sondern auch mit sehr einleuchtenden Gründen nachgewiesen, dass diese Schrift ursprünglich für eine andere Sprache erfunden und ausgebildet ist, und zwar für eine turanische, also von einem Gliede jener grossen Völkerfamilie, welche das Tiefland von Turan bewohnt, die Steppen, welche nördlich das iranische Hochland begrenzen. Die Griechen nannten sie Skythen, die Perser Saken, wir pflegen sie wohl als tatarische Stämme zu bezeichnen. Dass in Babylonien aber und namentlich in Susiana östlich vom Tigris eine solche skythische Bevölkerung wohnte, darauf führen ausser anderen Anzeichen namentlich die dreisprachigen Inschriften der Perser in diesen Gegenden so wie die vergleichenden Grammatiken und Wörterbücher, die man in Ninive gefunden hat. Es scheinen also die einwandernden Chaldäer ein solches skythisches Volk vorgefunden und von ihm gelernt zu

haben. Der Besitz einer Schriftsprache aber lässt immer einen schon weit vorgeschrittenen Kulturgrad voraussetzen.

Sehr wahrscheinlich ist, dass gerade die Berührung verschiedener Völker und früh entwickelter Seeverkehr hier fördernd einwirkten, und die unterhalb Bagdad bis zum Meere gelegenen Landschaften dürften wohl am frühesten sich entwickelt haben, bis das übermächtige Babel später sie in Schatten stellte. Man findet dort auch heute noch riesige Unterbauten von Ziegeln, die viele tausende von Menschen beschäftiget haben müssen, aber nur wenig Reste wirklicher Gebäude. Solche sind die merkwürdigen Ruinen in Magheir d. h. Mutter des Pechs, weil die Backsteine durch Erdpech verbunden sind. Auch in Warka ist eine ähnliche Ruine, die man für das Erech der Genesis und Orchan der Griechen hält, wo noch spät eine berühmte Schule der Chaldäer bestand. Das erwähnte Magheir soll nach den gefundenen Inschriften jenes Ur der Chaldäer gewesen sein, wo Abrahams Vater wohnte. Es liegt westlich in geringer Entfernung vom untern Euphrat, nicht fern von seiner damaligen Mündung und mag durch den Seehandel zu früher Blüte gekommen sein.

Bedeutende Ruinenhügel weiter aufwärts zwischen beiden Flüssen gelegen, man hält sie für das alte Chalne, führen den Namen Niffer in der Keilschrift Nipru, ein Beiname des Bel, die ursprüngliche Form des Namens Nimrud d. i. Verfolger. Der Anfang seines Reiches war nach der Genesis: Babel, Erech, Acad und Chalne im Lande Sinear. Der Name Nimrud ist noch jetzt den Bewohnern jener Gegenden geläufig und blieb durch allen Wechsel der Zeiten lebendig. Von Josefus wird ihm der Turmbau zu Babel zugeschrieben und noch jetzt heissen die Ruinen Birs-i-Nimrud, der Turm des Nimrud. Babel ist es, welches alle jene vermutlich älteren Städte von Sinear in Schatten gestellt hat und unter chaldäischen Königen gar bald zur Hauptstadt eines grossen Reiches heranwuchs.

Aber wie in der späteren geschichtlichen Zeit, so scheint auch schon in grauester Vorzeit das Land Sinear mit seinen herrlichen Fruchtäckern eine vielumstrittene Beute der benachbarten Völker und Stämme gewesen zu sein. Es ist daher nicht zu verwundern, dass in den geschichtlichen Tradizionen der Babylonier, von medischen und arabischen Tyrannen die Rede ist, welche die Reihe der einheimischen chaldäischen Könige unterbrechen.

Auch in der jüdischen Ueberlieferung erscheint zur Zeit Abraham's ein König Amraphel von Sinear, aber nicht er ist der eigentliche Machthaber, sondern der König von Elam, jener Landschaft,

die östlich vom Tigris sich an's Gebirge lehnt. Ihm ist Babylon untertänig, und seine Macht reicht bis Syrien. Zu seiner Zeit soll sich Abraham ein babylonischer Untertan in Kanaan niedergelassen haben in der Absicht ein von Babylon unabhängiges Reich mit eigener Religion zu gründen. Die Zeit dieser Begebenheiten ist jedoch völlig unsicher. Etwas festeren Boden gewinnen wir erst durch die assyrischen Inschriften. Um 1800 v. Ch. baute ein babylonischer Königssohn einen Tempel in Assur der alten Hauptstadt Assyriens (jetzt Kileh Schergat) der Zwingburg, von wo aus die Landschaft Aturia von den Babyloniern in Abhängigkeit erhalten wurde; den Namen seines Vaters Ismi-Dagon will man im untern Lande auf vielen Ziegeln gefunden haben. Bald darauf kamen aber wieder böse Zeiten. Nicht aus babylonischen und assyrischen, wohl aber aus ägyptischen Inschriften, brachte man in Erfahrung, dass nach der Vertreibung der siegreich eingedrungenen asiatischen Nomaden (Hyksos), die im Freiheitskampfe erstarkten und mit kriegerischen Eifer erfüllten Aegypter ihre Grenzen überschritten. Unter der gewaltigen achtzehnten Dynastie, unter Tutmosis und Amenophis dehnten sie ihre Herrschaft bis tief ins innere Asiens aus. In Arban am Kabur, wo noch jetzt berühmte Weidegründe sind, scheinen sie damals festen Fuss gefasst zu haben. Neben den altertümlichen Werken assyrischer Kunst hat man dort Skarabäen eben jener ägyptischen Könige gefunden. Es scheint, dass auch Babylon ihnen Tribut gezahlt hat. Sicher war die Machtstellung seiner Könige durch ihre Angriffe auf das tiefste erschüttert worden, und in Folge davon mag Assyrien jene Selbstständigkeit errungen haben, welche sich in der Erbauung der neuen Hauptstadt Kalah am jenseitigen Ufer des Tigris ausspricht. Mächtig erhob sich von hier die Gewalt jenes ersten und bekannten assyrischen Eroberers, des Tiglat-Pilesar, der aber doch um 1111 in einem Feldzug gegen Babylon unterlag. Erst drei Jahrhunderte später kam die Herrschaft über Babylon dauernd an die assyrischen Könige, und verblieb ihnen bis zum Falle Ninives. Die assyrischen Könige erbauten daselbst Paläste und liessen sich durch Vizekönige vertreten.

Kulturleben und Handelstätigkeit in Alt-Babylon.

Unter den chaldäischen Königen, deren Namen und Taten verklungen sind, gelangte Babylon schon in uralter Zeit zu einer hohen Blüte innerer Kultur und äusseren Wohlstandes, wo Reichtum und Pracht mit Kunstsinn und Gewerbetätigkeit verbunden

war. Viele der grossartigen Werke und Prachtgebäude, auf welche das ganze Altertum mit Bewunderung blickte, wie die Ringmauern, die Königsburg, der Beltempel, mögen schon in dieser Zeit altbabylonischer Herrlichkeit entstanden sein. Die Hauptsorge war zunächst dem Anbau des Landes gewidmet; zu dem Zwecke wurde das Kanal- und Bewässerungssystem, von dem früher die Rede war, zur Ausführung gebracht. Diese Werke, die 20 bis 30 Meilen oberhalb der Stadt begannen und eben so weit südwärts von derselben sich ausdehnen, wo sie mit dem grossen Ableitungskanal Pallakopas ihr Ende erreichten, hatten teils die Beschützung der Felder gegen die reissende Ueberschwemmung, teils die Befruchtung der höher gelegenen Gegenden, teils die Entwässerung der Sümpfe oder auch die Förderung der Schiffahrt und des Handels zum Zwecke: sie boten dem fleissigen und regsamen Volke eine günstige Gelegenheit zur Ausbildung technischer Fertigkeiten und waren ein Sporn für Erfindungen.

Da die Könige in diese Anlagen ihre Ehre setzten, so war das ganze Land von Dämmen und Deichen, von Kanälen und Gräben nach allen Richtungen durchschnitten. Nicht minder gross war die Sorgfalt, welche Herrscher und Volk auf die Mauern und Bauwerke der Stadt verwendeten. Dabei waren viele Schwierigkeiten zu überwinden, weil Babylon keine Felsenberge und Steinbrüche wie Aegypten besass, daher auch die Tempel und Paläste der Euphratstadt nicht so der Zeit zu trotzen vermochten, wie die Bauwerke des oberen Nillandes. Doch hatte die Natur den Mangel an Bausteinen durch eine andere Gabe ersetzt. Es fand sich nämlich in der Umgegend ein unerschöpflicher Vorrat trefflicher Ziegelerde, die teils an der Sonne getrocknet, teils in Oefen gebrannt, eine grosse Festigkeit und Härte erhielt; und einige Tagereisen stromaufwärts bei dem Flüsschen Is, dem heutigen Hit, gab es reiche Lager von Asphalt oder Erzharz, welches als Cement und Mörtel gebraucht wurde. Bauholz lieferten die Palmbäume, womit das Land bedeckt war. Gyps und Kalksteinplatten zur Bekleidung der Wände in Palästen und Tempeln mussten aus weiter Ferne herbeigeschafft werden.

Die Stadt Babylon hatte nach Herodot 2 Millionen Einwohner; sie bildete ein Viereck, wovon jede Seite 3 geografische Meilen lang war. Mitten durch sie floss der Euphrat; eine Prachtbrücke verband beide Stadtteile. Die mit einem Wassergraben umgebene 200 Ellen hohe und 50 Ellen breite Stadtmauer war mit 250 Türmen versehen und hatte 100 eherne Tore. Im Innern der Stadt befanden

sich umfangreiche Paläste mit weiten Höfen und Gärten und Ackerland viel genug um bei langen Belagerungen bestellt zu werden und einer Hungersnot vorzubeugen. Die herrlichsten Gebäude waren die zwei Königspaläste auf den Ufern des Flusses, und der hohe viereckige mit Statuen, Bildwerken und Zierat von Gold reichgeschmückte Turm des Sonnengottes Belus, der zugleich als Sternwarte diente und in 8 verjüngten Stockwerken pyramidalisch zu einer Höhe von 600 Fuss emporstieg. Dies war der Turm von Babel der nach der Tradizion der Hebräer bis in den Himmel reichen und dem Volke von Sinear einen Namen machen sollte, aber die Eifersucht Jehovas weckte und zur Scheidung und Verwirrung der Sprachen Veranlassung gab. Vielleicht lag in dieser alten Sage noch eine Erinnerung der ehemaligen Stammesverwandtschaft und Trennung des hebräischen Volkes von den chaldäischen Stammgenossen.

Luxus- und Lebensweise, Kunstfleiss und Handel in Alt-Babylon.

Mit dem Reichtum, dem Kunstsinn und der Pracht, die sich an den öffentlichen Gebäuden kundgab, stimmten die Einrichtungen der Privathäuser und das ganze Leben der Babylonier überein. Die chaldäischen Könige umgaben sich mit einer glänzenden Hofhaltung, wo das ganze Zeremoniel orientalischer Despozien mit allen Einrichtungen eines verweichlichenden Luxus und einer entnervenden Wollust zur Anwendung kam, und ein zahlloses Gefolge von Trabanten und Palastdienern, von Aushorchern und Spähern den Glanz und die Sicherheit der königlichen Machtfülle erhöhte. Solche Despozien befördern die Ueppigkeit und Genusssucht, denen die Herrscher fröhnen, auch im Volke, damit dasselbe über der Befriedigung der Sinnenreize und der Bequemlichkeit des Lebens die höheren Güter verlerne und sich willig in das Joch der Knechtschaft füge. Dass diese der despotischen Königsmacht im allgemeinen anhaftenden Verhältnisse auch in Babylon obwalteten, geht aus den Schilderungen der alten von dem Reichtum, der Pracht, den weichlichen und wollüstigen Sitten, der Eleganz in Kleidung und Einrichtung u. dgl. wie aus dem unkriegerischen Geiste der Bewohner hervor. Die Beschreibung, die Herodot von ihrem Anzuge und ihrer äusserlichen Erscheinung entwirft und mit der auch der Prophet Hesekiel übereinstimmt, stellt sie als ein in Ueppigkeit lebendes Volk dar. In dem heissen Klima trugen sie ein dreifaches Gewand, erst ein leinenes Hemd, das bis auf die Füsse gieng, dann einen wollenen Rock, der um die Lenden mit einem Gürtel gegürtet war, und

darüber einen kleinen weissen Mantel. Sie salbten sich den ganzen Leib mit Myrrhen und trugen lange mit einer herabhängenden Binde umwundene Haare. Jeder führte einen Siegelring und einen künstlich geschnitzten Stab, der oben mit einem Apfel, einer Rose, einer Lilie, einem Adler oder einer anderen Verzierung versehen war. In ihren Häusern hatten sie Teppiche von bunten Farben mit eingewobenen Figuren von Greifen und allerlei Wundertieren, wie auch ihre Bildwerke aufweisen. Der Luxus und das Wohlleben hatten indessen auch eine gute Wirkung; sie förderten die allgemeine Bildung, spornten zur Gewerbtätigkeit und erzeugten einen blühenden Handel. Der Kunstfleiss und die Fertigkeit der Babylonier in Bereitung feiner Weberei aus Wolle und Baumwolle, prächtiger Fussdecken und wertvoller Gewänder, Sindones genannt, waren im ganzen Altertume gepriesen und ihre Erzeugnisse wurden in die fernsten Länder ausgeführt. Nicht minder berühmt war ihre Geschicklichkeit im steinschneiden, im verfertigen zierlich geschnitzter Handstöcke und in der Bereitung wohlriechender Wasser und Salben. Eine grosse Masse von geschnittenen Steinen, von Glas und Bronzestücken, von Gemmen Ringen und schönverzierten Zilindern, die unter den Trümmern der babylonischen Städte gefunden wurden, geben noch heute ein glänzendes Zeugnis von dem Kunstfleiss der Chaldäer. Ein lebhafter Verkehr nach allen Richtungen zur See und zu Land lieferte ihnen die Rohstoffe, die sie zu ihrer Industrie brauchten und verschaffte ihren Waaren Absatz. Vom Indusgebiet zogen sie das Gold, das Elfenbein und die edeln Steine, die sie zu kostbaren Siegelringen und Schmuckwerk verarbeiteten, so wie die rote Lackfarbe für ihre Buntwirkerei. Der Euphrat führte ihnen die Produkte Armeniens, namentlich den Palmwein, zu*); auf den Handelsstrassen über Circesium und Damaskus, über Tapsakus und Thadmor trugen grosse Karavanen ihre Gewebe und Kunsterzeugnisse nach Syrien und in die phönizischen Hafenstädte am Mittelmeer, wo sie die Erzeugnisse des Westens eintauschten. Schon zu Josuas Zeiten gab es „schöne Mäntel aus Sinear“ in Kanaan. Das wichtigste Handelsgebiet der Babylonier aber war der für die Schiffahrt äusserst günstige persische

*) „Die Armenier“, erzählt Herodot, „bauen schildförmige Fahrzeuge verschiedener Grösse aus Weidengeflecht, mit Leder überzogen und mit Stroh gefüllt; auf diesen bringen sie den Palmwein in die Stadt und verkaufen ihn sammt dem Holzwerk und Stroh des Schiffes. Die Felle aber laden sie auf die mitgebrachten Esel und kehren mit ihnen heim, weil der reissende Strom die Fahrt aufwärts nicht zulässt.“

Meerbusen mit seinen zahlreichen Inseln, wo sich die phönizische und babylonische Handelstätigkeit begegnete. Auf der arabischen Küste gegenüber den Bahrein-Inseln lag in einer salzreichen Gegend am Rande der Wüste die reiche Handelsstadt Gerrha, eine alte Kolonie der Babylonier, wohin der Weihrauch und Myrrhen des glücklichen Arabiens gebracht und über Babylon in alle Welt geführt ward; und aus einzelnen Andeutungen griechischer und hebräischer Schriftsteller scheint hervorzugehen, dass babylonische Schiffe, mit den regelmässigen Winden des persischen Golfs segelnd, sich bis an die Südküste Arabiens, ja bis nach Ceylon und an die Mündung des Indus gewagt haben. In der Nähe jener Insel befanden sich die Bänke von Perlenmuscheln, das eifersüchtig erstrebte Ziel babylonischer und phönizischer Gewinnsucht. Von der Insel Tylos zogen die Bewohner der baumarmen Euphratebene das Holz zu ihren Schiffen und zu ihren Stöcken; und die Gegend der nachmals so berühmten Stadt Ormus war schon in den ältesten Zeiten der Stapelplatz der indischen und arabischen Produkte, des Zimmet, des Elfenbeines, der Baumwolle, des Sandel- und Ebenholzes, der Perlen und der übrigen kostbaren Waaren des fernen Ostens. Auf einer Insel des persischen Meerbusens oder an einer der Küsten lag wohl das Land Dadan oder Dedan, dessen ausgedehnten Handel mit Horn, Elfenbein, Ebenholz und Wolle die Profeten Juda's rühmten.

Von dem grossen Ansehen der Babylonier in den Handelskreisen der alten Welt gibt der Umstand Zeugnis, „dass Münzen, Mass und Gewicht der Babylonier bei den Syrern wie bei den Persern, bei den Phöniziern wie bei den Hellenen und den Römern in Gebrauch gekommen sind. Das babylonische Talent und Längenmass, dessen Grundlage das Gewicht und die räumliche Ausdehnung eines Kubus Regenwassers bildete, gieng mit geringer Abänderung von den Phöniziern zu den Griechen in den Kolonien und im Mutterlande und von diesen zu den Römern über.

Wie die Erfindungen und Industrieerzeugnisse der Babylonier für das äussere Kulturleben der Nachbarvölker von der grössten Bedeutung waren, so griff ihr Religionswesen und die damit verbundene Himmelskunde in das Geistesleben aller semitischen Stämme auf's tiefste ein.

Babylonien war das eigentliche Heimatland der heidnischen Naturreligion, d. h. der Vergötterung der Naturkräfte, und derjenigen Gegenstände, in denen diese Kräfte gegenwärtig und wirksam gedacht wurden. In der Naturreligion ist die Gottheit nicht

eine über die Natur waltende von ihr verschiedene Macht, sondern sie ist die verborgene Kraft in der Natur selbst, wie sie nach bestimmten Gesetzen bald schaffend, belebend, erhaltend, bald ihre eigenen Werke zerstörend sich offenbart, und demnach von den Menschen bald bewundert, geliebt, verehrt, bald aber auch gefürchtet und gesühnt wird. Die gewöhnlichste Gottesidee in diesen asiatischen Naturreligionen ist, die Gottheit nach menschlicher Analogie als Mann und Weib zu denken. So ist der Naturgott Baal oder Bel, die active Baaltis (Mylitta), die passive Kraft der Natur, jener das erhaltende, schaffende, aber auch zerstörende Element in der Natur, diese das empfangende, gebärende Prinzip.

Später wurden die Götter mit menschlichem Charakter und in menschlichen Formen gedacht, zuletzt zog man sie auf die Erde herab, stellte sie an die Spitze der Genealogien, besonders der Könige und Fürsten, liess sie menschliche Schicksale erleiden und sterben und zeigte ihre Grabstätten. So finden wir, dass, wo eine Gottheit vorzüglich verehrt wurde, sie da auch in der Vorzeit als König oder Königin regiert hatte, und dass die Schutzgottheiten der Städte allgemein auch für die Erbauer derselben galten.

Als die Chaldäer noch auf den Berghöhen Armeniens und in den weiten Steppen Mesopotamiens die Herden weideten, verehrten sie, wie alle Hirtenvölker das belebende Sonnenlicht den Mond und die Wandelsterne, die ihnen die Pfade auf ihren nächtlichen Wanderungen zeigten. Nur von dem strahlenden Sonnengott, der über ihren Häuptern durch den weiten Himmelsraum in ewiger Ordnung sich selbst genügend dahinzog, nur von dem Monde und den Gestirnen, die von dem unbewölkten klaren Himmel ihr helles Licht auf die Erde sendeten, konnte das regelmässige Naturleben, konnte der Wechsel der Jahreszeiten, der auf das Leben der Naturvölker so bestimmend einwirkt, seine Gesetze empfangen.

Während der Hirt bei Nacht die Herden hütete, beobachtete er die Sterne, wie sie an dem wolkenlosen Horizonte erschienen, lernte einen von dem anderen unterscheiden und gab den merkwürdigen Gruppen bestimmte Namen und Gestalten. Dieser einfache Naturdienst erhielt nach der Einwanderung in Sinear eine der veränderten Lebensweise entsprechende Umgestaltung.

Sonne und Mond blieben stets die höchsten Gottheiten und dem hellleuchtenden Sternenhimmel in seiner wunderbaren Ordnung und Regelmässigkeit legten sie fortwährend den höchsten Einfluss auf das Erden- und Menschenleben bei, aber jene erhielten eine

festere Gestalt und Persönlichkeit, und wurden Mittelpunkt eines feierlichen Kultus mit einem tief eingreifenden Opferdienst und aus der Verehrung der letzteren entwickelte sich die Sternkunde und ihre mystische Tochter die Astrologie.

Die höchste Gottheit der Babylonier war Bel. Ihn verehrte man als Herrn des Himmels und des Lichtes, der Himmel und Erde getrennt und die Menschen geschaffen habe und der auf den lichten Berggipfeln über den Wolken thront. Dem männlichen Bel, dem zeugenden Urprinzipe, das sich im himmlischen Sonnenlicht, in der Tageshelle und im Feuer offenbarte, stand als weibliche Gottheit die Mylitta zur Seite, die empfangende und gebärende Natur, das fruchtbare in der Erde und dem Wasser enthaltene Element.

Wie Bel (bei den Assyrern Sandon) der Sonnengott war, so Mylitta die Mondgöttin, die Göttin des Wachstums und der Fruchtbarkeit. Darum befand sich innerhalb der Ringmauer, die ihren Tempel zu Babylon umgab, ein heiliger Hain, und ein Wasserbehälter deutete symbolisch auf den Urquell der Fruchtbarkeit. Die Fische, die Tiere der starken Fortpflanzung, und die Tauben, die Vögel der Ueppigkeit und Liebesgier waren ihr heilig, nur unblutige Opfer wurden ihr gebracht.

Der einfache Natur- und Sonnendienst wurde jedoch mit der Zeit reicher und vielseitiger, und auch den Sternen schrieb man eine nähere Beziehung auf das Erden- und Menschenleben zu, und suchte durch genaue Beobachtung der Himmelserscheinungen in das geheimnissvolle walten der unsichtbaren und doch in ihren Wirkungen so wahrnehmbaren Kräfte einzudringen und die Fäden zu entdecken, die das irdische dasein und die Menschengeschicke mit den Himmelsmächten verknüpfen. So wurde die Astronomie eine heilige Wissenschaft, der Priesterstand der Chaldäer beobachtete und berechnete auch auf der freien Höhe des Beltempels die Erscheinungen am Himmel, und ordnete die dadurch bedingten Gesetze des bürgerlichen Lebens und die religiösen Pflichten.

Sie berechneten den Lauf der Sonne, teilten das Jahr nach den Zeichen des Tierkreises in zwölf Monate, bestimmten die Bahnen der Wandelsterne und weihten ihnen die sieben Tage der Woche. Ihre astronomischen Beobachtungen giengen bis ungefähr 2000 Jahre vor Christi hinaus. Die durch Ptolomäus erhaltene Berechnung der Sonnenfinsternis vom Jahre 721 vor Christi ist so genau, dass sich der Anfang der Finsternis nur 1 Minute zu spät, die Mitte derselben um nicht mehr als 6 Minuten zu früh angesetzt findet. Den

mittleren synodischen Monat bestimmten sie blos um 4, den periodischen blos um 1 Secunde zu gross. Da sie aber mit ihren astronomischen Erkenntnissen, astrologische Auslegungen verbanden, in den Konstellazionen des Himmels den Willen der Götter erkennen wollten, aus der Stunde der Geburt den Lauf des Lebens vorhersagen und den Ausgang jedes Unternehmens zu bestimmen sich vermassen, so gerieten sie auf Irrwege. Diese ihre vermeintliche Wahrsagekunst bei Römern und Griechen chaldäische Wissenschaft genannt, brachten sie in ein förmliches System, und benutzten späterhin, als das geistige und sittliche Leben der Babylonier sank, diese astrologischen Geheimlehren als Hebel ihrer Macht.

So bildeten späterhin diese Priester mit dem Namen ihres Volksstammes Chaldäer, in der Bibel mit der persischen Priesterbenennung Magier bezeichnet eine streng in sich abgeschlossene Kaste, die im alleinigen Besitze der Wissenschaften und höheren Künste sich befand, und dieselben mit dem Stande und den Geburtsrechten fortpflanzte und eigene Priesterschulen begründete wie zu Babylon, Borsippa, Orchoe u. a. O.

Aber nicht blos die Sternkunde und ihre unechte Tochter die Astrologie verdankt ihren Ursprung den Chaldäern, diese waren auch die Kenner und Erklärer der heiligen von den vorsündflutlichen Wundertieren herrührenden Bücher, die in der Keilschrift verfasst waren. Diese uralten Schriftzeichen von eigentümlichen Formen, die noch jetzt auf Backsteinen, Bildwerken, eingeschnittenen Gemmen und Zilindern unter den Trümmern Babylons und Ninives gefunden werden, mögen diese Chaldäer wohl in ähnlicher Weise erfunden haben, wie die ägyptischen Priester die Hieroglyphen. Sie giengen von den Babyloniern zu den Assyrern, von diesen zu den Medern und Persern über. Die meisten Denkmäler auch der letzteren finden sich mit diesen Schriftzeichen bedeckt, um deren Entzifferung nächst Grotefond in neuerer Zeit der Brite Rawlinson und der Franzose Bournof, wie die Deutschen Lassen, Holtzmann, Benfey und Oppert sich grosse Verdienste erworben haben. Aber noch von einer anderen Richtung babylonischer Wissenschaft wird uns erzählt, welche kurz hervorgehoben werden muss, es ist die Rechenkunst. Da Babylon eine Weltstadt, ein Stapel- und Marktplatz fast aller Nazionen war, so ist es wohl einleuchtend, dass gerade dort die praktischen Rechenkünste am entschiedensten gepflegt wurden.*)

*) Die Babylonier bedienten sich bei ihren Rechnungen machinaler Hülfsmittel, insbesonders des Rechenbrettes.

Später kamen auch theoretische Betrachtungen, besonders unter den Chaldäern, die zu sinnreichen Spekulazionen so geneigt waren in Aufname und man erhob sich zur Zahlentheorie. Dass die Rechenkunst des Pythagoras babylonischen Ursprungs gewesen sei, so wie dass Nicomachus, der später die Rechenkunst des Pythagoras weitläufiger behandelte, aus babylonischen Quellen schöpfte, ist nicht zu bestreiten. Die Chaldäer erfanden auch den Gnomon, der bei ihnen dieselbe Rolle spielte, wie später bei den Griechen. Ja die ganze Zeitmessung scheint babylonischen Ursprungs zu sein und das älteste benützte Instrument war die Wasseruhr, bei welcher also das ausströmen einer gewissen Menge Flüssigkeit als jedesmal in derselben Zeit sich vollziehend angenommen wird. Bedeutende Forscher gehen sogar so weit anzunehmen jene Flüssigkeitsmasse habe einen dreifachen Zweck erfüllt, sie sei in der Zeiteinheit ausgeflossen und habe selbst sowohl eine bestimmte Masseinheit als auch eine Gewichtseinheit gebildet. Seit man weiss, dass die Mine ein babylonisches Gewicht war, hat jene Ansicht noch an Wahrscheinlichkeit gewonnen.

Assyrien.

Assyrien oder Aturia ist eine nicht sehr ausgedehnte Landschaft, welche sich am linken Ufer des mittleren Tigris zu beiden Seiten des grossen Zab, eines seiner bedeutendsten Nebenflüsse am Abhange des iranischen Randgebirges ausbreitete, nach Süden begrenzt durch den kleinen Zab, welchen die Griechen, wegen der raschen Sprünge, mit welchen er vom Gebirge abwärts eilt, Kapros, den Ziegenbock nannten, jenen grösseren aber Lykos, den Wolf.

Von dem hohen Zagrosgebirge gehen zahlreiche Bäche aus, welche die Abhänge bewässern.

Wälder wechseln hier mit herrlichen Triften, Obstbäume gedeihen vortrefflich, und je mehr sich nach dem Tigris zu das Gebirge in niedrige Hügelreihen auflöst, desto mehr wächst die Fruchtbarkeit. Die Hitze ist in der Ebene sehr gross, doch nicht mehr so erdrückend wie in Babylon, die Dattel reift auch in der Ebene nicht mehr, und im Gebirge weht frischere Luft. Die Bewohner dieser Landschaft, die Assyrier, haben sich nach den aufgefundenen Bildwerken zu schliessen, ungemein kräftig, zu einem ungewöhnlichen muskulösen Körperbau entwickelt und ihre Taten sprechen für die Richtigkeit der Darstellung.

Vom Gebirge her waren sie den Angriffen der Bergvölker ausgesetzt, und von Mesopotamien aus drohten die umherschweifenden Nomaden, stets geneigt, damals wie heute, auf Kosten der Bewohner des fruchtbaren Baulandes sich einen guten Tag zu machen. Dadurch wurden die Assyrier in steter kriegerischer Uebung erhalten.

Dem entsprechend erscheint auch ihr vornehmster Gott Assur, die Personifikazion des Volkes selbst, als ein kriegerischer streitbarer Gott, der mit Bogen und Pfeil seine und der Assyrier Feinde niederstreckt. Die frühesten Nachrichten zeigen uns aber die Babylonier als Herren dieser Landschaft. Am rechten Ufer des Tigris, also an der Seite, welche der Steppe zugewandt ist, liegt Assur, die alte Hauptstadt des Landes, jetzt Kileh-Schergat genannt, am weitesten abwärts von den Städten des Landes, wohl geeignet zu einer babylonischen Zwingburg, um die Bewohner in Abhängigkeit zu erhalten.

Aus dem 14. Jahrhundert ist uns ein König Salmanassar I. bekannt als der Gründer von Kalah, der neuen Hauptstadt des Reiches, die in der Genesis erwähnt wird, als von Assur erbaut, jetzt Nimrud genannt. Am linken Ufer des Tigris, und bedeutend weiter abwärts gelegen, noch oberhalb der Mündung des grossen Zab, war sie gegen Angriffe gesichert, doch blieb auch Assur noch immer in Ansehen, etwa wie in Aegypten Memphis neben Theben, wie in Russland Moskau neben Petersburg. Es ist jedoch noch einigem Zweifel unterworfen, ob wirklich Kalah der alte Name von Nimrud war. Von Ninus und Semiramis aber und ihren grossen Eroberungen, oder von irgend einem hervorragenden Ereignis, welches uns berechtigte mit Herodot das Jahr 1273 als den Anfangspunkt der assyrischen Monarchie zu betrachten, findet sich nirgends in den Denkmälern eine Spur, und wir werden diese bisher verbreitete Vorstellung wohl gänzlich fallen lassen müssen. Wohl aber zeigen sich Spuren pharaonischer Herrschaft (Ramses). In hellerem Lichte erscheint zuerst der König Tiglat-Pilesar; dessen Jahrbücher seiner fünf ersten Regierungsjahre wir in zwei Exemplaren besitzen. Mit dem Namen des Gottes Assur beginnen diese Annalen. Er ist es für dessen Ehre die Assyrier streiten, wie die Pharaonen Aegyptens für Ammon-Ra. Sie scheinen darauf ausgegangen zu sein, die Verehrung ihres Gottes auch bei anderen Völkern auszubreiten.

Tiglat Pilesar dehnt um 1111 die assyrische Herrschaft über Vorderasien aus, jedoch nicht über Babylon. Ja er scheint sogar

gegen Ende seiner Regierung einen unglücklichen Krieg gegen dieses geführt zu haben; denn der Macht David's und Salomo's, die damals bis an den Euphrat sich erstreckte und einen gewaltigen Aufschwung nahm, tritt nirgends ein assyrisches Reich entgegen.

Die Macht Assyriens stieg wahrscheinlich erst wieder unter Sardanapal dem I., 886—858. Er drang über den Euphrat, bezwang das nördliche Syrien und ihm huldigten die Städte der Phönizier und zahlten Tribut. Auch die nordwärts von Assyrien wohnenden Bergvölker bekriegte er.

Sein rühmlichstes Werk jedoch war der vom grossen Zab nach Kalah geführte Kanal, der mehrere Meilen weit, teils in den Felsboden gehauen, teils durch Tunnels geführt ist, um die Hauptstadt mit frischem Bergwasser zu versorgen, und ein bedeutendes Land zwischen Tigris und Zab zu bewässern.

Sein Sohn Salmanassar II. (858—823) fügte in angestrengtem mehrjährigem Kampfe den Eroberungen seines Vaters das südliche Syrien hinzu, bezwang Damaskus und nötigte den König von Israel zum Tribut. In Babylon trat er als Richter zwischen zwei Prätendenten auf und bezwang auch die chaldäischen Fürsten, welche abwärts bis zum Meere wohnten.

Im gehört jener merkwürdige kleine Obelisk aus schwarzem Basalt, der sich gegenwärtig im britischen Museum befindet und ausser anderen Darstellungen auch zinspflichtige Völker mit Tieren aus Baktrien und Indien zeigt.

Unter seinem Nachfolger Schamas Jwa (823—810) wurde Babylon zinspflichtig, neben ihm wird ausnahmsweise auf den Monumenten seine Gemalin Sammuramit dargestellt.

Es scheint, dass sie ihm als Erbin Babylon zubrachte, und dieser Umstand mag Anlass gegeben haben zu den Fabeln des Ktesias, die bei den Griechen so weite Verbreitung fanden, der diese Königin mit der Göttin Derketo, welche die einheimische Sage an die Spitze der Dynastie gestellt hatte, verwechselte.

Während der Blütezeit Israels unter Jeroboam II., und Judas unter Uria und Jotham, folgte wieder ein sinken des assyrischen Reiches, eine Folge eintretender Verweichlichung und Schwäche. Man kennt die Namen der folgenden Könige, auch vereinzelte Feldzüge derselben werden erwähnt, aber weder Inschriften noch Bildwerke geben weitere Kunde, Assurs Glanz erbleicht.

Bis hierher fehlt in der jüdischen Ueberlieferung jede Erwähnung des assyrischen Reiches, obwohl es unzweifelhaft ist, dass wenigstens

das Reich Israel an jenen Kriegen beteiligt war und seine Könige Assyrien Tribut entrichten mussten.

Die Könige aber, unter denen jetzt das assyrische Reich seine dritte und glänzendste Machtstellung erwarb, sind uns aus den Geschichtsbüchern und durch die Profeten der Juden längst bekannt. Phul 745—725 (wahrscheinlich der verstümmelte Name aus Tiglat Pilesar II) ist es, der nach einem halben Jahrhundert das Reich herstellt, die abgefallenen Provinzen, besonders Syrien unterwirft und bis an die Küste des persischen Meerbusens seine Herrschaft ausdehnt.

Da er gegen allen sonstigen Gebrauch in seinen Inschriften nicht seinen Namen nennt, scheint es, dass er nicht durch Erbrecht, sondern als Usurpator den Thron gewonnen hatte. Sein Nachfolger Salmanassar IV. (727—722) zog gegen Hosea von Israel und belagerte das damals hochberühmte, reiche und mächtige Tyrus. Aber während er in der Ferne seine Herrschaft ausbreitete, bemächtigte sich Sargon durch eine neue Usurpazion der Herrschaft. Dieser (722—704 vor Christi) ist einer der gewaltigsten und furchtbarsten Kriegshelden der Assyrier gewesen. Er zerstörte 721 Samaria, machte dem Königreich Israel ein Ende und verpflanzte das Volk nach Armenien und Medien. Er zuerst hat Medien dauernd bezwungen, Chaldäa und Susiana unterworfen und ist bis nach Arabien vorgedrungen. Asdod und Gaza erlagen ihm und die Könige von Cypern sandten Geschenke und Tribut.

Noch jetzt verkündet seine Macht über diese Insel sein Standbild aus schwarzem Basalt, im Museum zu Berlin. Auch die Mauern Ninives, das bis auf diese Zeit nur selten erwähnt wird und noch keine grosse Bedeutung erlangt hatte, wurden von ihm hergestellt.

Sanherib (704—680) wohlbekannt durch jene Katastrofe, von welcher Aegypter und Juden gleichmässig zu erzählen wussten, regierte von diesem unglücklichen Feldzuge bis zu seiner Ermordung noch durch 20 Jahre. Er baute den grossen Palast in Ninive, wo jetzt das Dorf Kujundschik liegt. Seinen Mördern entriss Assarhadon (680—667) die Herrschaft. Dieser schlug die immer neuen Aufstände mit grosser Kraft und gleicher Grausamkeit zu Boden. Er zerstörte das altberühmte Sidon und führte die Einwohner nach Assyrien, eroberte Kilikien, drang in das innere von Arabien vor, bezwang die Idumäer und unterwarf Aegypten. Er nahm bereits den Titel eines Königs der Könige von Aegypten

und Ueberwinders von Aethiopien an und schmückte seine Paläste mit Sphinxen, die er dort gesehen und in Assyrien nachbilden liess.

Noch nicht zufrieden mit seinem Palast in Ninive, wo er residierte baute er einen zweiten in Babylon, einen dritten in Kalah oder Nimrud, der Residenz der alten Könige, und plünderte, um diese Bauten zu schmücken, rücksichtslos die Paläste seiner Vorgänger aus.

Ehe die Annalen Assarhadons bekannt geworden waren, hatte man geglaubt, dass unter ihm der Verfall des Reiches eingetreten sei, von dem die Griechen reden. Man hatte den alten kriegerischen Sardanapal kennen gelernt und glaubte, dass Assarhadons Sohn und Nachfolger jener bekannte, weibische Sardanapal sei, denn ganz ohne Grund würde doch diese Schilderung wohl nicht sein. Aber die Entdeckung seines Palastes und seiner Annalen hat diese Ansicht vollständig widerlegt. Gerade dieser Sardanapal (667?) ist der am weitesten vorgedrungene assyrische Eroberer, ein unermüdlicher und unerschrockener Löwenjäger und die Grossartigkeit und Pracht seiner Bauten, mit denen er vorzüglich Ninive schmückte, zeigt augenscheinlich die unverminderte Blüte seines Reiches.

Er drang über den Taurus in Kleinasien ein, an ihn schickte Gyges von Lydien Gesandte mit Geschenken und gefangene Anführer der Kimmerier, um seine Ehrfurcht zu bezeugen. Durch blutige Siege und durch entsetzliche Verheerungen, befestigte er die assyrische Herrschaft bis an den persischen Meerbusen, und über die Nomadenstämme Mesopotamiens, die allezeit zum Abfall geneigt und bereit erschienen. Stets bilden Henker mit der Geissel im Gürtel die Begleiter Sardanapals, die Wände seines Palastes in Ninive schmückte er mit der Darstellung von Gefangenen, denen die Augen, die Zunge ausgerissen werden. Auch als kühnen Jäger zeigen ihn die Denkmäler.

Seine Wildgärten waren angefüllt mit Käfigen, aus denen die Löwen zur Jagd losgelassen wurden. Ja wir kennen sogar seine Lieblingshunde, die er in gebranntem Ton nachbilden und mit ihren Namen versehen aufstellen liess.

Seine Bibliothek ist uns, wenn auch zum Teil arg beschädigt, gleichfalls erhalten worden. Es ist eine ganze Literatur in Scherben. Schon damals machte man antiquarische Studien. Schriften aus den frühesten Zeiten des Reiches sind in Abschriften vorhanden, deren Lücken die beschädigten Stellen der Originale zeigen. So

hat man noch kurz vor dem Ende des Reiches zum besten der Nachwelt den ganzen Bestand literarischer Ueberlieferung zusammengebracht, denn schon stand das Ende nahe bevor.

Wie aber die Gründung des assyrischen Reiches durch die Mythe von einem dichten Schleier verhüllt ist, so auch der Untergang von dem bis jetzt nur die Zeit und die Tatsache feststeht, dass die Zerstörung Ninives von den Medern und Babyloniern ausgegangen.

Unter allen unterworfenen Völkern hatten nämlich die Bewohner von Chaldäa und Susiana der assyrischen Herrschaft den heftigsten Widerstand entgegengesetzt; dort suchten einheimische Dynastien stets mit grösster Hartnäckigkeit sich zu behaupten. Ein König Merodach Baladan, der ursprünglich an der Seeküste unweit der Mündung des Euphrat herrschte, machte sich zur Zeit der Regierung Sargons zum Herrn von Babylon und behauptete sich 12 Jahre, bis er endlich der Macht desselben unterlag.

Unter Sanherib brach der Aufstand von neuem aus, sein erster Feldzug 702 war gegen Babylon gerichtet, wo Merodach Baladan noch einmal die Herrschaft gewonnen hatte. Die furchtbarste Verwüstung traf Babylonien und Elam, 46 grosse Städte, 420 Dörfer wurden ausgeplündert, von den abgefallenen aramäischen Stämmen am Euphrat, die meisten mit ihren zahllosen Viehherden fortgeschleppt. Dennoch wagten sie noch einmal den Kampf. Noch drei Feldzüge musste Sanherib mit Aufbietung aller Kräfte führen, um den Widerstand zu brechen. Die Phönizier aus Tyrus und Sidon mussten ihm Schiffe bauen, um von der Seeseite in Elam einzudringen; die Bilderwerke seines Palastes zeigen uns, wie er die Dattelpalmen umhauen und das Land mit furchtbarster Energie verwüsten liess. Als Assarhadon Sidon genommen und zerstört hatte, liess er aus Chaldäa und Susiana neue Bewohner dahin bringen; auch in das Reich Israel schickte er an die Stelle der weggeführten Stämme Kolonisten aus Babylon, Orchoe, Susa und Elam. Dennoch hatte auch Sardanapal noch mit neuen Erhebungen zu kämpfen. Susa war jetzt der Mittelpunkt des Widerstandes, es wurde endlich erobert und geplündert, und für eine Weile herrschte die Ruhe des Grabes.

Fremde Kolonisten waren angesiedelt, eine zusammenhanglose, verarmte Masse.

Die Verzweiflung, das Gefühl ihrer Ohnmacht hielt sie ruhig, aber der Hass blieb lebendig im Herzen, und es bedurfte nur noch

eines äusseren Anstosses und diese Völkerschaften, welche nur der äusserste Schrecken an die grosse Zwingburg am Tigris fesselte, erhoben sich von neuem. Dieser Schlag, der endlich das grosse gewaltige Reich auseinanderwarf, kam von den Medern. Obwohl ebenfalls unterworfen, entzog sich bald das tapfere Bergvolk dem assyrischen Joch und erstarkte unter einheimischen Fürsten.

Ihrem Könige Kyaxares gelang es, das assyrische Heer entscheidend zu besiegen, doch wurde seine Unternehmung gegen Ninive unterbrochen durch den Einfall eines neuen, für beide Teile gleich furchtbaren Feindes, der Skythen. Entsetzlich hausten diese rasch dahin eilenden Reiterschaaren in dem schon durch so viele Kriege erschöpften Lande, es war unmöglich sie zu erreichen und mit Erfolg zu bekämpfen. Allein kaum hatte dieser Sturm ausgetobt, so erhob sich der Aufstand gegen die assyrische Hauptstadt. Der Bann des Schreckens war gebrochen. Zahllose Schaaren sammelten sich in den unteren Landen nach dem persischen Meerbusen zu; Nabopolassar, der assyrische Statthalter von Babylon, zu ihrer Bekämpfung ausgesandt, stellte sich selbst an ihre Spitze und vereinigte sich mit den Medern. Ninive wurde eingeschlossen, von keiner Seite war Hülfe zu erwarten.

König war damals Sarak (? — 625), der Nachfolger Sardanapals. Keine assyrische Schrift gibt uns Auskunft über diese letzten Zeiten, doch kennen wir auch noch dieses Königs Sarak Palast. Denn auch er hat noch gebaut, sei es, dass die einmal vorhandene Sitte ihn dazu trieb, oder dass schon in den unglücklichen Kriegen mit Medern und Skythen die älteren Paläste vom Feuer verzehrt worden waren. Der Südostpalast in Kalah oder Nimrud ist von ihm erbaut, aber er ist ein redender Zeuge von dem Verfall des Reiches, kleinlich und ungeschickt in der Anlage und ohne jeden Schmuck. Statt des kostbaren Alabasters finden wir Kalksteinplatten denen aber noch alles Bildwerk fehlt.

Als Sarak sah, dass der Widerstand vergeblich war, hat er sich mit seiner Residenz verbrannt, wahrscheinlich im Jahre 625. So viel, aber auch nicht mehr, ist richtig an den Erzählungen der Griechen. Dieser letzte König hiess nicht Sardanapal, und nichts berechtigt uns anzunehmen, dass seine übergrosse Weichlichkeit den Sturz des Reiches herbeiführte. Naturgemäss musste ein überlegener Angriff fremder Völker alle Bande des Reiches sprengen, eines Reiches, dessen Untertanen durch ihre Empörungen und Züchtigungen fast allein den Gegenstand seiner Geschichte ausmachen. Die Pro-

feten der Juden frohlockten, dass die Zwingburg gebrochen, der Dränger von seinem Geschick ereilt sei; und ohne Zweifel haben auch die übrigen Völker in gleicher Weise gejubelt. Aber ihr Gewinn war nicht gross. Zu sehr, zu gründlich war alles selbständiges Leben auf dem Boden dieses Reiches ertödtet, es konnte daher nur eine zentralisierte Gewaltherrschaft der anderen folgen.

Ninive ward also durch Feuer zerstört und nie mehr aufgebaut. Als Xenophon mit seinen 10.000 Mann von Kunaxa heimzog lagerte er an einem Tag bei den öden Ruinen einer alten Stadt; es war das Kalah der Alten (Nimrud); am 2. Tage bei den Trümmern einer alten Veste, er nennt sie Mespila, es war das eigentliche Ninive dem heutigen Mossul gegenüber. Später verlieren sich die Nachrichten davon und man stritt über den Ort wo Ninive gestanden. Botta, dem französischen Konsul in Mossul, gebührt der Ruhm 1843 die Hauptstadt Assurs wieder entdeckt zu haben. Der Gedanke, dass unter den Mossul gegenüber auf dem linken Ufer des Tigris stehenden Hügeln Ninive begraben liege ist ihm eigen. Wohl lohnt es sich der Mühe der Geschichte dieser Entdeckungen nachzugehen; denn die Wissenschaft unserer Tage hat hier Siege errungen von bleibenderem Werte als die Siege Tiglat Pilesars und Salmanassars. Gerade ein Jahrhundert ist jetzt verflossen seitdem der alten Carsten Niebuhr, der Vater des berühmten Geschichtschreibers, ein kühner und unternehmender in allen seinen Mitteilungen überaus zuverlässiger Reisender in jene Gegenden vordrang. Er besuchte die Ruinen von Persepolis und brachte die erste genauere Kunde von den Prachtbauten der alten Perserkönige der Achämeniden. Mit unendlicher Mühsal und Gewissenhaftigkeit zeichnete er die unverständlichen Keilinschriften die erst lange nach seinem Tode so reiche Frucht bringen sollten. Auch nach Bagdad und Mossul ist er schon damals im Jahre 1766 vorgedrungen, er ahnte, dass in jenen grossen Ruinenhügeln verborgene Schätze ruhten, es war aber unmöglich Nachgrabungen anzustellen, bevor der europäische Einfluss in jenen Gegenden sich mehr befestiget hatte. Erst ein halbes Jahrhundert später liess die englisch ostindische Kompagnie durch ihren Residenten zu Bagdad Mr. Rich in Hilla auf der Stätte des alten Babylon nachgraben. Bruchstücke von Inschriften, Backsteine mit Keilschrift, geschnittene Steine in Zilinderform kamen hier zu Tage. Im Jahre 1820 kam Mr. Rich nach Mossul und hier erzählte man ihm von wunderbaren Bildwerken, die kürzlich aufgegraben waren. Er untersuchte die Ruinenhügel und fand einige Bruchstücke, die zufällig ans Licht

gekommen waren. Allein zu ernstlicheren Nachforschungen fehlten die Mittel und erst als 1842 die französische Regierung Emil Botta, den Sohn des italienischen Geschichtschreibers, als Konsul nach Mossul schickte gelangen die ersten bedeutenden Entdeckungen.

In Korsabad 4 Stunden von Mossul entdeckte Botta den ersten assyrischen Palast, den des Königs Sargon. Als die Nachricht nach Paris gekommen bewilligte die französische Regierung Geld zu Ausgrabungen, und sandte den Zeichner Eugen Flandin mit dem er vereint später das Prachtwerk über seine Entdeckungen herausgegeben. Es brachte der Welt die erste Kunde und Anschauung assyrischer Kunst. Bald wetteiferten die Engländer mit den Franzosen. Austen Henry Layard unterstützt durch den englischen Gesandten in Konstantinopel Sir Stratford Canning hatte alle nötigen Mittel und die unentbehrliche diplomatische Unterstützung erhalten, so dass er im Jahre 1847 seine Nachgrabungen eröffnen konnte. Bei zweimaligem Aufenthalt hat er bis 1850 seine Arbeiten mit ausserordentlicher Energie, grossem Geschick und nicht minderem Glücke fortgesetzt und dadurch dem britischen Museum in London jene unvergleichliche Sammlung verschafft, welche durch Ergebnisse späterer Nachforschungen noch sehr erhebliche Vermehrungen erhalten hat.

Auch Layards Ausbeute ist in grossen Kupferwerken allgemein zugänglich gemacht, zugleich hat er es verstanden in seinen Reiseberichten mit so frischer Lebendigkeit seine Erlebnisse darstellen, dass sie jeden Leser fesseln müssen und an allen Freuden und Leiden Anteil nehmen lassen. Unter seinen Nachfolgern ist noch der Oberst Sir Henry Rawlinson der als Generalkonsul in Bagdad 1853—1855 Ausgrabungen anstellen liess zu nennen. Auch die französische Regierung hat 1852 eine neue Expedizion unter der Leitung von Fulgence Fresnel ausgesandt, deren Ergebnisse nach Fresnel's Tod Julius Oppert einer der Teilnehmer herausgegeben hat. Doch war es der französische Architekt Place der 1852 in Korsabad die Ausgrabungen fortsetzte und dem wir die genaueste Erforschung und Beschreibung dieser monumentalen Bauten, bis in alle Einzelnheiten der Konstrukzion verdanken. So war nun nach und nach eine grosse Menge assyrischer Bildwerke ans Licht gebracht und Lager und Ausdehnung und Gestalt der Königspaläste bekannt geworden. Aber noch deckte tiefes Dunkel die Entstehung derselben. Man wusste nichts über die Zeit dieser Denkmäler. Um so mehr richtete sich die Wissbegierde auf jene rätselhaften Schrift-

zeichen, die man in reicher Fülle gefunden hatte und nach ihrer eigentümlichen Form Keilschrift nannte. Wie die Hieroglyphen, sind auch diese Zeichen ursprünglich eine Bilderschrift, aber viel stärker abgekürzt, so dass nur selten noch der angedeutete Gegenstand zu erkennen ist. Man pflegte in Babylonien woher diese Schrift stammte als Schreibestoff feuchten Ton zu benutzen, die Eindrücke mit einem Stäbchen führten von selbst zur Keilform. An der Sonne Babylons getrocknet, oder auch im Feuer gebrannt erlangte der Ton eine grosse Festigkeit. Man schrieb teils auf Täfelchen, teils auf Prismen von 1—2 Fuss Höhe mit 6 oder 8 Seitenflächen, die man ungenau Zilinder zu nennen pflegt. Das waren ihre Bücher die von den sehr eng zusammengedrängten Schriftzeichen eine grosse Menge aufnehmen konnten, während Schuldscheine, Quittungen, Verträge u. dgl. wie die Funde zeigen auf viereckigen Tafeln geschrieben und durch den Eindruck eines Siegelrings oder in Ermangelung desselben des Fingernagels bekräftiget wurden. Aber wie sollte es gelingen diese Schrift zu entziffern, die Sprache zu verstehen. Zwar scheint im Altertume bei den Griechen dieses Verständnis nicht gefehlt zu haben, denn der Philosoph Demokritos schrieb ein Buch darüber, allein dieses ist verloren und damit jeder Wegweiser.

Des ungeachtet ist es dem Scharfsinn der Gelehrten gelungen, wenn auch nicht vollständig eine Lösung zu finden. Den Schlüssel boten die Keilschriften der Achämeniden. Aus der Zeit der Perserkönige Dareios und Xerxes sind nämlich zu Persepolis, Pasargadä, Behistun, Hamadan und Van eine Reihe von Inschriften in Keilform erhalten, in welchen diese Herrscher die Geschichte ihrer Regierung der Nachwelt kund tun wollten und zwar in mehrsprachigen Inschriften, in der Sprache der Herrscher, der persischen, in der babylonisch assyrischen und tartarischen. Die Sprache der Herrscher hat natürlich den Vorzug. Stehen die Tafeln untereinander so ist die Zendsprache oben an, stehen sie nebeneinander so steht die Zendtafel in der Mitte oder über dem Kopfe des Königs. Wie schon erwähnt hatte Niebuhr zuerst eine Abschrift der Keilcharaktere aus Persepolis ins Abendland gebracht. Grotefend schloss aus der häufigen Wiederholung einer Reihe von Zeichen auf Königsnamen, bestimmte durch Vergleich mit der hebräischen und griechischen Namensform die persische Bezeichnung des Dareios als Dareiaves oder Daryawusch, des Xerxes als persisch Kscharscha und brach so die Bahn zur Keilschriftentzifferung. Ihm folgte der Engländer Rawlinson, der Franzose Bournof und die Deutschen Lassen, Holzmann, Benfey.

Schon 1846 veröffentlichte Rawlinson seine Erklärung der Zendinschrift von Bisutun. Nun wandte man sich an die den persischen nebenanstehenden Inschriften, die in Keilschrift die babylonische und tartarische Uebersetzung enthalten. Man entwickelte auch hier zuerst die Eigennamen, die durch einen senkrechten Strich bezeichnet sind und fand beim assyro-babylonischen Teil der Inschrift von Bisutun bald, dass die Sprache eine semitische sei; das gefundene mit den Inschriften aus Ninive verglichen ergab, dass die Schrift dieselbe, die Sprache ebenfalls die semitische sei. Es kamen aber noch häufig bei der geringen Anzal der wenigen eingeweihten anfangs manche widersprechende Lösungen zu Tage. Dieses Misstrauen, welches dadurch entstand veranlasste das britische Museum im Jahre 1857 zu einer merkwürdigen Probe. Von einem Zilinder, der im britischen Museum sich befindet, wurden lithografirte Abschriften an Sir Henry Rawlinson, Mr. Fox Talbot, Dr. Hincks und Julius Oppert die 4 bedeutendsten Forscher in Keilinschriften verteilt mit der Aufforderung ihre Lesung versiegelt einzusenden. Es geschah und die Lesungen stimmten in allen wesentlichen Stücken überein. Eine ebenso merkwürdige Probe war, dass nach einer von Henry Rawlinson entzifferten Stelle in Keilschrift in den Annalen Sardanapals ein in Felsen gehauenes Bild Tiglat Pilesars, dem Sardanapal sein eigenes Bild zur Seite gesetzt hatte an der Quelle des östlichen Tigris erwähnt wird, welches auf Bitten Rawlinsons, der in jenen Gegenden reisende Mr. John Taylor auch wirklich aufsuchte und in der Höhle fand mit einer Inschrift, die den Namen des Königs enthielt und daneben das Bild Sardanapals. So kam durch die Bemühungen dieser Männer ein grosser Vorrat völlig neuer Nachrichten über das assyrische Reich zusammen, und auch die chronologischen Angaben wurden mit Hülfe einer in Ninive gefundenen und entzifferten Zeittafel die von 909—666 v. Ch. reicht mit ziemlicher Sicherheit festgestellt. — Layards Ausgrabungen haben auch die schon in der Bibel gerühmte kaum glaubliche Grösse Ninives festgestellt. Ninive ist darnach im engern und weiteren Sinne zu verstehen: im engeren Sinne war es eine Grossstadt dem heutigen Mossul gegenüber, im weiteren bestand es aus vier umwallten Städten (worunter das eigentliche Ninive).

Dieses Ninive ist ein schräges Parallelogramm, dessen westliche Seite der Tigris, die nördliche der Khosrfluss, die östliche ein steil abgehauenes Gebirg und der Fluss Ghasr-Su (Bumados) die südliche der Zab (Lykos) bildet: es ist 25 englische Meilen lang 15 breit. Wo heute

Korsabad Nimrud, Selamijeh und Kujundjik stehen, standen als Kernpunkte die 4 Hauptstädte; Befestigungen und Kanäle deckten an anderen Orten die Umwallung. Innerhalb derselben hatten weite Acker und Gartenflächen hinlänglich Raum. Wenn daher nach dem Profeten Jonas in der grossen 3 Tagereisen langen Stadt Ninive mehr denn als 12 Myriaden Menschen wohnten, die den Unterschied zwischen rechts und links nicht kannten, d. h. 120.000 kleine Kinder, so ist diese ungefähre Berechnung gewiss nicht zu hoch angeschlagen.

Die Bildwerke von Ninive.

Die Bildwerke auf den Alabasterplatten in den Königspalästen von Ninive sind für die Erkenntnis des Hof- und Staatslebens, der Sitten und Bildung der assyrischen Nazion von unschätzbarem Werte. In ihrer grossen Menge und Mannigfaltigkeit ersetzen sie oft den Mangel schriftlicher Urkunden. Sie enthalten eine Geschichte in Bildern, die an Zuverlässigkeit und Lebendigkeit manche Geschichtsbücher übertreffen dürfte. Darum nennt auch Layard mit Recht diese Palasträume mit ihrer Skulpturfülle, „die Archive des Reichs“; sie hatten wahrscheinlich bereits im Altertum neben dem ästhetischen Kunstzweck auch noch eine historische und nazionale Bedeutung.

„Wer hier eintrat,“ sagt Layard, konnte die Geschichte der Nazion lesen und ihren Ruhm und ihre Triumphe erfahren. Zugleich dienten sie dazu, denen, die sich bei Festlichkeiten oder bei der Feier religiöser Zeremonien hier versammelten, die Taten ihrer Vorfahren und die Macht und Majestät ihrer Götter ins Gedächtnis zu rufen.“ In ihnen war Tempel und Palast zu einem geheiligten ganzen verbunden; sie dienten den Göttern und den Königen, den beiden Zentralpunkten des innern und äussern Lebens der Assyrier zur Wohnung; sie waren die festen Burgen und Bollwerke des Volkes und der Stadt; mit ihrem dasein stand und fiel die geschichtliche Existenz der Nazion. Und was erfahren wir aus diesen Bildwerken? Wir erfahren daraus, dass das assyrische Volk unter einem militärischen Despotismus lebte, dass Krieg und Belagerungen, und die Wechselfälle des Waffenglücks den Hauptinhalt seiner Tätigkeit und seines nazionalen Interesses bildeten; wir lernen daraus, dass sich das ganze Leben um König und Hof drehte, dass alles, was dieser tat, den Charakter einer wichtigen Staatshandlung an sich trug, ob er opferte oder betete, ob er den Freuden der Jagd nach-

ging oder im Kreise von Günstlingen und Eunuchen sich ergötzte, ob er auf dem Streitwagen einherfuhr oder einen Triumpf feierte. Wer dem Könige nahe kommt, trägt die Geberde der Ehrfurcht oder der Knechtschaft. Wir lernen daraus, dass in Ninive Ueppigkeit und Wohlleben mit kriegerischen handeln und männlichen wagen zusammengiengen, dass das äussere dasein von Pracht, Reichtum und Genüssen aller Art umgeben war, die zur Wollust und Weichlichkeit reizen mussten.

Wir lernen endlich, dass die Kunstfertigkeit und technische Vollendung sich auf einer sehr hohen Stufe befand, dass das häusliche Leben reich war an Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus, an geschmackvollen Gerätschaften und Gefässen, kurz wir erhalten durch diese Darstellung das Bild von einem Volke, das in seinen Lebensformen einen hohen Grad von Zivilisazion erreicht hatte und in seinen häuslichen Einrichtungen an Ueberfluss, Eleganz und Verfeinerung Gefallen fand; das zwar den kriegerischen Sinn und Waffenruhm der alten Zeit nicht vergessen hat und sich noch vorzugsweise am Kriegs- und Jagdleben erfreut, das aber doch schon von seiner männlichen Kraft und seinem Siegesbewusstsein so herabgekommen ist, dass es sich willig unter das Joch eines königlichen Despotismus beugte, der ihm für den Mangel der Freiheit ein ruhiges Genussleben bot.

Das Kriegsleben, dem die Assyrier zur Zeit ihrer Grösse am eifrigsten oblagen, nimmt auch auf den Bildwerken die erste Stelle ein; Heere in ihren verschiedenen Abteilungen und Bewaffnungen ziehen zum Kampfe aus, Städte werden belagert, Mauern erstürmt, Häuser geplündert, Gefangene in Ketten weggeführt, Köpfe erschlagener Feinde einhergetragen, Kriegsbeute fortgeschafft. Minder ergiebig sind die Bildwerke für die Kenntnis des Privatlebens der Assyrier, da die Ausgrabungen bisher nur öffentliche Gebäude zu Tage gefördert haben, und die Gräber zu Ninive nicht wie in Aegypten die Dinge enthielten, von welchem der todte im Leben umgeben war. Doch bestätigen sie die zerstreuten Angaben der alten von der Pracht, dem Luxus und dem Wohlleben der Assyrier, von ihrer Geschicklichkeit in Bereitung feiner Webereien, Teppiche und Gewänder, von ihrer Kunstfertigkeit in Metallarbeiten aller Art, im verfertigen schöner Becher von Gold und Silber, in Schnitzwerk von Holz und Elfenbein u. a. m. Auch das Glas war ihnen bekannt und sie wussten zierliche Gefässe daraus zu formen.

Mögen sie auch manches von den Babyloniern und Phöniziern gelernt haben, an ihrer technischen Uebung und Geschicklichkeit und an der hohen Ausbildung ihrer Industrie ist nicht zu zweifeln.

Ueber die Religion der Assyrier verbreiten die Bildwerke von Ninive gleichfalls einiges Licht. Die heiligen Symbole der Sonne, des Mondes und der Sterne, denen man häufig begegnet, beweisen, dass der Sterndienst der Babylonier auch in Ninive zu Hause war. Auch die Assyrier verehrten in dem Himmelskönig Bel und in der weiblichen Gottheit Mylitta oder Beltis, die zeugende oder gebärende Naturkraft, doch wie es scheint, ohne die unzüchtigen Opfersitten. Grosse Verehrung genoss der Gott Nisroch mit dem Adlerkopf. Es war der vergötterte Assur, der Schutzgott des Volkes, der über dem Könige schwebte, wenn er in den Krieg zog und in dessen siegreichen Kämpfen mit Löwen und andern wilden Tieren, die alles überwältigende Stärke der Nazion symbolisch angedeutet war. Den geflügelten Löwen und Stieren mit bärtigen Männerköpfen vom ernsten Angesicht, die mit grosser Kunstfertigkeit ausgeführt und an den Portalen der Paläste und Tempel aufgestellt waren, lag wahrscheinlich die Idee einer Vereinigung der höchsten geistigen und physischen Kräfte zu Grunde. Ein Priesterstand, gleich dem der Meder Magier genannt, stand an der Spitze des Religionswesens, doch ersehen wir aus der demütigen Haltung, die sie dem König gegenüber einnehmen, dass auch sie sich unter die despotische Gewalt des Herrschers, der die Stelle des Oberpriesters bekleidete und dem sogar die Götter dienstbar waren, beugen mussten. Sie tragen gewöhnlich einen Fichtenzapfen, eine Lotosblume (oder Geisblatt) und ein viereckiges Gefäss in der Hand, ebenso der König, wenn er in der Handlung des opferns dargestellt ist.

Neubabylonisches Reich.

Nach Ninives Falle teilten die Eroberer Kyaxares und Nabopolassar sich in die Beute, und zur Bekräftigung des Bündnisses vermählte sich Nebukadnezar, Nabopolassar's Sohn, mit Amytis, der Tochter des Mederkönigs. Jetzt wurde Babylon noch einmal die Hauptstadt eines selbständigen Reiches.

Aber wie war dieses Reich beschaffen! Blutig und zerrissen lag es da, erschöpft durch alle die Verheerungen, welche es betroffen hatten. Niemand sagt uns, wie es Nabopolassar gelang, seine Herr-

schaft in Babylonien und Elam zu befestigen. Aber auch Syrien gehörte zu seinem Anteil, und hier vor allem galt es, sich zu behaupten. Denn auch Aegypten hatte durch Assurs Fall seine Freiheit wieder gewonnen, und König Necho benützte diese Gelegenheit um sich Syriens zu bemächtigen, ein immer von neuem und immer vergeblich angestrebtes Ziel ägyptischer Politik. Schon näherte er sich auf den Wegen der alten Pharaonen drohend mit gewaltiger Heeresmacht dem Euphrat, und wer konnte sagen wie weit sein Ehrgeiz ihn führen würde? Hier war keine Zeit zu verlieren; Nebukadnezar rückte ihm mit Heeresmacht entgegen, und schlug ihn 605 bei Karchemisch auf's Haupt. An weiterer Verfolgung des Sieges hinderte ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters. Es mag nicht leicht gewesen sein in den so tief zerrütteten Ländern am unteren Euphrat und Tigris die Herrschaft zu befestigen, den Einfällen räuberischer Bergvölker und Nomaden zu wehren. Niemand meldet uns etwas davon, nur über die Vorgänge in Syrien sind wir durch die jüdischen Nachrichten besser, wenn gleich noch immer sehr ungenügend unterrichtet.

Schon nach der Schlacht bei Karchemisch unterwarf Nebukadnezar das Reich Juda unter Jojakim und führte, als dieser einen Aufstand versuchte, den Kern des Volkes in die babylonische Gefangenschaft. Als darauf Zedekia, den er eingesetzt, im Vertrauen auf Aegypten sich empörte, ward Jerusalem zum zweitenmale erobert, der König gefangen und geblendet und die Kostbarkeiten des Tempels hinweggeführt.

In einer Reihe erfolgreicher Feldzüge unterwarf Nebukadnezar auch die reichen Handelsstaaten an dem phönizischen Küstenland seiner Herrschaft. Tyrus erst nach 13jähriger Belagerung. Uns ist daher Nebukadnezars Name vorzüglich geläufig aus den Schriften der Juden, die wahrlich keinen Grund hatten, ihn zu lieben. Ganz besonders aber verdankt er seinen bösen Ruf dem Buche Daniel, einem Buche, welchem jedoch nur die äusserste Befangenheit geschichtlichen Wert beilegen konnte. Vier Jahrhunderte später geschrieben hat das Buch Daniel gar nicht den Zweck, Nebukadnezar anzugreifen, oder uns über ihn zu belehren, sondern es ist Antiochus Epiphanes, dem mit verhüllten Namen der Angriff gilt.

Während also dieser Angriff für uns keine Bedeutung mehr haben kann, sind uns dagegen durch die Fragmente des Berosus einige neue Notizen über ihn zugekommen; vorzüglich aber heisst es von Nebukadnezar in Wahrheit: wo Menschen schweigen, werden

Steine reden. Denn in Babylon nicht nur, sondern weithin bis an die Grenzen von Babylonien, ist es eine Ausnahme, wenn ein Backstein nicht seinen Namen trägt. Auch die Bauten der alten chaldäischen Könige hat er wieder hergestellt, das Babylon aber, welches uns durch die Schilderung der Griechen bekannt ist, können wir geradezu als seine Schöpfung betrachten. Nur die Frohndienste der weggeschleppten Gefangenen können auch ihm so grosse Werke möglich gemacht haben; für die besiegten Feinde war er ein Tyrann wie andere, für sein Land aber hat er väterlich gesorgt.

Es lässt sich leicht denken, wie verwüstet alles sein musste, nach den eigenen Angaben der assyrischen Sieger. Sargon freilich rühmt sich nach der Besiegung Babylons auch die Kanäle hergestellt zu haben, aber dazwischen lagen wieder neue furchtbare Verwüstungen. Die Kanäle aber erforderten fortwährende Vorsicht und Nachhülfe, wenn sie nicht verschlammen sollten. Es lässt sich nicht mehr unterscheiden, was in dieser Beziehung von Nebukadnezar neu geschaffen ist, aber gewiss bedurfte auch, was aus älterer Zeit herrührte, der Wiederherstellung. Herodot schildert uns voll Bewunderung die gewaltigen Wasserwerke auf denen die Fruchtbarkeit und die Sicherheit des Landes beruhte. Er schreibt sie einer Königin Nitokris zu, welche nach seinen Angaben offenbar die medische, sonst Amytis genannte Gemahlin Nebukadnezar's gewesen sein muss. Nebukadnezar liess ein grosses Bewässerungsbassin (210 Stadien d. i. 5 d. M. im Umfang und 35′ tief) bei Sepharvaim (Sippara) graben, dem Euphrat ein sehr gekrümmtes Bett geben, um die Schiffahrt zu erleichtern; vor allem aber grub er den Naharmalka (den Königskanal) vom Euphrat zum Tigris, der bei dem späteren Seleukia (Ktesiphon gegenüber) mündete. Die Kanäle Nasares und Pallakopas, (die zur Schiffahrt und Verteidigung dienten) wie die neuangelegte Hafenstadt Teredon dankten ihm ihre Bedeutung und im Norden baute er zum Schutze gegen die Nomaden der Steppe und gegen das Mederreich die grosse medische Mauer 100′ hoch 20′ breit und 15 Meilen lang zwischen Tigris und Euphrat.

In der Hauptstadt selbst stellte Nebukadnezar den alten verfallenen Tempel des Bel her; hierher brachte er die Spolien von Ninive und Jerusalem. Am östlichen Ufer des Euphrat erbaute er sich seinen neuen Palast, der Fluss strömte mitten durch die Stadt und ihn überspannte eine Brücke, deren Pfeiler aus gehauenen Steinen mit unendlicher Mühe und Kunst errichtet waren, eine unerhörte Erscheinung im Lande der Backsteine. Seiner medi-

schen Gemalin Amytis zu Liebe erbaute er die hängenden Gärten, einen künstlichen Berg, der ihr ein Bild der Heimat sein sollte und sie aus drückender Hitze hinauftrug in kühlere Luftschicht. Feste Gewölbe trugen die mit grossen Bäumen bepflanzten Terrassen und ein künstliches Hebewerk führte die Wasser des Euphrat auf die Höhe des Gebäudes. Alle die Tempel und Paläste, die Wohnungen des Volkes und weite Strecken von Ackerland und Weidegründen umschloss die gewaltige Mauer, auf deren Höhen zwei Viergespann sich ausweichen konnten. Dreiundvierzig Jahre herrschte Nebukadnezar über Babylon (604—561). Es war die Blütezeit des Reiches. Als später böse Zeiten kamen, da verklärte sich sein Bild in der Erinnerung mehr und mehr; sein Name stellte den folgenden Generazionen in ihrem Unglück das Bild der guten alten Zeit dar. Man glaubte nicht, dass er gestorben, man hoffte auf seine Wiederkehr. Und wie von Karl den Grossen erzählt wird, dass er am Abende seines Lebens auf das Meer hinblickend das von den Normannen kommende Unglück verkündet habe, so erzählen die Babylonier, dass Nebukadnezar von den Zinnen seines Palastes das fruchtbare blühende Land überblickend, endlich nordwärts deutend das kommende Unglück verkündet habe. Dann sei er den Menschen entrückt nicht mehr gesehen worden. Es ist der Fluch despotischer Regierungen, dass selbst die grösste Vortrefflichkeit eines Regenten keine Gewähr für den Nachfolger gibt. Von Nebukadnezars Sohn Evil Merodach wissen wir nur, dass er sich wüstem Uebermut und üppiger Schwelgerei ergab und nach zweijähriger Herrschaft ermordet wurde. Sein Schwager Neriglissar regierte auch nur kurze Zeit und dessen Sohn, noch ein Kind, nur 9 Monate. Das Reich bedurfte eines wirklichen Königs, den Ereignissen gegenüber, welche sich in Medien zugetragen hatten, konnte man ein Kind nicht brauchen. Eine Verschwörung hob Nabunit auf den Thron einen tüchtigen Mann, wie es scheint.

Damals war bereits der Mederkönig Astyages gestürzt und Kyros begann seinen Siegeslauf. Krösus wandte sich an Babylon und Aegypten um Hülfe, aber ehe sie kam hatte er aufgehört zu regieren. Kyros jedoch vergass die Drohung nicht. Babylon war ihm im Wege. Es lag zwischen dem neugewonnenen Kleinasien und Persepolis und bedrohte seine Verbindungen. Nabunit erkannte den drohenden Angriff, rückte entgegen, wurde besiegt und floh hinter die festen Mauern der Stadt, die Kyros nach schwieriger Belagerung durch Ableitung des Euphrat in das Seebecken von Sepharvaim

durch nächtlichen Ueberfall nahm. Das Land ward unterworfen und in die medische Mauer wurden Lücken eingerissen.

Zerstört hat Kyros Babylon nicht, er scheint es vielmehr zu seiner Residenz gemacht zu haben.

Aber nichts konnte die Babylonier mit ihrem Geschick aussöhnen. Gegen Darius und Xerxes empörten sie sich und kämpften mit dem Mute der Verzweiflung. Ihre Mauern wurden niedergerissen, der Tempel des Bel zerstört, doch nach wie vor blieb Babylon die grosse üppige Handelsstadt. So sah Herodot Babylon, so fand es Alexander der Grosse, der hier sein Leben beschloss. Zerstört wie Ninive ist Babylon überhaupt nicht, es gieng unter wie Plinius sich ausdrückt, erschöpft durch die Nachbarschaft von Seleukia. Das war die neugegründete Hauptstadt am Tigris; hierhin wurde die Hofhaltung verlegt und nach und nach folgte die übrige Bevölkerung. Ktesiphon, Hillah, Kufa, endlich Bagdad haben an Babylon gezehrt und es endlich ganz und gar aufgezehrt. Alles brauchbare Material wurde weggeschleppt, daher gaben die mit grossen Schwierigkeiten verbundenen Nachgrabungen keinen Ertrag. In den gewaltigen Schutthügeln auf denen kein Halm wächst, die das trostloseste Bild der Verödung gewähren, hat man wohl Backsteine mit Inschriften gefunden und Bruchstücke bunter Darstellungen von glasierten Ton und geschnittene Steine, aber Platten mit Bildwerk wie in Ninive oder Kolosse von Stein, finden sich hier nicht, und es ist viel schwerer wie in Assyrien, ein Bild des alten Zustandes zu gewinnen. „Wie ist zum Entsetzen Babel geworden unter den Völkern! Zu einem Steinhaufen, leer von Bewohnern und wer vorüberzieht entsetzt sich."

Das Land der Hebräer und der umwohnenden Völker.

Ein grosses Plateau, von den alten Syrien genannt, erfüllt das Land zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeere. In dasselbe ist ein eigentümlich tiefer, von Norden nach Süden gehender Spalt eingerissen, der im Norden Cölesyrien, das hohle Syrien, heisst und vom Orontes und Leontes durchströmt, dann von dem Jordan und seinen Seen, den Merom, Genezareth und todten Meere, bezeichnet wird, und erst im Süden im Golf von Akaba endigt. Oestlich von diesem Spalt steigt das aramäische Hochland im Antilibanon 11,000′ hoch auf, geht aber dann von grasreichen Viehweiden in die Wüste über,

die nur noch von Oasen wie Damaskus und Palmyra unterbrochen wird; westlich erreicht das Land im Libanon 9000′. Vom Libanon nach Süden wie vom Antilibanon, welcher letzterer im Hermon endigt, breiten sich zwei Plateaus aus, die durch die oben bezeichnete tiefe Schlucht des Jordantales von einander getrennt sind. Das westliche Plateau ist mannigfaltiger gegliedert, als das östliche (Basan, Gilead); sein nördlicher Teil, das galliläische Hochland von einzelnen kegelförmigen Bergen, wie dem Tabor, überragt, geht bis zu dem, ins Mittelmeer fliessenden Bache Kison. Dieser zieht, vom Karmelgebirge im Süden begleitet, in nordwestlicher Richtung zum Meere. Das mittlere Hochland erhebt sich zum Gebirge Ephraim, das südliche zum Gebirge Juda. Beide Plateaus bilden das Land Palästina, oder, wie es von dem bewohnenden Volke genannt ward, Israel, in der heiligen Schrift das gelobte Land geheissen. Nach dem mittelländischen Meere zu liegt dem Plateau eine nach Süden breiter werdende, heisse, oft sehr fruchtbare Küstenebene, Saron und Sephela, vor, in der, in ihren fünf Städten, die kriegerischen Philister wohnten, wahrscheinlich Reste der alten Hyksos, welche dem fischgestaltigen Gott Dagon und die Derketo (die babylonische Mylitta) verehrten. Im Südosten wohnten in fruchtbaren Gefilden die den Israeliten verwandten, aber dem Dienste des Baal Peor und anderer Götter ergebenen Ammoniter und Moabiter. Sonst umgab das Land im Süden und Osten Wüste, im Norden das Gebirge, im Westen ein fast hafenloses Meer, von dem es ohnehin noch durch vorwohnende Völker getrennt war. Palästina hatte desshalb den Charakter des abgeschlossenen, der sich auch auf das Volk übertragen musste. Zugleich wog aber in seiner Natur, in den Zedernwäldern Libanons, den Wüsten, dem todten Meere, den Basaltklippen, die es umgürten, über dem lieblichen, das freilich nicht ganz fehlt, doch das feierliche und erhabene vor; und auch dies wirkte auf Geist und Gemüt der Bewohner.

Dazu kam noch, dass ein mildes Klima die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhte und das Land nicht nur seinen Bewohnern durch Viehzucht und Ackerbau hinreichenden Unterhalt gewährte, sondern auch die Nachbarländer mit Wolle, Korn und Wein versorgen konnte. Phönizien und Aegypten standen mit demselben schon früh im Verkehr; in den Kreis einer grösseren Völkerverbindung wurde es jedoch zuerst durch die Erobervölker Irans eingeführt. Seit Alexander dem Grossen ward es durch seine Lage im südöstlichen Winkel des Mittelmeeres zur hellenistischen Kultur herangezogen, und als

es in das römische Reich aufgenommen war, gieng von ihm eine der grossartigsten Einwirkungen auf die Menschheit aus. So war dieses Land durch alle seine Verhältnisse zum Wohnsitze eines Volkes geeignet, das eine reine ihm von seinen Stammvätern überlieferte, monotheistische Religion, wenn auch unter mannigfachen Rückfällen zum Polytheismus dennoch in strenger Abgeschiedenheit bewahrte — bis endlich die Zeit erfüllet ward, sie in veredelter Auffassung weithin über den Erdkreis zu verbreiten.

Geschichte des Volkes Israel.

Die heiligen Schriften der Israeliten zeichnen sich vor denen der übrigen alten Völker durch einfache und würdige Religionslehren aus. Ein geistiger Gott ist Schöpfer des Himmels und der Erde. Er hat sich schon dem ersten Menschenpaare, von dem alle Menschen herstammen, offenbart; diese aber haben sich ihm durch die Sünde entfremdet, wesshalb später alle bis auf die Familie Noah durch die „Sündflut“ (oder „Sintflut“ d. i. allgemeine Flut) untergiengen. Von Noahs Sohne Sem stammt Abraham, der den Glauben an den einen Gott unter Götzendienern bewahrte und der aus den oberen Euphratgegenden (Ur in Chaldäa) als ein Hirtenfürst nach Kanaan zog (der Hebräer d. i. der jenseitige). In diesem ihm verheissenen („gelobten“) Lande sollten seine Nachkommen zu einem grossen Volke heranwachsen und durch dasselbe „alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden.“ Abraham's Sohn und Enkel, Isaak und Jakob, verlebten eine patriarchalische Zeit im gelobten Lande; Jakob (Israel) wanderte in seinem Alter bei einer Hungersnot nach Aegypten aus (um 1500 v. Chr.), wo sein Sohn Josef, der von seinen Brüdern als Sklave verkauft war, bei dem Könige in hohem Ansehen stand.*) In Aegypten wuchsen die Israeliten (nach der Zeit der Hyksos) zu einem grossen Volke an, wurden aber unter Ramses dem Grossen (Sesostris) hart bedrängt. Da beschloss Moses durch auffallende Fügungen in ägyptische Bildung eingeweiht, sein Volk aus dem Lande der Knechtschaft hinwegzuführen, und zog mit dem entarteten Geschlecht in dem Weidelande der benachbarten (peträischen) Wüste umher (1300 v. Chr., die

*) Nach Lepsius fand die Einwanderung Jakobs und seine Söhne erst **nach** der Vertreibung der Hyksos statt. Unter Sethos I. aus der thebaischen Dynastie wäre Josef nach Aegypten gekommen, unter Ramses II. Moses am Hofe erzogen worden, unter Menephta der Auszug erfolgt.

bisher herrschende Annahme setzt bekanntlich Moses um 1500 v. Chr. an.) Doch begründete er hier für das wieder selbständig gewordene Volk eine feste Staatseinrichtung, für die er den Glauben an den Gott der Väter, der in Aegypten nicht ganz vergessen, sondern nur verdunkelt war, wie die Hauptzüge der alten Sitten zur Grundlage nahm. So entstand hier seine Gesetzgebung, die eine freie Weiterentwicklung zu geistiger Gottesverehrung fördern sollte, dessbalb auch unter später veränderten Umständen weiter ausgebildet und unter dem Könige Josias von Juda (622) in neuer Gestalt schriftlich aufgezeichnet wurde (das „Deuteronomium“ d. i. das zweite Gesetzbuch). Am Sinai gab Moses „die zehn Gebote“, durch welche die Grundlagen jedes menschlichen Vereins geheiligt werden (Achtung vor dem Gottesdienst, der Ehe, den Eltern, dem Eigentume, und den Rechten des Nächsten überhaupt). Indem einige Geschlechter ihren Stammbaum bis auf Jakob und dessen Söhne zurückzuleiten vermochten, wurde nach dem Vorbilde derselben das ganze Volk nebst manchen anderen auf der Wanderung in dasselbe aufgenommenen Schaaren in Geschlechter (etwa 70) geteilt und mehrere solche je zu einem Stamme verbunden die Zahl der Stämme auf 12 bestimmt und diese nach den Söhnen und Enkeln Jakobs benannt. Neben den Stammfürsten standen älteste, welche mit jenen die Selbstverwaltung des Volkes leiteten. Gesetzliche Bestimmungen, die eine geregelte Verteilung des Grundeigentumes bezweckten, traten wohl erst bei späterer Ausbildung des Ackerbaues ins Leben. Damit das Gesetz unter dem rohen Volke aufrecht erhalten und die Bildung (an reinere Auffassung der Religion geknüpft) von einer höher stehenden Klasse allmählich unter der ganzen Nazion verbreitet würde, erhob Moses den „Stamm Levi“ zu einer Priesterkaste; sorgte aber mit Umsicht dafür, dass dieser die Freiheit nicht unterdrücken könnte. Die Leviten durften kein Grundeigentum erwerben, und mussten unter den übrigen Stämmen zerstreut von Opfergaben leben; das Richteramt übten Priester und älteste gemeinsam. Der Gottesdienst bestand in Opfern und vielen anderen äusserlichen Gebräuchen; die „Stiftshütte“ bildete den Mittelpunkt derselben, und so wurde allmählich, besonders durch gemeinsame Feier der grossen Feste, die Nazionaleinheit befördert.

Profeten, Männer von höherer Begabung, gleich Moses selbst, sollten im Namen Gottes die im Laufe der Zeit nötig werdenden Abänderungen im Religions- und Staatswesen bestimmen. Josua, der als Kriegsführer an die Spitze des Volkes trat, begann die

Eroberung von Kanaan, als Moses an der Gränze desselben (auf dem Berge Nebo) gestorben war. Zunächst drängte hierzu wohl das Bedürfnis einer Erweiterung des Weidegebiets. Der Angriff begann gegen die geteilten und minder streitbaren kanaanitischen Stämme im Osten des Jordan und die Besitznahme verbreitete sich von hier aus bald über das fruchtbare Jordantal bis in das westliche Gebirgsland. Doch blieben mehrere der einheimischen Völker, vor allem aber die streitbaren Philister im Südwesten noch unbezwungen; auch unter den Israeliten selbst lockerte sich in der nächsten Zeit, indem einige Stämme am Nomadenleben festhielten, andere sich nach und nach zum Ackerbau wandten, — unter vielen Zwistigkeiten, das Band der Einheit immer mehr auf. Etwa 200 Jahre kämpften mehrere Stämme nur vereinzelt mit nachbarlichen Feinden unter den sogenannten Richtern, der Heldin Deborah im Norden, wie Gideons im Süden, dessen Sohn Abimelech, auf einen Städtebund gestützt, ein Königtum zu begründen versuchte, während Jephta, der nach einem Gelübde seine Tochter opferte, im Osten ähnliches vollführte.

Seitdem aber von den Philistern die Gefahr völliger Unterwerfung drohete, begann das Nazionalgefühl zu erwachen, das sich bei dem sagenhaften Helden Simson in vereinzelten Taten des Hasses, bei dem Hohenpriester Eli in dem Versuche, das Volk um die Bundeslade zu schaaren, kund gab. Auch dieses war noch vergeblich, denn bei Ausbreitung des Volkes in dem von Natur vielfach geteilten Lande war die Einheit des Gottesdienstes, der seinen Mittelpunkt in Sichem haben sollte, gestört und unter dem Einflusse der Kanaaniter und Phönizier hatte der Dienst des Baal, wie die Aufstellung von Jehovah Bildsäulen den reinen Gottesglauben zurückgedrängt. Erst als die Philister schon alle Bewohner im Westen des Jordans unterworfen und entwaffnet hatten, begann mit Samuel — dem Profeten — ein neuer religiöser wie politischer Aufschwung. Er stiftete zur Läuterung und Verbreitung des Gottesglaubens Profetenschulen und ermutigte zur Erhebung gegen die Philister. Die gleichzeitigen Angriffe der Ammoniter im Osten des Jordan führten dann zu dem Gedanken nazionaler Vereinigung unter einem König.

Das Volk erkor den Saul 1070 v. Ch. Wurde derselbe aber auch von Samuel gesalbt, so lebte er doch, wenn er nicht zu Felde lag, einfach auf seiner Hufe zu Gibea. Als Saul nach grossen Siegen über die Philister wie über andere Nachbarvölker mit Samuel zer-

fiel, erhob dieser den schlauen und tapferen David, der viel im Hause des Königs galt, zum Gegenkönig. — Von Saul verfolgt schützten ihn dessen Kinder, Jonathan, sein Herzensfreund, und Michal sein Weib vor den Nachstellungen ihres Vaters, bis er endlich eine Zuflucht bei den Philistern suchte. Als Saul nun von diesen bei Gilboa eine schwere Niederlage erlitt, in der auch Jonathan seinen Tod fand, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Aber noch jetzt hielten die meisten Stämme zu Saul's jüngstem Sohne Isboseth, und erst als dieser wie sein Feldhauptmann Abner meuchlings ermordet war, wurde David der sich inzwischen im Einverständnisse mit den Philistern in Juda festgesetzt hatte, als Saul's Eidam zum Könige ausgerufen, 8 Jahre nach der Schlacht bei Gilboa.

Unter David (um 1040 v. Chr.), der nach Befreiung seines Volkes von den Philistern doch deren Städte nicht anzugreifen wagte, erlangte das Reich durch Eroberungen die höchste Ausdehnung und Macht; es erstreckte sich vom roten Meere bis über Damaskus (im Norden) und bis Thapsakus am Uebergange über den Euphrat (im Osten). Das den Jebusitern entrissene Jerusalem (im Süden) mit der Felsenburg Zion wurde der Sitz des Königtums und sollte als Mittelpunkt des nazionalen Kultus geheiligt werden. Hier begründete David durch eine Leibwache und willkürliche Ernennung der Beamten einen orientalischen Despotismus (auch einen Harem). Durch seine Gesänge und Musik verherrlichte David den Gottesdienst bei der dorthin verpflanzten Stiftshütte und liess durch die ältesten Beisteuern zu einem Tempelbau verwilligen. Nachdem um 1000 v. Chr. Salomo (der friedliche) der Sohn von Davids Lieblingsweib Bathseba, als dessen Nachfolger im Königtum den Tempel nebst anderen Prachtbauten aufgeführt hatte, musste das hier konzentrierte Priestertum zu einer festeren Organisazion gelangen, dabei jedoch vom Königtume abhängig werden. Unter der Willkürherrschaft Salomo's wurde Israel aber auch rasch in den grossen damaligen Handelsverkehr eingeführt, zu dessen Förderung er Thadmor (Palmyra — noch gross in seinen Trümmern) auf der Strasse nach Babylon anlegte und sich mit den Phöniziern zur Schiffahrt nach dem Goldlande Ophir (Indien) verband.

Den weitverbreiteten Ruhm seiner Weisheit (Naturkenntnis und Sittensprüche) schmälerte er durch Ueppigkeit (einen Harem mit 1000 Weibern) und Bedrückung des Volkes (ein stehendes Heer und harte Steuern) wie durch Einführung des Götzendienstes der Nachbarvölker.

Bei Salomo's Tode zeigte sich, dass das despotische Königtum noch nicht durch Erblichkeit befestiget war. Das Volk dachte an eine neue Wahl auf der alten Malstätte zu Sichem. Hier verlangte es von Salomo's Sohn Rehabeam Erleichterung des Druckes; als dieser aber auf strenge Machtübung pochte, musste er zufrieden sein, dass die Stämme Juda und Benjamin (in dessen Gebiete Jerusalem lag) an ihm als dem Sprössling David's festhielten. Die zehn nördlicheren Stämme bildeten unter dem tapfern Ephraimisten Jerobeam das Reich Israel (975 v. Chr.).

Von nun an blieben die Reiche Juda und Israel getrennt, und der Götzendienst, den die Könige von Israel in ihrer Hauptstadt (erst Sichem, später Samaria) einführten, beförderte Zwistigkeiten, bei denen die beiden Reiche selbst die Hülfe der Nachbarstaaten gegen einander anriefen (damals besonders Assyrier und Aegypter). Zur Herstellung des reinen Gottesdienstes erhoben sich Profeten gegen die Könige, wie in Israel Elias gegen Ahab und sein Weib Isabel aus Tyrus, Elisa gegen deren Tochter Atalja, die in Juda nach ihrem Gemal Joram den Thron bestiegen hatte. Bei nunmehrigem friedlichen aufblühen der beiden Reiche, verkündeten begeisterte Männer eine höhere sittliche Auffassung des Gottesglaubens, in Israel (seit 800) Amos und Hosea, in Juda vor allem (seit 750) Jesaios und (um 600) Jeremias, die bei Ausbreitung der assyrischen wie später der babylonischen Herrschaft geistige Gottesverehrung als einziges Rettungsmittel gegen nazionale Unterjochung forderten. Diese Profeten nährten auch unter der schmählichsten Zerrüttung den Glauben an die einstige Wiedergeburt des Volkes wie an den Sieg der reinen Religion unter allen Völkern (Messias-Idee).

Immer mehr kamen zwar beide Reiche in Abhängigkeit von den nachbarlichen Erobererstaaten, doch fand Israel bei der Erhebung gegen die Assyrier zuerst den Untergang (722 v. Chr.). Sargon führte den König Hosea mit vielen Vornehmen in die Gefangenschaft nach Assyrien; aus den im Lande zurückgebliebenen und den unter sie verpflanzten Assyriern gieng das Volk der Samariter hervor.

Juda erlag erst (nach 600 v. Chr.) als sich nach der Zerstörung von Ninive das babylonische Reich über den Westen verbreitete. Nach dem Siege bei Karchemisch über die Aegypter zerstörte Nebukadnezar Jerusalem und führte den grössten Teil des Volkes in die Verbannung; Jeremias der mit dem ärmeren Teile seines Volkes zurückblieb, und mit diesem in Aegypten Zuflucht suchte, erhielt

auch hier den Glauben an eine bessere Zukunft, wie die Profeten Ezechiel und Daniel in Babylon, wo sich die bereits festgegründete Hierarchie weiter ausbildete. Sehnsüchtig blickten alle auf die Blütezeit unter David zurück; von einem Könige (Messias d. i. Gesalbter) aus David's Stamme wurde die Wiedergeburt der Nazion erwartet. Im „babylonischen Exil" lernten die Juden in der Tat den Wert ihres Glaubens immer mehr schätzen, und ein Teil des Volkes, der mit Kyros Erlaubnis heimkehrte, begann später einen neuen Tempel in Jerusalem zu erbauen.

Auf die Beschwerde benachbarter neidischer Stämme nahm Kambyses diese von Kyros erteilte Erlaubnis des Tempelbaues zurück; sie ward aber von Darius und Xerxes wieder bestätigt.

Indessen stand der neu erbaute Tempel dem salomonischen bedeutend nach. Priester, insbesondere der Hohepriester, leiteten die öffentlichen Angelegenheiten. Nur die zu den Stämmen Juda und Benjamin gehörigen Juden waren zurückgekehrt, die den übrigen zehn Stämmen angehörigen aber in ihren neuen Wohnsitzen geblieben.

Eiferer unter jenen erzwangen die Trennung von allen babylonischen Weibern. Unter Artaxerxes I. entgiengen die Juden der Gefahr, die ihnen Haman bereitet.

Ptolemäus Philadelphus begünstigte sie und liess ihre heiligen Schriften ins griechische übersetzen.

Eingeklemmt zwischen Syrien und Aegypten wurden sie bald von den Seleukiden, bald von den Ptolomäern hart bedrückt, bis jene (durch den Versuch heidnischen Gottesdienst aufzuzwingen) den Mattathias und seine Söhne (Makkabäer genannt) zum äussersten erfolgreichen Widerstand aufregten. Ein mit den Römern geschlossenes Bündnis stärkte für den Augenblick ihre Macht führte aber allmählich (nicht ohne eigene Schuld und schädliche Parteiung) in Abhängigkeit, ja Knechtschaft. Gabinius, Scaurus, Pompejus, Crassus, Cäsar, Cassius, Antonius u. a. mishandelten und brandschatzten die Juden, bis sie im Kriege wider Vespasian und Titus zum letztenmal den äussersten Widerstand leisteten, dann aber als abgeschlossenes Volk völlig zu Grunde giengen.

Wie bei den Aegyptern muss uns bei den Juden die wunderbare Umkehrung der Verhältnisse in das entgegengesetzte auffallen. Das Volk, welches durch umständliche Förmlichkeitsgesetze an einen Ort, einen Tempel gebunden war, ist in die Unmöglichkeit versetzt diesen Vorschriften Genüge zu leisten, das nur Ackerbau

treiben sollte, entbehrt seit Jahrtausenden des Grundbesitzes, das nicht handeln sollte, lebt fast ausschliesslich von dieser Beschäftigung, das mit keinem Volke in Berührung kommen sollte, ist zerstreut unter alle Völker.

Religiöse Verhältnisse.

Ausgehend von der ehrfurchtsvollen Bewunderung der im Naturleben sich kund gebenden göttlichen Macht gelangten die Hebräer durch die geistige Tätigkeit gottbegeisterter Männer frühe zu der Erkenntnis eines über der Natur und dem Erdenleben waltenden persönlichen selbstbewussten Gottes, dessen Wesen und Eigenschaften sie im Laufe der Zeit immer geistiger ausbildeten. War ihnen Jehova anfangs nur der über den Wolken thronende Stammgott, neben dem auch die Götter anderer Völker eine, wenn auch viel untergeordnetere Existenz hatten, so gestaltete sich, wenn auch unter öfteren Rückfällen zu den Göttern der Nachbarvölker, allmählich unter dem geistigen ringen der Profeten der Gottesbegriff der Hebräer zu einer solchen geistigen Höhe, dass neben ihr alle Vorstellungen der Heidenwelt als nichtig und leer erschienen. Und doch blieb dieser Jehova auch in der erhabeneren Idee der Stammgott des Volkes Israel, an dem die gesammte übrige Welt keinen Teil hatte. Nur Israel war das auserwählte, hochbeglückte Volk Gottes. In dieser Vorstellung lag jedoch der Keim der Selbstüberhebung und nazionalen Abgeschlossenheit und der feindseligen Gesinnung gegen andere Völker, wie sie sich bei der Eroberung des Landes in der blutigen Vernichtung der Urbewohner kund gab. Auch die Gleichgültigkeit gegen alles geschichtliche Leben anderer Völker, so wie jener Menschenhass, den die alten Schriftsteller so streng an den Juden rügen, wurzelte in diesem Glauben an ein Bundes-Verhältnis des heiligen Gottes, aber eben so wurzelte auch andererseits darin jene erhabene Sittenlehre wie sie in „Mose und den Profeten" ihre Träger hat.

Zu der Höhe geistiger Vorstellung Jehovas vermochten sich aber nur die weisen und gebildeten zu erheben, für das Volk wäre die gestaltlose Gottheit unfassbar gewesen, hätte nicht die Priesterschaft Sorge getragen durch feierlichen Kultus, durch Opfer und liturgische Handlungen, durch heitere Feste und religiöse Zeremonien ein Band um die Gemeine Jehovas zu schlingen und in der Seele des Volkes die Vorstellung zu erwecken der unsichtbare und allwissende Gott habe seine Wohnung in ihrer Mitte in dem herr-

lichen Tempel zu Jerusalem. So wurde die geistige Gottesidee mit sinnlichen Formen umgeben, die mit der Zeit mehr und mehr in den Vordergrund tretend allmählich der Jehova-Religion den Charakter eines strengen Gesetzesdienstes mit werkheiligen Handlungen und gebotenem Lippendienst verliehen. In den Kreisen dieser Priesterschaft wurde dann zwar die Psalmendichtung ausgebildet, die bei dem Gottesdienst in Anwendung kam, wurde der geistige Schatz gesammelt, der den nachgebornen Geschlechtern zur Erhebung und Erbauung diente, wurden die überlieferten Gesetze, Rechtsgewohnheiten, Lieder und geschichtlichen Erzählungen aufgezeichnet, die sich Jahrhunderte lang im Munde des Volkes erhalten und fortgepflanzt hatten, wurde aber auch der ganzen geistigen Errungenschaft, dem ganzen Leben und sein des Volkes das Gepräge des heiligen Pragmatismus aufgedrückt, der alle Geschicke und Erlebnisse nur im Spiegel einer beschränkten Teleologie nur als Folgen des Verhaltens gegen Jehova, als selbst verschuldete Strafe auffasste und darstellte.

Staatliche und soziale Zustände.

Unschöpferisch und schwach zeigten sich die Israeliten in der Gestaltung ihres Staatslebens und der bürgerlichen Ordnung. Die patriarchalischen Einrichtungen nahmen nicht ihren naturgemässen Verlauf zum Königtume. Gebrochen durch ägyptische Knechtschaft, mit vielen fremden Elementen vermischt gieng das Volk bei der Besitzname Kanaans nach den Stämmen auseinander, und spaltete sich in kleinen Gaugenossenschaften mit getrennten Sonderinteressen, Die Folge davon war die unvollständige Besitzname des Landes, die Dienstbarkeit einzelner Stämme, die Lockerung der nazionalen Verbindung und die Schwächung des vaterländischen Gefühles.

Diese Zerrissenheit, dieser engherzige Stammessinn verschwand auch nicht als endlich die zwingende Lage der Dinge den Uebergang zum Königtume gebot.

Obwohl die vereinigte Kraft eines energievollen Volkes unter Führung kriegskundiger Könige, das gesammte Niederland (Kanaan) eroberte und die alten Bewohner, denen einst Israel Zins und Schoss bezahlte, tributpflichtig machte und in das Verhältnis von hörigen und schutzpflichtigen zwang, so verwirrte der Stammesneid Judas und Ephraims bald das Reich und hinderte die Ausbildung einer monarchischen Staatsordnung mit schirmenden Rechten und Gesetzen. Nach Salomos despotischer Regierung führte Stammes-Eifersucht zu einer unseligen Spaltung in zwei ungleiche Reiche, zu

Krieg und Hader und gegenseitiger Schwäche. Innerer Zwiespalt, herbeigeführt durch religiöse Meinungsverschiedenheit bei dem eindringen der heidnischen Kulte des phönizischen Nachbarlandes, beschleunigte die Entkräftung, und die Lage zwischen den beiden Grossmächten am Tigris und Euphrat und am Nil verwickelte die beiden Reiche in Kämpfe, denen ihre schwachen Kräfte nicht gewachsen waren und denen sie endlich erlagen.

Die Regierungsform umfasste stets viele demokratische Elemente. In allen wichtigen Angelegenheiten wurde das Volk befragt. Die allgemeine Abstimmung war es, auf welche das Königtum sich gründete. Den Königen scheint nicht einmal das Recht eines Durchzugs ihrer Truppen durch die Städte zugestanden zu sein.

Mit David erfolgte der Abschluss einer Art von Vertragsbund. Indess wusste schon Salomo sich eine despotische Gewalt zu begründen. Das alte Judentum anerkannte kein Völkerrecht, es vertilgte die besiegten und es war ein grosser Fortschritt, dass in späterer Zeit die gefangenen stammverwandten Völker blos zu Sklaven gemacht wurden. Aber das Institut der Sklaverei bestand nicht bloss gegen fremde, sondern auch gegen eingeborne. Der Jude konnte sich selbst in die Knechtschaft verkaufen oder Schulden halber veräussert werden. Der Herr konnte den Sklaven verkaufen, züchtigen, durfte ihn aber nicht tödten.

Das Familienleben war das im Orient gewöhnliche; es herrschte Polygamie mit den Folgen derselben, erst nach der babylonischen Gefangenschaft verschwand dieselbe. Weit ausgedehnt erscheint die väterliche Gewalt.

Der Vater konnte den Sohn als Leibeigenen verkaufen, die Töchter, wenn Söhne vorhanden, waren ausgeschlossen von der Erbfolge. Die Diätgesetze hatten ausser der Reinlichkeit den Zweck die Abgeschlossenheit von Fremden zu erhalten.

Sie griffen tief in die bürgerlichen Verhältnisse ein, und hemmten sowohl gegen aussen als im innern, letztes schon durch zahllose Unreinerklärungen von Sachen und Menschen. Die Strafgesetze sind roh; überall herrscht die Strafe der Vergeltung Aug um Auge, Bein um Bein. Daneben die Blutrache.

Das Gerichtswesen war nicht minder roh. Man hielt es nicht der Mühe wert darüber etwas schriftlich festzusetzen. Zinsen sollten nur von Ausländern nicht von Hebräern genommen werden. ein Gesetz, was man in dem Augenblick des befehlens auch schon allemal zu vereiteln weiss. Die mosaische Gesetzgebung wollte

ausser dem Ackerbau keinen Industriezweig befördern. Auch Handwerke und Gewerbe wurden schlecht betrieben.

Die technische Geschicklichkeit der Juden war ziemlich gering. Noch zu Saul's Zeit hatten sie keinen Schmied im Lande, der Schwerter und Spiesse fertigen konnte und mussten sich sogar Pflugscharren, Karsten, Hauen, Beile, Gabeln bei den Philistern schärfen lassen.

Manche Handwerke, besonders die gröberen, wurden von den Familienvätern selbst geübt, während backen, weben, wirken, schneidern und ähnliches den Hausfrauen zufiel. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft scheint einiges Gewerbswesen entstanden zu sein.

Dagegen lässt sich nicht verkennen, dass der Ackerbau hoch in Ehren stand. Der Boden wurde fleissig bearbeitet.

Doch gab es mancherlei drückende Satzungen. So durfte in jedem 7. Jahre in ganz Palästina kein Acker angebaut und nie ein Feld mit zweierlei Frucht zugleich besäet werden.

Das Eigentumsrecht blieb dabei beschränkt. Niemand konnte seinen Acker verkaufen, sondern ihn bloss auf 50 Jahre verpachten, oder aber ihn Gott (d. h. den Priestern) schenken. Endlich musste der Landmann nicht weniger als 3 Zehnten geben, einen für die Leviten, einen für den König und einen für Opfermahle, wozu Priester, Witwen, Waisen und Freunde beigezogen wurden.

Trotz der gesetzlichen Hinweisung auf den Ackerbau blieben auch die Hirten geachtet. Rinder, Schafe, Esel, Kameele, erscheinen wichtiger als Pferde. Weizen und Gerste waren die wichtigsten Getreidearten, des Wein-, Obst- und Oehlbaues geschieht häufige Erwähnung. Gesetze, welche die Beförderung des Handels bezwecken, finden sich nicht, auch der Seehandel wurde ungeachtet der günstigen Lage des Landes vernachlässigt.

Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Ueberaus gering erweiset sich die wissenschaftliche Bildung der Juden. Selbst die vorhandenen unbedeutenden Anfänge von Kultur scheinen zunächst blos auf die Leviten beschränkt gewesen zu sein. Diese waren Richter und Aerzte. Die exakten Wissenschaften fanden gar keine Berücksichtigung, den Standpunkt der Naturwissenschaften kennen wir aus den vielen in der hebräischen Literatur erwähnten fabelhaften Tieren, den der Astronomie aus der Schöpfungs-

geschichte, welche die Entstehung der Erde vor den Gestirnen erzählt und aus der Sage von Josuas Befehl an die Sonne.

Die historische Wissenschaft war so mit Poesie durchwirkt und vermischt, dass sie nur mit den grössten Schwierigkeiten, teilweise absolut gar nicht von derselben losgelöst werden kann.

Der einzige Kulturzweig in dem bedeutendes geleistet wurde, wo überhaupt Selbständigkeit herrscht ist die Poesie. Die Dichtkunst der Israeliten, deren Anfänge bis in Moses und Josuas Zeiten hinaufreichen, zeichnet sich durch edle Einfachheit, grosse Kraft, Erhabenheit und Originalität aus und unterscheidet sich von jeder anderen Nazionalpoesie, sowohl durch die vorherrschende religiöse Tendenz als durch die äussere Form, welcher ein bestimmtes Metrum fehlt und deren Rythmus nur in einem Ebenmasse der grösseren Redeabschnitte (Sätze) mit Vernachlässigung der kleineren (der Silben) besteht. Die Israeliten kannten weder Epos noch Drama, ihre Dichtungen sind nur lyrischer oder didaktischer Art. Die religiöse Lyrik erscheint in den Psalmen Davids auf dem Gipfel der Vollendung.

Hier ist die höchste Kraft der Gedanken mit der edelsten Sprache vereiniget. Das vollendetste Erzeugnis weltlicher Lyrik ist das hohe Lied (d. i. Lied der Lieder), angeblich vom Könige Salomo. Es schildert die treue Liebe der Sulamit (in Salomos Harem) zu einem Hirten. Das lyrisch didaktische Buch Hiob zeigt an den Schicksalen eines Unglücklichen wie es Vermessenheit sei, über Gottes Absichten in der Weltregierung abzuurteilen und insbesondere die Ursachen des Glücks und Unglücks einzelner Menschen erforschen zu wollen. Lyrisch-didaktischer Art sind auch die Klagegesänge der 4 grösseren Profeten: Jesaias, Jeremias, Hesekiel (Ezechiel), Daniel und der 12 kleineren. Rein didaktisch sind die Sprüche Salomos eine umfassende Sammlung einzelner Sentenzen, welche das reine Jehovatum im Gegensatze zum semitischen Naturdienst einprägen.

Was die bildenden Künste betrifft, so fehlte den Juden eine eigentlich künstlerische Natur und Richtung; ihre Vorliebe für das abstrakt geistige liess sie den Wert der veredelten sinnlichen Welt bis zur Vertilgung von Kunstwerken verkennen und nicht ahnen, was Griechen und Römer durch die Kunst für die Religion zu bewirken im Stande waren.

Auch von höherer Baukunst verstand man nichts. Um den viel gerühmten und doch ärmlich ausgestatteten salomonischen Tempel

aufzuführen, hatte man fremde phönizische Baumeister nötig, auch die Steinmetzen standen unter tyrischer Leitung. Gefässe und Zieraten musste man gleichfalls von den Phöniziern beziehen. Mehr Eingang als Malerei, Bildhauerei und Architektur fand die wahrscheinlich choralmässig geübte Musik.

Die Phönizier.

Das Land.

Phönizien ist der 25 Meilen lange, aber schmale Küstensaum Syriens. Die Vorhöhen des Libanon treten hier dicht an das Meer und lassen nur kleine Ebenen, durch welche die Gebirgsbäche dem Meere zufliessen. Im engsten Raum drängen sich die verschiedensten Stufen des Klimas und der Produkzion zusammen. Von den öden Schneegipfeln des Libanon zu den waldbedeckten, gute Weidetriften bietenden Bergrücken, und von da bis zu dem sandigen, heissfeuchten Küstensaum findet sich ein schneller Uebergang. Die Bevölkerung, welche einmal von den Gebirgen herabgedrängt war, musste ihre Existenz durch die äusserste Kraftanstrengung und Furchtlosigkeit vor Gefahren gründen, sie fand sich auf das Meer als die Quelle ihrer Nahrung hingewiesen. Die Lage der zahlreichen Häfen und die günstigen Bedingungen in Winden und Meeresströmungen luden von selbst zur Weltschiffahrt ein.

Die Herkunft der Phönizier ist ein viel bestrittenes historisches Problem. In der mosaischen Völkertafel sind alle kanaanäischen Völker, wozu auch die Phönizier gerechnet werden Abkömmlinge Hams, folglich Stammverwandte der Aegypter und Südländer; der Sprache und Kultur nach gehören sie jedoch zu den Semiten. Dieser Widerspruch der Wirklichkeit mit der hebräischen Ueberlieferung rührt von dem Nazionalhass der Israeliten her, die es liebten ihre kanaanäischen Feinde als die fluchbeladenen Abkömmlinge Hams hinzustellen, man müsste denn eine so späte Ansiedlung annehmen, dass die in Kanaan bereits herrschende semitische Sprache die eigene Stammsprache der Phönizier hätte verdrängen können.

Als älteste Stadt wird Sidon genannt, welcher Stadtname schon auf das Gewerbe der ältesten Bewohner den Fischfang hinweisst. Südlich davon lag eine Anlage derselben, Sarepta. Weit berühmter ward Tyrus (Zor der Felsen) sie reicht in ein hohes Alter hinauf und erscheint schon zur Zeit der Einwanderung der

Israeliten als reiche und mächtige Stadt. Etwas später wurde auf einer wasserlosen Felseninsel unweit davon eine neue, die alte durch Grossartigkeit der Anlage und der Gebäude schnell verdunkelnde Stadt gleichen Namens angelegt. Die Bewohner der Städte Berytus und Byblus (Gebal) werden als eine besondere phönizische Völkerschaft (Gibliten) genannt und auch Aradus (Arvad) muss für eine mit Sidon gleichzeitig oder doch von ihm unabhängig angelegte Stadt gelten. Eine gemeinschaftliche Gründung der Sidonier, Tyrier und Araditen war die zwischen Byblus und Aradus gelegene Stadt Tripolis.

Geschichte.

Sichere chronologische Data lassen sich aus der ältesten Periode der phönizischen Geschichte die man die vorsidonische nennt und bis 1500 v. Chr. heraufführt nicht gewinnen. Des hohen Alters der Stadt Tyrus wurde bereits gedacht aber Berytus und Byblus scheinen noch älter zu sein. Der Reichtum des Bodens, die Lage zwischen den Kulturländern des Ostens und Aegypten musste der Entwicklung sehr förderlich werden. Die Phönizier sind unläugbar bei den Aegyptern in die Schule gegangen und haben ägyptische und mittelasiatische Bildungselemente den Völkern des Westens gebracht, den sie erst eigentlich eröffneten. Den noch unzivilisierten Völkern des gold- und silberreichen Westens gegenüber waren sie mit ihren Waaren ebenso in Vorteil als die Europäer drei Jahrtausende später den Unreinwohnern Amerikas gegenüber, nur ist der Unterschied, dass diese — ein schwächeres Geschlecht — vor den Europäern erlagen, die Westvölker des Altertums hingegen von den Phöniziern lernten, an ihnen erstarkten und sie dann von den Märkten vertrieben. In der 2. Periode führt das „grosse Sidon" die Hegemonie über die phönizischen Städte; noch in der alexandrinischen Zeit waren die Königslisten vorhanden, die jetzt verloren sind. Der Handel war schon grossartig, Kolonien in weitester Ferne gegründet. Sidonische Münzen hoben noch in später Zeit diesen Vorzug vor Tyrus hervor, auf den Inschriften derselben heisst es: „Von den Sidoniern, Metropole von Kambe, Hippo, Kittium, Tyrus." Kambe ist Karthago, und die Sidonier rechnen als ihre späteste Kolonie Tyrus an, um dessen Stolz zu beschämen. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Kolonie Itanos auf Kreta, Kythere einer Insel an der Küste des Peloponnesus und Oliaros. Die dritte Periode phönizischer Geschichte reicht von 1209—813 v. Chr. von der Auswanderung vieler Sidonier nach Tyrus, wodurch diese Stadt

die mächtigste ward bis zur Auswanderung vieler vornehmen Geschlechter unter Elissa oder Dido nach Kambe, das von da an Neustadt oder Karthago genannt wurde. Der Grund der Auswanderung war Bedrängnis durch die Philister; Tyrus schwang sich schnell empor. Schon in Samuels Zeit heissen die Fürsten der Tyrier die Bedränger Israels, zur Zeit Davids und Salomos steht Tyrus auf dem Gipfel seiner Macht. Zwischen den Königen von Tyrus und Jerusalem war lange freundschaftliche Verbindung, die Fahrten nach Ophir wurden gemeinsam unternommen. Der erste König war Abibaal der 980 starb. Glanzvoll war die Regierung des Königs Hiram 980—947; er erweiterte Inseltyrus dadurch, dass er die vor der grösseren Insel liegende kleine Insel mit dem Heiligtume des Melkarth durch Aufschüttung mit der grösseren Insel verband, auch die Seite gegen das Festland widerstandsfähiger machte. Die verfallenen Tempel wurden wieder hergestellt. Mit David war er befreundet, Salomo war sein Tochtermann. Sein Sohn Baleastartos (947—940 v. Chr.) starb nach kurzer Regierung. Unter seinen Nachfolgern zerrütten Empörungen den Staat, und erst nach langen inneren Stürmen, deren Verlauf wir nicht mehr genau kennen, kam Tyrus wieder unter Balezor zur Ruhe. Während dieser Zeit nahmen die Ansiedlungen in Nordafrika derart zu, dass bereits in Mauretanien die Kolonie Auza gegründet wurde. Balezor der nur 8 Jahre regierte (865—858) hinterliess dem Mutton das Königtum, dem jüngeren Sohne Sichäus oder Sicharbas das hohe Priestertum. Mutton starb 833 und hinterliess 2 Kinder Elissa fälschlich Dido genannt und Pygmalion. Nach des Vaters Wunsche sollte Elissa mit Pygmalion regieren und dem Sichäus vermält und dadurch die priesterlich aristokratische Partei gestärkt werden. Doch das Volk entschied sich dagegen, Pygmalion ward zum Alleinherrscher erhoben, Sichäus später ermordet. Da floh Elissa mit den Schätzen, dem grössten Teil der Flotte, und mit den edelsten Geschlechtern nach Kambe, das nun Neustadt Kartchadascha (Karthago) genannt wurde. Karthago wurde neu begründet, 813 oder 814. Nach und nach kamen neue Auswanderungen dazu; die aristokratische Partei verlor in Tyrus alles Terrain dem Volke gegenüber und wanderte aus, Tyrus sank, Karthago stieg. Während dieses unter den Parteikämpfen in der Mutterstadt sich nun von Tyrus abhängig erklärte, und eine Menge Kolonien unterwarf, türmten sich gegen Tyrus schwer zu bestehende Gefahren. Die mittelasiatischen Grossmächte strebten nach dem Meere, nach dem Reichtum, den Schiffen und

den Handelsverbindungen der Phönizier. Diese hätten mit den Syriern, Juden und Israeliten zu einer bewaffneten Neutralität zwischen Aegypten und der Grossmacht .im Osten sich einigen sollen aber sie zerrieben sich unter einander, oder erlagen im Kampfe den Assyriern oder Aegyptern, die sie als Feinde behandeln mussten, da sie nicht Aegyptens Schild gegen die Assyrier sein wollten. Schon Salmanassar IV. bekämpfte Tyrus. Auch fielen von den Tyriern Sidon, Arke, Palätyros (das Tyrus auf dem Festlande) ab. Jedoch Inseltyrus widerstand auch einem 2. Zuge des Salmanassar. Doch störten diese steten Kriegszüge den Handel, dezimierten die Bevölkerung oder führten diese gänzlich hinweg. Die Kolonien machten sich unabhängig, oder wurden von Griechen, Kelten und anderen Völkern weggenommen; viele kamen in den Besitz der Karthager. Necho setzte sich in Phönizien fest; als er bei Karchemisch geschlagen wurde kam das Land unter die Chaldäer. Nach der Zerstörung Jerusalems hielt sich nur Inseltyrus gegenüber einer Belagerung die 13 Jahre andauerte. Das Unglück mehrten politische Parteikämpfe. Es gab eine babylonische und ägyptische Partei. Revoluzionen kamen im innern vor, wir finden bald Könige bald Suffeten und die letzte Kolonie Kypros gieng verloren. Viele Tyrier wanderten nach Karthago aus, dessen Macht Hanno 590—570 neu begründete.

573 hatte sich Tyrus den Babyloniern ergeben; mit der babylonischen Monarchie kamen die Phönizier 538 an die Perser. Diese gewährten ihnen gute Bedingungen; sie behielten ihre Grenzen, Gesetze, Verfassung, hatten dafür 350 Talente jährlich Tribut zu entrichten und dem Könige im Kriege Schiffe zu stellen. Der Handel hingegen war geschützt und nahm neuen Aufschwung. Unter Xerxes änderten sich jedoch diese Verhältnisse. Die Kämpfe gegen Griechenland versetzten dem Handel der Phönizier schwere Schläge, je schwächer das persische Reich wurde, desto härter wurden unter der Satrapenwirtschaft die Lasten. Unter Tennes unternahmen die Sidonier einen Aufstand sie erlagen (351) und ihre Kraft war gebrochen. Nur Tyrus verteidigte gegen Alexander die persische Sache. Nach der Eroberung desselben, zog mit der Gründung Alexandrias der Handel sich in diese Stadt. Das griechische und mazedonische, später das römische Element überflügelte überall das phönizische; die einzelnen Städte bestanden noch ohne Könige fort, aber weder Fabrikazion noch Handel hatten die alte Bedeutung.

Verfassung.

Königtum, Aristokrazie und Volk teilten die Macht mit einander. In der Aristokrazie finden wir die Zahl 3 und 10 immer wieder kehren. 3 Tribus kommen vor, jeder hat 10 Genossenschaften, jede Genossenschaft 10 Geschlechter. Die Vertreter der 300 Geschlechter bilden den grossen, die der 30 Genossenschaften den kleinen Rat, und aus beiden gieng das Zehnerkollegium eine Art Geheimrat hervor. An der Spitze der Aristokrazie stand der Hohepriester, dem zur Unterstützung in seiner königlichen Amtswaltung ein Richter (Schopheth) beigegeben wurde. Das Königtum hat sich erst später gebildet. Die alten Geschlechter waren allein zur Verwaltung der Aemter befähiget, wenigstens in früherer Zeit. Der städtische Pöbel errang sich Rechte erst im Verlaufe der späteren Zeit; dieses scheint hingegen den Leibeigenen, welche als Pächter das Land bebauten, so wenig gelungen zu sein, als den tausend und aber tausenden von Fabrikarbeitern. Diese waren und blieben Sklaven. Die innere Geschichte der einheimischen Städte scheint der römischen ähnlich gewesen zu sein. Die arbeitende Klasse erringt im Gefühl ihrer Notwendigkeit und ihres Reichtums immer mehr Rechte und stürzt zuletzt die Aristokrazie. Ehrgeizige Grosse, oft die Könige selber, stellen sich an die Spitze des rechtslosen Volkes um durch dasselbe Macht zu erringen. Die Aristokrazie sucht durch die Absendung von Kolonien oder Krieg die Macht des gemeinen Volkes zu brechen. In den 5 Staaten Sidon, Tyrus, Berytus und Byblus finden wir erbliches Königtum. Doch ist dasselbe nie absolut. Der König befehliget Heer und Flotte, ist oberster Richter, die eigentliche Macht liegt aber in den Händen des Senats an dessen Zustimmung er gebunden ist. Neben dem Königtum finden wir ein dasselbe beschränkendes Hohepriestertum. In Tyrus z. B. ist der Oberpriester des Melkarth der erste nach dem König, trägt den königlichen Purpur, vertritt die Aristokrazie dem Könige und Volke gegenüber und besitzt ausser grossem Grundeigentum sogar den Zehnten auf den Kolonien.

Wie die innere Verfassung der Städte noch im aigen Dunkel liegt, so das Verhältnis der einzelnen kleinen Staaten zu einander.

Sidon, Tyrus und Aradus bildeten eine Eidgenossenschaft, in der zuerst lange Zeit Sidon, dann Tyrus, dann wieder Sidon die Vorortschaft führte. Als Bundesstadt ward Tripolis gegründet ausserhalb dem Gebiete der 3 Staaten und in 3 befestigte 3 Stadien

von einander entfernte Quartiere geteilt. Dahin kamen mit dem Könige 100 Senatoren aus jeder Stadt zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Die kleineren Staaten standen unter dem Schutze oder der Abhängigkeit eines dieser 3 Staaten. Der Vorort scheint Anführer im Kriege gewesen zu sein, seine Oberherrschaft beruhte auf der Macht und war darum auch von den unterworfenen gründlich gehasst. Bei allen Kriegen gegen Tyrus finden wir die phönizischen Städte mit den Eroberern gegen die Inselstadt im Bunde.

Kolonien und Handel.

Uebervölkerung, Bedrängnis durch Feinde, politische Parteikämpfe, endlich streben nach Gewinn veranlassten die Begründung von Kolonien. Wo ein günstiger Ort war für den Kleinverkauf oder für die Fabrikazion, wo Metalle im Gebirge sich fanden, da liess man sich nieder. Bedrängnis durch Feinde, durch Handelsrivalen führten auch die Vereinigung kleinerer Kolonien zu einer grösseren herbei und so entstanden Städte. Die Verfassung war wie im Mutterlande, zu dem man mehr oder weniger im Verhältnis der Abhängigkeit blieb, je nachdem die Kolonie vom Staate oder von Privaten ausgegangen war. Jedenfalls wurden immer Gesandte zu allen Festen und nach Tyrus für das Heiligtum des Melkarth der Zehente von allen Einkünften und aller Kriegsbeute gesandt.

Stazionsplätze phönizischen Handels sind in Asien Dan, Hamath, Tarsus, Myriandros, am Meerbusen von Issus, Laodikäa in nördlicher Richtung; südlich dagegen Dor, Joppe, wo der Haupthandel mit Judäa stattfand, Askalon, der Berg Kasius; die Hafenorte Elat und Eziongeber; die Niederlassungen auf den Bahreininseln weisen auf den Verkehr mit Arabien, Persien und Indien hin; hier war zugleich ein Hauptort für Perlenfischerei. Im mittelländischen Meer besassen die Phönizier Kypros, das den Königen von Tyrus Tribut bezahlte, Rhodos bis zur Ankunft der Dorer, die kleineren Inseln Thera Melos, Paphos, Oliaros, Kythere, von wo der Kult der Aphrodite sich über Griechenland verbreitete; die Insel Thasos war der Stazionsplatz für den Handel mit Thrakien, in dem sie Goldbergwerke besassen.

Aus dem Bosporus und Pontos sind sie früh von den Griechen verdrängt worden und fehlen uns darum nähere Nachrichten über ihre ehemaligen Besitzungen. Auf Kreta besassen sie die Städte Itanos und Lampe. Wenden wir uns nach dem westlichen Teile des Mittelmeeres, so finden wir die Phönizier vor allem in Sizilien,

von dem alle Vorgebirge wie die umliegenden kleinen Inseln ihnen gehörten; Heraklea hat diesen seinen Namen erst seit 651, wo die Griechen sich seiner bemächtigten, früher hiess es Makara, das Vorgebirge aber Rus Melkarth = Kopf des Melkarth. Der phönizische Name von Panormus ist Machanath (= Lager) Motyn und Solonis sind uralte phönizische Städte und standen, wie wahrscheinlich alle Städte auf Sizilien, unter der Oberhoheit von Tyros.

Malta, phönizische Melite, gehörte in älterer Zeit den Sidoniern und war mit seinen vortrefflichen Häfen ein bequemer Stazionsplatz für den Handel; Comino hiess bei ihnen Gaulos und war wie Gozzo in ihrem Besitze.

Phönizisch war die Insel Kossura, die in den Zeiten der Blüte Karthagos als selbstständiger Staat eine grosse Seemacht besass; auf ihren Münzen heisst sie „die Insel der Kinder,“ nämlich des Kabiren Chusor.

Sardinien war mit einem Saum phönizischer Ansiedelungen umgeben. Die Urbevölkerung von Sardinien, Malta, Gozzo war aber nicht phönizisch, sondern libysch; von den Libyern stammen auch die Denkmäler auf diesen Inseln her, die man mit Unrecht lange Zeit für Ueberreste phönizischer Kunstentwickelung gehalten hat; man kannte die Phönizier zu wenig, da man ihnen so rohe Machwerke zueignen mochte. Korsika, die Balearen und Pithyusen waren Zwischenstazionen für die Fahrt und den Handel nach Spanien; Pithyusä ist eine wörtliche Uebersetzung des phönizischen Namens Iberoschim = Fichteninsel. Von Spanien besassen die Phönizier früher den Südwestteil, den sie Tarsis nannten, woher Tartessus und Turditanien.

Aus diesem metallreichen Gebiete zogen sie den grössten Gewinn. Die Eingebornen scheinen den Wert des Goldes und Silbers so wenig gekannt zu haben, als später die Wilden in Nordamerika. Aristoteles sagt: „Die ersten Phönizier, welche nach Tartessus schifften, sollen für Oel und andern Schiffertrödel, den sie einführten, soviel Silber als Gegenladung eingenommen haben, dass die Schiffe es weder fassen noch tragen konnten, wesswegen sie bei ihrer Abfahrt alle Geräte, sogar alle ihre Anker von Silber verfertigten.“

Den gewinnreichen Alleinhandel mit diesem Lande scheinen die Tyrier vom 16. bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Christi besessen zu haben; von da an kolonisierten die Karthager dieses Land. Aus den Handelsstationen, die sie die Flüsse hinauf anlegten, wurden nach und nach Städte. Auch in Gallien gewannen sie nach

und nach die Flusstrassen der Rhône und Garonne. In Toulouse werden viele phönizische Münzen gefunden, Tolosa ist phönizisch und heisst Dolmetscherort, Narbonne heisst Leuchte des Baal.

Massilia gehörte den Phöniziern lange vor der Ankunft der Phokäer; die Rhône hinauf gewannen die Phönizier vielleicht die Handelsstrassen des Rheines und der Seine; Tacitus spricht von Säulen des Herkules an den Mündungen der Schelde und des Rheines; diese Herkules-Säulen sind aber wahrscheinlich nichts anders als phönizische Schiffahrtszeichen zur Warnung vor Untiefen und Klippen, gesetzt im Namen des phönizischen Herkules, des Sonnengottes Baal Hamman (Palämon).

Solche säulenartige Steinmäler und Leuchttürme, zum Anzeichen wo der beste Fahrweg sei, fanden sie namentlich viele in der sizilisch-libyschen Meerenge wie bei der Ausmündung des Mittelmeeres in den Ozean. — Nordafrika war bedeckt mit phönizischen Kolonien von der grossen Syrte bis zu der Insel Kerne der heutigen Insel Arguin. Unter den Libyphöniziern, westlich von der grossen Syrte hat Kadmos mit der Harmonia nach alter Sage 100 feste Städte gegründet. Die phönizischen Ackerbauer an der Küste sollen aus Phönizien vor den Israeliten unter Josua geflohen sein; hier wurde phönizisch gesprochen, bis die Anhänger Mohameds das Land eroberten. Die Bewohner des Binnenlandes hingegen betrieben den Handel mit dem inneren Afrika. Leptis war von flüchtigen Sidoniern, Hadrumet von Tyriern gegründet; der Grund zu Karthago schon im 12. Jahrhundert gelegt, Utika um 1100 gegründet.

Am atlantischen Gestade im heutigen Marokko hatten die Tyrier 300 Städte gegründet, bis 30 Tagereisen unterhalb des Lixus reichten ihre Ansiedlungen; als Tyrus sank, erlagen diese Kolonien den wilden Stämmen, einen Teil derselben hatte jedoch Hanno für Karthago wieder erobert.

Der Handel der Phönizier.

Der Ausdehnung ihrer Besitzungen entspricht die Vielseitigkeit des Handels der Phönizier. Mit allem handelte der Phönizier: er war der Schacherjude in der alten Welt. Hoffte er in irgend etwas ein Geschäft zu machen, war er vermöglich genug, so rüstete er ein Schiff aus und fuhr dahin, wo er einen guten Absatz für seine Waare hoffte. Die Kauflustigen kamen dann zu ihm auf's Schiff, oder er stellte in Gezelten, nahe dem Orte der Landung,

seine Waare aus, oder zog mit dem Zwerchsack durch die nahen Dörfer.

Er nahm Geld oder Rohprodukte, die er in einem andern Lande teuer zu verwerten hoffte, für seine Waaren an; mit allem und jedem konnte er handeln; ein Phönizier hat in einem Stücke des Plautus Riemen, Röhren, Nüsse, Heugabeln und Schaufeln feil und lässt um Geld zugleich eine Menagerie von afrikanischen Tieren sehen; zog er ab, so machte er sich kein Gewissen daraus, Kinder zu stehlen und in einem anderen Lande als Sklaven zu verkaufen. Handlungshäuser und Staaten betrieben den Grosshandel, legten Kolonien an, oder erwarben sich ganze Quartiere in grossen Städten, Faktoreien, in denen sie gewisse Privilegien und eigenes Gericht besassen. Die Schiffe der Phönizier vermittelten den Austausch zwischen den entferntesten Völkern der alten Welt, in allen Häfen flatterten ihre Wimpel. Für Wein und Bauholz, das sie nach Aegypten lieferten, holten sie dort feine Byssuszeuge, Glaswaaren, zierliche Geräte, die sie zu andern Völkern brachten; grössere Handelsstazionen waren der Berg Kasius, ein Stadtquartier in Memphis und die Häfen am roten Meer.

Sie betrieben den ägyptischen Handel nach Arabien, Indien, Aethiopien und mit dem inneren Afrika. Desgleichen war der Handel Arabiens in ihren Händen; durch das Land der Edomiter kamen die Phönizier an den älanitischen Meerbusen und von da, zu Schiffe zum Handelsvolk der Sabäer, von dem sie Weihrauch, Gold und edle Rauchwerke aus dem östlichen Afrika bezogen; Stazionsplätze waren Aden und Jemen. Arabien lieferte auch das Schlachtvieh für die vielen Opfer.

Der eigentliche Handel aber mit dem östlichen Asien war Karavanenhandel und führte auf drei verschiedenen Strassen durch die Euphratländer. Die eine über Dan und Hamath, die andere über Palmyra an den oberen Euphrat, die dritte direkt durch die Wüste zu den Stazionsplätzen an der Mündung dieses Flusses; auf diesen Wegen bezogen sie Waaren aus Indien und Sina (von den Seren), seidene und baumwollene Stoffe, indische Narde, Perlen und Edelsteine. Aus Armenien holten sie Maultiere und Rosse, aus den Ländern des Kaukasus eherne Gefässe, Jünglinge und Mädchen für die Harems. Inschriften und Münzen bezeugen ihren grossen Einfluss auf Kilikien, Kappadokien und Lydien. Aus Israel und Juda bezogen sie Weizen, Gerste, Oel, Balsam und lieferten dafür Waaren aller Art; in Jerusalem war ihnen deshalb

ein besonderes Stadtviertel eingeräumt. Von den Syrern bezogen sie Wein und Baumwolle. So bedeutend der Handel mit den Griechen in frühester Zeit war, so nahm er doch eigentlich erst in der nachhomerischen Zeit seinen Aufschwung. Rauchwerke, Salben, Aromen und Spezereien kamen erst da bei den Griechen in Gebrauch und wurden von den Phöniziern aus dem Osten geliefert, wie sie ihnen die Meeraale und Tunfische aus Spanien brachten. Die Namen derselben wie die der Edelsteine, Musikinstrumente, Schreibmaterialien, Masse und Gewichte sind nicht griechisch, sondern phönizisch. In Athen war ein Hauptsitz des phönizischen Handels, das Hierodulenwesen in Korinth kommt von dem Aufenthalt der Phönizier her, in Milet waren phönizische Handlungshäuser, (von einem derselben stammte der Philosoph Thales) ebenso finden sich dergleichen in den Küstenstaaten des Bosporus, des Pontus und der Mäotis. Auch der italische Handel war in den Händen der Phönizier. Von Sizilien, wo sie so viele Kolonien hatten, versteht es sich von selbst. In Etrurien bezeugen es die Gräberfunde von Alsium, Pyrgoi und Zambra und Cäre: Gefässe mit Tiergestalten aus Babylon und Ninive, Ptahbilder, Skarabäen und alabasterne Salbengefässe mit Hieroglyphenschrift aus Aegypten, bemalte Straussenеier aus dem innern Afrikas. Rom scheint diese Produkte aus Tyrus und Sor bezogen zu haben.

In Sardinien, Spanien und an Afrikas Nordküste liessen die Phönizier keine Nebenbuhler aufkommen, sie betrieben den Alleinhandel, machten beliebige Preise und zogen ungeheuren Gewinn. Der Handel mit Spanien war am einträglichsten. Nirgends auf der Welt, sagt Strabo, findet sich Gold, Silber, Erz und Eisen in solcher Menge und so gut; das Gold wird nicht gegraben, sondern rollet in Flüssen und wird sogar aus trockenem Sande gewaschen. Dazu kommt noch feine Schafwolle, eingesalzene Fische namentlich tartessische Muränen und Tunfische, welche die Phönizier bis nach Jerusalem verhandelten. Die Kolonie Malachat hat vom marinieren den Namen, der Einsalzung bedeutet.

Nebstdem wurden noch ausgeführt: Wachs, Honig, Pech, Kokkos und Zinnober. Aus dem nördlichen und inneren Afrika wurden die Produkte desselben bezogen. (Der eine Weg in das innere Afrika gieng durch das Land der Garamanten, der andere durch das südliche Marokko.) Den Handel an der atlantischen Küste Westafrikas bis zur Insel Kerne, betrieben die Bewohner von Gades, das Land ist eines der fruchtbarsten und es lockte das Gold des Sudan. Doch

erlagen später diese Kolonien der Tyrier den Angriffen der eingebornen Stämme.

Auch die kanarischen Inseln waren im Besitze der Phönizier, ergiebiger Tunfischfang und Purpurfärberei wurden hier betrieben. Es war um das Jahr 1250 v. Ch., dass die Phönizier kühn die Säulen des Herkules überschritten und sich den Wogen des atlantischen Ozeans anvertrauten.

Dass sie nordwärts bis Britannien gelangten, ist kaum zu bezweifeln, minder wahrscheinlich, dass sie das Elektron oder den Bernstein gleichfalls von der Ostsee holten, vielmehr mag ihnen derselbe eher über Massilia und die Poländer zugekommen sein.

Bei einem so ausgedehnten Handel mussten die Phönizier natürlich eine sehr grosse Handelsmarine unterhalten. Ueber ihre numerische Stärke zu verschiedenen Zeiten ist uns nichts bekannt, wohl aber wissen wir, dass sie sich um Verbesserung des Schiffbaues, der Schifffahrt wie des Seewesens überhaupt verdient machten.

Ihre Tarsis und Handelsschiffe grösster Art erregten die Bewunderung der Zeitgenossen und phönizische Seeleute, denen man insbesondere musterhafte Ordnungsliebe und seltene Umsicht und Genauigkeit nachrühmte, behaupteten den Vorrang vor denen aller anderen Nazionen.

Der Lauf der Gestirne, besondere Himmelserscheinungen, Winde, Meeresströmungen, selbst der Flug der Vögel und das Vorkommen gewisser Fische wurden aufmerksam beobachtet und mussten dazu dienen ihnen den Pfad über die Meeresflut zu ebnen.

Nicht minder setzt der grossartige Handelsverkehr eine gewisse Gliederung und Regelung voraus, wodurch dessen Wesen und Form zu Hause und im Auslande bestimmt wurde. Der Grosshandel war das Monopol der Könige und vornehmen Geschlechter; so behielten sich jene z. B. den Kauf und Verkauf von Getreide und Purpur vor; diese betrieben ihre Geschäfte grösstenteils durch Sklaven oder Freigelassene und beteiligten sich mitunter durch Darlehen an den Unternehmungen anderer, im Rang niedriger stehenden Spekulanten. Zu den eigentlichen Kaufleuten gehörten jene kühnen Männer, welche auf eigenen Schiffen ihre eigenen Waaren verführten, von Ort zu Ort herumziehend entweder persönlich verwerteten, oder durch besondere Reisediener, Detaillisten u. dgl. in Umsatz brachten, am Ziele wieder Rückfracht einnahmen, mit Eintritt der schlimmen Jahreszeit heimkehrten, aber unterwegs Waare gegen Waare eintauschten damit entlegene Länder aufsuchten und erst nach Jahr

und Tag an dem längst verlassenen Herde wieder eintrafen. Viele Kaufleute liessen sich in fremden Städten nieder, gründeten dort industrielle Etablissements, trieben Gross- häufiger Klein- und Hausirhandel, Rhederei, Bodmerei, indem sie gegen hohe Zinsen auf Schiffe oder deren Ladung Geld vorschossen. Noch andere warfen sich auf Industrie und arbeiteten als Purpurfärber, Salbenbereiter, Bäcker, und Schenkwirte. Wo ihrer viele an einem Orte und aus derselben Gegend beisammen waren, schlossen sie sich eng aneinander, bildeten landsmannschaftliche Innungen und Korporazionen und suchten ihre Stellung durch mancherlei Rechte und Privilegien zu sichern. Auch das Mutterland nahm sich der Söhne draussen mit Entschiedenheit an, schloss Verträge zu ihren Gunsten und gab ihnen Sachwalter zur Seite.

Industrie und Kunst.

In der Industrie und Kunst galten die Phönizier zu häufig als Erfinder, wo sie nur Verbreiter waren.

Nicht die Phönizier haben Mass, Zahl und Gewicht erfunden, sondern die Babylonier, die Phönizier haben diese Erfindung nur verbreitet. Auch in der Astronomie sind sie nur Schüler der Chaldäer, die Purpurfärberei haben sie in Assyrien, die Glasfabrikazion in Aegypten erlernt, von da bekamen sie auch die Anregung zur Schrift, sie taten hier nur den letzten aber bedeutungsvollen Schritt und sind für die Kultur so wichtig geworden, dass sie so vielen Völkern diese Kunde mitteilten.

Die Phönizier waren jedoch nicht blos Händler und Reisende, der Ackerbau, der Weinbau, der Gartenbau, die Obstbaumzucht, der Fischfang standen in der Heimat in hoher Blüte.

In der Baukunst sind die Phönizier berühmt, wegen der Festigkeit und Sicherheit ihrer Bauten, Schwung des Gedankens, war darin weniger als Luxus und Reichtum. Ihre Häuser hatten Gebälk aus Zedernholz, das Getäfel war mit Goldblech oder Elfenbein ausgelegt, der Boden mit Marmor gepflastert; die Häuser viele Stockwerke hoch, oben flach mit Altanen, nach aussen weiss bekleidet. Tyrus und Karthago hatten gepflasterte Strassen; grosse Säulenhallen waren beliebt.

Ueberreste ihrer Tempelbauten haben wir keine mehr, doch scheinen sie hierin babylonischer Anschauung gefolgt zu sein. In Wasser-Zisternen und Kanalbauten waren sie ausgezeichnet des-

gleichen, wie schon erwähnt, im Schiffsbau. Früh befassten sie sich mit der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle.*)

Die Phönizier waren auch vertraut mit dem Metallguss. Die Beschreibung der Tempelgeräte in der Bibel ist ein Zeugnis für die hohe Vollendung dieser Kunst, eben so die Stellen im Homer, welche die kunsterfahrenen Sidonier preisen. Schmuck aus Silber und Gold, aus Bernstein und Elfenbein ward in den Fabriken Phöniziens in Masse gefertigt und in alle Welt ausgeführt, desgleichen Edelsteine gefasst und graviert.

Die Phönizier brauchten das edle Metall natürlich auch als allgemeines Tauschmittel, prägten jedoch erst in späterer Zeit Münzen, früher wogen sie es in einzelnen Stücken ab; sie stellten durch eine Mischung mit Silber das Elektron her, das bei Licht heller glänzte als Silber, und in den Palästen der grossen sehr beliebt war, man verarbeitete es besonders zu Trinkgefässen.

Kupferne Gefässe lieferten die Phönizier vielleicht für die halbe alte Welt, und auch ihr Glas zu Sarepta, zu welchem der Sand des Baches Belus verwendet wurde, galt als das reinste. Zur Verarbeitung der Metalle und für die Glasöfen waren Massen von Holzkohlen notwendig, zum Schiffbau jährlich tausende von Baumstämmen, daher mussten auch eine Menge Arbeiter mit dem holzfällen, kohlenbrennen und der Beischaffung des Materials in die Hafenplätze beschäftigt sein.

Ein Hauptfabrikat der Phönizier waren Purpurzeuge, der Hauptplatz dafür Tyrus von alter Zeit her bis zum Untergange des oströmischen Reichs, (aus Zor, Sur d. h. Tyrus, bildeten die Römer Sarranum, von welchem das deutsche Wort Scharlach kommt). Die

---

*) Nur auf phönischen Bergbau kann die schöne Stelle im Hiob Kapitel 28 bezogen werden: „Fürwahr, es ist ein Ausgangsort dem Silber und ein bestimmter Platz dem Golde. das man läutert. Man weiss dem Erdreich Eisen zu entnehmen und das Gestein zu Erz zu schmelzen. Man macht ein End' dem Dunkel und durchforscht auf's schärfste der Finsternis und Todesnacht Gestein. Man bricht den Schacht vom Wanderer aus, vom Fuss vergessen hängen sie und schweben unten ferne von den Menschen. Die Erde ist's, von welcher Nahrung kommt, und unter ihr durchwühlt man wie mit Feuer. Den Sapphir trifft man unter ihren Steinen und Stufen Goldes findet man in ihr. Auf einem Wege, den kein Adler kennt, und den des Geiers Auge nie erspäht, den nie des Stolzes Söhne wandeln, und den kein Löwe noch betreten, legt der Mensch die Hand an harten Kiesel und wühlt vom Grunde aus die Berge um. Durch Felsen spaltet er Kanäle, und alles köstliche erblickt sein Auge. Der Flüsse weinen hindert er und bringt verborgenes an's Licht.“

Purpurfarbe wurde aus dem Saft der Trompeten-Schnecke (buccium) und der eigentlichen Purpurschnecke (pelagia) bereitet.

Die zwei natürlichen Hauptfarben des Purpurs waren rot und schwarz, beide dunkel; durch Verdünnung und Mischung mit anderen Substanzen und mehrfache Färbung erzielte man verschiedene Uebergänge. So erzielte man 13 verschiedene Purpurfarben, von denen der geschätzteste jener war, der die Farbe des geronnenen Blutes hatte. Eigentümlich daran war, dass er in der Fläche angesehen einen schwärzlichen Schein gab, und von der Seite betrachtet in den mannigfachsten Farben schillerte; ein anderer Vorzug war seine unverwüstliche Dauer. Könige und Götterbilder kann sich das Altertum ohne Purpurgewand nicht denken; Vorhänge, Teppiche und Decken in den alten Palästen und Tempeln sind von Purpur. Er galt als der schönste Schmuck der Frauen und wer nicht reich genug, sich ein ganzes Purpurkleid zu kaufen, suchte wenigstens einen Purpurbesatz auf sein Kleid zu bekommen. Die grosse Verbreitung des Purpurs beweist am meisten, welch' lange Zeit die Phönizier den Handel der alten Welt in Händen hatten.

Religion, Literatur und Sprache der Phönizier.

Wie alle semitischen Völker in der Urzeit verehrten auch die Phönizier die Leben erzeugenden Lichtmächte des Himmels und die Kräfte der Natur, die sich im Wechsel des Erdenlebens offenbaren.

Die phönizische Religion war wie die ägyptische; Pantheismus, die Gottheit ist nicht weniger reiner Geist, sondern Gott und Welt sind identisch, erst im Prozess der Weltentstehung kommen die Götter zum Bewusstsein.

Auf die Ausbildung religiöser Begriffe verwendeten die Phönizier nicht so viel Sorgfalt als die anderen morgenländischen Völker.

Ihr Kultus war teils mit blutiger Strenge, teils mit unsittlichen Gebräuchen gepaart, er schien mehr bestimmt Lüsternheit und Grausamkeit zu wecken, als zu bändigen. Der Kult des Baal, des alten Sonnengottes, wie der Dienst der Aschera, der Göttin der Fruchtbarkeit und zeugenden Naturkraft, war voll wollüstiger und unzüchtiger Gebräuche. Wie die babylonischen Jungfrauen der Mylitta brachten auch die Töchter der Phönizier und die kyprischen Jungfrauen ihre jungfräuliche Ehre der Aschera zum Opfer. Ist dieser Dienst der Wollust empörend wegen Unsittlichkeit, so erfüllt der Kult der verderblichen Mächte des verheerenden und mordenden Krieges, des Feuergottes Moloch und der speerbewaffneten Astarte, die im Kult und Volksglauben

mit der Aschera zu Einem Götterwesen zusammenschmolz, durch die Grausamkeit seiner Gebräuche mit Entsetzen. Dem starken und zornigen Moloch legte man Menschen, namentlich Kinder und Jünglinge, das teuerste was man besass, in die glühenden Arme und übertönte ihr wehklagen durch den Lärm von Pauken und Flöten. Der strengen jungfräulichen Astarte von Sidon wurden Jungfrauen zum Opfer gebracht und bei ihren lärmenden Festen fanden Selbstverstümmlungen ihrer Priester und Verehrer statt.

Diese sinnlich ausschweifenden und asketisch blutigen Dienste geben „ein treues Abbild der semitischen Sinnesart, welche zwischen üppigem Genuss und fanatischer Zerstörung, zwischen sklavischer Kriecherei und hartnäckigem Trotz, zwischen weibischem versinken in dem Harem und kühnen Kriegstaten umherschwankt."

Eine Hauptgottheit der Phönizier war auch Melkarth (König, Herr der Erde) identisch mit dem griechischen Herakles, der Mensch gewordene Sonnengott. In Tyrus und Gades hatte er prachtvolle Tempel. Ihm brachten die Schiffer der Herkulessäulen auf dem Felsenberge Kalpe feierliche Opfer. Auch ihm wurden Arbeiten, Wanderungen und Städtegründungen gleich dem Herakles zugeschrieben. Die mit Trauer- und Freudenfesten verbundene Adonisfeier hingegen sollte an die absterbende und wieder erwachende Natur erinnern. Der Tod des schönen Jüngling Adonis durch den wilden Eber in den Regen- und Sommertagen des Herbstes wurde mit einem 7tägigen Trauerfest beklagt, das wiedererwachen im heiligen Frühling durch Freudenfeste von üppiger und wilder Lust gefeiert. Die Phönizier hatten einen eigenen Priesterstand und eine theologische Literatur, die von dem Gotte Taautes, dem Thot der Aegypter, herstammen soll.

Im 10. Jahrhundert v. Ch. soll Sanchuniathon von Berytus, ein Freund des Königs Abibaal, die priesterlichen Lehren gesammelt haben, und sein Werk in hohem Ansehen bei den Priestern gestanden sein.

Leider ist es verloren gegangen und nur geringe Ueberreste finden sich noch in einem Berichte Philos, eines Zeitgenossen des Kaisers Hadrian, den uns der Kirchenvater Eusebius von Cäsarea in seiner evangelischen Vorbereitung erhalten hat. Eine andere schwache Quelle ist die Kosmogonie des Mochos, eines alten phönizischen Schriftstellers. Auch haben wir Nachrichten von einem Mystiker Thabion, wir hören von einer der orphischen verwandten, didaktischen Poesie, auch eine Sängerin Sido wird genannt, und die Phönizier gelten als die Erfinder der Atomenlehre. Wir wissen, dass ihre erotische Poesie sehr schlüpfrig war. dass sie Sinn für Geschichte,

Werke über Geographie besassen, und dass sogar die Landwirtschaft in eigenen Büchern behandelt wurde. Aber alles ist spurlos verschwunden. Nur spärliche Auszüge, nur Inschriften sind auf uns gekommen. Das sind die einzigen Ueberreste, die wir von phönizischer Literatur noch besitzen. Da die Phönizier denselben Gott Thot, wie die Aegypter, als den Urheber der Priesterwissenschaft und Literatur betrachteten, so lässt dies auf eine nahe Verwandtschaft beider Ideenkreise schliessen, oder darauf, dass die Phönizier bei den Aegyptern in die Schule gegangen sind.

Aus den Ueberresten ersehen wir auch, dass die phönizische Sprache mit der hebräischen identisch und von der syrischen und arabischen nur dialektisch verschieden war. Die noch erhaltenen phönizischen Inschriften sind nur mit Hülfe der hebräischen Sprache erklärt worden. Die phönizische Sprache unterschied sich von der hebräischen nur dadurch, dass mehr altkanaanische Wörter, bei den Hebräern in der Poesie vorkommend, bei den Phöniziern im gewöhnlichen Leben gebraucht werden.

In den Kolonien wurde die Sprache durch den Umgang mit den Eingebornen verändert, daher das punische in Karthago mehr phönizisch war, als das, welches von den mit Libyern stark gemischten Phöniziern an der kleinen Syrte herum gesprochen wurde. Die phönizische Sprache war neben der griechischen und lateinischen die weitverbreitetste des Altertums. Sie ist im Orient nach Alexander durch die griechische, im Occident durch die lateinische, in Nord-Afrika erst durch Vandalen und Araber verdrängt worden. In den Städten Phöniziens herrschte schon zur Zeit der Römerherrschaft die griechische Sprache, im 3. Jahrhundert nach Chr. ist das phönizische in Phönizien und Kypros schon vollständig erloschen.

In Afrika wurde das punische noch ein halbes Jahrtausend nach Karthagos Untergang gesprochen, es unterschied sich vom phönizischen nur durch die Neigung zur dunklen Aussprache der Vokale z. B. o statt a, u statt o. In Mauretanien und Numidien sprachen der Hof und die gebildeten punisch; punisch sind auch die Inschriften auf ihren Münzen.

Weltstellung der Phönizier.

Fassen wir das gegebene zusammen, um daraus die Stellung der Phönizier in der Weltgeschichte zu bestimmen, so werden wir ihre Hauptverdienste mehr in der Vermittelung der morgenländischen Kulturen nach den westlichen Ländern, als in den eigenen Schöpfungen

suchen müssen. Durch die Erfindungen und technischen Fertigkeiten, durch ihre Betriebsamkeit und Industrie haben sie das äussere Leben der alten Völker bereichert und verschönert; durch ihre kühnen Seefahrten haben sie die Weltkunde erweitert und dem Forschungstrieb neue Bahnen geöffnet, dem Unternehmungsgeist folgenreiche Wege geschaffen; durch ihren grossartigen Verkehr und Welthandel haben sie die Produkte der fernen Kulturländer den minder fortgeschrittenen Volksstämmen zugeführt und diese zu eigenem schaffen angeregt; und waren auch diese Güter zunächst materieller Art, und die Ziele und Zwecke vorzugsweise Befriedigung der Gewinn- und Erwerbsucht des eigennützigen Handelsvolkes selbst, so trugen sie doch die Keime einer gesteigerten Kultur, ohne welche jene nicht hervorgebracht werden konnten, in sich und forderten zur Nachahmung auf. Man hat daher mit Recht die Phönizier mit jenen Gewächsen verglichen, welche mit den Wurzeln kaum in den Boden sassen und doch sich ringsum weithin ausbreiten, die nur Nahrung durch Wasser bedürfen und ohne recht im Boden zu stecken, in der Luft treiben und blühen. Das Land Phönizien war klein, das Meer die eigentliche Heimat seiner Bewohner, alle Küsten des Mittelmeeres waren belebt durch ihre Tätigkeit. Nicht Länder wollten sie gewinnen, sondern Reichtum, nicht mit der Schärfe des Schwertes, sondern mit der Kraft des Verstandes eroberten sie. Die Phönizier waren fügsam und wussten sich in die Menschen zu schicken. So gerne aber die Phönizier sich akkomodierten, so starr waren sie, wo es galt, ein Handelsmonopol aufrecht zu erhalten und Konkurrenten einen Markt abzusperren; der schonungsloseste Egoismus trat hier nackt hervor.

Die Phönizier fügten sich unbedingt fremder Herrschaft, wenn dabei ihr Handel blühte, und ihr Vorteil gewahrt blieb, wo dies nicht war, wussten sie mit verzweifelter Hartnäckigkeit das Schwert zu führen. Reichtum, Zurschaustellung des Reichtums in der Heimat, Genuss war das Ziel ihres strebens. Religion wie Sitte zeigt semitische Glut, Derbheit und Sinnlichkeit. Nicht Ideen sondern Interessen hielten den Staat zusammen, und da diese stets wechseln, so erklärt sich die Zersplitterung Phöniziens und der baldige Verlust seiner Unabhängigkeit.

Die Semiten Kleinasiens.

Die Halbinsel Kleinasien, etwa 150 Meilen lang und 80 Meilen breit, hat ihre höchste Erhebung, den waldreichen Taurus, im Süden; von diesem ziehen sich Querriegel bis zum Meere und teilen den südlichen, schmalen und heissen Küstenstrich in verschiedene Landschaften ab. Die Abdachung der innern vulkanischen Hochebene (im Erdschisch oder Argäus 12.000′ hoch) und die grösseren Wasseradern (der Halys) gehen gegen Norden zum schwarzen Meere. Im Westen, wo der Hermos, Kayster und Mäander strömen, der Ida und Tmolus sich erheben, ist das eigentliche Kulturgebiet. Auch in diesem Lande hatten sich semitische Völker verbreitet; unzweifelhaft gehören diesem Stamme an die Kilikier, im südöstlichen Winkel Kleinasiens, im fruchtbaren, vom Kydnos durchströmten Lande, mit der Hauptstadt Tarsos. Die Bewohner trieben seit alter Zeit Seehandel und waren wohlhabend; ihre Götter waren phönizisch.

Auch die nördlich von ihnen wohnenden Kappodokier, deren Westgrenze der Halys bildete, waren ihren Gottheiten nach semitisch, denn sie verehrten die grosse Mutter der Natur, Ma, welcher kriegerische Jungfrauen (die Amazonen) dienten; und den Menes, der dem Baal gleichstand. Unklarer wird die Stammesableitung schon bei den westlich von diesen wohnenden Paphlagoniern, einem Volke von Jägern, Fischern und Hirten, mit geringer Kultur; zweifelhafter, noch bei den westlicher wohnenden Stämmen den Phrygiern und Troern, besonders aber den Kariern und Lykiern, die zwar semitische Gottheiten und Kulte, zugleich aber in der Art ihres Lebens, ihrer Bauten, in vielen Stammsagen, besonders in der Verehrung des bogenführenden Lichtgottes (Apollon) viel Aehnlichkeit mit den alten Griechen zeigen, die doch unzweifelhaft Arier sind. Man könnte hier Bruchstücke eines arischen Wanderstammes finden, der rückwärts von Phrygien über Armenien hin zum kaspischen Meere und weiter nach Iran und zum Bolordagh führte; und eine Mischung arischer Stammbürtigkeit mit semitischer Kultur und Götterverehrung vermuten. Diese Völker Kleinasiens, in geographischer Reihenfolge bezeichnet, sind:

1. die Troer, Teukrer, oder Dardaner am waldreichen Ida, mit Apollon- und Aphroditen- (Aschera-) Dienst;

2. Die Mysier, ein kriegerisches Volk, südlich von den vorigen, an der idäischen Bucht, bei dem die Niobe-Sage gleichfalls an die grosse Mutter erinnert;

3. die Lydier, südlich von diesem, am ägaischem Meere wohnend und in das innere sich erstreckend, wo am goldreichen Paktolus ihre Hauptstadt Sardes lag. Sie sind entschieden semitisch. Oestlich von ihnen, die Mitte Kleinasiens erfüllend, wohnten

4. die Phrygier, ein Hirtenvolk, bei denen Gordias in der nach ihm benannten Hauptstadt Gordium am Sangarios, und sein Sohn Midas das Königtum begründet haben sollen. Bei beiden Völkern finden wir die grosse, mit orgiastischen (schwärmenden) Diensten verehrte Erdgöttin und Lebensmutter, die Kybele (Aschera), welche die Griechen in ihre Rhea verwandelten; und einen männlichen, dem Baal verwandten Gott, der bei den Phrygiern als Manes und dessen Sohn Attis verehrt wurde, bei den Lydiern als Sandon; auch die Sage vom Herakles und der Omphale mag auf semitische Astartedienste weisen;

5. die Karier, das Volk auf der Südwestspitze Kleinasiens und den ihr vorliegenden Inseln, berühmt und gefürchtet zur See, verehrten einen bewaffneten Zeus; endlich

6. die Lykier, in mächtigen von Kyklopenmauern umgebenen Städten oder in höchst eigentümlichen Höhlenbauten wohnend; ihr Land galt als die rechte Heimat des Apollondienstes. Sie und die ihnen verwandten Troer, dann ferner auch die Phrygier, leiten am deutlichsten zu den Griechen über.

Eine Geschichte haben diese Völker nicht eher, als bis sie sämmtlich, wenigstens bis zum Halys hin, unter die lydische Herrschaft gelangten. Diese erhebt sich im 7. Jahrhundert v. Ch. seitdem in Lydien selbst die alte, vielleicht assyrische Dynastie der Sandoniden durch die des Gyges (720—681) die Mermnaden, verdrängt war. Vor dieser lassen sich Spuren einer assyrischen Herrschaft bis nach Vorderasien hin nachweisen.

So lange die erste Dynastie (die Sandoniden) herrschten, sind die griechischen Kolonien an der Küste unbehelligt geblieben; als aber um's Jahr 700 die andere Dynastie, die der Mermnaden, den Thron von Lydien bestieg, da gerieten die Küstenstädte bald in Abhängigkeit.

Die Mermnaden stammten nämlich aus Karien und brachten die Feindschaft dieses Volkes gegen die Griechen mit in ihr neues Reich. Als das assyrische Reich den Medern und Babyloniern unterlegen war, da nahmen die Meder für sich das Hochland von Armenien und wurden so am Halys die Nachbarn der Lydier. Nach vorangegangenem Kampfe haben die Königsfamilien beider Völker es doch für nützlich erachtet, im Frieden zu leben und diesen Frieden durch

eheliche Bande zu befestigen. So erklärt es sich leicht, warum der lydische König Krösus dem Kyros feindlich gegenübertrat, der ja doch die medische Herrschaft zerstört hatte. Dieser Krösus aber, der letzte lydische König (563—549 oder 560–546 v. Chr.) ist durch Herodot's reizende Erzählungen am meisten bekannt. Er stand mit den Griechen in vielfacher Verbindung; doch ist seine Begegnung mit Solon nicht ausser allem Zweifel. Dass Krösus von Kyros besiegt und sein Reich den Persern unterworfen ward, steht historisch fest, die Einzelnheiten aber, welche davon berichtet werden, sind nicht ohne weiters als beglaubigt anzusehen.

Die Arier.

Zu den Völkern, welche für die moderne Kultur Europas von besonderer Bedeutung geworden sind, ist auch jener grosse Volksstamm, dem wir selbst angehören, die Arier, zu rechnen. Es ist eine Errungenschaft der vergleichenden Sprachkunde, eines Kindes der neueren wissenschaftlichen Forschung, die Zusammengehörigkeit dieses Volksstammes entdeckt zu haben, dessen Wohnsitze vom Brahmaputra bis zu den Küsten des atlantischen Ozeans reichen und dessen Sprösslinge sich aus diesem mächtigen Gebiete nach allen Gegenden der Erde hin verbreitet haben und überall die Herren und Gebieter der übrigen Volksstämme geworden sind. Wir bezeichnen diesen siegenden Volksstamm mit dem Namen der Arier, weil dessen Angehörige in Asien sich selbst als Arja oder Airja (die trefflichen) bezeichneten.

Wo das kleinere Hochland Vorderasiens mit dem grösseren Hinterasiens zusammentrifft am Hindukuh, Bolortagh und dem alten Imaus (Pamer „die Terasse der Welt“) erhebt sich an den Quellen und dem Lauf des Amu-Darja (Oxus) ein weidenreiches Hochland, kühl und waldig, in den Tälern zum Ackerbau geeignet, weiterhin jedoch von Wüsten und Steppen umschlossen, wo glühende Hitze mit Sandwirbeln im Sommer und schneidende Kälte mit Schneestürmen im Winter wechseln.

Dieses Hochland war der alte Sitz der Arier, die sich von hier aus südöstlich, südlich und westlich verbreitet haben. Die Bewohner waren Jäger, Hirten und hatten auch bereits die ersten Anfänge des Ackerbaues. Gemeinsam waren allen diesen arischen Stämmen Götteranschauung und Götternamen; ferner die Bezeich-

nungen des seins (verbum subst.), der Haupttätigkeiten, der einfachsten Verwandtschaftsgrade, ferner die wichtigsten Benennungen, die das Hirtenleben, den Häuserbau, das schmieden, die Waffen, den Wagen, auch Ehe und Zahlen betreffen.

Ihre Religion war, wie die der Semiten, eine Naturreligion, die gleichfalls den Gegensatz von Erde und Himmel, dann aber besonders von Licht und Finsternis, Regen und Dürre hervorhebt, aber sie war erhabener und reiner als diese. Von dem gemeinsamen Stamm rissen sich die Kelten zuerst los und traten die Wanderung nach Westeuropa an: die Slaven wanderten nach Osteuropa, der latinisch-griechische Stamm nach den Küstenländern des adriatischen Meeres, die Germanen hielten sich lange an den Küsten des schwarzen Meeres auf.

Am längsten verbunden blieben die Stämme, welche später Inder, Baktrer, Meder, Perser heissen, bis auch hier, wie es scheint, religiöse Spaltung zur Trennung der Stämme führte. Ein Teil von ihnen siedelte sich in den nord- und westwärts vom Hindukuh gelegenen Gebirgslandschaften an, die bei den Griechen die Namen Sogdiana, Baktrien, Hyrkanien und Arachosien führten. der andere zog weiter, durchwanderte die südwestlichen Pässe dieses Gebirges und bemächtigte sich des reichen und fruchtbaren Landes an den Ufern des Indus (Sind). Jene auch Iranier, oder nach ihrer heiligen Sprache Zend-Volk genannt, bildeten mit der Zeit das Kulturleben aus, das dann ihre Ueberwinder die Meder und Perser von ihnen annahmen, diese bei den übrigen Völkern der alten Welt nach dem Hauptflusse ihres Landes den Namen Inder oder Hindus führend, wurden die Schöpfer jenes ausgebildeten Religionswesens, jener eigentümlichen Staats- und Rechtsformen, jener merkwürdigen Sanskritliteratur, die wir noch jetzt in ihren Resten und Ueberlieferungen bewundern.

Die Inder.

Das Land.

Da wo der Indus oder Sind in das Pendschab, oder das Land der fünf Flüsse tritt, beginnt das hohe Schneegebirge des Himalaya und streicht ostwärts bis zum Durchbruche des Dzang-bo, von wo dann, durch unerforschte Gebiete hin, erhabene Eiskuppen bis zum chinesischen Lande sich fortsetzen. An der südlichen Seite des Ge-

birges liegt ein morastiger und bewaldeter Gränzsaum, über welchen dasselbe, ein weithin leuchtender Gebirgswall, hinausragt. Hinter den unzugänglichen Schneedecken des letzteren bricht der Ganges hervor, berührt mit seinem Gebiete zuerst die dürren Wüsten, welche ihn vom Indus scheiden, und durchströmt sodann die unabsehbare Ebene von Hindostan. Zuletzt aber spaltet ihn der beinahe sohlige Boden in vielfache Arme, und so führt er durch ein grosses Delta, an dessen äusserstem Saume die waldigen Sunderbunds liegen, oder das Land der 100 Mündungen, seine Gewässer dem bengalischen Meerbusen zu. Zur Zeit des Brachmonds beginnen die grossen Ueberschwemmungen des Flusses und es steigen und fallen die Gewässer im öfteren Wechsel bis zum Märzmonat des folgenden Jahres. Das Gebiet des Ganges scheidet zugleich die beiden grossen Halbinseln des indischen Landes. Auf derjenigen diesseits des Stromes erhebt sich ein zusammenhängendes Tafelland von mässiger Höhe, während die andere von fünf gleichlaufenden Gebirgszügen durchschnitten ist, welche beim Himalaya und beim Dzang-bo beginnen.

Die Natur dieses Landes bietet in Klima und Erzeugnissen die mannigfaltigsten Erscheinungen. Während an den Riesengipfeln des Himalaya die Kälte des Nordens herrscht, und selbst auf den Höhen von Dekhan eine kühlere Luft die Wirkung der Sonnenstrahlen mildert, liegt über den tiefern Gegenden eine dunstige und schwüle Luft durch wegraffende Fieber oft fremden, ja auch einheimischen verderblich. Der Schooss der Erde birgt die köstlichsten Edelsteine, Gold, Silber, Platina und andere Metalle. Im üppigsten Wachstum wuchern unzählige Pflanzen. Schlanke Palmen von vielfältiger Nutzbarkeit erheben ihre malerischen Kronen über die Landschaft, die hochverehrte Pisang spendet den Bewohnern ihre nahrungsreichen Früchte und der Mango mit dunkelgrünem Laube und goldgelben duftenden Aepfeln verleiht kühlenden Schatten und Nahrung zugleich. Die höheren Gegenden liefern die trefflichsten Holzarten, vornehmlich den festen ausdauernden Tinkbaum. Fast überall gedeiht die Baumwolle, deren Anbau in die ältesten Zeiten hinaufreicht; man findet den Indigo wild und viele Gewürze. Eben so reich ist die Tierwelt.

Die Hochländer ernähren behendes schöngezeichnetes Rindvieh, in den tieferen Gegenden lebt der von den Indern wertgeschätzte und zum Haustiere abgerichtete Elefant. Also wirken und schaffen in Wäldern und Wildnissen, in sumpfigen Gegenden wie auf Höhen

die Kräfte der Natur unablässig fort, aber eben die Allgewalt derselben, und die regelmässige Wiederkehr in ihren Wirkungen haben dem ganzen Leben und dasein eine Gleichförmigkeit verliehen, die der selbstbewussten Tätigkeit des Menschen nicht günstig ist. Den alten war Indien nur unvollständig bekannt. Sie teilten es in das Land dies- und jenseits des Ganges ein und hatten nur von den am Indus und Ganges gelegenen Länderstrichen einige Kenntnis; von dem Tafellande Dekhan kannten sie nur die Westküste und von dem Lande jenseits des Ganges nur einen schmalen Küstensaum.

Auch in diesen Landen hat es eine schwarze Urbevölkerung gegeben, die aber von den einwandernden Ariern in das nördliche Gebirge Himalaya und über das südliche Gebirge Vindhja in die Halbinsel Dekhan zurückgedrängt wurde, wo sie noch gegenwärtig hauset. Die Arier besetzten die zwischen beiden Gebirgen liegende Tiefebene der Ströme Sind (Indus) und Ganga (Ganges).

Die Urbewohner Indiens waren nicht zivilisierter als jene Aegyptens oder als die heutigen Wilden; erst mit den Ariern drang daher Kultur in dieses Land ein. Der älteste Schauplatz dieser letzteren war das Gebiet des Sind und seiner fünf Nebenflüsse, — das Fünfstromland, Pendschab. Später wurde durch Auswanderungen und blutige Eroberungen die Herrschaft der Arier auch am Ganga befestigt, und endlich trat das Sindgebiet an Bedeutung weit hinter das Ganga-Land zurück.

Diese beiden Schauplätze begründen auch die Einteilung der eigentlichen indischen Geschichte, d. h. der Geschichte der indischen Arier von ihrer Einwanderung bis zu ihrer Unterwerfung durch fremde Völker (erst Araber, dann Mongolen, und endlich Engländer) in zwei grosse Perioden, — eine religiös-patriarchalische und eine hierarchisch-aristokratische. Auch in der Literatur charakterisiert sich die erste durch den Veda, die zweite durch die grossen indischen Epopöen.

In der Sindperiode beschäftigten sich die indischen Arier mit Ackerbau und Viehzucht, gehorchten kleinen Stammesfürsten, Gopa genannt, d. h. Beschützer der Kühe, huldigten der Monogamie und hatten in ihrer einfachen Lebensart keine Kenntnis von Lastern und Ausschweifungen. Sie lebten in harmloser Fröhlichkeit und Kindlichkeit in den Tag hinein, vergassen über der glücklichen Gegenwart die Vergangenheit, und so kommt es, dass die indische Literatur keine Geschichtschreibung, sondern nur Poesie besitzt. Ein Priestertum kannten sie nicht; jeder Familienvater war Priester

in seinem Hause. Die Opfer waren nicht blutige, sondern Trankopfer, aus Pflanzensaft (Soma) und Milch vermischt; sie und die Gebete bezogen sich vorzüglich auf das gedeihen der Herden, auf Wasserreichtum, und auf Sieg in Fehden zwischen den Stämmen um Weidebesitz.

Auch die Mythologie der alten Inder war den Vorgängen der Natur entnommen.

Hier, wo dieselbe sich in einer zugleich anmutigen und furchtbaren Pracht und Fülle entfaltet, mussten die Gemüter des harmlosen Volkes von staunender Ehrfurcht ergriffen werden vor den Wesen, denen sie die Urheberschaft der Gewitter, der Orkane, der Stromfluten, der Pflanzen- und Tierwelt, der Gestirne, der Hitze und Kälte zuschrieben. Alle diese Naturkräfte wurden also in der Fantasie der alten Inder zu göttlichen Wesen (Dewas = deus) und zwar die wohltätigen zu guten, die verderblichen zu bösen Dämonen. Als Haupt der ersten und siegreicher Bekämpfer der zweiten erscheint in der ältesten indischen Mythologie der Gott Indra, „der grossarmige“ der Träger des Blitzes und Donners, der mit diesen seinen mächtigen Waffen das schwarze Gewölk teilt und die Luft reinigt. Als Regen, und damit Segen spendend, werden aber die Wolken auch „Indra's Kühe“ genannt, die er melkt, und dadurch die Menschen und Tiere und die Erde erquickt. Als Gott der Sonne steht unter Indra Mithra, auch Surja, als Gott des irdischen Feuers Agni (ignis).

Die Quelle, aus welcher wir diesen kindlichen Glauben der ältesten indischen Arier kennen lernen, ist dieses Volkes erstes Literaturzeugnis, die grosse Sammlung des Veda (d. h. „des Wissens“).

Eine wesentlich neue Gestalt gewinnt die indische Kultur durch die Eroberungszüge der Arier vom Sind an die Ganga und über diese hinaus. Die Zunahme der Bevölkerung und die Unmöglichkeit, länger ohne gegenseitige Vernichtung in einem für sie zu eng gewordenen Lande zu wohnen, trieb zu jenen Zügen nach Osten. Die Kämpfe, welche mit denselben verbunden waren, teils unter arischen Stämmen selbst, teils gegen die schwarzen Urbewohner, gaben den grossen Heldengedichten der indischen Arier, der Mahabharata und Ramajana das Leben.

Diese beiden Riesenwerke sind, wahrscheinlich nicht einheitliche Arbeiten, sondern gesammelte und geordnete Rhapsodieen. Während die ersten Anfänge derselben in das 10. oder 11. Jahr-

hundert v. Chr. fallen mögen, datiert ihre heutige Gestalt wahrscheinlich nicht früher, als aus dem 1. Jahrhundert vor Chr.

Durch das spätere hineinbringen und rücksichtslose einflechten religiöser Sagen, Glaubenslehren und Sittenvorschriften in diese heldenhaften Lieder der Urzeit, ist leider der ursprünglich einfach echt poetische, und noch erkennbare Kern vielfach entstellt worden.

Das eine Mahabharata, d. h. der grosse Krieg, besingt die Kämpfe der beiden Stämme der Kuru und Pandu, der Abkömmlinge zweier Brüder von denen die ersten in der „Elefantenstadt“ Hastinapura, die anderen in dem heiligen Indraprastha ihren Sitz hatten, diese aber an jene in falschem Würfelspiele ihr Reich verloren hatten, es durch Krieg wieder zu gewinnen suchten, und es auch nicht nur wieder gewannen, sondern das der Feinde noch dazu.

Die zarte Liebesgeschichte „Nalas und Damajanti“ und das religionsphilosophische Lehrbuch „Bhagavad-Gita“ sind Episoden des Mahabharata.

Erst nach dem Ende des grossen Völkerkrieges am Ganga entstand das zweite indische Epos Ramajana. Es atmet nicht mehr Tatkraft und Leidenschaft, sondern beschauliche Moralität und Frömmigkeit, in welcher der Held des Gedichtes Rama, ein Bekämpfer furchtbarer Riesen und wilder Tiere, glänzt. Der Schauplatz seiner Taten ist nicht das flache Land Ganga, Hindostan, sondern das gebirgige Dekhan, die dreieckige Halbinsel Vorderindiens, in deren vielverzweigte Täler Rama die arische Kultur trägt, und deren als Affen dargestellte Ureinwohner ihm aus Felsblöcken eine Brücke nach der Insel Lanka (Ceylon) bauen, deren König ihm erliegen muss. Das Versmass beider Epopöen ist die Sloka, eine Strophe von je zwei Versen, deren jeder sechszehn Silben in wechselnder Hebung und Senkung enthält.

Nachdem der Besitz des Ganga-Landes den arischen Eroberern gesichert war, hatten dieselben kein weiteres bestreben mehr, als sich in der errungenen Macht zu befestigen. Das heisse, erschlaffende Klima lähmte die arische Tatkraft und liess die glücklichen Eroberer auf ihren Lorbeeren ausruhen. Sie hatten das eigentliche Gebiet des arischen Lebens, die gemässigte Zone, verlassen, und erlitten die Strafe für dies beginnen durch Verweichlichung und Vergessenheit. Kein Griffel eines Geschichtschreibers überlieferte ihre Taten wahrheitsgetreu der Nachwelt; sie wurden ein unhistorisches Volk, das nur für die Gegenwart lebte.

Ein und dasselbe Mittel musste dazu dienen, die arische Macht in Indien zu befestigen, und die Kultur der indischen Arier zu einer stabilen unfruchtbaren zu stempeln, nämlich das verhängnisvolle Kastenwesen.

Die Urbewohner des Ganga-Landes wurden von den siegenden Ariern auf zweierlei Weise behandelt: Diejenigen, welche sich diesen im Kriege nicht freiwillig unterworfen hatten, oder bei friedlichem Vordringen der Arier durch Kolonisazion und Missionen deren gesellschaftliche Einrichtungen und religiöse Ansichten nicht freiwillig annahmen, blieben sammt ihren Nachkommen von allen Menschenrechten, von allem staatlichen Verbande, von allem Anspruch auf Schutz und Rücksicht nicht nur ausgeschlossen, sondern wurden auch im empörendsten Masse verachtet, Pestkranken gleich abgesondert, und durften gleich den Tieren nur weggeworfene Speisonreste geniessen. Sie hiessen Tschandala am Ganga, und Paria in Dekhan. Diejenigen dagegen, welche der arischen Oberherrschaft sich freiwillig fügten, wurden zwar in den Staatsverband aufgenommen, mussten aber als Knechte dienen, durften kein Grundeigentum besitzen, und waren, wenn auch den religiösen Gesetzen und Sitten der Herren untergeben, doch vom Lesen des Veda und anderer heiliger Bücher ausgeschlossen.

Sie bildeten die unterste, vierte Kaste in der indischen Staats-Familie, unter dem Namen Sudra. Die Arier ihrerseits bildeten stets fort ein Volk für sich, das durch die Kenntnis der heiligen Bücher vor den unterworfenen einen wesentlichen Vorzug hatte, und dessen Glieder im 8. bis 15. Lebensjahre in diese Kenntnis mittels einer feierlichen Aufnahme und Anlegung einer Schnur von der linken Schulter über die Brust herab eingeweiht wurden. Mit der Zeit jedoch teilten sich die Arier, deren edlen in ihrem Herrscherdünkel alle Arbeit verächtlich wurde in die zwei streng geschiedenen Teile der erwerbenden und der geniessenden. Die ersten wurden, als Ackerbauer, Hirten, Handwerker und Kaufleute, unter dem Namen Waisja, zur dritten Kaste herabgedrückt. Die geniessenden aber, die eigentlichen Herren Indiens, bildeten die zwei obersten Kasten, die der Krieger (Kschatrija) und der Priester (Prohita, später Brahmana), je nachdem die eine dieser beiden Beschäftigungen in den Familien erblich wurde. In den ersten Zeiten nach Entstehung des Kastenwesens scheint der Vorrang zwischen ihnen streitig gewesen zu sein; allein das aufhören der Eroberungskriege und die Gelehrsamkeit der Brahmanen veranlasste bald das

zurücktreten des kriegerischen Elements und die Anerkennung der Priester als oberster Kaste. Die Staatsverwaltung, als weltliches Geschäft, überliessen zwar diese den Kschatrija, aus denen die Könige hervorgiengen; aber das gesammte rein geistige Gebiet nahmen sie als allein wissende in Anspruch und wurden, als Sammler, Ordner und Bewahrer der Veda, die alleinigen Darbringer der Opfer und die alleinigen Lehrer des Volkes, dessen Glauben sie nach ihrem Belieben formten und modelten. Durch sie wurde dann die indische Religion wesentlich umgestaltet. Sie bildeten die Brahmalehre aus, d. i. die Lehre von einer höchsten unpersönlichen das All' umschliessenden Gottheit, einen Pantheismus, dem nun die alten arischen Götter untergeordnet wurden. Je mehr nun in dem üppigen Gangesgebiete die Geister des Volkes erschlafften, um so mehr gestaltete sich die Religion zu passiven dulden, zu einem System von Seelenwanderungen, Büssungen und Opfern uud der Staat zu einem schwerlastenden Despotismus, wie er in Manus Gesetz sich ausspricht. Um diese ihre Lehre und die mit ihr übereinstimmende Kastenordnung als eine alte und von jeher bestehende erscheinen zu lassen veränderten und ergänzten die Brahmanen in ihrem Sinn den Veda und die alten Epopöen, machten die Helden dieser Bücher zu Götter, ihre Taten für den Ruhm und die Macht, zu Taten des Glaubens, und so verirrte sich auch die brahmanische Spekulazion zu dem Wahne in Wirklichkeit existire blos Brahma, alles andere sei ein Werk der Maja, d. h. der Selbsttäuschung der Weltseele und daher blosser Schein.

Buddhismus.

Von diesem unerträglichen Druck, der durch die Religion, die Kasteneinteilung und den Despotismus dem Volke das dies- und jenseitige Leben zur Qual und Angst machte, suchte ein Reformator es zu befreien, der im Osten Asiens eine ebenso wichtige Stellung einnimmt, als Moses, Christus und Mohamed im Westen, und dessen Jünger noch heutzutage an Zahl denjenigen der zuletzt genannten Religionsstifter gleichkommen.

Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Christi wurde dem Könige von Kapilavastu (an den Vorhöhen des Himalaya) ein Sohn Gautama geboren, der später den Ehrennamen Buddha, d. i. Erretter oder Erleuchter, empfing. Gegen sein dreissigstes Jahr hin fing er an, der Welt, deren ganzes Elend er erkannt, abzusagen, suchte in den Schulen der Brahmanen vergeblich

Befriedigung, und überliess sich dann sechs Jahre lang in tiefer Waldeinsamkeit der Askese und Meditazion. Da wurde ihm Erleuchtung und Erkenntnis der Wahrheit zu Teil und er durchzog nun 20 Jahre als Bettler das Gangesland um dem Volke Heil zu verkünden. Zahlreiche Schüler sammelten sich um ihn und das obere und mittlere Gangesland wurde Hauptstätte seiner Wirksamkeit. Den wissenden brachte er eine neue Philosophie, dem gesammten Volke eine neue Moral.

Die Welt ist ein Jammertal, lautete seine Lehre, dies zu erkennen ist der erste Schritt zum Glücke. Götter oder eine Weltseele gibt es nicht. Alles entwickelt sich nach innerer Naturnotwendigkeit, geht aus dem Nichts hervor und sinkt in's Nichts zurück. Zu diesem Nichtsein, zu diesem Nirwana muss der Mensch mit seinen Begierden und Wünschen, mit allen seinen Empfindungen gelangen. Der ältere Buddhismus fasste die Nirwana als reine Existenzlosigkeit, der neuere fügte den Begriff der Glückseligkeit hinzu.

Damit aber die Uebel des Lebens vermieden und gemildert würden empfahl Buddha Keuschheit, Armut, Geduld, Bescheidenheit im verhalten nach aussen, Verbergung der eigenen guten Taten, dagegen offenes Geständnis der eigenen Fehler, Gehorsam gegen Aeltern, nicht tödten der lebenden Geschöpfe, gute Behandlung der dienenden, Enthaltsamkeit von Schmähreden, Freigebigkeit gegen Verwandte, Freunde und Diener und Verkünder des Heils, d. i. seiner Lehre, Mitleid und Schonung mit allen auch mit den Tieren. Das Kastenwesen verwarf er, alle Menschen sind ihm gleich. Indem er öffentlich in der Volkssprache (dem Pali) seine Lehre verkündete, jedem einen Trost und eine Antwort auf seine Fragen gab, dabei selbst alle die Eigenschaften entwickelte, die nach den Begriffen des Volks einem heiligen zukamen, fand er alsbald grossen Anhang bei dem Volke.

Der Hauptsitz seiner Anhänger wurde das durch Eroberungen erweiterte Reich Magadha, wo um 400 v. Ch. der Sudra Nanda das Königtum erlangte und die Dynastie der Prasier gründete, und König Asoka (263—230) den Buddhismus zur Staatsreligion erhob.

Durch diesen mächtigen Herrscher, der sich rühmen konnte sogar mit den seleukidischen Herrschern den Nachfolgern Alexanders in Verbindung zu stehen und sie über die Religion Buddhas in Kenntnis gesetzt zu haben, drang dieselbe auch nach Kaschmir vor, von wo sie weiter nach Afghanistan und Beludschistan gelangte. Von Kaschmir aus ward die hohe Tartarei bekehrt, von hier drang

die Lehre bis zum Fusse des hohen Altai zu den Mongolen und bis in die Steppen des Aralsees zu den Kalmücken vor. Hier freilich mischte sie sich mit dem heidnischen Schamanentum. Neben diesem nördlichen Strom des Buddhismus aber gieng ein südlicher von Ceylon aus (wo auch später die Buddhalehre sich noch erhielt) nach Hinterindien hinüber. Von der hohen Tartarei aus verbreitete sich der Buddhismus nach China. Von Korea aus übersprang er dann das Meer und breitete sich zwischen dem 4. und 9. Jahrhundert nach Chr. im japanesischen Inselreich aus. Nach Tübet drang er gleichfalls erst von China aus im 9. Jahrhundert n. Chr. und wandelte sich hier in den Lamaismus um. Hinterindien, die Reiche Biam, Anam, Siam, gewann er zugleich mit der vordringenden chinesischen Kultur von Kambodia aus erst seit dem 16. Jahrhundert nach Christi und ist dort und auf den Inseln des asiatischen Archipels noch heute im vordringen. Die Zahl seiner Bekenner kommt heute noch der allen Christen gleich, ja übertrifft sie vielleicht noch um einige Millionen. (Nach Schlaginweit ist das Verhältnis wie 340 Millionen zu 335.)

Der Buddhismus war in seinen ersten Anfängen so einfach und schmucklos wie keine andere Religion, ja er war, bei seinem gänzlichen Mangel an göttlichen Wesen, kaum eine Religion zu nennen.

Da indessen ungebildete Menschen, bei ihrer steten Furcht vor den Schrecken der Natur, eines Glaubens an Wesen bedürfen, an die sie sich um Schutz gegen jene Schrecken wenden können, so wurde einerseits Buddha nach seinem Tode selbst zum Gott erhoben und ihm eine übernatürliche Erzeugung und Wundertaten angedichtet, anderseits aber auch die brahmanischen Götter ihm als Hofstaat beigegeben, und von seinen Anhängern verehrt. Buddha's Reste wurden sorgfältig gesammelt, und damit ein grossartiger Reliquiendienst eingeführt, Bilder von ihm aufgestellt, Gebete an ihn in feste Formeln gebracht. Seine Priester, Bhikschu, traten als Bettelmönche, und Bettelnonnen in Klöster zusammen, legten die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab und nahmen Novizen auf. Synoden, gaben dogmatische, moralische und disziplinarische Vorschriften. Unerschöpfliche Zeremonien erfüllten den Gottesdienst; das Fasten, die Beichte, die Wallfahrten, der Rosenkranz, die Litaneien, der Weihrauch, fanden Eingang, und sogar eine Priesterherrschaft, mit dem Dalai-Lama an der Spitze entwickelte sich in Tübet. Das aufgehen allen Geistes in todte

Formenwesen charakterisieren am besten die Räder, durch deren umdrehen die Buddhisten ihre Gebete pflegen.

Dennoch war der Buddhismus als die erste Religion, welche die Form einer blossen Volksreligion durchbrach und sich zu allgemein menschlicher Bedeutung zu erheben bemühte, von unberechenbarer Bedeutung für die Völker des Orients.

Nicht durch den Inhalt seines Glaubenssystems, nicht durch den neuen Gegenstand der Verehrung den Mensch gewordenen Stifter und die Leichtigkeit der Kultushandlungen sahen sich die Brahmanen so sehr von dem Buddhismus bedroht, als durch die Aufhebung des Kastenunterschiedes, welchen er einführte. Sie akkomodierten sich zuerst dem Bewusstsein des Volkes, dann aber auch dem gegnerischen System selbst, indem sie ähnliche Erscheinungen wie seine Anhänger im Buddha sahen, in Rama und Krischna hinstellten, und wie jene grossartige Tempelbauten errichteten, auch ihr System, namentlich in Bezug auf Peinigungen, milderten. Endlich brach der Kampf aus, lange und blutig, bei dem die Brahmanen in dem seit Jahrhunderten abgeschlossenen Nazionalbewusstsein des Volkes, dem die Buddhisten, indem sie in höherer Weise alle Völker unter dem Begriff des Menschen zusammenfassten, zu nahe getreten waren, Unterstützung fanden. Nach vielen Jahrhunderten ward der neue Glaube endlich aus Vorderindien vertrieben, und der Brahmaismus bestand in noch schrofferer und fesselnder Weise fort.

Das unklare Urwesen Brahma wurde zu einem persönlichen Weltschöpfer, und aus dem unzählbaren Heere der altindischen Götter traten Wischnu als erhaltendes, und Siwa als zerstörendes Gottwesen ihm an die Seite und bildeten mit ihm die indische Dreifaltigkeit, Trimurti, eine verhältnismässig späte Schöpfung, von welcher weder der Veda, noch die Epopöen eine Ahnung hatten. Alle drei höchsten Götter erhielten Gattinnen. Von Wischnu insbesondere wurden Verwandlungen in Menschen- und Tierleiber erzählt, und daraus eine neue Mythologie gebildet, während der Dienst des Siwa zum Deckmantel der grössten Ausschweifungen wurde. Denn da aus der Verwesung neues Leben entsteht und hienieden alles Leben dem Tode geweiht ist, erschien dieser Gott nicht nur als Vertreter der Zerstörung, sondern auch der Fruchtbarkeit, und es verschwisterten sich, wie in der Religionsgeschichte so oft, Wollust und Grausamkeit ihn zu verherrlichen. Zu dieser wiedernatürlichen Raffinerie gehören auch die in keinem der heiligen Bücher Indiens erwähnten und erst spät (einige Zeit vor Alexander

d. Gr.) aufgekommenen Witwen-Verbrennungen. Zugleich wurden die Opfer, die im indischen Altertum so einfach gewesen, ins ungeheuerliche vermehrt und ihre Gültigkeit an beinahe unmöglich zu erfüllende Förmlichkeiten geknüpft.

Aber auch dieses neue Stadium der indischen Religion gieng dem Verfalle entgegen, es spalteten sich Brahma's Verehrer in die Sekten des Wischnu und Siwa. Dieser Zeit der völligen Verwilderung des Brahmaismus gehört das Religionsbuch der Puranas an, welches im 11. oder 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand.

So hatten sich Brahmaismus sowohl als Buddhismus, der erste ursprünglich Pantheismus, der zweite Atheismus, in welcher Form sie dem eigentlichen Volke unverständlich waren, mit der Zeit in den ausschweifendsten Polytheismus verwandelt; aus philosophischen Systemen, waren sie zeremonienreiche Priesterstaaten geworden.

Beide Systeme aber sind stabil und geschichtslos, weil sie nicht von arischen Völkern in gemässigter Zone und reichgegliederten Ländern gepflegt wurden.

Wohl hatten beide Arier zu Stiftern, aber der Brahmaismus blieb in dem heissen Hindostan und der Buddhismus, sobald er dasselbe verliess, wurde von geistigträgen mongolischen Völkern in Beschlag genommen, so dass nun beide zu dem geistlosesten Götzendienste herabgesunken sind.

Politische und soziale Zustände der Inder.

Vermöge der Kastenordnung, der Beschlagname aller geistigen Tätigkeit durch die Brahmanen und aller politischen Beschäftigung durch die Krieger musste in Indien das Staatsleben notwendig verkümmern.

Der Umstand, dass die den Staat lenkenden Kschatrija nicht die höchste Kaste, sondern von den Brahmanen abhängig waren, verhinderte das aufkommen hervorragender politischer Persönlichkeiten und damit auch dasjenige grösserer Staaten und Reiche. So blieb Indien der Kleinstaaterei anheimgegeben, so lange die Arier dort herrschten. Und auch in diesem kleinlichen Staatsleben, das durch kein föderales Band verknüpft war, waren wieder nur die Brahmanen die Gesetzgeber, und suchten das Staats- und Rechtswesen und das ganze bürgerliche Leben in allen seinen Aeusserungen in den Kreis ihrer Anschauung zu bannen, und mit ihren Vorschriften zu regeln.

Zu dem Ende stellten sie ein angeblich von Manu herrührendes und auf göttlicher Eingebung beruhendes Gesetzbuch auf, das in

allen indischen Staaten Geltung haben und vermittelst harter Strafbestimmungen und eines strengen auf Beamten und Polizeigewalt gegründeten königlichen Despotismus, das Volk in Gehorsam und fügsamer Unterwürfigkeit halten sollte. Manus Gesetzbuch fasst das bürgerliche Leben ganz vom religiösen Standpunkte auf, und sucht die bürgerlichen Pflichten auch als solche gegen die Götter darzustellen.

Es umfasst das gesammte tun und treiben des Menschen, die öffentliche Ordnung und Sicherheit, wie den gesellschaftlichen Umgang, die Erziehung der Kinder, wie die gegenseitigen Pflichten der Familienmitglieder, die weltlichen Beschäftigungen der Menschen, wie ihre religiösen Pflichten und Verrichtungen.

Aber alles ist von dem Kastenwesen, wie von einem roten Faden durchzogen und alle Rücksichten jenem unmenschlichen jede Kraft und jeden Gedanken tödtenden Gesetze aufgeopfert.

Den der Kriegerkaste angehörigen Königen, wird in Manus Gesetzbuch die höchste Machtvollkommenheit beigelegt, und für diesen dem Despotismus erwiesenen Beistand, erlangten die Brahmanen allerlei Vorrechte; ihre Güter waren steuerfrei, sie bildeten den Rat des Königs und leiteten bei der Verwaltung und Rechtspflege seine Entschliessungen. Die wichtigste Pflicht des Königs war die Rechtspflege. Er sollte in jeder Provinz einen Gerichtshof von 10 gelehrten und bejahrten Brahmanen anordnen, das Obergericht aber an seinen Hof verlegen und in allen Fällen die letzte Entscheidung haben. Als Beweismittel galten, wenn die Wahrheit nicht durch Zeugen zu ermitteln war, der Eid, ja auch Ordalien der sonderbarsten Art Wage, Gift, Feuer u. s. w.

Vergehen gegen die Brahmanen wurden viel schärfer bestraft, als gegen eine andere Kaste und gegen jede andere solche, wieder schärfer als gegen eine niedrige. Für das nämliche Vergehen wurden Sudras mit grausamen Körperstrafen belegt, für welches Kschatrijas und Brahmanen mit Geldbussen wegkamen. Die Brahmanen waren frei von Leibesstrafen und galten als heilig und unverletzlich; eine ihnen zugefügte Beleidigung sollte nie gesühnt werden können, und mit den härtesten zeitlichen und ewigen Strafen belegt werden, ja sie sollten auf dieselbe Verehrung wie die Gottheit Anspruch machen können.

Ebenso wie die Art der Strafe wurde im Ersatze für Diebstähle die Kaste als massgebend angesehen, nur in umgekehrter

Weise, um die Ehre der Kaste zu wahren, musste der höhere mehr Ersatz leisten als der niedere.

Die Todes- und Körperstrafen waren mannigfaltig und teuflisch erfinderisch, gewissermassen dem Schrecken der Natur in dem heissen Tropenlande nachgeahmt. Uebeltäter wurden enthauptet, ertränkt, verbrannt, gepfählt, von Elefanten zertreten u. s. w., und um die Schande voll zu machen, dienten die verachteten Tschandala als Scharfrichter.

Hinsichtlich der Ehe verbot das Gesetz die Heiraten zwischen den Kasten. Dess ungeachtet sind nach und nach eine Reihe von Mittelkasten entstanden. Wenn sich Glieder der 3 oberen Kasten mit Frauen einer anderen Kaste in zweiter Ehe (was nicht unbedingt verboten war) verehelichten und Kinder zeugten, ferner, wenn sich jene mit Frauen aus gemischten Klassen verbanden, endlich, wenn Mann und Frau aus verschiedenen gemischten Klassen waren.

Wie in China galt auch in Indien Verheiratung und Kindererzeugung als heilige Pflicht, und wie im ganzen Orient war auch hier die Frau zur strengsten Unterwürfigkeit gegen den Mann verpflichtet. Gegen Frauen waren die Gesetze strenger als gegen Männer. Die häusliche Zucht war streng; ohne Einwilligung des Vaters durfte das Kind in seiner Gegenwart, oder in der eines Fremden sich nicht einmal setzen.

Der Fürst war der Herr des Landes, ausgenommen die priesterlichen Ländereien. Er konnte jeden mit Land belehnen oder das Lehen aufheben. Die einzelnen Reiche bestanden aus einer Menge unverbundener Dorf- und Stadtgemeinden, die nur behufs der Besteuerung und Ueberwachung lose in einen Bezirksverband vereiniget waren. Die Besteuerung war so drückend, dass sie einer Auspressung gleichkam. Nicht nur, dass von allen Naturprodukten und Bodenerzeugnissen eine bedeutende Abgabe erhoben wurde, auch Handel und Verkehr wurden durch Zölle und Gefälle ausgebeutet, und Handwerker und Tagelöhner mussten einen Tag im Monat unentgeldlich arbeiten. Daneben bestanden Kopfsteuern und sogenannte freiwillige Gaben.

Der König erhielt ferner die Hälfte von allen in der Erde gefundenen Metallen und Schätzen, die Gerichtsbussen und die drei Jahre lang ohne Anspruch erblos bleibenden Güter. Nur Erbschaften der Brahmanen konnten nie in seine Hände fallen. Der Sieg über alle anderen Stände war den Brahmanen so vollständig gelungen, dass Manus Gesetz den Satz aussprechen konnte: „Kraft seiner

Erstgeburt und weil er aus den edelsten Teilen Brahmas hervorgieng ist der Brahmane Herr und Haupt aller übrigen Menschen und der gesammten Schöpfung; alle übrigen Stände verdanken, was sie sind und haben, nur dem Wolwollen und der Grossmut der Brahmanen.

Diese politischen und sozialen Zustände waren nicht geeignet, den Blick des indischen Volkes auf das öffentliche Staatsleben zu richten, es wandte sich ab von der trostlosen Wirklichkeit, wo ein finsterer Despotismus verbunden mit Steuerdruck, Rechtswillkür und Beamtenbrutalität jede Lebensfreudigkeit niederdrückte, jede geistige Regung überwachte, und suchte sein Glück und Heil im Reich des Glaubens, der Fantasie, in der Welt der Einbildung und Träume.

Indiens geistiges Kulturleben, Wissenschaft und Literatur.

Dem durch das Kastenwesen geleiteten und verkümmerten politischen und religiösen Leben der Inder gemäss konnte sich bei ihnen auch keine eigentliche wissenschaftliche Forschung entwickeln, d. h. kein klares gesetzmässiges erkennen, untersuchen und durchdringen des vorhandenen und seiner Eigenschaften, also weder eine Natur- noch historische Wissenschaft. Das Religionswesen blieb stets das wichtigste Anliegen der indischen Menschheit; aber statt in der Erforschung nach der ewigen Wahrheit fortzuschreiten hielt man an den aufgestellten Systemen und Glaubenssatzungen fest. Auch die Philosophie führte die errungenen Ergebnisse nicht weiter und wie sehr man auch die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn so wie die formale Vollendung mancher spätern Werke bewundern mag, dem Inhalte nach sind es nur Ausführungen, Erweiterungen und Variazionen der alten Grundgedanken.

Die Philosophie entstand aus der Religion, die Aussprüche der Vedas über die Gottheit gaben die erste Veranlassung über das Verhältnis der Menschen zum Weltall nachzudenken, und die Widersprüche in den Vedas forderten den philosophischen Geist zur Ausgleichung heraus. Das älteste philosophische System war die Sankhyalehre, nach welcher die Welt aus einer Urmaterie sich nach und nach entwickelte, und als deren Gründer Kapila genannt wird, der lange vor Buddha gelebt haben soll.

Pantanjala gilt als Urheber des Yogasystems (Yoga gleich Vereinigung mit dem höchsten Wesen, Versenkung in dasselbe durch die Kraft der Meditazion.) Die Vedantaschule verfolgte dasselbe

Ziel wie die Mimansa (Forschung), nämlich die Wahrheit der Vedalehre den beiden andern Schulen gegenüber zu verteidigen.

Unter den Wissenschaften, die eifrig gepflegt wurden, steht obenan die Sprachwissenschaft.

Der grösste Grammatiker war Panini, der sich durch gründliche Erforschungen der Wurzeln und Wortbildungen, und scharfe Präzision des Ausdruckes auszeichnete. Sein Leben fällt in das vierte Jahrhundert vor Christi, und sein Werk bildet die Grundlage der Sprachforschung bis auf den heutigen Tag.

Die heilige Sprache der indischen Arier ist das Ideal einer wohlgeordneten, organisch gegliederten, wunderbar harmonischen, mannigfaltigen und schönen Sprache, die Zeichen, die sie wiedergeben, sind von jeder Bilderschrift unabhängige, abstrakte Lautbuchstaben.

Metrik, Poetik, (der Inder hat Metrum, Reim, Assonanz und Alliterazion) eben so Rhetorik wurden mit Geist und Scharfsinn behandelt.

Die Astronomie kam erst unter Einfluss der Chaldäer und Griechen, die wahrscheinlich die Kenntnis des Tierkreises nach Indien brachten, zur Blüte. Mehr leisteten sie in den mathematischen Wissenschaften.

Die Algebra und das dekadische Zahlensystem haben in Indien ihre Heimat. Die Inder wurden in dieser Wissenschaft später die Lehrer der Araber und durch diese die Lehrer des ganzen Abendlandes.

Die religiösen Anschauungen haben auch die Ausbildung der Medizin gehemmt, wo sie bei ihrer Kenntnis der offizinellen Eigenschaften der Metalle, Pflanzen und tierischen Stoffe noch hätten grösseres leisten können. (Die Rhinoplastik war bei ihnen längst bekannt.) Doch ist ihre medizinische Literatur reichhaltig, und sie haben sogar Monographien über die Krankheiten einzelner Tiere. Ueberhaupt war der literarische Trieb sehr rege bei ihnen.

Die Kriegskunst (das Schach, eine altindische Erfindung, das durch die Araber ins Abendland kam, stellt die indische Schlachtordnung dar, die Türme sind die Elefanten mit Türmen, den Minister hat die Galanterie der Abendländer in eine Königin verwandelt), die Musik, alle einzelnen Künste, sogar die Kochkunst und die Kunst zu stehlen, sind Gegenstand wissenschaftlicher Darstellung geworden.

Für das geschichtliche Studium hatten sie wenig Sinn; nur die Annalen der Buddhisten sind nicht ohne Wert. Geschichte und Geographie gehörten bei den Indern zur Poesie, nicht blos der Form sondern auch dem Inhalte nach, denn der Sinn für das Reelle ist ihnen durch ihren Pantheismus abhanden gekommen.

Die Kunst.

War in der indischen Wissenschaft das subjektive Element das allein herrschende, und allein Erfolg erringende, so mussten um so mehr von der Kunst, dieser vorzugsweise die Subjektivität nach aussen tragenden Geisttätigkeit, wieder jene Zweige in Indien blühen, welche von objektiver Gestaltung am unabhängigsten sind, also die Poesie, Musik und Mimik, welche blos der menschlichen Stimme, Sprache und Gestalt zur Darstellung bedürfen, während die bildenden Künste, zu deren Verwirklichung es eines von aussen kommenden Stoffes bedarf, — jener tropisch üppigen Natur gemäss — nur in roher bizarrer und plumper Weise geübt werden konnten

Die altindische Literatur umfasste schon alle Hauptdichtungen und zeigt überhaupt eine so weitgehende Begünstigung der poetischen Formen auf Kosten der Prosa, dass nicht nur die heiligen Schriften der Inder, so wie ihre Gesetze, ihre Sagen zum allergrössten Teile in Versen geschrieben sind; ja auch die Bücher ihrer verschiedensten Wissenschaften und ihrer Philosophie sind nichts anderes als Lehrdichtung.

Zwei grosse Perioden sind zu unterscheiden; die vedische und die Sanskritperiode. In der ersten ist die herrliche Sanskritsprache noch Volkssprache, in der zweiten nur Sprache der gebildeten, während das Volk das Prakrit spricht. Der ersten Periode gehören die vier Vedas Rigveda, Samaveda, Yajurveda und Atharvaveda und bei jedem sind drei Abstufungen zu unterscheiden Samhita, Brahmana und Sutra.

Jeder dieser vier Veden enthält Hymnen, theologische Erörterungen derselben, liturgische Formeln und rituale Vorschriften. Am bedeutendsten, auch in poetischer Beziehung ist der Rigveda, seine die alten Naturgötter feiernde Hymnik verkündet in erhabener Einfachheit das tiefe Naturgefühl der alten Arja. Wichtig für die philosophische Anschauung der Inder sind die Upanischads oder theologischen Meditazionen des Arthavaveda.

Die zweite Periode ist die der Sanskritliteratur. Ihr gehören die zwei grossen, bereits genannten epischen Dichtungen an, der Mahabharata und Ramajana, von jenem wird Vyasa von diesem Valmiki als Verfasser genannt. Beide Gedichte hängen in Folge der eingeschobenen Episoden nur lose und locker zusammen. In beiden Dichtungen ist die Sprache edel, einfach und naiv mit feststehenden Beiwörtern, wie im Homer.

Wie Ilias und Odyssee wurden beide Dichtungen von Sängern an den Höfen der Könige vorgetragen, und wie bei den Griechen, galt es als ein Zeichen der Wohlerzogenheit sie auswendig zu wissen. Weniger Wert als diese beiden Epen haben die gleichfalls schon erwähnten 18 Puranas, Gedichte halbhistorischer, halb mythologischer Art.

Das Drama ist bei den Indern ebenfalls zur hohen Blüte gelangt. Wie bei anderen Völkern entwickelte es sich aus dem religiösen Kultus. Aufgeführt wurde es im freien. Nur die Brahmanen und Kschatrija, welche auftraten, sprachen im Sanskrit, die niederen Kasten in der Volkssprache im Prakrit. Ohne der Erhabenheit und Kraft des griechischen Dramas gleichzukommen, bewegte sich das indische im Leben der Liebe und zarten rührenden Bildern.

Als dramatischer Dichter ist am meisten Kalidasa gefeiert, dessen zwei bedeutendste Stücke die bekannte „Sakuntala“ (die Macht des Fluches eines beleidigten Asketen darstellend), und die „durch Heldenkraft gewonnene Urwasi“ sind. Eigentümlich sind den Indern die philosophischen Dramen, in welchen ganze philosophische Systeme als Personen auftreten.

Die Lyrik ist religiöse und erotische und in beiden Richtungen haben die Inder ausgezeichnetes geleistet. Besonders ist das der indischen Mythologie entnommene idyllische Singspiel „Gita Gowinda“, das den Halbgott Krischna zum Helden hat, nennenswert.

Vorzügliches in dieser Gattung leistete gleichfalls Kalidasa in seinem lyrischen Cyclus „die Versammlung der Jahreszeiten“ und in seiner Elegie „der Wolkenbote.“

Für die ethisch didaktische Dichtung hatte der Inder besonderen Sinn, wie die Sprachsammlung der Bhartrihari beweiset, und da ihm die ganze Natur beseelt war, so lag ihm die Tierfabel nahe. Das älteste Fabelwerk ist das Pantschatantra das fünfteilige, aus welchem „Hitopadesa“ einen Auszug bildet, und der Perser Bidpai sein Buch schöpfte. An Romanen und Märchen sind die Inder

besonders reich, und haben darin den ganzen Zauber ihrer Fantasie walten lassen, die Märchensammlung des Somadewa Bhatta aus Kaschmir ist das Mutterwerk der arabischen 1001 Nacht.

So unvollkommen im Gegensatze zur subjektiven Kunst die objektive oder bildende in Indien war, so jung ist sie auch. Die Vedas und die Epopöen erwähnen weder Tempel noch Götterbilder solche gab es daher wahrscheinlich vor Buddhas auftreten nicht. Es wurde in der älteren Zeit stets im freien geopfert. Erst als die indische Religion durch Bildung der Trimurti ihre Einfachheit und ihren philosophischen Geist verloren, entstanden Häuser und Bilder der Götter.

Die Tempel des neuen dreifachen Brahma grub man mit Vorliebe in die Felsen hinein und noch staunen wir die irrtümlich für alt gehaltenen kühnen Grottenwerke von Elefante, Salsette und Ellora mit Ehrfurcht an, obschon sie weit entfernt sind von künstlerischer Schönheit, Anmut und Harmonie und einen schweren unbeholfenen Eindruck hervorbringen. Eben so sind die auf der Oberfläche der Erde meist von Buddhisten errichteten pyramidenförmigen Pagoden (richtigen Dagops) verworrene Zusammenstellung der verschiedenartigsten Gebäudeformen, ohne Rücksicht auf gefällige oder erhebende Wirkung. Der Entwicklung der Bildnerei, welche an die Baukunst geknüpft hinsichtlich der Technik bemerkenswert ist, trat ein religiöses Gesetz hemmend entgegen, welches die hergebrachte Form der Götterbilder zu ändern verbot, und das wesentliche ihrer Darstellung in die Kleidung, die Attribute und Symbole, die hässliche Vielgliedrigkeit u. s. w. setzte.

Von der älteren Malerei, deren in den Erläuterungen zu Manu und im indischen Drama Erwähnung geschieht, sind keine Ueberreste mehr vorhanden, die der jüngeren Zeit angehörenden Bilder leiden zum Teil an der Starrheit einer priesterlich befangenen Kunst, besonders solche, die mythologische Gegenstände behandeln, andere welche Szenen des wirklichen Lebens vorführen, sind von eigentümlicher Anmut und Zartheit. In der Anfertigung von Mosaikbildern besassen die Inder schon frühe grosse Geschicklichkeit.

Industrie und Handel der Inder.

Ueber dem geistigen Leben und über den Traumgebilden der Fantasie und Spekulazion verloren die Inder die wirkliche materielle Welt häufig aus dem Auge, daher sie auch den Reichtum und die Frucht-

barkeit des Landes nicht so sehr zu ihrem Vorteile verstanden, als andere Völker. Alle Gewinn bringenden Geschäfte, den Handel nicht ausgenommen, waren den Vaisja überlassen, und schon darum als unedle, eines Brahmanen und Kschatrija's unwürdige Verrichtungen mit einer gewissen Makel belegt. Dem Ackerbau wird in Manu's Gesetzen der Vorwurf gemacht, „dass das mit Eisen beschlagene Werkzeug den Boden zerschneide und die Tiere, die er einschliesse“ und der Schiffer auf dem Meere galt für unrein. Aber wie sehr auch die Brahmanen beflissen waren, durch den Druck der Verachtung Handel und Gewerbe niederzuhalten, die Realität des Lebens und die äussere Notwendigkeit forderte ihr Recht. Gerade die Kastensonderung, die sie mit so vieler Strenge durchzuführen bemüht waren, hob und förderte die Industrie. Ausgeschlossen von dem höheren geistigen Leben und frei von äussern Störungen widmeten die Vaisja ihre ganze Tätigkeit den Arbeiten der Hand und überlieferten ihre erworbene Kunstfertigkeit als erbliches Besitztum in ähnlicher Weise ihren Nachkommen, wie die Krieger ihre Waffenübungen und Heldenlieder, wie die Brahmanen ihre Opferkunde und Religionsweisheit. Der werktätige Beruf in seinen verschiedenen Richtungen war das Erbteil der einzelnen Familien, in denen sich die Erfahrung und Kunstfertigkeiten von Glied zu Glied fortpflanzten und durch neue Errungenschaften vermehrten. Das Handwerk war das Eigentum der Familie, es war die Welt, in welcher jeder einzelne von Jugend auf gelebt hatte; Name und Beruf wuchsen zusammen und die erworbene Geschicklichkeit war ein überliefertes Besitztum.

Dieser Umstand, verbunden mit der reichen Fülle der zur Bearbeitung geeigneten Naturstoffe bewirkte, dass die Inder schon frühzeitig die Industrie zu hoher Vollendung führten, namentlich seitdem sich um die Königsburgen grosse und glänzende Städte bildeten und die Herrscher die Gewerbtätigkeit und den Kunstfleiss zur Erhöhung ihrer Pracht und Genüsse begünstigten. Die Inder erfanden die Kunst, das Eisen in Stahl zu verhärten, und ihre Metallarbeiten in Erz, Gold und Silber erregten schon die Bewunderung der Griechen; die indischen Webereien in Baumwolle und Leinen, in feiner Wolle und wahrscheinlich auch in Seide, waren im ganzen Altertum geschätzt. Schon Ktesias rühmt die hochroten Gewänder, welche der König von Persien aus dem nördlichen Indien erhielt, und im Ramajana tragen die Bürger von Ajodhia schönfarbige bunte Kleider. Ob das Gespinnst der Seidenraupe in

Indien selbst gewonnen ward oder von China eingebracht, ist ungewiss, aber schon zu Alexanders Zeiten gab es in Indien seidene Gewänder. Auch in Bereitung der Edelsteine erwarben sie sich grosse Geschicklichkeit.

Handel, Städte und Verkehrsleben.

Nicht minder schwungreich als die Industrie entwickelte sich auch der indische Land- und Seehandel. Besonders war es der königliche Despotismus, der zur Befriedigung seiner Prachtliebe und seines Luxus, wie zur Erhöhung seiner Einkünfte durch Zölle den Verkehr bedeutend förderte. Handelsstrassen wurden angelegt, Stapelplätze gegründet, so dass Indien im Altertume fast ebenso das Ziel und der Schauplatz der Handeltätigkeit war, wie in neuerer Zeit. War auch der Handel unter den Indern selbst nie vom grossen Belang und meistens nur auf die seltenen und kostbaren Erzeugnisse der einzelnen Länder beschränkt, so wurde das Land dagegen frühzeitig von fremden Völkern seiner edlen Produkte wegen heimgesucht, und einzelne günstig gelegene Orte zum Sitz des Weltverkehrs erhoben.

Dass die Inder selbst nur sehr selten Handelsreisen zu den unreinen Geschlechtern unternahmen, wurde durch den Einfluss der einheimischen Vorurteile und die Lehren der Brahmanen bewirkt. Zu den Barbaren zu wandern und das heilige Arjaland zu verlassen konnten sie sich nicht entschliessen; aber der Gewinn war zu lockend, als dass sie ihnen den Zugang zu ihrem Lande hätten wehren mögen.

Die Entwickelung endlich der persischen und mazedonischen Reiche bestimmte die Richtung des indischen Handels nach dem westlichen Asien, umsomehr, als der Norden und Osten teils durch unübersteigliche Gebirge, teils durch die Rohheit der Bewohner dem Verkehre lange verschlossen blieb. Nur Kaschmir schickte Gold und Wolle auch nach dem jenseitigen Hochlande. Die wichtigsten Handelszüge aber giengen über Kabulistan, wo grosse Städte und zugängliche Pässe den Verkehr mit Persien, Babylonien und der griechischen Welt vermittelten und erleichterten. Selbst mit China wurde der Handel zuerst über Kabulistan und das Hindukuhgebirge getrieben, bis die zunehmende Verbreitung der chinesischen Kultur über den Süden bequemere Wege schuf. Die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Landhandels durch wilde Gebirgsgegenden voll reissender Tiere und räuberischer Völkerschaften machten gemeinschaftliche Unternehmungen mittelst

grosser Karavanenzüge notwendig. Pferde und Esel, Kameele und Elefanten dienten zum fortführen der Waaren nach den fernen Ländern; an die Kaufleute und ihr zahlreiches Gefolge schlossen sich Reisende aller Art an und die Brahmanen benutzten häufig die Gelegenheit, um so die Wildnis sicher zu durchziehen.

Mit Arabien, Babylonien und Phönizien wurde der Verkehr zur See unterhalten; doch besuchten die fremden Handelsleute nur die Hafenorte an den beiden Küsten; das innere des Landes blieb ihnen verschlossen; und wie gross auch der Reiz des Gewinnes sein mochte, das Vorurteil gegen die Seefahrten legte der Inder nie ab, nur selten wagte er sich auf das flüssige Element. Dagegen bildeten sich im innern Handelsgesellschaften mit Innungsrechten und ausgedehnten Geschäftsverkehr, häuften grosse Reichtümer und reizten nicht selten die Habsucht der Könige und Beamten.

Die ausgeführten Waaren gehörten teils dem Naturreich an, teils waren sie Erzeugnisse des Kunstfleisses. Der Handel der alten Völker erstreckte sich hauptsächlich auf die Gegenstände des Luxus, der Pracht, des feineren Lebensgenusses, daher konnte auch kein anderes Land in solchen Gütern mit Indien wetteifern. Hier gab es Gold, Silber und Edelsteine, Perlen und Korallen, Sandelholz und Ebenholz, hier gab es Salböl, Räucherwerk, Wohlgerüche und Gewürze (Kassia, Zimmet); hier wurde von rotfarbigen Tierchen, die sich auf Harz tröpfelnden Bäumen aufhielten (Cochenille), die gesuchte Lackfarbe bereitet; hier wurden die feinen Zeuge aus Wolle, Baumwolle und Seide verfertigt, welche die Bewunderung des Altertums erregten und deren Name (Sindones) ihren Ursprung am Indus beurkundete; hier gab es kostbare Gefässe und Gerätschaften aus Zinn und anderen Metallen, und die reiche Tierwelt lieferte eine grosse Ausbeute zum Nutzen und Vergnügen, zum Gebrauche und zur Zierde.

Die ausführlichsten Nachrichten über indisches Städte- und Verkehrsleben sind uns in des Megasthenes Berichte über das Reich Magadha erhalten, und da dieses Königreich alle indischen Lebensformen bei sich ausbildete, so können die dort beobachteten Zustände als massgebend für die übrigen Landschaften gelten. Magadha lag am Einflusse der Sona in den Ganges, und ist dasselbe Land, wo die Buddhalehre zuerst Wurzel schlug und Verbreitung fand. Die Hauptstadt war Pataliputra bei den Griechen Palibothra.

Nach Megasthenes Darstellung nun war Palibothra eine der schönsten und grössten Städte Indiens; sie hatte einen Umfang

von 5 Meilen und hinter einem breiten wasserreichen Graben eine hölzerne, mit Schiessscharten und 750 Türmen versehene Mauer, durch welche 64 Tore in die Stadt führten.

Fast von gleichem Umfange und auf ähnliche Weise befestigt war die alte Hauptstadt Ajodhia. Im innern gewährten stattliche mit bunten Farben bemalte, mit Schnitzwerk von Holz verzierte und mit Terassen, Gallerien und Erkern versehene Häuser und Paläste, vor allem das königliche Schloss, breite an den Ecken mit heiligen Bäumen bepflanzte und mit Wasserbecken versehene Strassen, hohe Tempel und schattige Lusthaine einen herrlichen Anblick, und die grossen Waarenlager und Kaufhallen zeugten von dem grossen Verkehr und der Handelstätigkeit des Landes. Denn in Magadha blühte die Handelsbetriebsamkeit dergestalt, dass schon Manu's Gesetze die Kaufleute mit dem Namen Magadha belegen. Trotz des Steuerdrucks und der Erpressungen im innern und trotz mancher Verluste durch räuberische Ueberfälle muss der Gewinn doch unermesslich gewesen sein, daher auch weder Beamtendespotismus noch Zollbedrückung, noch Kastenstolz die Handelstätigkeit zu hemmen vermochten. Schöne, mit Meilenzeigern versehene Landstrassen, die von der Hauptstadt nach den verschiedenen Gegenden des Landes führten und nebst den Kanälen und Wasserbauten eigenen Beamten zur Ueberwachung und Unterhaltung anvertraut waren, förderten den Verkehr. Die innere Stadt wurde von zahlreichen Beamten beaufsichtigt. Die einen überwachten die öffentlichen Gebäude, Häfen und Marktplätze, bestimmten die Preise der Lebensmittel und Waaren, ordneten Mass und Gewicht und erhoben die Zölle und Abgaben, andere führten die Listen über Geburten und Sterbefälle behufs der richtigen Steuererhebung, noch andere leiteten das Armen- und Krankenwesen und beaufsichtigten den Fremdenverkehr, wobei sie die Künste des spionierens und aushorchens, die schon Manu's Gesetzbuch empfahl, in Anwendung brachten. Dazu bedienten sie sich der in den grösseren Städten zahlreich vorhandenen Buhlerinnen. In ähnlicher Weise war auch das Kriegswesen verwaltet und unter verschiedene Aufseher verteilt.

Indien und der Westen.

Dem grossen Heldenleben Indiens, auf welches die ältesten Erinnerungen der Vorzeit schliessen lassen, folgte eine Periode der Erschlaffung, wo die Brahmalehre den Mut und Geist des handelns erstickte.

Nie sind die Inder seitdem mehr als Eroberer aufgetreten, sie sind nur erobert worden, ihre Geschichte ward fortan eine Leidensgeschichte und nur von geistigen Einwirkungen Indiens auf die Völker des Nordens und Westens kann der Geschichtschreiber berichten.

Die ersten feindlichen Züge, welche von Westen her gegen Indien unternommen wurden schreibt man den Assyriern zu, die bis an den Indus geherrscht haben.

An ihre Stelle traten die Perser, von denen Kyros und Dareios mit den Indern Krieg geführt und Xerxes bei seinem Zuge gegen die Griechen Sudras im Heere gehabt hat (von Herodot Aethiopier vom Aufgange genannt). Alexander, der Eroberer Persiens, folgte dem Beispiele seiner Vorgänger und drang von der Hochebene in das da vorliegende Flusstal.

Durch die Griechen, welche aus persischen Quellen schöpften, oder aus eigener Anschauung Indien kannten, bekamen wir die ältesten brauchbaren Berichte. So von Herodot und Ktesias. Letzterer 60 Jahre nach Herodot als Leibarzt am Hofe des Perserkönigs lebend ist vielfach wegen seiner Nachrichten, in die er manche Fabeln und Wundersagen aufnahm, angegriffen worden. Unter Seleukus Nikator kam Megasthenes als Gesandter nach Indien, er gelangte an den mittleren Ganges und seine Beobachtungen sind genau und scharf.

Aus ihm schöpften Diodor, Strabo und Arrian, der im 2. Jahrhundert nach Christi mit Benützung der Berichte von Alexanders Nauarchen seine Werke über Indien schrieb. Seit Alexanders des Grossen Zeit haben wir keine genaueren Nachrichten über dieses Land. Der Zug des höchst gewaltigen Räubers und Mörders wie er in indischen Büchern heisst, so wie die Unternehmungen der seleukidischen und baktrischen Könige berührten nur die nordwestlichen Grenzgebiete und erstreckten ihre Wirkungen wenig über das Pendschab hinaus. Dennoch war die Einwirkung griechischer Kultur eine starke, um so mehr als der Inder einer höheren Kultur gegenüber sich nie so abschliessend wie der Chinese zeigte, und als der Buddhismus damals in Flor war, der keine Kaste und Nazionalität kannte.

Etwa um 50 v. Chr. erscheint unter den indischen Herrschern als ein helles Gestirn Vikramaditja. Nach seiner Regierung ist bis um das Jahr 1000 n. Chr. tiefes Dunkel. Da stieg vom iranischen Hochlande vom Glaubensfanatismus getrieben Mahmud, der Ghasne-

vide nach Hindostan herab, unterwarf sich einen grossen Teil des Landes, und verfolgte mit Feuer und Schwert die Anhänger des Brahmaglaubens. Die blühendsten Städte, die herrlichsten Tempel sanken in Staub, Millionen wurden niedergemetzelt. Noch furchtbarer hausten die Mongolen, welche seit der Mitte des 13. Jahrhunderts mit ihren Einfällen begannen, und das Reich des grossen Mogul (höchste Blüte unter Akbar 1555—1605 und Aureng-Zeb 1660—1707) begründeten. 1498 landeten die Portugiesen im Hafen von Kalikut, 1595 kamen die Holländer, 1600 die Engländer, 1604 die Franzosen, 1612 die Dänen.

Die Handlungsweise der fremden war nicht geeignet die Eingebornen für das Christentum zu gewinnen. Jetzt gehört der grösste Teil des Landes den Engländern, und ihre Herrschaft bricht den Kastengeist. Brahmanen dienen als Gemeine unter Sudrasoffizieren und auf der Eisenbahn von Kalkutta nach Benares fahren Brahmanen mit den untersten Klassen, in den gleichen Wagen. Abendländische Ideen dringen ein, ein indogermanischer Stamm lernt vom andern. Die Kraft des Volkes aber, so zäh auch sein Leben ist, scheint gebrochen und wie Zwerge wandeln die Indier auf den Trümmern einer grossen Vorwelt. Das indische Volk das berufen war an dem Lebensbaum der Kultur und Völkergeschichte den Stamm zu bilden, ist frühe abgestanden und zu einem dürren Reis geworden.

Als Beweis dafür, dass selbst der befähigte arische Stamm der des geistigen Schwunges gewiss nicht entbehrt, sich auf die Dauer des Fortschrittes nicht fähig erweiset, wenn er über das Gebiet hinausgreift, welches eine gesunde historische Entwicklung bedingt.

Die Iranier.

Oestlich von dem Tale des Euphrat und Tigris erhebt sich das grosse Plateau von Iran. Gegen Morgen dehnt es sich bis zum Indus und ist von Norden nach Süden zwischen dem, einst viel weiter ergossenen kaspischen Meer und dem persischen Meer und Meerbusen gelagert. Steile Randgebirge umschliessen es von allen Seiten. Gegen Abend senken sich nach dem Tieflande von Mesopotamien und Sinear zu die waldigen Terassen des Zagros-Gebirge, an welchem einst der Sitz der alten Assyrier war. Südöstlich von diesen, in einem ähnlich, vom persischen Meerbusen aufsteigenden

Terassenlande, wohnten die Perser, ein Hirten- und Jägervolk. Im Nordosten des Hochlandes, im Winkel zwischen dem Plateau von Armenien und dem Elbrus-Gebirge (das im Demavend, südlich vom kaspischen Meer 1400 Klafter erreicht) wohnten die Meder; diesen östlich an den Abhängen des Elbrus, die Hyrkaner und Parther.

Längs den Terassen von Korassan, die sich nach Norden ins Tiefland von Turan absenken, zogen sich die Länder Margiana und Areia, dann den Südabhang des Paropamisus entlang, Drangiana und Arachosia hin. An der heissen, sandigen Südküste längs dem persischen Meerbusen schlossen sich an die Perser die Karmanier, östlicher bis gegen die Indusmündungen die Gedrosier. Jenseits des Nordrandes von Iran, über den Paropamisus hinaus, lagen die Landschaften Baktria und Sogdiana. So stellt sich Iran als ein im innern wüstes, wenig bewohntes Plateau dar, mit fruchtbaren zum Teil üppigen Bergrändern, in denen die genannten Völker wohnten. In Sitte und Tracht, Sprache und Religion, beurkundeten diese Völkerschaften die gemeinsame Abkunft.

Sie gehörten auch alle dem indogermanischen Stamme an und legten sich gleich den Indern den Namen Arja bei, aber schon frühe in einzelnen Landschaften und Staaten gesondert, verloren sie mit der Zeit das Bewusstsein der ursprünglichen Zusammengehörigkeit.

Da alle das heilige Zend-Buch als Religionsurkunde verehren, so fassen neuere Forscher sie bisweilen unter dem Gesammtnamen Zendvolk zusammen, was aber mehr die religiöse als die sprachliche und nazionale Gemeinschaft bezeichnet.

Die alten Iranier, die in Baktria ihren frühesten Hauptsitz gehabt haben dürften, verehrten gleich den stammverwandten Ariern am Indus auch anfangs die über dem Naturleben waltenden Mächte. Während aber unter dem lachenden Himmel Indiens, wo die Natur sich von ihrer wohltätigen Seite zeigte, der Begriff von einer göttlichen Weltseele, von der alles seine Entstehung nahm, so wie der einer waltenden Vorsehung ausgebildet wurde, kam in Iran, wo Natur und Klima die grössten Gegensätze kund gaben, der jeder Naturreligion zu Grunde liegende Glaube an gute und böse Geister, an wohltätige Lichtmächte und an feindliche Gewalten der Finsternis zur Entwicklung, ein Dualismus, der mit der Zeit aus dem natursymbolischen Gegensatze in das ethische Gebiet übergieng.

Aber wie bei den indischen Ariern Indra im Volksglauben stets die erste Stelle behauptete, so bei den Iraniern der Sonnengott Mithras.

Baktria.

Die ostarischen Länder, vor allen das uralte Kulturland Baktria, scheint die Heimat der später im Zend-Avesta geoffenbarten dualistischen-Religionslehre gewesen zu sein. Hier soll Jima (Dschemschid) bei den Griechen Achämenes durch Förderung höherer Kultur ein goldenes Zeitalter begründet haben, das aber (nach späteren Sagen) durch seine Schuld verschwand, bis Zarathustra (Zoroaster) unter König Vistaspa (Gustasp nicht Hystaspes) nach den neuesten Forschern um 1300 v. Chr., das von dem guten Gotte Ormuzd (Ahuramasda) offenbarte Gesetz verkündete. In diesem wurde die altarische, unter dem Einflusse der Landesnatur entstandene Weltansicht von dem fortwährenden Kampfe der bösen und guten Geister in der Natur, (insbesondere des Lichtes und der Finsternis), der Sittenlehre und Staatseinrichtung zu Grunde gelegt. Zoroasters Lehre ist uns in dem erst später gesammelten und mehrfach umgestalteten Zend-Avesta (d. i. lebendiges Wort) erhalten, insbesondere in dem zwischen 800 und 600 abgefassten Gesetzbuche Vendidad, das in dem bereits von Assyrien (und Medien) unterjochten Ostiran, religiöse jedoch nicht staatliche Geltung hatte.

Der Hauptcharakter der iranischen Religion ist ein durchaus praktisch sittlicher, weit entfernt von jeglicher indischer Beschaulichkeit. Der Kernpunkt von Zoroasters Glauben, liegt in der Ahnung eines unendlichen Urwesens, Zaruana akarana, d. i. „das allumfassende, der unendliche Raum"; nur dieses besteht ewig und durch dasselbe wird eine Lösung des Zwiespaltes herbeigeführt, der zwischen allem geschaffenen stattfindet. Zaruana rief durch das ewige Wort (Honover) zuerst eine Welt von Geistern (Ferwers) in's dasein; die höchsten derselben sind Ormuzd und Ahriman, jener ist Licht und wohnt im Licht (Iran), dieser ist Finsternis und beherrscht das Dunkel (Turan). Beide waren ursprünglich gut, aber Ahriman erhob aus Neid den Kampf gegen Ormuzd; die bösgesinnten Geister (Dew's) traten dabei auf die Seite Ahriman's, die Lichtgeister, (Amschaspand's) zu Ormuzd. Nun erst rief Ormuzd die Körperwelt in's dasein, die Ahriman alsbald zu zerstören suchte; so begann auch in dieser der Kampf. Ormuzd sandte die

Yzed's aus, Geister, welche Naturgegenständen (wie: Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse, Quellen) oder geistigen Kräften vorstehen; eines anderen Teiles der Welt (der Kometen, Planeten, giftiger Tiere und Pflanzen) bemächtigte sich Ahriman. Die ersten Menschen (Meschia), die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes, wurden von Ahriman zur Sünde verführt; darauf offenbarte sich Ormuzd ihren Nachkommen, erst durch Hom, später durch Zerduscht, um sie vom bösen zu befreien.

Am Ende der jetzigen Weltperiode (vor 3000 Jahren) wird das Reich des Lichts durch Ormuzd siegen und Ahriman bekehrt, oder vernichtet werden.

Das ganze Menschengeschlecht wird durch Sesiasch (d. i. Retter), von neuem belebt (Auferstehung der todten) und nach einem Weltgerichte die bösen durch Feuer gereiniget. Erst dann wird die Welt den Zweck erreichen, zu dem sie geschaffen wurde, ungetrübte Vollkommenheit und Glückseligkeit.

Darum ist es Pflicht des Ormuzddieners während seines Erdenwallens den bösen Geistern mit allen Kräften entgegen zu treten, sie zu versöhnen oder ihren Zorn zu brechen, durch Opfer und Demütigung. Er bekämpft sie in der Natur durch Vernichtung der schädlichen Tiere und durch fleissigen Anbau nützlicher Früchte und Bäume, und in der eigenen Brust durch Beobachtung des heiligen Gesetzes mit Feuerdienst und Gebet, mit frommen Worten und guten Handlungen, mit Sühnopfern von Stieren und Rossen, sogar von Menschen. In dieser Anschauung lag später für die Priester eine lockende Gelegenheit den Zend-Avesta mit einer Menge von Vorschriften und Satzungen zu füllen, die das Leben der Iranier unter ein sklavisches Gesetzesjoch beugten. Sie gaben dem Begriffe der Reinheit eine äusserliche Bedeutung und erfanden eine Menge von Vorschriften, Zeremonien und Gebräuchen, durch die sie die Lichtreligion in herzloses Lippenwerk verkehrten. Nach einer persischen Tradizion, wurde der Zend-Avesta von Alexander dem Grossen, mit Ausnahme der Schriften über Heilkunde und Astronomie, die er ins Griechische habe übersetzen lassen, verbrannt. In der Folge seien jedoch die heiligen Bücher aus dem Gedächtnisse wieder hergestellt worden. Eine glaubwürdigere Ueberlieferung jedoch meldet die Wiederherstellung und Sammlung der heiligen Schriften unter der Herrschaft der Sassaniden.

Unter diesen seien um 200 v. Chr. die Bücher des Zend-Avesta auch in West-Iran eingeführt worden..

Die Rechtsbestimmungen des Zend-Avesta, die uns nur sehr unvollständig erhalten sind, betreffen die Sicherung der Person und des Eigentums, die Erhaltung und Vermehrung der Familie, die Erziehung.

Drei Stände werden genannt, welche indessen durchaus nicht schroff geschieden sind. Athrava (Priester) später Magusch (Magier) genannt, Khshathra Krieger und Vastrja Ackerbauer und Handwerker, der erste war der vornehmste, erlangte aber keine unbedingte Herrschaft und war nicht geschlossen erblich. Fortgeschrittene astronomische Kenntnis zeigt die Einteilung des Jahres in 12 Monate zu 30 Tagen, denen 5 Schalttage am Schlusse beigefügt wurden. Wie alle Völker, die von den Standgebirgen Irans in die benachbarten Tiefländer einbrachen und sich festsetzten, wenn sie hier verweichlichten, wieder anderen nachrückenden und kräftigeren Gebirgsstämmen zur Beute wurden, so wurden die Baktrer (im N. O.) von den Medern (im N. W.) bezwungen, diese eine Zeitlang von den Assyriern (im W.) und später von den Persern im Süden unterworfen. Auf die Meder und Perser gieng die Religion Zoroasters über.

Die Meder.

Mehr als von der Geschichte Baktriens ist uns von der Mediens überliefert. Dieses in West-Iran gelegene Land galt bei den alten für eines der wichtigsten Asiens, wegen seiner Grösse, seiner vorteilhaften Lage, der Menge kriegerischer Bewohner, der trefflichen Pferdezucht und der in den niederen warmen Strichen gesegneten Fruchtbarkeit. Die Meder waren ein tapferes Reitervolk in sechs Stämme geteilt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erlagen sie dem Andrange der Assyrier und bildeten fortan von deren Reiche einen Bestandteil, bis sie sich im Jahre 708 unter Dejokes losrissen.

Dieser wurde somit der Begründer des medischen Reiches. Er erbaute Ekbatana, das er zur Hauptstadt erhob, führte eine geordnete Rechtspflege ein und gab dem Lande eine despotische Verfassung. Das von ihm geschaffene Hofzeremoniel ward später das Vorbild des persischen.

Auf Dejokes folgte Phraortes (655—633) der zuerst die Perser, dann die gesammten Völker Irans unterwarf, und bereits auch die Assyrier angriff, gegen die er aber in der Schlacht fiel. Kyaxares (633—593) rächte seinen Vater und schloss schon Ninive ein,

als die Skythen hereinbrachen und ihn zur Verteidigung des eigenen Reiches nötigten. Diese Völker kamen aus dem Norden, von welchem die alten nur eine sehr verworrene Vorstellung hatten, und brachen östlich vom kaspischen Meer in Medien ein; den Kyaxares besiegten sie, zogen durch Armenien bis zum Halys, warfen sich dann südlich auf Syrien und Juda, wurden von einem Angriffe auf Aegypten nur durch Geschenke abgekauft, von Babylon durch Nabopolassar damals noch Statthalter des Königs von Assyrien, abgewehrt und dann zum grössten Teil, als sie wieder auf Medien fielen, von Kyaxares durch List aufgerieben.

Dieser Skytheneinfall hatte den Untergang Ninive's verschoben, aber den Zusammenhang des alten Reiches Assyrien völlig gelöst. Kyaxares wandte sich zuerst erobernd nach Westen, unterwarf Armenien, dann Kappadokien und drang über den Halys gegen Alyattes von Lydien vor. Mit diesem schloss er jedoch, da eine Sonnenfinsternis am 30. September 610 die beginnende Schlacht am Halys unterbrochen, Frieden und Verschwägerung. Diesem Bunde trat auch Babylon bei, dessen Statthalter Nabopolassar sich unabhängig von Assyrien gemacht hatte. Vereint zog dieser mit Kyaxares gegen Ninive. Mit dem Falle dieser Stadt und der Vernichtung der ältesten Weltmacht Assyriens fielen die Gebiete am linken Tigrisufer an Medien. So war das von Kyaxares gegründete neumedische Reich durch glückliche Eroberung bald so mächtig geworden, dass es mit dem neubabylonischen kühn wetteifern konnte. Es zählte die stammverwandten Baktrier und die um Pasargadä und Persepolis sesshaften Perser zu seinen Untertanen und reichte im Westen bis an den Halys. Auch in kunstfertigen Arbeiten, in Bereitung feiner Stoffe und prächtiger Farben strebten die Meder den Bewohnern der Euphratweltstadt nach, wie die im ganzen Altertume berühmten medischen Gewänder bezeugen.

Die Perser.

Das Land.

Von den iranischen Völkern hat dasjenige, welches die Landschaft Persis, das heutige Farsistan, bewohnte, die Perser, durch die Gründung eines grossen ganz Vorderasien umfassenden Reiches, die grösste Berühmtheit erlangt. Persis, das Stammland dieses Volkes lag zwischen Medien und dem babylonischen Tieflande, und zwar

auf der Mitte des Südlandes von Iran. Hier durchfliesst, umgeben von einem nicht unfruchtbaren Gebirgslande, der reissende Araxes (der heutige Bendemir), eine reiche Ebene. Derselbe Fluss heisst in einem anderen Tale Kyros; von ihm ist der Medos ein nördlicher Arm.

Die Ebene des oberen nördlichen Stromlaufes heisst Murghab, die des unteren bis zur Einmündung in den Bakhteganser Merdascht. In dieser lag Persepolis, in jener Pasargadä. Beide Ebenen zeigen, wie die zahlreichen Reste der Kanäle und Bewässerungs-Anstalten und hie und da noch die Kornfelder, Gartenanlagen und Weinberge beweisen, überall die Spuren der sehr zahlreichen früheren Bevölkerung. Jetzt sind sie in eine fast entvölkerte Wildnis zurückgesunken, die den grössten Teil des Jahres als Einöde erscheint, aber wo menschliche Betriebsamkeit sich nur regt, alsbald sich wieder in die reichsten Gärten und Felder verwandelt und sich mit Bewohnern füllt.

Wie die Natur ihrer Denkmäler, mit den kolossalen Mauerresten Marmorschäften von Säulen, Pilastern, Grabstätten, Feuertempeln, obwohl furchtbar zerstört, beweist, dass auch hier einst eine sehr bedeutende und grosse Stadt sich ausbreitete, so zeigt die Beschaffenheit beider Ebenen, mit welcher Sorgfalt und Anstrengung der Perser seinen Boden bearbeitete, nachdem er von dem ursprünglichen Nomadenleben zur Bestellung eines erst durch kunstreiche Bewässerung fruchtbar gewordenen Bodens, sowie zur Erbauung eines jener orientalischen Völkersitze, der Stadt Persepolis, fortgeschritten war. Diese Stadt barg mit der Zeit einen solchen Reichthum in sich, dass Alexander der Grosse daselbst eine Beute im Werthe von 25.000,000 Talern machen konnte.

Beginn des Perserreiches.

Die Perser waren wie die Meder iranischen Stammes und hatten wie jene die Religion Zarathustras. Da wir bei ihnen keinen eigenen Priesterstand sondern den medischen Magier in der Verwaltung seines Amtes finden, so ist es wahrscheinlich, dass sie durch Vermittlung der Meder jenen Glauben empfingen. Der Natur ihres Stammes gemäss schieden sich ihre 10 Stämme nach der Lebensweise in 3 Klassen. Während die Daer, Marder, Dropiker und Sagatier nomadisch mit ihren Herden auf den Weidetriften, den Bergen umherzogen, waren die Panthialäer, Derusiäer und Germa-

nier Ackerbauer und bildeten die Pasargadier, Maraphier und Maspier einen kriegerischen Adel. Nicht allein aus den Zeugnissen der Schriftsteller, sondern auch aus ihren Taten geht hervor, dass sie ein einfaches, nüchternes, mässiges, kräftiges und ausdauerndes Volk waren.

Als älteste zuverlässige Tatsache kennen wir ihre Unterwerfung durch die Assyrier.

Achaemenes, aus dem Geschlechte der Pasargaden, entzog sie der Herrschaft der Assyrier.

Bald darauf aber wurden sie von dem Mederkönig Phraortes unterworfen, doch hatte ihnen dieser den Achämenes als Statthalter belassen.

Kyros.

Als auf Kyaxores der weichliche Astyages folgte (593—558), der mit den Herrschern von Babylon und Lydien verschwägert war und in Sicherheit und Schlaffheit lebte, empörten sich die Perser unter Kyros gegen die medische Vorherrschaft 559. Nach Herodot war Kyros der Enkel des Astyages, der Sohn der Mandane und des Persers Kambyses. Auf des Grossvaters Befehl ausgesetzt, ward er vom Hirten Mithradates und seinem Weibe Spako erzogen, denen er vom Harpagus, der den Knaben hatte tödten sollen, übergeben worden war. Vom Grossvater zufällig wieder aufgefunden und wieder erkannt, ward er zum Statthalter der Perser gemacht und rief dann diese mit des Herpagus Hilfe zur Empörung auf. Ausser dieser Erzählung, welche nur zeigt, wie rasch der Gründer des persischen Weltreiches ein Gegenstand der Sage wurde, gibt es andere abweichende Berichte. Geschichtlich ist, das Kyros der Urenkel jenes Achaemenes war, den Phraortes über Persien gesetzt. Nachdem Kyros den Astyages besiegt und entthront hatte (558 v. Chr.), behandelte er ihn mit Milde, nahm die Tochter desselben, Amytis, zum Weibe, und nun unterwarfen sich ihm auch die anderen Stämme Irans bis zu den Baktrern hin. Im übrigen blieben die medischen Einrichtungen, so dass das persische Reich nur als eine Fortsetzung des medischen erscheint. Kyros überschritt bald die Grenzen Irans und unterwarf nun alle Völker westlich bis zum Halys und östlich bis zum Indus. Krösus, König von Lydien und Herrscher fast von ganz Kleinasien, begann (wie Herodot erzählt), auf das Orakel von Delphi sich verlassend, den Angriff gegen diese immer drohender werdende Weltmacht.



Mit ihm waren die Könige Amasis von Aegypten und Nabonetus von Babylon, sowie die Spartaner, verbündet.

Im Tale des Halys kam es zur Schlacht, die unentschieden blieb 549. Doch gieng Krösus nach Sardes zurück, indem er auf die Ankunft seiner Bundesgenossen und den herannahenden Winter vertraute. Kyros aber folgte ihm unvermuthet, schlug ihn in der Ebene des Hermos, nahe bei Sardes, belagerte dann diese Stadt, eroberte sie und behielt den Krösus in ehrenvoller Gefangenschaft bei sich. Die griechischen Pflanzstädte am ägäischen Meere leisteten noch einige Zeit Widerstand, wurden aber dann vom Harpagus, 547, eine nach der andern unterworfen, ebenso die Karier, Lykier, Kilikier, später folgte auch die Insel Kypros. Kyros selbst, der unterdessen einen sehr schwierigen Zug in die Grenzlandschaften Indiens und zurück durch die Wüsten Gedrosiens ausgeführt hatte, zog nun gegen Babylon. Der König ward in offener Feldschlacht überwunden und floh hinter die festen Mauern der Stadt, die Kyros durch Ableitung des Euphrat in das Seebecken von Sepharvaim, einnahm.

Das Land ward unterworfen und in die medische Mauer wurden Lücken gerissen. Die gefangenen Juden wurden von Kyros in die Heimat entlassen; Syrien und Phönizien huldigten ohne Widerstand.

So waren damals zwei Grossmächte Asiens gefallen und das persische Reich breitete sich über Asien. Die Nordgrenze desselben bildeten der Kaukasus, das kaspische Meer und die Steppen von Turan. Die Völker in diesen letzteren wollte Kyros, um sich vor ihren Einfällen zu sichern, gleichfalls unterwerfen. Es gelang ihm dies auch mit den Saken am Jaxartes, wo er eine Stadt nach seinem Namen gründete (Kyropolis) und mit den Chorasmiern am Oxus. Als er aber dann sich gegen die Massageten nördlich von Jaxartes wandte, soll er nach Herodot im Kampf gegen die Königin derselben, Tomyris, umgekommen sein. In Pasargadä ward sein Grab noch zu Alexanders Zeit gezeigt.

Seine Herrschaft war mit ungewöhnlicher Milde aufgebauet, den unterworfenen Völkern war ein Teil ihrer Selbstverwaltung, ihre väterliche Religion und Sitte, oft sogar ihr Herrscherhaus belassen. Das Reich war jedoch noch wenig geordnet, die sieben Stammesältesten der Perser bildeten einen hohen Rat neben dem Könige; und die altpersische Freiheit überwog noch die Formen asiatischer



Despozie. Neben dem medischen Ekbatona wurden die Perserstädte Susa und Persepolis Residenzen; in der Nähe von Persepolis lag Pasargadä.

Kambyses.

Kambyses 529—522, der nach seinem Vater Kyros in der Regierung folgte, unternahm mit einem Landheer und einer Flotte den schon von diesem beabsichtigten Zug gegen die letzte, noch unabhängig bestehende Grossmacht des Orients, Aegypten. Hier war auf Necho, Psammis, 600—594, auf diesen Hophra oder Apries gefolgt, 594—570, der weder den Fall Jerusalems noch die Unterwerfung der Phönizier durch Nebukadnezar hatte hindern können. Nach einem unglücklichen Feldzuge gegen das griechische Kyrene empörte sich die Kriegerkaste und setzte den Amasis auf den Thron, welcher den Hophra bei Momemphis 570 überwand; letzterer ward vom Volke getödtet. Aber Amasis, 570—526, war mehr als alle seine Vergänger den Griechen zugetan, machte Kypros unterwürfig und war in Freundschaft mit dem Tyrannen von Samos, Polykrates; nur in seinen grossen Bauten war er ein echter Aegypter.

Das Land freute sich eines glücklichen Reichtums und Wohllebens. Amasis sah noch die sorgfältigen Vorbereitungen des Kambyses zu einem Angriff auf Aegypten, erlebte jedoch diesen selbst nicht mehr. Sein Sohn gieng dem Heer des Perserkönigs mit seinen Aegyptern und mit ionischen und karischen Söldnern entgegen, lieferte ihm bei Pelusium 525 eine unglückliche Schlacht und floh nach Memphis. Hier wurde er bei Eroberung dieser Stadt gefangen. Nach Herodot wurde er wegen versuchter Empörung von Kambyses hingerichtet, nach Ktesias wurde er nach Persien in die Verbannung geführt. Aegyptens Unabhängigkeit ist seitdem auf immer verloren gewesen.

Durch seine Erfolge stolz gemacht, wollte Kambyses die Karthager einerseits, anderseits die Aethiopier „am Ende der Welt, im Lande des Goldes, der ungeheuren Elefanten, des Ebenholzes, der wilden Bäume und langlebenden Menschen“ unterwerfen. Aber zu der Unternehmung gegen ihre Tochterstadt weigerten sich die Tyrier Schiffe zu stellen, und sie musste unterbleiben; gegen die Aethiopier zog Kambyses selbst, aber die Wüste und der Hunger zwangen ihn zur Umkehr mit grossem Verluste. So erzählt wenigstens Herodot: in der Tat ist Kambyses bis über Meroë vorgedrungen und hat einzelne Negerstämme unterworfen. Erst auf dem Rückwege erlitt

er Unfälle. Ebenso war eine Expedizion, die er mit 50.000 Mann gegen das Ammonium auf Siwah machen liess, in der Wüste zu Grunde gegangen.

Kambyses, über dieses Missgeschick erzürnt, ward, nach den Erzählungen der alten, mehr und mehr zum Tyrannen; doch zeigen neu entzifferte Inschriften sein Verhalten dem seines Vaters Kyros nicht unähnlich.

Seine schlimmste Tat war die heimliche Ermordung seines Bruders Smerdes (persisch lautet sein Name Bardija), den einst Kyros zum Statthalter von Baktrien gemacht hatte. An seiner Stelle erhob sich ein Magier, der dem Bardija glich zu einer Empörung. Als Kambyses Aegypten verliess, um gegen ihn zu ziehen, verwundete er (nach den griechischen Quellen) aus versehen sich selbst und starb in Folge davon 522 in Syrien. (Nach den persischen Inschriften tödtete er sich selbst.)

Der falsche Smerdes 522—522. — Dareios 521—485.

Der Magier Gaumata regierte als Smerdes (Pseudo-Smerdes) eine kurze Zeit und suchte das medische Wesen wieder herrschend zu machen, bis sein Betrug entdeckt, und er von den sieben Perserfürsten gestürzt und getödtet wurde.

Der edelste unter diesen war Darius (Darajawusch ein Achämenide) der Sohn des Hystaspes. Dieser bestieg den Thron, musste aber erst die Verschwörung verschiedener persischer grossen und die Empörung mehrerer Provinzen beruhigen, ehe seine Macht festgestellt war. Unter letzteren war Lydien, regiert von dem klugen Statthalter Orötes, der den Tyrannen Polykrates von Samos auf's Festland gelockt und gekreuzigt hatte, und den Dareios nun durch einen vornehmen Perser ermorden liess. Am gefährlichsten aber war die Empörung von Babylon. Dareios schlug das babylonische Heer am Tigris und am Euphrat, und begann die Belagerung der Stadt. Länger als ein Jahr lag er vor ihr, während neue Aufstände in den entfernteren Provinzen ausbrachen, bis, wie Herodot erzählt, durch die List des Zopyros, der sich als Ueberläufer stellte, die Stadt erobert ward. Dann wurden nach und nach alle Provinzen zum Gehorsam zurückgeführt und die Länder bis zum Indus im Osten und Kaukasus im Norden unterworfen. Die Bildwerke und Keil-Inschriften an der geglätteten Felswand zu Bagistan und Bisutun sagten dem Ahuramasda Dank für 19 Siege und 9 gefangene Könige.

Der Feldzug gegen die Skythen.

Darauf unternahm Dareios einen Feldzug gegen die Skythen in Europa, ein Volk wahrscheinlich finnischen Stammes, das von den Karpathen bis zum Don (Tanais) und asowschen Meer (Palus Mäotis) wohnte. östlich von diesen sassen die Sauromaten (Slaven) und nördlich von ihnen die Budinen; noch nördlicher wurde alle Kunde, z. B. was man von den Melanchlänen, Antropophagen, Hyperboräern u. s. w. erzählte, fabelhaft. Es scheint, er wollte das ganze schwarze Meer zum persischen Reiche gewinnen. Im Jahre 513 v. Chr. gieng Dareios mit 700,000 Mann und 600 Schiffen auf einer von ihm errichteten Brücke über den Bosporus nach Europa hinüber. In seinem Heeresaufgebot befanden sich auch die griechischen Pflanzstädte; bei den asiatischen war der Milesier, Histiäos, bei den europäischen der Athener Miltiades (der in Thrakien eine Kolonie hatte), der angesehenste Mann. Alle thrakischen Völkerschaften unterwarfen sich und über eine von den Griechen geschlagene Schiffbrücke gieng Dareios über die Donau (den Ister). Die Skythen aber vermieden jede Schlacht und wichen immer tiefer in ihr ödes Land. Nach Herodot aber folgten ihnen die Perser bis über den Don zur Wolga hin. Hier sah sich Dareios zum Rückzuge genötigt und nun begannen die Skythen eine mörderische Verfolgung; zugleich forderten sie die Griechen, die an der Donaubrücke als Wächter zurückgeblieben waren, auf, diese zu zerstören und so ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Histiäos wehrte diesem Rate, für welchen Miltiades sich erklärt hatte. So kam Dareios, wenn auch mit grosser Gefahr, doch gerettet über die Donau und den Bosporus zurück. Der Erfolg dieses Feldzuges war, dass die griechischen Koloniestädte und die Landschaften Thrakiens bis zum Strymon, ja selbst Makedonien von nun an auch an die Herrschaft des „Grosskönigs“ geknüpft wurden. Später ward auch die Nordküste Afrika's, Libyen, Barka, Siwa und Kyrene tributpflichtig, vielleicht auch Karthago.

Bald darauf liess Dareios Schiffe auslaufen, um auch die Küsten von Hellas und Sizilien zu untersuchen, wahrscheinlich für künftige Eroberungen; auch die Küsten von der Mündung des Indus bis an die Spitze des arabischen Meerbusens befuhr auf seinen Befehl der seekundige Karier Skylax aus Karyanda.

Innere Organisazion des Perserreiches.

Als so die Perser nahezu Herren der bekannten Welt geworden, vertauschten sie ihr altes, einfaches, abgehärtetes Leben, das sie in

den Bergen der Heimat als Hirten, Jäger und Ackerbauer geführt, mit der Kultur, dem Luxus und der Entartung ihrer unterworfenen; auch Zarathustras einfache Lehre wurde durch die medischen Magier zu einem prunkenden Opferdienst umgestaltet.

Unter Dareios wurden dem Perserreiche nicht nur die ausgedehntesten Grenzen vom Indus bis zum Olympos und der Höhe von Barka, Bolordagh und Kaukasus bis zu den Negerstämmen Nubiens gegeben, sondern er schuf auch erst eine bestimmte innere Organisazion durch Einteilung des Landes, Ordnung der Verwaltung, Besteuerung und der militärischen Leistungen.

Diese Organisazion nun, welche Dareios dem Perserreiche gab, beruhte in altorientalischer Weise auf der despotischen Obmacht des glanzumstrahlten Grosskönigs, als dessen Unterkönige edle Perser gleiche Gewalt über die unterworfenen Völker erhielten, in deren inneren Zuständen keine umformende Aenderung eintrat, insoferne sie sich der kriegerischen Herrschaft ihrer Sieger fügten. Der Grosskönig nach Eroberungsrecht als Eigentümer von Land und Leuten angesehen, mit fast abgöttischer Hochachtung blind geehrt, fand die einzige oft unwirksame Beschränkung als Stellvertreter Ormuzd's eben in der religiösen Gesetzgebung Zoroasters, welche das Hofzeremoniel bestimmte und durch die allmählig der persischen Nazionalität sich mehr anschmiegenden Magier vertreten wurde, in deren Händen sich der Unterricht der Prinzen, die Handhabung des verwickelten Rituals und die Gerechtigkeitspflege am Hofe befand.

Entsprechende Fülle äusserer Pracht verherrlichte den Monarchen. Das Hoflager wanderte mit der Jahreszeit von Persepolis und Ekbatana nach Susa und Babylon. Der Eintritt in den prachtvollen Pallast („die Pforte") war äusserst erschwert, die kostbarsten Erzeugnisse aller Provinzen beherbergte sein inneres, ganze Landschaften mit luftigen quellenreichen Höhen wurden in die königlichen Parks („Paradiese") aufgenommen.

Der bevorzugte Stamm der Pasargaden, welchem das Herrscherhaus angehörte, umgab als ein zahlreiches Reiterheer zunächst den Grosskönig und bekleidete die höheren Hofämter („Freunde und Verwandte des Königs"). Bald aber wurde der Adel der bedeutendsten Zendstämme an den Hof berufen und von früher Jugend an in strenge vorgezeichneter ritterlicher Weise gleichförmig gebildet, von Kunst und Wissenschaft jedoch ferne gehalten. Ein zahlreicher Tross war für die untergeordneten Hofdienste bestimmt. Die Wahl

des Thronfolgers blieb unter den oft zahlreichen Söhnen dem Könige überlassen und der Einfluss, welchen eine Gemalin auf diese Entscheidung und auf die Erziehung des auserkornen nahm, begründete ihre Geltung bei dem künftigen Regenten, welcher oft gänzlich von der Königin Mutter abhing. Nur Persis bildete keine Statthalterschaft; das zur Weltherrschaft berufene Volk leistete, einzig, nach einer Dezimalabteilung geordnet, Hof- und Kriegsdienste, und blieb in Beibehaltung aller Grundzüge der früheren Lebensweise in fortwährender Beziehung zu dem Heimatlande. Die Hauptstadt desselben, Persepolis, war trotz jener Verlegung der Residenzen nach den Westländern des Reiches, heiliger Mittelpunkt, wo der König nach der Weihe zu Pasargadä die Huldigung der Völker empfing, die feierlichen Versammlungen der grossen hielt und seine Ruhestätte fand. Durch Verbindung von Architektur und Skulptur mit der Plastik des Bodens entstanden mit Hilfe der Kunstfertigkeiten aller unterjochten Stämme die grossartigen Bauwerke (Reichspaläste, Königsgräber), welche mit ihren schlanken, schön verzierten Säulen und den allegorischen Wundertieren herrliche Denkmäler tiefen Ernstes und edler Einfalt bleiben.

Für Beherrschung und Benützung war das Reich in 20 Satrapien geteilt. Der Satrap aus der Zahl der „Verwandten“ war aber zunächst nur mit pünktlicher Vollstreckung der königlichen Befehle, welche mittelst eines geordneten Botenlaufes an den ihm zugeteilten königlichen Schreiber gelangten, für die Zivilverwaltung beauftragt und durch jährlich erscheinende Sendboten überwacht. Allmählig wurde aber in seinen Händen die ganze Zivil- und Militärgewalt vereiniget und kein Zentralisazions-System hemmte seine Machtbefugnis. Ein beträchtliches, regelmässiges Heer aus den Zendvölkern, durch turanische Soldtruppen verstärkt, hielt Burgen und Städte und die wichtigsten Pässe und mit trefflich gerüsteter Reiterei das flache Land der Satrapien besetzt. Die Befehlshaber standen anfangs unmittelbar unter dem Grosskönige, der jährlich strenge Musterungen anordnete. An eine Verschmelzung der unzusammenhängenden Ländermassen wurde nicht gedacht und nur für die Pflege des Bodens und die Erhaltung der Staatsanstalten (besonders der grossen Heerstrasse mit Meilenzeigern, Karavansarais, Vorratshäusern) hatte der Satrap zu sorgen.

Alle Bedürfnisse für sich und seinen oft riesenmässig anschwellenden in Ueppigkeit und Schwelgerei mit dem königlichen wetteifernden Hofstaat, zog der Satrap in Naturalien aus der Pro-

vinz und erhob nach dem Kataster beträchtliche Steuern zur Bestreitung aller Verwaltungsauslagen, wie für den Unterhalt der Truppen. Königliche Schatzmeister trieben die nach dem gleichen Massstabe festgesetzten Tribute (ca. 500 schon bei 30 Millionen Taler) für den Privatschatz des Grosskönigs ein, welchem auch die Einkünfte aus den Schleussenwerken und Kanälen, die Erträgnisse der häufigen Konfiskazionen, die ungeheueren zeitweise eingeforderten Abgaben von Seltenheiten jeder Art gehörten.

Ueberdies musste der königliche Hof durch Naturallieferungen ernährt werden und die höheren Beamten erhielten oft erblich Anweisungen auf die Einkünfte ganzer Orte und Distrikte. „Des Königs Brunnen ist der Choaspes in Susiana, Ammonium in der Wüste ist sein Salzkammergut, Chalybon in Syrien das Weingut, sein Brot ist aus äolischem Weizen gebacken."

Im mysischen Bithynien, in Paphlagonien, Kappadokien, Phönizien, Kypros, Barka, Kyrene, Makedonien, bei den Thrakern, eine Zeit lang auch in Karien und Kilikien wurden die einheimischen Fürstengeschlechter belassen, in Armenien und Pontus erwuchsen solche aus persischen Erbstatthaltern. Lykien behielt seine Föderativverfassung, in den kleinasiatischen Griechenstädten wurden Oligarchen (Tyrannen) eingesetzt, deren Anhang dort auch die Besatzungstruppen bildete; benachbarte Satrapen überwachten diese Gebiete und ihre Leistungen. Geheime Späher und königliche Vertraute, als die „Augen und Ohren" des Herrn bezeichnet, beobachteten das tun und treiben der Statthalter und obersten Beamten in den Provinzen, und berichteten darüber an den König.

Die rohen Pisider, die wilden Kurden, Kolcher, die gesetzlosen Marder, sämmtlich in unzugänglichen Bergen hausend, die turanischen Nomaden an der Ostseite des kaspischen Meeres, die dürftigen Gedroser jedoch ehrten kaum dem Namen nach die Hoheit der Achämeniden.

Bei ausserordentlichen Gelegenheiten, wenn ein Aufgebot durch das ganze Reich ergieng, mussten alle Völker desselben zu den Waffen greifen, nach dem bestimmten Sammelplatze wurden ihre Kontingente in der gewohnten Ausrüstung geführt, nach zehntausenden abgemessen und unter den Befehl des Adels der Zendstämme gestellt. Fort und fort lawinenartig anschwellend, wälzten sich die unermesslichen Schaaren, in welchen die waffenfähigen durch die Ueberzahl des Trosses nur gehindert wurden, über die Reichsgrenze, trotz aller Verproviantierungsanstalten bald jedem Mangel preisgegeben. Die dritthalb

Millionen, welche bei einem solchen Anlasse buntgemischt zu Felde zogen — die reichgekleideten Zendstämme und die Indusanwohner in baumwollenen Gewändern neben den nubischen Aethiopern in Tierfellen und den halbnackten Gedrosern, die Libyer mit ihren Streitwägen und die syrischen Beduinen auf ihren Kameelen mussten, sobald sie den Feinden gegenüber sieglos blieben, schnell der eigenen Masse erliegen.

Geistige und materielle Kulturverhältnisse.

Eine echt menschliche Geistesbildung entwickelte sich bei den Persern nicht und ungeachtet des Glanzes und des Reichtums ihres grossen Reiches gelangten sie weder zu einer gedeihlichen Pflege der Wissenschaft, noch zu wahrer Kunst. Selbst für das zum äusseren Leben notwendige entbehrten sie jeder eigenen entwickelten Geistestätigkeit. Fremde, Aegypter oder Griechen waren die Aerzte am Hofe des Grosskönigs, fremde standen an der Spitze des Seewesens, und im Kriege gebrauchte man stets fremde zu allen Dingen, wo wissenschaftliche Kenntnisse erfordert wurden. In ihrer Einteilung des Tages und Jahres zeigt sich eine grosse Unvollkommenheit, die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer scheinen sie weder verstanden noch benützt zu haben.

Auch die Geschichtschreibung bestand nur aus den sogenannten Reichsannalen, welche von Schreibern geführt wurden, die den König zu diesem Behuf jederzeit begleiteten.

Von der Kunst der Perser finden sich, wie schon erwähnt, in den Ruinen ihrer Königssitze die einzig erhaltenen Ueberreste, welche wie alle Bauwerke des Orients den vorherrschenden Charakterzug des prächtigen und kolossalen an sich tragen. In den Skulpturen zeigt sich bei einer meist fleissigen Ausführung gelungenes streben die Natur nachzuahmen. Den Köpfen liegt ein wohlgebildeter Typus zu Grunde; die Gesichtsformen, besonders der Könige, tragen neben dem Stempel der Nazionalität das Gepräge einer ernsten, würdigen Männlichkeit. In der Darstellung der verschiedenen Nazionen zeigt sich eine feine Charakteristik. Die Tiergestalten sind mit einer eigentümlichen Kräftigkeit entworfen. Die Skulpturen in Persepolis welche Hauptmomente aus dem Herrscherleben des Königs und dadurch die Bedeutsamkeit der königlichen Herrschaft darstellen, zeigen in Zeichnung und Ausführung im Vergleich zu den assyrischen sogar einen unverkennbaren Fortschritt zum naturgetreuen und eine grosse Verwandtschaft mit den altgriechischen. Nach den

neuesten Untersuchungen sollen sie auch durch eine glänzende Polychromie belebt gewesen sein.

Auch den Ackerbau, wie überhaupt die Kultivierung des Bodens durch Gartenbau und Baumpflanzungen, liessen sich den Vorschriften Zarathustras gemäss die Könige und das Volk angelegen sein und die Anlage von Bewässerungskanälen diente als wesentliches Beförderungsmittel. So finden wir den Oxusstrom in 40 Arme getrennt, um eine Ebene zu bewässern.

Von unberechenbarem Nachteile blieb jedoch der herrschende Grundsatz, dass das ganze Land dem Könige zum Eigentume gehöre.

Das Gewerbswesen der Perser konnte bei deren durchaus kriegerischen und despotischen Einrichtungen eine besondere Ausbildung nicht erlangen. Auch erscheinen die Handwerker als der letzte Stand im Zend-Avesta. Weberei und Färberei sollen sich jedoch in blühendem Zustande befunden haben. Der Handel der dem persischen Reiche einverleibten Handelsvölker hat ungestört fortbestanden und Dareios beförderte denselben durch Regelung von Mass, Gewicht und Münze (Dareiken). Die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten waren gefallen, ein ungeheuerer Markt eröffnet und der Verkehr durch die grossen Strassen und die Sicherheit, welche eine kräftige Regierung gewährt, erleichtert. Auch die durch Dareios zu Stande gebrachte Vollendung des von Necho begonnenen das arabische mit dem Mittelmeere verbindenden Kanals muss gleichfalls als ein bedeutendes Werk zur Förderung des Handels betrachtet werden. Aber, wo alles in die Willkühr des Herrschers gestellt, wo alles auf dem Hof und dem herrschenden Volk beruht, hängt die Kulturentwicklung von der sittlichen Beschaffenheit dieser ab — und die Entartung trat hier leider sehr schnell ein. Man kann daher durchaus nicht nachweisen, dass irgend eine geistige Schöpfung von den Persern unmittelbar ausgegangen sei, wenn man nicht die Verbesserung des von den Medern überkommenen Reichsmechanismus als eine solche rechnen will. Dieser selber aber trug den Keim des Verfalles in sich, sobald 1. die kriegerische Kraft des Volkes, auf die er gestützt war, schwand, 2. die Könige zum Spielball des Harems und der Hofintriguen, namentlich in Bezug auf die Thronfolge wurden und 3. die Satrapen ihre unumschränkte Stellung zur Verfolgung ihrer eigenen Zwecke missbrauchen lernten.

Rückblick auf die Resultate der orientalischen Kulturstufe.

Nachdem nunmehr der Weg durch die potamischen Räume des Orients zurückgelegt worden ist, mag ein Rückblick auf das durchwanderte Gebiet den Uebergang zu der occidentalischen Welt erleichtern. In den hochasiatischen Steppen fand das erste rohe Naturleben der schweifenden Horden, die für Hirtenleben und Jägerei notwendigen grossen Räume. Das unstete wandern der Nomaden kam zum Stillstand, indem es dem Laufe der Ströme in die Niederungen nachzog.

Flusstäler waren die Wegweiser. In den Niederungen, vornehmlich den mesopotamischen, kam es zu festen Niederlassungen und zum staatlichen Verbande. Die Trennung hörte auf, die Verbindung trat ein.

In diesen grossen Flusstälern Asiens und Afrikas nun hat sich das Menschengeschlecht in einzelnen Volksindividuen zuerst aus dem geschichtslosen hinleben zur Höhe eines historischen daseins erhoben. Mit diesem einen bestimmten Flusse, seinem Tale und Gebiete waren sie so verwachsen, an diesem mütterlichen Boden hingen sie so mit allen Fasern ihres daseins, dass sie als seine Kinder, als sein Eigentum, er aber auch wieder als ihr besonderes Eigentum, er ihnen als die Erde, das Land der „Mitte“, sie als „das Volk“ als die Menschheit sich erschienen.

So weit wir aus ihren Geschichten und Sagen erkannten, sind sie sämmtlich flussabwärts bei steigender Bevölkerung vorgedrungen. Die Chinesen suchen ihre Heimat im Westen, die Inder im Norden, die Iranier, im Stromlande des Oxus und Jaxartes ursprünglich heimisch, im Osten. Von den Indern namentlich ist es nachweislich, dass sie erst das Industal hinab, dann in das obere Gangestal hinüber und hinab gedrungen, endlich an das Hochland Dekhan sich hinauf gestaut haben.

In dem vierten grossen Doppelstromtal des Euphrat und Tigris ist der Strom der Bevölkerung gleichfalls vom armenischen Norden hinab nach dem Unterlaufe vorgedrungen, um sich hier zu dem völkerverwirrenden Verkehrs-Zentrum zu häufen, von dem die alte Ueberlieferung in so bezeichnender und alle späteren Augenzeugen in so bewundernder Weise sprechen. Ebenso scheint es in dem wunder- und räthselhaften Stromtale des Nil hergegangen zu sein. Neben diesen rein potamischen Nazionen, finden wir aber bereits als Vermittler der thalassischen Periode noch zwei Völker ganz

anderer Art, das eine aus der Ebene in ein niedriges Bergland, das andere auf einen schmalen Küstensaum hinausgedrängt. Die Hebräer und Phönizier, Völker vom selben Stamme, und doch unendlich verschiedener Richtung.

Alle diese Völker, welche man auch mit dem Namen der morgenländischen bezeichnet, zeigen trotz des weiten Umfanges des von ihnen bewohnten Ländergebietes, und trotz der Mannigfaltigkeit der von ihnen geschaffenen Kultur und Lebensformen, eine eigentümliche Gleichförmigkeit in ihrer religiösen, staatlichen und sozialen Entwicklung. In allen Staaten und Reichen dieses Gebietes, das mit seinen äussersten Rahmen das ganze südliche Asien mit Einschluss des nach altem Sprachgebrauche dazu gerechneten Aegyptens umfasste, war es die Religion, die der Kultur dieser Völker das bestimmte Gepräge gab. Sie war stets (der Buddhismus ausgenommen) eine Natur- und Volksreligion. Von den Kräften und Elementen der Natur fühlte sich der Mensch noch ganz abhängig, und verehrte sie daher als höhere Wesen. Durch die Unbestimmtheit dieser Urbegriffe jedoch gestalteten sich trotz der ursprünglichen Aehnlichkeit die pantheistischen und polytheistischen Religionsformen verschieden, wenn auch bei allen die Naturanschauung die Grundlage blieb.

Alle diese verschiedenartigen Religionen erforderten einen an Zeremonien und Symbolen reichen Kult und einen zahlreichen Priesterstand. Beides sehen wir bei diesen morgenländischen Völkern bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und dieser mächtige Priesterstand übte, wenn er auch später die weltliche Herrschaft, die er anfangs mit der geistlichen verbunden besass, verloren hatte, doch stets einen grossen Einfluss im Staats- und Volksleben, und nährte den Hang zu religiösen Betrachtungen. Selbst der Handel, ein Haupthebel der Zivilisazion, stand im Morgenlande im innigsten Bunde mit Religion und Priestertum, indem berühmte Tempel, Orakel oder die Hauptstädte der Priesterstaaten als Standorte der Karavanenzüge, und als Markt- und Stapelplätze der Waaren dienten. Frühzeitig fanden daher auch unter diesen Völkern Handelsverbindungen statt, die am eifrigsten von den Phöniziern gepflegt, bis über die Säulen des Herkules hinaus und vom Kaukasus und Imaus bis nach Nubien reichen.

Die Schifffahrt ist mithin auf dem Meere, der Karavanenhandel auf dem Lande in Blüte. Diese Blüte erscheint grösser, so lange die Völker frei und unabhängig neben einander stehen. Früh-

zeitig jedoch findet sich die Tendenz Weltreiche zu bilden. Zuerst in Aegypten, dann in Assyrien, zuletzt und am vollkommensten bei den Persern.

Die politische Form aller dieser Reiche ist der Despotismus, der aus dem bei den Nomaden ursprünglich heimischen Regimente der Stammeshäupter, sowie aus der aristokratisch-hierarchischen Herrschaft der Kastenstaaten sich herausgebildet hatte.

Da jedoch diese Staatsform, wo Gesetze und Menschenrechte keine Geltung fanden, wo von Freiheit und Vaterlandsliebe keine Rede war, zu wenig Lebenskraft und dauernde Kulturfähigkeit besass, so wurden alle orientalischen Staaten leicht die Beute fremder Eroberer, wobei ihre frühere Bildung entweder untergieng oder in Stockung und Stillstand geriet.

Dazu kam noch, dass die Natur der meisten dieser orientalischen Völker mehr der beschaulichen Ruhe (Quietismus) und dem Genuss, als der Tätigkeit zugewendet war und die dem Oriente eigentümliche Sitte der Vielweiberei (Polygamie) das veredelnde Institut der Ehe schwächte, und das Familienleben, die Quelle häuslicher Sittlichkeit und aufopfernder Tatkraft untergrub.

So erreichten daher diese Völker vermöge ihrer geistigen Fähigkeiten oft rasch einen gewissen Grad von Kultur, überliessen sich aber dann tatlosem Genuss, versanken in Schlaffheit und Verweichlichung und erlagen vor der neu sich erhebenden Kraft anderer kriegslustiger Stämme, die auf den Trümmern der alten, neue Reiche begründete. Diese despotischen Weltherrschaften bezeichnen einerseits bereits einen Rückschritt in der ursprünglichen Sittlichkeit dieser Völker; andererseits freilich eine Ausgleichung und Verallgemeinerung der Bildungselemente.

Als Hauptträgerin der Bildung erscheint zuerst die Schrift, die an verschiedenen Stellen (China, Aegypten, Babylon, vielleicht auch Phönizien) selbständig erfunden ward. Fast überall finden sich selbständige Anfänge von mathematischen, astronomischen und medizinischem Wissen; besonders wurden in Aegypten und Babylon nicht unbedeutende Resultate darin zu Tage gefördert; überall aber erscheint die Wissenschaft als Sondergut des Priesterstandes und verliert sich die Kenntnis der Natur in fantastische Kosmogonien und Mythologien. Auch Anfänge in der Geschichte und Länderkunde sind vorhanden. In Babylon und bei den semitischen Völkern mischt sich dieselbe mit dem religiösen Mythus, in Aegypten und

später in den Inschriften und Aufzeichnungen der Perser tritt sie zwar reiner aber nur mit trockenen Zahlen und Namensangaben auf.

Mit der Erforschung des menschlichen Geistes befasste man sich wenig, und auf die Bildung des Volkes übten die Wissenschaften noch keinen Einfluss.

Die Poesie stand wie die bildenden Künste meistens (die älteste Heldensage der Arier bei den Indern und Persern ausgenommen), gleichfalls im Dienste der Religion und die Dichtungen der orientalischen Völker, wenn auch reich an Empfindung, Fantasie und reizenden Bildern entbehren doch der handelnden Lebendigkeit und jener idealen Menschlichkeit, wodurch die Schöpfungen der Griechen so unerreicht dastehen. Dasselbe zeigt sich in der bildenden Kunst der Orientalen. So bewunderswert auch die grossartige Anlage ihrer Bauwerke, und die Geduld und Ausdauer bei deren Ausführung ist, so erstaunlich die technische Fertigkeit und glatte Bearbeitung des härtesten Materials bei ihren Skulpturwerken sein mag, so fehlt auch ihrer bildenden Kunst die harmonische Schönheit und Zweckmässigkeit freischaffender Nazionen.

Selbst die vielgepriesenen Erzeugnisse ihres Gewerbfleisses zeigen mehr von handwerksmässiger durch viele Uebung erlangter, durch Kastenzwang festgehaltener Fertigkeit, als dass sie freie Produkte eines erfinderischen Geistes und regsamer Hände gewesen wären; denn die Knechtschaft hing wie ein Bleigewicht an jeder Lebensäusserung des Morgenländers. So haben Asien und seine Völkerstämme die erste Kultur getragen und dadurch ihre Bestimmung erfüllt, aber die Fortentwicklung dieser Keime fiel einem anderen Erdteile zu, Europa.

III. Zeitraum.

Thalassische Kultur (Mittelmeerkultur). Antike Kulturstufe.

Von der Gründung des Perserreiches durch Cyrus bis zum Untergange des weströmischen Reiches (555 v. Ch. bis 467 n. Ch.).

Europa's geografische Lage.

Europa, 178.000 Quadrat-Meilen gross, zwischen dem 91° und 36° n. Br. und dem 8° und 80° östl. Länge belegen, die selbstständig gegliederte Fortsetzung Asiens nach Westen hin, nimmt vom 5. Jahrhundert vor Chr. an das im Orient allmählich erlöschende historische Leben auf, und wird bis in die neueste Zeit (wo ihm Amerika zur Seite tritt) der fast ausschliessliche Schauplatz der Geschichte. Mit seinem vom Meere überall durchschnittenen Areale erscheint es vorzugsweise als der Boden freier Entwicklung in selbstständigen Volksindividualitäten, nicht in asiatischen Massenverhältnissen und Weltreichen, und bewährt sich als das Land, welches wie schon der alte Geograf Strabo sagt, am besten geeignet ist, Männer und Bürgertugend zu erzeugen. Es gruppiert sich historisch um drei Meeressysteme:

a) Das mittelländische Meer, (die Thalassa) mit der griechischen und italischen Halbinsel, mit der Küste Nord-Afrikas, Spaniens, Frankreichs und Kleinasiens; sein Länderkreis ist der ausschliessliche Schauplatz der alten Geschichte (der Sitz der thalassischen Kultur).

b) Das nordisch baltische Meer, umschlossen von den germanisch-skandinavischen und im Osten auch slavischen Küsten; sein Länderkreis ist neben dem des Mittelmeeres der Schauplatz der mittleren Geschichte, (der Sitz der Kontinentalkultur).

c) Der atlantische Ozean mit den an ihn grenzenden Ländern Portugal, Spanien, Frankreich, den Niederlanden und England, die sämmtlich nach dem gegenüberliegenden Amerika und selbst nach den übrigen Weltteilen hin sich öffnen. Mit ihm steht auch das nordisch-baltische Becken durch die Nordsee und den Kanal, sowie das Mittelmeer durch die Strasse von Gibraltar in Verbindung. An ihm ist die Bühne der neuen Geschichtsentwicklung (der Sitz der ozeanischen Kultur).

Europa ist derjenige Erdteil, wo das Leben der Arier, das wir bereits in Asien durch Inder und Perser so gewaltig auftreten sahen, zu seiner vollen Entwicklung gelangte. Von hier aus haben sie die Welt erfüllt, beherrscht und kultiviert.

Gebiet der Mittelmeerkultur.

Die thalassische oder mediterranische Welt ist somit keine andere, als welche im Gegensatze zu unserer heutigen modernen Welt in der Regel die alte oder antike genannt wird, die Welt des klassischen Altertums. Die Staaten, welche sie umfasst sind diejenigen, welche sich rings um das Mittelmeer herum entwickelt, und in diesem grossen Binnengewässer zwischen Asien, Afrika und Europa ihre gemeinsame Einheit gefunden haben.

Ihrer Gestalt und Beschaffenheit nach sind diese von den Staaten der potamischen oder orientalischen Welt völlig verschieden. Jene weitausgedehnten Länder des asiatischen Kontinents mit ihren unabsehbaren Wüsten und Steppen, weichen hier einer Menge und Mannigfaltigkeit von Inseln und Halbinseln und Gestadeländern, welche überall von den Fluten des Mittelmeeres umschlossen, durchdrungen und gegliedert sind. Wenn jene gewissermassen nur die Umgebung der strömenden Gewässer bilden, deren Läufe ihr inneres erfüllen, so kann man umgekehrt von den Hauptländern der thalassischen Welt, von Griechenland und Italien sagen, dass sie im Schosse dieses Meeres selbst liegen. Bei solcher Lage erscheinen sie den asiatischen Kontinental- und Stromstaaten gegenüber sogleich wesentlich als Ufer- und Seestaaten. Das so von drei Weltteilen eingefasste, überall an den Küsten der hereinragenden Halbinseln anschlagende, überall von Inseln erfüllte Meer aber ist seinerseits zugleich kein offenes, kein Ozean, sondern ein Küsten- und Binnen-

meer, ein wahres *mare internum* oder *mediteraneum*, wie es die Römer bezeichneten, die es zuletzt inmitten ihres rings um dasselbe ausgebreiteten Weltreichs erblickten. Denn an die Stelle der asiatischen Ströme getreten, ist es eben der Mittelpunkt eines neuen und eigentümlichen Staaten- und Völkerlebens geworden. Asien tritt mit seinen westlichsten Vorländern, den Höhen und Abdachungen des Libanon, (Syrien, Phönizien und Palästina) bis an dieses Meer heran, ja mit dem Halbinsellande des Taurus (Kleinasien) zwischen dasselbe, und sein nordöstliches Nebenglied den Pontus mitten hinein.

Afrika begleitet es auf seiner ganzen 600 Meilen langen Erstreckung, von der Landenge von Suez bis zur Meerenge von Gibraltar; aber die geringe Entwicklung dieser Gestade, und die bald hinter ihnen anhebende Wüste sind Ursache, dass der Einfluss des Mittelmeeres hier nur ein beschränkter geblieben, und das innere des Erdteils nicht erreicht hat.

Europa dagegen schiebt seine südlichen Halbinseln so weit in das Meer hinein, dass dieses seinerseits wieder bis in die inneren Gebiete des Kontinentes vorzudringen, und dadurch gleichsam auch diese an sich heranzuziehen vermag. Die europäischen Südländer bilden daher den Hauptteil der thalassischen Welt. Nun scheidet sich das Mittelmeer an dem Vorsprunge, mit welchen sich Afrika der Insel Sizilien nähert, deutlich in eine westliche und östliche Hälfte. Letztere umschliesst die griechische Halbinsel sammt den zahlreichen Inseln, von welchen dieselbe im Westen und Osten umgeben ist, ausserdem gehört zu ihrem Bereiche das westliche Gestade Kleinasiens, nebst seinen Inseln und auch Aegypten, und die westlich davon gelegene Kyrenaika haben ihren Anteil daran. Jene Westhälfte wird hingegen hauptsächlich von der italischen Halbinsel bestimmt, sie bespült jedoch zugleich auch das östliche Gestade der pyrenäischen, während von Afrika her das Gebiet Karthagos, und die sich westwärts fortsetzenden Uferlandschaften des kleinen Atlas mit herantreten. Die Inseln dieses Meeresteils sind zwar minder zahlreich, dafür aber grösser als die des östlichen; Korsika, Sardinien und die Liparen in der Nähe Italiens, entsprechen den Kykladen in der Nachbarschaft Griechenlands, die Pityusen und Balearen aber halten sich ebenso an das auf den Ozean hindeutende Hesperien (Spanien), wie die Sporaden an das auf den orientalischen Kontinent zurückweisende Kleinasien. Sizilien hat sein Gegenbild

an Kreta, ist aber durch seine Stellung zu Karthago bedeutender geworden als dieses.

Also nehmen Griechenland und Italien die Mitte der Thalassa ein, und bilden die „Brennpunkte dieser Wasserellipse.“

Der griechisch-lateinische Stamm in Europa.

I. Die Griechen.

Die griechische Halbinsel.

Unter den Halbinseln Südeuropa's, welche den Hauptschauplatz der alten Geschichte bilden, gelangte zunächst die Balkan- oder Hämushalbinsel zu einer hohen Bedeutung.

Ueber den Bau der gesammten südöstlichen Halbinsel hier nur folgendes: Eine Fortsetzung der Alpen zieht im Süden der Donau bis gegen das schwarze Meer (Hämus oder Balkan); ein Seitenzweig dieses Gebirges der Argentaro läuft weit nach Süden hinaus. Westlich von demselben liegt zuerst Nord-Epeiros, östlich Makedonien, beides Bergländer in dem nördlich breiteren Tale der Hämus-Halbinsel, welchem in Osten von Makedonien noch Thrakien angehört. Auch in dem südwestlichen, schmaler werdenden Teil der Halbinsel setzt sich das Argentarogebirge fort; hier nimmt es den Namen Pindos an; auf dessen Westseite lagert sich das südliche Epeiros, wie auf der Ostseite Thessalien, ein Bergkessel, dessen Gewässer nordöstlich am Südfusse des Olympos (des Sitzes der hellenischen Götter durch den Peneus (im Tale Tempe) abfliessen, das sich aber auch an seiner Südostecke durch den Pass von Thermopylä öffnet. Durch diesen gelangen sie nach Mittelgriechenland dem eigentlichen Hellas (Livadien); hier ist keine zusammenhängende Gebirgskette, doch überall einzelne Bergzüge, die kleine Flusstäler und Ebenen zwischen sich lassen.

In der Mitte dieses Landstriches liegt Phokis mit Delphi am Fuss des Parnass, östlicher Böotien mit Theben, südöstlich von diesem die Halbinsel Attika, wo meist Felsboden ist, die Hauptstadt Athen aber in einer fruchtbaren Ebene, neben drei trefflichen Buchten entstand.

Durch die Landenge von Korinth, die nur von einem niedrigen Rücken gebildet wird, geht Mittelgriechenland in die äusserste südliche Halbinsel, den Peloponnes oder Morea (von der Gestalt eines

Maulbeer- oder Platanenblattes) über. Hier ist ein Hochland im innern, das Hinterland Arkadien, das sich nach allen Seiten hin in niedere Küstenlandschaften absenkt, nördlich Achaja (durch den korinthischen Meerbusen von Livadien getrennt) nordöstlich die Halbinsel Argolis im S.S.O. Lakonien (Sparta) in zwei Landspitzen auslaufend, im S.W. Messenien bis zur Südwestspitze, westlich Elis, wo Olympia durch seine Spiele berühmt ist.

Einteilung Altgriechenlands.

Griechenland, der südlichere Teil der Balkanhalbinsel, umfasste demnach folgende Teile:

1. Nordgriechenland. Dasselbe teilte man in die Landschaften Epeiros westlich vom Pindosgebirge und Thessalien nebst der Halbinsel Magnesia östlich des Pindos.

2. Mittelgriechenland (Hellas im engern Sinne). Es zerfiel in folgende acht Landschaften:

a) Akarnanien im äussersten Westen; *b*) Aetolien östlich von Akarnanien; *c*) Lokris in drei getrennten Teilen, dem ozolischen, epiknemidischen und opuntischen Lokris; *d*) Doris nördlich vom ozolischen Lokris, beide Landschaften östlich von Aetolien; *e*) Phokis östlich von Lokris und Doris; *f*) Böotien östlich von Phokis; *g*) Attika südöstlich von Böotien; *h*) Megaris westlich von Attika.

3. Den Peloponnes mit folgenden Landschaften:

a) Arkadien, das Hochland der Mitte; *b*) Achaja nördlich von Arkadien; *c*) Argolis nebst Korinth westlich von Arkadien; *d*) Lakonien und *e*) Messenien, beide südlich von Arkadien; *f*) Elis westlich von Arkadien.

4. Die Inseln und zwar: *a*) An der Ostküste Kerkyra, Leukas, Ithaka, Kephallenia, Zakynthos; *b*) an der Südküste Kythera; *c*) an der Ost- und Südostküste Euböa, Salamis, Aegina, die Kykladen (Delos, Keos, Andros, Paros, Naxos u. a.), Kreta.

Einfluss der geografischen Lage Griechenlands auf die Kulturentwicklung des Volkes.

Wie eigens für Um- und Fortbildung der asiatischen Kultur zur europäischen von der Natur geschaffen, streckte sich also die griechische Halbinsel von der Gebirgskette des Hämus herab ins Mittelmeer.

Von Osten her konnten die Hellenen vermittelst der hellespontischen und propontischen Meerenge, so wie vermittelst der Insel-

brücke des Archipelagus, die Ueberlieferungen der Bildung Asiens von einem Gestade her empfangen, auf welchem ihre Stammgenossen angesiedelt waren, nach Westen hin schlug ebenfalls eine Inselreihe die Brücke zur Weiterbeförderung des empfangenen und verarbeiteten Kulturstoffes, nach den nahen Küsten von Unteritalien und Sizilien. Die vielgestaltige Uferbildung des griechischen Festlandes, von zahllosen grösseren und kleineren Einbuchtungen durchschnitten, (im Peloponnes auf 3 Quadrat-Meilen 1 Meile Küste) lud die Bewohner zur Vertrautheit mit dem „alles bewegenden“ und verbindenden Meere, beförderte den Verkehr, ermunterte zu Handel und kriegerischen Seezügen.

Und nicht nur der Meerhauch schwellte und weitete die Seele der Hellenen, sondern auch der kräftige Odem der Bergluft. Die See bewahrte sie vor ägyptischstarrer Absonderung, das Gebirge vor Verflachung. Die Bodenbeschaffenheit des Landes war von reichster Mannigfaltigkeit. Mit Meeresbuchten und schön oder bizarr geformten Bergen, wechselten fruchtbare Ebenen und üppige Täler, weiterhin kühne Felshöhen und schattendunkle Wälder. Ueberall war in der Natur ein Hindernis der Verschmelzung des Volkes zu einer Masse gegeben. Die zahlreichen Gebirgszüge, welche die einzelnen Landschaften vielfach von einander abgränzten, unterstützten den im griechischen Charakter mächtigen Hang, innerhalb der verschiedenen Gebiete die individuellen Eigentümlichkeiten der Volksstämme möglichst auszubilden, und förderten naturgemässester die Gründung von zahlreichen kleinen Staaten, welche dann in Entwickelung eines freien Gemeinwesens wetteiferten. Wenn aber die Berge die hellenischen Stämme von einander abschlossen, so gewährte ihnen hinwieder das Meer, welches überall mit schmeichelnder Hand in das Land hineingriff, das bequemste Mittel der Vereinigung und knüpfte, in Verbindung mit der Sprache und den aus gemeinsamen religiösen Anschauungen entspringenden grossen Götter- und Heroenfesten ein Band der Nazionalität, welches selbst die erbittertsten Fehden der hellenischen Stämme unter einander nie ganz zu zerreissen vermochten.

Von einer die Gegensätze vermittelnden und ausgleichenden Beschaffenheit war endlich auch das Klima Griechenlands, unter welchem der Oel- und Feigenbaum gedieh und die Traube zur lieblichsten Süsse schwoll, unter welchem eine glänzende Sonne, vom blauen Himmel durch die wunderbar klare Luft niederlachend, fast zu jeder Zeit den Aufenthalt im freien angenehm machte und doch

zugleich die an drei Seiten flutende See, und die vielfältigen, auf ihren höchsten Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Temperatur jene Mässigung verschafften, welche Geist und Körper des Menschen vor Erschlaffung bewahrt.

Nirgends findet sich auf so kleinem Raum ein so ungewöhnlicher Wechsel der klimatischen Verhältnisse, von der Alpennatur des Pindos bis zum Palmenklima Messeniens und der Kykladen.

So war, im flüchtigsten Umriss gezeichnet, Hellas, im Kranze seiner Inseln daliegend in der blauen Flut des jonischen und ägäischen Meeres. So, von Kontrasten voll, aber vor den Extremen der tropischen und der nordischen Zone gleichermassen bewart, fruchtbar, aber die Mühe des Anbaues heischend, prangend in vielfältigem landschaftlichem Wechsel, sonnig, von der Natur mit edlen Formen und Vorbildern für die Kunst reich ausgestattet, Bergland zugleich und Meerland, — so war Griechenland die geeignetste Heimat für ein Volk, welches gegenüber der Ueberwucherung und Ausschweifung orientalischer Fantastik und Leidenschaft zuerst ein Gleichgewicht der drei menschlichen Grundkräfte, Fantasie, Gefühl, Verstand, angestrebt und in seinen glücklichsten Schöpfungen auch erreicht hat.

Im Hellenismus kam die Menschheit erst zu klarem Bewusstsein, erfasste sich selbst, ihr Wesen, ihre Würde. Hier kam Maass und Ziel in ihr wollen, und in Folge dessen Schönheit in ihr vollbringen.

Geschichte der Griechen.

I Periode. Die Urzeit bis zur dorischen Wanderung (bis ums Jahr 1100). Mythologie und Sagenzeit.

Pelasgische Urzeit.

Ueber die ältesten Bewohner Griechenlands, ihre Schicksale und ihre Taten haben wir nichts als mythische Sagen einer viel späteren Zeit, aus welchen es äusserst schwer ist, den eigentlichen geschichtlichen Kern zu erraten. Unzweifelhaft ist durch die vergleichende Sprachforschung nachgewiesen worden, dass die Griechen der grossen arischen Völkerfamilie angehörten. Sie bildeten mit den italischen Völkerschaften einen besonderen Zweig jenes Geschlechtes (den griechisch-oskischen oder gräko-italischen Stamm), der von dem Urstamme sich später, als die Kelten und Slavo-Germanen losriss und sich nach längerem gemeinschaftlichen wandern und

zusammenleben in die zwei Glieder spaltete, von denen das eine die Donau-Balkanhalbinsel, das andere die italische besetzte. Ueber Zeit und Weg der Wanderung aber ist keine gewissere Kunde zu erlangen. Da es jedoch von den Italikern feststeht, dass sie in vorhistorischer Zeit von Norden in ihre Halbinsel eingewandert sind, so scheint für die Griechen eine ähnliche Annahme begründet. Als die ältesten Bewohner Griechenlands werden fast einstimmig jetzt die Pelasger betrachtet. Sie waren ein ackerbautreibendes, friedfertiges Volk mit einem auf Naturdienst ohne Bild und Tempel beruhenden Religionswesen, worin die Erdmutter Demeter, der Gott des Wachstums und des Weines Dionysos und der orakelsprechende Naturgott Zeus zu Dodona in Epeirus, sowie seine Gemahlin Dione der vorzüglichsten Verehrung genossen.

Weil aber die Pelasger vorzugsweise Ackerbauer waren, so verehrten sie auch besonders die im inneren der Natur wirkenden befruchtenden Kräfte Kabeiren, und Ueberreste des geheimnisvollen Dienstes, den sie diesen Mächten widmeten, finden sich später noch in den eleusinischen Mysterien. Von der Kultur der Pelasger zeugen die Trümmer uralter Städte und Königsburgen (Larissen), die Spuren und Ueberreste von Wasserbauten, sowie die aus rohen Steinblöcken oder behauenen Quadern ohne Mörtelverbindung aufgetürmten Kyklopenmauern. Solche finden sich in Thessalien, südlich vom alten Götterberge, dem Olympos, in Böotien (Schatzhaus des Minyas), in Argos (Burg- und Schatzhaus des Atreus) und auch in Arkadien. Aber auch auf Kreta, auf Chalkidike und den Inseln des ägeischen Meeres, selbst in Kleinasien (Mysien) finden sich Spuren pelasgischer Sitze.

Als Stammverwandte der Pelasger gelten auch die pierischen Thraker, ursprünglich am Olympos sesshaft, später am Helikon und Parnassos, von welchen die Dichtkunst und der Dienst der Musen zu den Griechen gekommen sein sollen. Mit den Pelasgern kamen frühzeitig die Phönizier in Berührung, besonders von Kreta aus. Sie gründeten an den Küsten und vorliegenden kleinen Inseln ihre Forts und Faktoreien, hatten an der Küste ihre Märkte, holten Schiffsbauholz, legten Bergwerke an und betrieben den Fang der Purpurschnecke. Solche phönizische Gründungsstätten fanden sich an der Küste von Argos und Korinth, am pagasäischen Golf und an den Küsten Thrakiens. Unzweifelhaft sind so die Phönizier in vielen Dingen die Lehrmeister der vorhellenischen Bevölkerung gewesen und teilten derselben wichtige Schätze morgenländischer

Kultur mit. Auch ihre Gottesdienste, selbst die blutigen Molochdienste (wenn sie auch bald verschwanden), sowie die Aschera-Aphroditen, die Melkarth-Herakleskulte brachten sie mit. Doch ward hier das fremde im nazionalen Sinne gleichsam umgeprägt und veredelt und kein Bestandteil des inneren griechischen Lebens ward durch orientalische Einflüsse gefährdet, entstellt oder verdrängt.

„So wenig wir also die Originalität des griechischen Volkes bis zur gänzlichen Unabhängigkeit von ausländischen Einflüssen steigern dürfen, so gewiss ist es auf der anderen Seite, dass dasselbe alles von aussen empfangene vervollkommnet und ihm den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat."

Auf einen von Osten kommenden Kulturgang weisen auch die griechischen Sagen von Kadmos, Pelops, Danaos und Kekrops.

Dagegen hielt der Grieche in seinem späteren stolzen Bewusstsein nicht nur seine Autochthonie (Landeseingeburt) fest, sondern betrachtete die Pelasger als ein ihm fremdes, wanderndes Volk und die kleinasiatischen Küstenbewohner als Barbaren, unter denen er nur als Ansiedler sich später wieder niedergelassen.

Das Heroen-Alter.

An die Stelle des pelasgischen Urvolkes traten später die streitbaren Hellenen, da man von deren Abstammung und Ankunft nichts sicheres weiss, so haben manche vermutet, dass sie kein besonderer Volksstamm gewesen, sondern der kriegerische Teil der Pelasger selber und dass somit der hellenische Ritterstand die pelasgische Priesterherrschaft gestürzt und das friedfertige Volk unterjocht habe. Jedenfalls sind Pelasger und Hellenen bald zu einem Volk zusammengewachsen. Die Verschmelzung gieng um so leichter vor sich, da beide nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerastes, des uralten griechischen Gesammtvolkes waren und Sprachen redeten, die nicht viel mehr als mundartlich verschieden waren. Die Hellenen zerfielen in 4 Stämme:

1. Die Achäer. Sie wanderten aus dem südlichen Thessalien in den Peloponnes, dessen südlichen und östlichen Teil sie besetzten. Sie spielten in der heroischen Zeit die Hauptrolle. Daher erscheinen die Griechen bei Homer unter diesem Namen.

2. Die Aeoler. Sie sassen erst im mittleren Thessalien und verbreiteten sich von da aus über das ganze Gebiet im Norden des korinthischen Meerbusens, Böotien eingeschlossen. Sie zeichneten

sich durch ihren altertümlichen, dem dorischen nahestehenden Dialekt aus, sind jedoch kein bewegendes und bestimmendes Element der griechischen Geschichte geworden.

3. Die Jonier. Dieselben sollen aus den Gegenden östlich vom Pindos nach dem Norden des Peloponnes und nach Attika eingewandert sein, wo wir sie später finden. Ihr Dialekt ist eine jüngere Entwicklungsstufe der Sprache von weicherer und reicherer Vokalisazion und grösserer Formenfülle als der dorische.

4. Die Dorier. Sie wohnten zuerst im Norden Thessaliens, nördlich vom Peneusflusse. Später südlich vom Oetagebirge in der nach ihnen benannten Landschaft Doris.

Erst lange nach den Zeiten Homer's im 8. Jahrhunderte kam der Name Hellenen für alle griechischen Volksstämme in Gebrauch. Der Name Griechen (Graeci), womit sie von den Römern genannt wurden, scheint von einem einzelnen hellenischen Stamme entlehnt zu sein, welcher sich, wie so viele andere Griechen, in Italien angesiedelt hatte und dadurch den Römern zuerst bekannt wurde. Als aber nach den Zeiten des trojanischen Krieges sich nach und nach die kleinen Staaten bildeten, welche sich ziemlich bis zum Untergange der Freiheit erhielten, und diese alle sich als Stammverwandte erkannten, da entstand wie bei fast allen alten Völkern, die Sage von der Abstammung aller dieser Volksstämme von einem gemeinsamen Stammvater. Als solcher wird Deukalion genannt, welcher einer alles zerstörenden Flut entronnen, das Land wieder bevölkert habe. Seinem Sohne Hellen, von welchem man den gemeinsamen Namen ableitete, werden drei Söhne gegeben: Aeolos, Doros und Xuthos, und diesem letzteren zwei Söhne Jon und Achäos, um so die wichtigsten Volksstämme der Griechen, als Abkömmlinge einer und derselben Familie darzustellen.

Das heroische Zeitalter ist die Periode des vorherrschenden achäischen Stammes bis zur Heimkehr der troischen Helden und der Rückkehr der Herakleiden in den Peloponnes. Die Geschichte knüpft sich an einzelne Helden, Heroengeschlechter und Stammfürsten an, welche durch Erlegung wilder Thiere und Ungeheuer und durch Gründung von Städten und Gemeinwesen die Kultur des Landes förderten, zugleich aber auch der Lust zu Abenteuern und dem Triebe nach dem Besitze köstlicher Güter folgten. Mythologie und wirkliche Geschichte berühren sich.

Aus der Nacht dieser ältesten Zeiten leuchten viele Heldengestalten hervor, welche dieser oder jener Stamm zu seiner Ver-

herrlichung aufzuweisen hatte, und einige durch eine Vereinigung solcher Helden, oder auch mehrerer Volksstämme ausgeführte Taten.

Zu diesen Helden gehören vor allen Herakles (Herkules), auf dessen Haupt Sage und Dichtung die Taten vieler gehäuft haben mögen, und Perseus, der Sohn des Zeus und der Danaë, beide dem achäischen Stamme angehörend, der in der Heroenzeit die Hauptrolle spielte, sowie Theseus dem Stamme der Jonier. Ferner auf friedlichere Weise ausgezeichnet sind: Minos, König von Kreta, welcher die Kenntnis der Schiffahrt dazu benutzte, die Inseln und Küsten von den Seeräubern zu befreien, und das erste Vorbild eines gesetzlich geordneten Staates aufgestellt haben soll; Dädalus, ein Meister in der Bildhauerei, dem die Sage daher zuschreibt, er habe die Statuen wandeln gelehrt; der wahrscheinliche Erfinder der Segel auf den Schiffen, daher die Sage von den Flügeln, womit er seine Flucht aus Kreta bewerkstelligt.

Der vergötterte Asklepios (Aeskulap) und Cheiron übten die Heilkunde, und erhabene Sänger, meist aus dem thrakischen Stamm, Orpheus, Linus, Musäus, deren Werke aber untergegangen, sangen den Ursprung der Götter und der Welt, uhd lehrten die Pflichten der Menschen.

Bald wurden aber auch gemeinsame Heerfahrten von den Helden unternommen. Zu diesen gehören: 1. der von der Sage dichterisch ausgeschmückte Zug der Argonauten, (nach ihrem Schiffe Argo also benannt), zu welchem, unter Jasons Anführung, sich Herakles, Kastor und Pollux (die Dioskuren oder Söhne des Zeus), Orpheus, Theseus und andere verbanden, um nach dem Wunderlande Kolchis am schwarzen Meere zu ziehen, wohin die Lust an Abenteuern sie wohl ebenso sehr, als die Sage von den dortigen Schätzen (dem goldenen Vliess) lockte. Dieser Sage mag wohl die Erinnerung an frühere See- und Handelsunternehmungen zu Grunde liegen. Spätere Dichter, der eine unbekannt und fälschlich für den viel älteren Orpheus ausgegeben, der andere neuere, Apollonius aus Rhodus in Alexandrien ansässig, etwa 200 v. Chr. Geb. haben diese Unternehmung besungen.

2. Der in der griechischen Poesie vielfach behandelte Krieg der Sieben gegen Theben, wo das vom Schicksal verfolgte Geschlecht des Laios und Oedipos herrschte. Die sieben (argivischen) Helden, welche Polyneikes, der von seinem Bruder vertriebene Sohn des Oedipos, wider seine Vaterstadt geführt, kamen um mit Ausname des Adrastos, und die feindlichen Brüder tödteten sich gegenseitig

im Kampfe. Darauf rächten die Söhne der Sieben an den Thebanern den Tod ihrer Väter in dem Kriege der Epigonen (Nachgebornen). In der dichterisch-tragisch gefärbten Ueberlieferung mögen wohl Erinnerungen an gewaltige Kämpfe zwischen den alten Kadmeiern pelasgisch-phönizischen Ursprungs und den eingewanderten hellenischen Stämmen äolisch-achäischer Abkunft verborgen liegen.

3. Das grösste und zugleich das erste wahre Nazionalunternehmen der Griechen in jener Heldenzeit war aber der trojanische Krieg, zu welchem sich, um 1200 v. Chr. (1194—1184) alle Könige und Fürsten der verschiedenen griechischen Stämme verbanden, um den Raub der Helena, der Gemalin des Menelaos, Königs von Sparta, an ihrem Entführer dem Paris, Sohn des trojanischen Königs Priamos, zu rächen.

An diesem Zuge, welcher mit Trojas Zerstörung endete, beteiligte sich das gesammte Griechenland. Es liegt der Sage von dieser nazionalen Unternehmung zweifellos ein historisches Faktum zu Grunde.

Die unsterblichen Gesänge des Joniers Homeros, welcher etwa 100 (nach anderen bis 400) Jahre nach dem trojanischen Kriege gelebt haben mag, die Ilias, welche den Kampf vor Troja, und die Odyssee, welche die wunderbaren Abenteuer und Irrfahrten des rückkehrenden Odysseus (Ulysses) schildern, haben die alles überstrahlende Tapferkeit des Achilles, den Ruhm der beiden Ajax, des Diomedes, die Kühnheit und List des Odysseus, die Weisheit Agamemnons und Nestors, den liebenswürdigen Heldenmut des troischen Hektors, die Frömmigkeit und das Unglück des greisen Königes Priamos verewigt und sind, so lange die griechische Kunst blühte, die unerschöpfliche Quelle gewesen, aus welcher Dichter und Künstler den Stoff zu ihren Darstellungen schöpften.

Und doch ist es mehr als wahrscheinlich, dass diese Gedichte bei ihrem entstehen nicht aufgeschrieben, sondern im Gedächtnis bewart, von vielen Sängern, Rhapsoden genannt, hin und wieder in Griechenland Jahrhunderte lang mündlich und aus dem Gedächtnisse vorgetragen wurden; bis sie in der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. von Peisistratos, dem Fürsten von Athen, zuerst gesammelt, aufgeschrieben und durch Einschaltungen in Verbindung unter sich gebracht wurden. Noch viel später sind diese Gedichte von Aristoteles, zur Zeit Alexanders und für ihn, und von mehreren späteren alexandrinischen Gelehrten und Grammatikern bearbeitet worden,

und haben erst dadurch die Form und Ordnung erhalten, in welcher wir sie als einen der köstlichsten Schätze des Altertums besitzen.

Der trojanische Krieg, wie viel man auch von den einzelnen Begebenheiten desselben der alles vergrössernden und verschönernden Dichtkunst zurechnen mag, bildet immer eine entscheidende Epoche in der griechischen Geschichte. Mehrere der dazu versammelten Helden und Fürsten fanden im Kriege selbst, noch mehrere bei der Heimkehr den Tod; einige wurden in entlegene Gegenden durch Stürme verschlagen, und die meisten von denen, welche wirklich heimkehrten, fanden ein ihnen seit 10 Jahren entfremdetes Geschlecht und eine feindselige Stimmung, welche einigen den Tod in der Mitte der ihrigen bereiteten, andere zur Auswanderung zwangen. Die unglücklichen Schicksale und der Untergang des Geschlechtes Agamemnons, haben vorzüglich den späteren dramatischen Dichtern Aeschylos, Sophokles und Euripides, reichen Stoff geliefert.

Die politischen und sozialen Zustände der Heroenzeit aber, in welcher die Keime zu der späteren hellenischen Staatsentwicklung bereits enthalten waren, werden uns am besten durch die homerischen Gedichte veranschaulichet. Nach denselben standen an der Spitze der kleinen Staaten erbliche Könige als Kriegsanführer, Richter und Besorger der öffentlichen Opfer. Sie lebten von den Einkünften ihrer Besitzungen, aber auch von bestimmten Abgaben, freiwilligen Geschenken und grösserem Anteile an der Beute. Dem Könige zur Seite stand ein heroisch-ritterlicher Herrenstand als Berater.

Die Volksgemeinde bestand aus den freien und kam in Volksversammlungen zusammen, doch wurde sie selten befragt und ihre Ansicht war nicht entscheidend. Häufig diente sie nur als Zeuge der Verhandlungen des Rates. Ausserdem gab es noch Sklaven, die entweder erhandelt oder im Kriege gefangen genommen waren.

II. Periode. Von der dorischen Einwanderung bis zum Beginn der Perserkriege 1104—500 v. Ch.

Auch die ersten Jahrhunderte dieser Periode sind noch sehr dunkel, halb mythisch, halb historisch; selbst von der Olympiadenrechnung an, ist die Geschichtskunde noch lücken- und zweifelhaft. Doch finden sich in derselben die Hauptpunkte der Entwicklung, Ausbildung eines hellenischen Nazionalcharakters, die Kolonisazion in der sich das reichste Leben und streben des Volkes entfaltet;

das Städteleben und die Verfassungen; Bildung von Bündnissen (Symmachien); religiöse Entwicklung und die Anfänge der Literatur und Kunst.

Nach dem trojanischen Kriege folgten grosse Wanderungen und Bewegungen der Stämme, die sich in der Aussendung von Kolonien fortsetzten und im Mutterlande die Folge hatten, dass durch das erobernde vordringen und emporkommen des dorischen Stammes, der Schwerpunkt der griechischen Geschichte eine Zeitlang nach dem Süden in den Peloponnes verlegt wird. Erst nach dem die wandernden Stämme zur Ruhe gekommen, begann die geregelte innere Entwicklung der einzelnen Staaten. Aus diesen Wanderungen gieng ein neugebornes Griechenland mit neuen Stämmen und Städten hervor. Das Uebergewicht des achäischen Stammes trat ganz zurück, die beiden hellenischen Grossmächte Sparta als Vertreterin des dorischen, Athen als Hauptmacht des jonischen Stammes treten hervor.

Die Wanderungen griechischer Stämme.

Aus Epeiros zog das Reitervolk der Thessaler, aus Thesprotien vielleicht durch illyrische Barbaren verdrängt, über den Pindos in die Tiefebene des Peneus, die später nach den Eroberern Thessalien genannt worden ist. Dort unterwarfen die Thessaler in langem Kampfe die Achäer und Aeoler, und drückten sie in das Verhältniss zinspflichtiger Bauern oder Penesten herab, über die sie als schwergerüstete Ritter herrschten. Glänzende Ritterhöfe erhoben sich und eine berühmte Aristokrazie waltete, aus der besonders die Aleuaden und Skopaden hervorragen, doch blieb das Land immer ohne Einheit. Ein Volksstamm der Aeoler, später Böoter genannt, hatte sich nicht unterwerfen mögen; sie zogen aus der Heimat südwärts, unterjochten die Kadmeonen in Theben und die andern Stämme am Kopais-See, oder nötigten sie zur Auswanderung und nannten das Land seitdem Böotien. Auch diese Eroberer waren ein Adelsvolk anfangs unter Königen, seit dem 8. Jahrhundert mit aristokratischer Staatsform. Ein Rest der Ureinwohner erhielt sich in Platäa und daraus erklärt sich der spätere Gegensatz zwischen dieser Stadt und Theben.

Wahrscheinlich haben die mit dieser Wanderung verbundenen Wirren, auch auf das kleine Ländchen Doris eingewirkt, welches zwischen dem Parnass und Oeta lag, und dessen Bewohner ursprünglich an den Abhängen des Olympos wohnend, vor den Thessalern

weichend diese Wohnsitze im Quellgebiete des Kephissos gefunden hatten.

Da jedoch diese kleine Landschaft den sie bewohnenden Doriern auf die Dauer nicht ausreichen mochte, so unternahm ein Teil derselben in Verbindung mit Aetoliern einen Zug nach den Peloponnes; diese unter Führung des Oxylos, jene unter den Nachkommen des Herakles oder den Herakleiden, daher man den Zug auch die Rückkehr der Herakleiden nennt, 1104?

Von Naupaktos d. h. Schiffbau, weil sie dort ihre Schiffe bauten, setzten sie über den korinthischen Meerbusen, nach der von den Joniern bewohnten Küstenlandschaft Aegialea, durchzogen zunächst den Westen der Halbinsel, wo sich die Aetolier nach Besiegung der Eleer im Lande Elis niederliessen, und wandten sich dann nach den im Süden und Osten gelegenen Flusstälern (des Pamisos, Eurotas und Inachos). Diese wurden von dem dreigeteilten Heere der Dorier unterworfen, oder der Sage nach unter drei Brüder so verlooset, dass der älteste Temenos das Stammland Argos, die Zwillingssöhne des verstorbenen Aristodemos, Prokles und Eurysthenes, Lakonien, der jüngste Bruder Kresphontes Messenien erhielt.

Von Argos aus besetzten die Dorier Phlius, Sikyon und Korinth, auch Megaris eroberten sie, und Attika erst setzte dem fortschreiten der dorischen Eroberung eine Grenze, wie es heisst durch den freiwilligen Opfertod des letzten Königs von Athen Kodros 1066.

Von den Achäern in den südlichen Landschaften des Peloponnes, unterwarf sich ein Teil den eindringenden Doriern entweder freiwillig (Periöken), oder gezwungen (Heloten). Ein Teil aber wanderte nach der nördlichen Landschaft Aegialea, die seitdem Achaja hiess. Die dort wohnenden Jonier zogen sich zu ihren Stammverwandten in Attika zurück. So waren alle Teile der Halbinsel von Argos nach und nach, mit Ausname des meist pelasgischen Alpenlandes Arkadiens, das nie zu einer politischen Einheit gelangte, und fern vom Meere auch dem allgemeinen Verkehre und höherer Kultur fern blieb, dorisiert worden.

Ueberseeische Wanderungen.
Die ältesten Kolonien West-Asiens (Aeolis, Jonien, Doris).

Mit diesen Wanderungen und Zügen der Völker hing auch die Auswanderung eines Teiles derselben nach den überseeischen Küsten eng zusammen. Uebervölkerung, Verlust der alten Wohnsitze, Parteizwistigkeiten und Lust nach Abenteuern, aber nicht Handels-

zwecke (denn in den älteren Zeiten sind die Kolonien nie blosse Handelsstazionen), waren die Beweggründe der ältesten griechischen überseeischen Auswanderungen, an denen sich alle 3 griechischen Hauptstämme beteiligten.*)

1. Aeolische Auswanderer zogen aus Böotien im Vereine mit einem Teile der von den Doriern ihres Besitzes beraubten Achäern nach dem Norden der kleinasiatischen Westküste und nach den Inseln Lesbos und Tenedos. Auf dem Festlande gründeten sie 12 Städte (darunter Kyme und das später jonische Smyrna) auf Lesbos 6 (darunter Mytilene und Methymna), auf Tenedos eine.

2. Bald nachher folgten ihnen die aus dem Peloponnes verdrängten Jonier, welche eine Zeit lang bei ihren Stammesgenossen in Attika Aufname gefunden hatten.

Unter den Söhnen des Kodros besetzten sie den mittleren Teil der kleinasiatischen Westküste nebst den Inseln Chios und Samos. Ausserdem nahmen sie den grössten Teil der Kykladen und den nördlichen Teil der Sporaden in Besitz. In Kleinasien gründeten sie 12 Städte, darunter Phokäa, Klazomenä, Kolophon, Ephesos und Milet, welche einen Bund bildeten mit einem gemeinsamen, dem Poseidon geweihten und am Abhange des Mykalegebirges gelegenen Heiligtume, dem Panionian.

3. Auch die Dorier nahmen nach Eroberung des Peloponnes die nächsten Inseln, vor allem Aegina in Besitz, dann die südlichen Kykladen (Mykonos, Thera). Auf Kreta schoben sie sich als Kriegerstand zwischen den alten phönizisch-pelasgischen Landesherren und einer in Hörigkeit hinabgedrückten Ackerbaubevölkerung ein. Hier trat die altdorische Sitte in der Staatserziehung der Knaben, den gemeinsamen Malzeiten der Männer und der ununterbrochenen Kriegs- und Jagdübung am ausgeprägtesten hervor. Auch auf Kos und Rhodos fand eine Verschmelzung mit den Phöniziern

---

*) Da diese Ansiedlungen der Griechen auf der kleinasiatischen Küste nicht ohne vielfache Kämpfe mit den Eingebornen vor sich giengen, so sind neuere Historiker der Meinung, dass namentlich die siegreiche Einwanderung der Aeoler und Achäer in die Gegend von Ilion Veranlassung zu der Sage von dem trojanischen Kriege gegeben habe. Die Eroberung Trojas, so weit sie eine historische Grundlage habe, gehöre also nicht vor die Zeit der Einwanderung der Dorier in das Peloponnes, sondern in diese spätere Zeit (in das 11. und 12. Jahrhundert v. Ch.). Nur die vielfache poetische Ausbildung der troischen Sage habe dieselbe auch in entferntere Zeiträume (in das 12. oder 13. Jahrhundert v. Ch.) versetzt.

statt. Endlich gründeten die Dorier an der karischen Küste sechs Städte, unter denen Knidos auf dem knidischen Chersones und das gegenüber liegende Halikarnassos die bedeutendsten waren. So hatten die Griechen das ägäische Meer rings umschlossen und unter den Kolonien erwuchs ein reger Verkehr, Handel, Schifffahrt, Wohlstand und in folge davon eine frühe geistige Bildung. Sie verdrängten mehr und mehr die Phönizier aus dem ägäischen Meere; nur von Norden befuhren dasselbe wohl noch die seeräuberischen Tyrrhener. Vor den anderen griechischen Stämmen taten sich frühzeitig die Jonier*) hervor, die von beiden Seiten des Meeres und von den Inseln aus im Frühling auf der Insel Delos zusammenkamen und dem Lichtgotte Apollon ihre Feste feierten, mit denen Spiele und Messverkehr verbunden waren.

Diese Kolonisazion gehört hauptsächlich in das 10. und 11. Jahrhundert v. Chr., damit aber schloss die kolonisatorische Tätigkeit der Griechen nicht ab, im Gegenteile machte sich bei ihnen in späterer Zeit, hauptsächlich im 6. und 7. Jahrhundert, ein neuer und glänzender Aufschwung geltend und hellenisches Leben verbreitete sich mit der Sprache und Kultur des Landes über alle Küstenstriche des Mittelmeeres (mit Ausnahme des phönizischen Küstenlandes in Kleinasien und des karthagischen in Nordafrika) vom Pontos euxinos bis über die Säulen des Herakles an den Gestaden aller 3 Teile der alten Welt. Das Mittelmeer wurde dadurch fast eine hellenische See.

Nazionale Einigungsmittel.

Die Zersplitterung der Stämme und Städte im Mutterlande und in den Kolonien hätte ohne ein bestimmtes Gegenwicht zur völligen Auflösung führen müssen. Hellas zerfiel in eine solche Menge unabhängiger Staaten, dass fast jede grössere Stadt ein eigenes Gemeinwesen bildete. Dennoch waren Momente vorhanden, welche diese Territorien zu einer gewissen Einheit verknüpften. Zunächst verband dieselben die Sprache. Sie zeigt zwar Unterschiede der Dialekte, doch nicht so grosse, dass nicht alle Hellenen einander

*) Von hier wahrscheinlich entstammte Homer (um 900 v. Ch.); hier entstanden die Sängerschulen der Homeriden, unter denen die auf Chios am berühmtesten waren. Besonders war Milet nicht nur mächtig und reich, sondern zeichnete sich auch durch hervorragende Pflege der Kunst und Wissenschaft aus. Als Geburtsort des Thales, Anaximandes, Hekatäos war es die Heimat der ältesten Philosophie und Geschichtsschreibung.

hätten verstehen können. Dass die Griechen selbst in der Verschiedenheit derselben kein sie trennendes Moment erblickten, beweist der Ausdruck Barbaren, mit welchen sie alle nicht griechisch redenden bezeichneten, wodurch sie sich eben als Gesammtheit denselben gegenüber stellen. Dann entwickelte sich Religion und Sitte überall in ähnlicher Weise. Aber auch äussere Bindemittel verknüpften Teile der Nazion zu grösseren Gemeinschaften. Dazu gehörten die Amphiktyonien, die Orakel und die gemeinsamen Volksfeste.

A. Die Amphiktyonien.

Die Amphiktyonien waren Einigungen von Nachbarstaaten zu religiöser Festfeier um ein Bundesheiligtum. Es bestanden in Griechenland deren mehrere und umfassten gewöhnlich zwölf Städtegebiete, so die jonische, achäische u. a.; die bedeutendste war jedoch die delphische Amphiktyonie zum Schutz des delphischen Heiligtums und des Demetertempels zu Anthela bei Thermopylä, sowie zur Besorgung der pythischen Spiele, schon im hohen Altertum begründet, doch erst im 8. Jahrhundert zu festeren Formen ausgebildet. Glieder des Bundes waren zwölf Völkerschaften, darunter Dorier und Jonier (mit den Vororten Sparta und Athen), Böoter, Thessaler, Phokier.

Jährlich wurden zwei Versammlungen gehalten, im Frühling und Herbst, zu welchen jede Landschaft zwei Vertreter entsandte, welche gemeinsam über die religiösen Angelegenheiten berieten. Daneben bestand aber die Versammlung der Pylagorer ein ständiger Ausschuss, der sich mit politischen Fragen beschäftigte.

Auch gewisse völkerrechtliche und bundesfreundliche Grundsätze gelangten durch die Amphiktyonien zur Geltung. So schwur man sich gegenseitig, keine der Bundesstädte vom Grunde aus zu zerstören, keiner das Wasser abzuschneiden und keine willkührlich aus dem Bunde auszustossen. Unter der delphischen Amphiktyonie wurde wohl zuerst der Gesammtname der Hellenen heimisch, denn Amphiktyon, der Sohn des Hellen galt nach der Mythe als der Urheber des Bundes.

B. Die Orakel.

Dieselben sind von grossem Einfluss auf die staatlichen Verhältnisse der Griechen gewesen. Als das älteste wird das des Zeus zu Dodona in Epeiros erwähnt, keines aber hat mehr Einfluss ausgeübt als das zu Delphi am Parnassos. Dasselbe gab gewisser-

massen die oberste Entscheidung über alle gemein- und staatsrechtlichen Fragen ab und sein Einfluss erstreckte sich nicht nur auf die griechischen Stämme selbst, sondern dehnte sich weit über die Grenzen Griechenlands aus. In den ältesten Zeiten war das delphische Orakel der Gaea geweiht, später der Themis. Seit der Wanderung der Dorier aber und dem politischen Uebergewicht derselben in Hellas gelangte es zu grossem Ansehen und ward dem Apollo heilig. Auf einen goldenen Dreifuss, den man über einen, betäubende Dämpfe ausströmenden Erdspalt setzte, liess sich die Priesterin (Pythia) nieder. Aus ihren in der Ekstase gesprochenen Worten, setzten die mit den politischen und sozialen Zuständen Griechenlands wohl vertrauten Priester die metrischen (meist zweideutigen) Orakel zusammen. Das Orakel suchte durch seine Antwort oft mehr auf das, was geschehen sollte, einzuwirken, als eigentlich wahrzusagen. Daher kamen, wenn gleich selten, Bestechungen der Priesterin vor. Besonders enge Beziehungen hatte das delphische Orakel zu dem dorischen Stamme, namentlich zu Sparta. Doch ward von ihm auch bei aller Verschiedenheit der Stämme an Dialekt und Charakter das Bewusstsein der nazionalen Gemeinschaft aller Hellenen gepflegt.

So hatte eine vom Aberglauben geschaffene religiöse Einrichtung sich zu einer fast unbegrenzt wirkenden Staatsmacht entwickelt. Von hier aus ward auch die griechische Zeitrechnung und das Kalenderwesen geordnet, die Geldwährung nach gemeinsamem Fuss eingerichtet, das Andenken der Begebnisse aufgezeichnet. Denn der delphische Tempel und gleich ihm andere wichtige Heiligtümer waren nicht blos die Archive der Hellenen, sie waren gewissermassen Banken, wo man Geld deponieren und entleihen konnte; Börsen, wo Geschäfte im weitesten Umfange abgeschlossen wurden. Dies wurden sie durch ihre vielbesuchten Feste, denen sich naturgemäss Messen anreihten. Wie schon bemerkt, stand der delphische Amphiktyonenbund mit dem Orakel in inniger Verbindung und beide wirkten nach demselben Ziele hin: Förderung der nazionalen Angelegenheiten, Ueberwachung des Gottesdienstes, Schlichtung bei Streitigkeiten.

C. Die gemeinsamen Volksfeste.

Das weiteste und allgemeinste Band, das die vielen griechischen Völkerschaften verband und wobei sich die politisch-getrennten Staaten und Stämme in Einheit erkannten und in gemeinsamen

Bestrebungen sich näherten, waren die heiligen Festspiele mit ihren auf Leibesübungen, Kunst und Wissenschaft sich beziehenden Wettkämpfen. Die ältesten und berühmtesten, nur für Griechen bestimmten Festgemeinschaften und Spiele waren die dem Zeus gewidmeten, alle vier Jahre wiederkehrenden olympischen Spiele, die zu Olympia in Elis am Alpheios abgehalten wurden. Die erste Siegesaufzeichnung stammt aus dem Jahre 776 v. Chr. Nach der Wiederkehr dieser Feste zählten die Griechen ihre Zeitrechnung, d. i. nach Olympiaden. Ausserdem gab es die dem Apollo geweihten pythischen Spiele zu Delphi, die alle acht Jahre, dann die dem Poseidon geweihten isthmischen Spiele bei Korinth, die alle drei, und endlich die von Herakles gestifteten nemeïschen Spiele bei Nemea in Argolis, die alle zwei Jahre gefeiert wurden und bei welchen ebenfalls Griechen aus allen Stämmen erschienen.

Die Spiele wurden unter dem Vorsitze von Kampfrichtern und vor den Augen einer unermesslichen Menge blos männlicher Zuschauer gefeiert. In Olympia bestanden die Spiele im Wettkampf, im Ringen, im Faustkampf, im werfen einer schweren Scheibe (Diskos), in dem Pentathlon, d. h. fünf Kampfübungen im ringen Sprung, Wettlauf, Diskos und Speerwerfen, und in dem Pankration (Faust- und Ringkampf). Es fanden ferner später auch Wettkämpfe zu Ross und zu Wagen statt, worin der Kostspieligkeit halber nur der Adel als Bewerber auftreten konnte, doch blieb der Preis im Wettlauf stets der erste. In späteren Zeiten kamen auch Wettkämpfe in der Musik und Dichtkunst hinzu, desgleichen Ausstellungen von Werken der bildenden Kunst. Die Anwesenheit so vieler Hellenen aus allen Gegenden und die Schwierigkeiten, mit denen damals allgemeine Bekanntmachungen verbunden waren, gaben dann die Veranlassung, dass die olympische Panegyris auch zu Verkündigungen aller Art benutzt wurde. Der Siegespreis war zu Olympia ein Oelzweig und Sieger in dem Kampfe zu sein, galt für die höchste irdische Ehre. Die Namen derselben wurden aufgezeichnet und in Athen erhielten solche die Proedrie (Auszeichnung durch Vorsitz) und lebenslängliche Speisung im Prytaneum. Auch den Sieg in den pythischen, nemeischen und isthmischen Spielen zu gewinnen, galt ebenfalls für hohe Ehre. Der Sieger bei den pythischen Spielen empfing einen Lorbeerkranz, Nemea verteilte Epheukränze, in den isthmischen Spielen ward die Stirn des Siegers mit einem Kranz von Fichtenzweigen geschmückt.

Verfassungsänderungen nach der dorischen Wanderung.

In Folge der Wanderungen verlor das Königtum der heroischen Zeit allmählich seine Macht und sein Ansehen. An seine Stelle trat vom 9. Jahrhundert an, namentlich aber im 8. eine Aristokrazie, welche durch die Eroberungszüge der letzten Jahrhunderte mächtig geworden, statt der früher nur beratenden Stellung zum Fürstenhaus, die Teilname am Regiment erhält, endlich das Königtum ganz verdrängt und allein die Regierung an sich zieht.

So schwand das patriarchalische Königtum, wie es die Griechen zu Homer's Zeit besassen, fast überall, mit Ausnahme Sparta's, wo es in beschränkter Gestalt verblieb.

Der reichste Boden der Verfassungsumwälzungen aber waren die jonischen Staaten, besonders die kleinasiatischen Kolonien, wo das Königtum ebenfalls das Jahr 800 nicht überlebte. Hier sind alle Formen der Verfassung zuerst zu Tage getreten und das Seebecken des ägäischen Meeres mit seinem Kranze achäischer und jonischer Stadtgemeinden bot das Bild des lebhaftesten Verfassungswechsels dar. Im Mutterlande, wo das Königtum nie grosse Macht besessen, wich es ohne bedeutende Erschütterungen, ja häufig traten die Königsfamilien in die Mitte der grossen Geschlechter zurück, welche jetzt die Regierung der Staaten übernahmen. Aristokrazie, d. i. Herrschaft der besten, reichsten, angesehensten nannte der Grieche diese Staatsform; denn nur der Adel hatte nach damaliger griechischer Anschauung allein Zeit und Mittel, sich dem Staatsleben zu widmen, während das Volk (Demos) durch tägliche Arbeit für die niederen Lebensbedürfnisse sorgen musste, und seine Söhne nicht so erziehen konnte, dass sie geistig und körperlich wohlgebildet, dereinst ein schönes und gutes Leben führen konnten. In den Händen des Adels lag nämlich der grosse Grundbesitz, er besass die höhere Bildung, Kriegsfahrungs- und Rechtskunde, er hatte die Priesterämter inne und stand mit dem delphischen Orakel in engster Verbindung.

Diese Herrschaft der edlen erhielt sich im 8. und 7. Jahrhundert, so lange sie das allgemeine beste und nicht blos Standesehre und Vorteil im Auge hatte. Allmählich aber wurde diese aristokratische Herrschaft drückender, denn einerseits sonderten sich die edlen stolzer vom Volke ab und hielten als reiche besitzer den Demos in schwerem Drucke, ja die Aristokrazie begann zur Oligarchie zu entarten, andererseits wuchs in den Städten durch

Handel und Verkehr ein Bürgerstand heran, der wohlhabend und geistig beweglich nun auch eine Teilname an der Regierung des Gemeinwesens verlangte. In den nur halb dorischen Staaten wirkte die untergeordnete Stellung der alten achäischen oder jonischen Grundbevölkerung mit zur Unzufriedenheit. So bereitete sich zuerst in den Kolonien, in denen die politische Entwicklung schneller gieng, und wo statt der eigentlichen Geburtsaristokrazie immer Timokrazie (Ordnung der politischen Rechte der Bürger nach dem Vermögen) erscheint, der Uebergang zur Demokrazie vor. Seit der Mitte des 7. Jahrhunderts aber begann auch im Mutterlande, besonders in den Küstenstaaten erbitterter Parteikampf zwischen Adel und Volk um schriftliche Gesetze, rechtliche und politische Gleichstellung. Die Spannung gedieh am schroffsten in den Staaten, die von fremden Eroberern begründet waren und wo mithin der Demos dem herrschenden Adel auch stammlich fremd gegenüberstand, namentlich also in den dorischen Staaten des Peloponnes. Aber auch in solchen Gebieten, die keine fremde Invasion erlitten hatten, z. B. Attika, entwickelte sich vielfach ein scharfer Gegensatz zwischen Volk und Geschlechtern. Die Folge dieser Spannung war, dass mit Ausname jener Staaten, wo die Bedingungen eines kräftigen bürgerlichen Demos fehlten, wie z. B. in Thessalien und Lakonien, Griechenland durch revolutionäre Bewegungen erschüttert ward. Den Sieg erkämpfte die Demokrazie, aber in der Regel erst durch die Uebergangszeit der Tyrannis. Es traten nämlich im 7. und 6. Jahrhundert ehrgeizige Männer, die selbst dem Adel entsprossen, aber mit ihren Standesgenossen aus irgend welchen Gründen zerfallen waren, an die Spitze des Volkes gegen die Alleinmacht des Adels. Jeden, der so widerrechtlich sich eine Alleinherrschaft anmasste, nannten die Griechen Tyrannen, gleichviel ob er milde und gerecht, grausam oder willkürlich regierte. So wurden aus den Volksführern Alleinherrscher, neue demokratische Könige. Diese Tyrannen bewirkten oft durch ihre Kunst und Prachtliebe, durch ihre Begünstigung der Poesie und der Anfänge der Wissenschaften, sowie durch die materielle Hebung des Mittelstandes und der ärmeren Volksklassen eine glänzende Entwicklung des städtischen Lebens, suchten aber auch um den Gefahren, die ihnen von dem gedemütigten Adel drohten, zu begegnen, ihre usurpierte Herrschaft durch gegenseitige Bündnisse, Verschwägerung und Gastfreundschaft zu stützen, ja traten oft sogar im Interesse ihrer Herrschaft mit auswärtigen Mächten (Barbaren) in Verbindung. Doch war die Tyrannis nur eine vorüber-

gehende Erscheinung, ohne tiefere Wurzeln im Volksleben, die nur ausnamsweise zur Gründung von Dynastien führte. Bei ihrer Entartung geschah es wohl, dass sich der Demos oft mit dem vertriebenen oder bedrückten Adel zum Sturze des Tyrannen verband; oft gelang es dem Adel allein, den Tyrannen zu vertreiben. Aber die bürgerliche Gleichheit war durch die Tyrannis festgestellt, und auch die Adelsherrschaft kehrte nicht mehr in ihrer früheren Ausdehnung wieder, denn man musste dem Demos grössere Rechte gewähren, denn zuvor, oder es trat, meist in den jonischen Gebieten, die demokratische Staatsform entschieden als herrschende auf, wenn auch anfangs in sehr gemässigter Weise. Ueberhaupt verstand das Altertum unter Demokrazie nicht eine Verfassung, nach der die Mehrzahl der Einwohner, sondern eine solche, in der die Mehrzahl der Bürger wesentlichen Anteil an der Leitung des Gemeinwesens hatte. In den meisten griechischen Staaten bestand aber die Mehrzahl der Bevölkerung nicht aus Bürgern, sondern aus Sklaven. Demokrazien im modernen Sinne waren daher im Altertum ganz unbekannt. Oft aber trat die Tyrannis erst auf, wenn Demokrazien in Anarchie übergiengen, und in diesem Falle blieben alsdann meist die Staaten in hin- und herschwankenden Verhältnissen, wo alle Formen der Regierung wechselten, bis sie selbst zu Grunde giengen*).

Dorismus und Jonismus.

Der Wechsel der Verfassungsformen lässt sich am klarsten an der Geschichte Athens erkennen, während Sparta wesentlich in den

*) Die Griechen hatten eine bedeutende Zahl berühmter Tyrannen. In Korinth waren aus dem herrschenden Geschlechte der Bakchiaden die pracht- und kunstliebenden Tyrannen Kypselos und sein Sohn Periander hervorgegangen (658—585). Weihgeschenke in Delphi und Olympia, die gastliche Aufnahme von Dichtern wie Arion, der Plan den Isthmus mit einem Kanal zu durchstechen, die Koloniegründungen an der Westküste Griechenlands u. a. m. bezeichnen diese glänzenden Herrscher, deren Macht schon im 3. Geschlecht erlosch, worauf die dorische Aristokrazie unter Spartas Schutz in milder Form in Korinth wieder hergestellt wurde. In Sikyon herrschte ein Jahrhundert lang das Geschlecht des Orthagoras, 665—565. Lange Jahre nach dem aussterben desselben wurde auch hier mit Hülfe Spartas die Adelsherrschaft wieder hergestellt. In Megaris erhob sich um 625—590 Theagenes. Auf Samos zeichnete sich Polykrates (536 bis 522), auf Lesbos um 600 Pittakos von Mitylene aus, einer der 7 Weisen, der edelste unter allen Tyrannen, der noch vor seinem Ende, nachdem er den Staat geordnet und versöhnt, freiwillig seine Macht niederlegte und als schlichter Bürger starb. Die Peisistratiden in Athen, sowie die Tyrannen der sikilischen Kolonialstädte waren den älteren Tyrannen von Sikyon und Korinth an geschichtlicher Bedeutung vollkommen gleich.

einmal angenommenen Formen beharrte. Beide Städte gelangten zu ihrer Bedeutung zunächst durch die politische Einigung (Zentralisazion) ihrer Landschaft, ein Fortschritt, der in Athen am besten glückte. Zwar regte sich auch anderwärts das mehr oder minder gelingende streben durch Einigung der Landschaft unter einen Hauptort ein politisches ganzes, wie in Sparta und Athen herzustellen, so in Argolis und Böotien, doch konzentriert sich mehr und mehr die Geschichte des hellenischen Volkes in diesen beiden Staaten. Sie werden die beiden Angeln, die beiden Pole ihrer Bewegung, sie erscheinen als Repräsentanten der beiden Hauptstämme, welche innerhalb der griechischen Nazionalität den grössten prinzipiellen Gegensatz bilden, Sparta des dorischen, Athen des jonischen Stammes. Dieser Gegensatz tritt schon in der vorzüglich denkwürdigen politischen Gestaltung beider Staaten hervor, wie sie durch die zwei grossen Gesetzgeber Lykurg und Solon entwickelt und bestimmt wurde. Später, in der glänzendsten und tatenreichsten Periode der griechischen Geschichte, erscheinen alle übrigen Städte und Landschaften meist nur wie Anhänger der beiden mächtigen Rivalen, denen sie denn auch — dem einen oder dem anderen in den Grundzügen ihrer politischen Einrichtungen sich mehr oder weniger zu nähern bedacht waren.

Sparta vor Lykurgos.

Südlich vom Berglande Arkadien öffnet sich das Tal des Eurotas, westlich von den schroffen Gipfeln des Taygetos, östlich vom Parnon begränzt. Einmal oberhalb und einmal unterhalb der Stadt Sparta, die so mitten „im hohlen Lakedämon“ liegt, treten beide Bergzüge so nahe an den Strom, dass leicht zu sperrende Engpässe entstehen. Dieses Gebiet hatten die Dorier erobert aber auch hier nicht rasch sondern allmählich, indem sie zum Teil auch durch Vertrag mit den alten Bewohnern (Achäern und Minyern) sich abfanden und verschmolzen. Zwei Königsfamilien, angeblich von den Söhnen des Aristodemos, Prokles und Eurysthenes stammend, standen an der Spitze und waren fast stets unter sich im Streit um die oberste Herrschaft. Durch diese innere Zwietracht war Sparta gelähmt und anfangs nur von untergeordneter Bedeutung. Die Herrschaft der dorischen Spartiaten, die das Eurotastal noch nicht bis zum Meere beherrschten (denn wenig unterhalb Spartas lag noch das freie achäische Amyklä) stand bei dieser Zerrüttung sehr unsicher. Die Spartaner mussten zu einem kriegsbe-

reiten, gesetzesstrengen Volke werden, wenn sie den Gefahren ihrer Lage obsiegen sollten.

Lykurgs Gesetzgebung.

Diese Veränderung bewirkte Lykurgos, ein Glied des Königshauses, mithin ein Herakleide, der um 820 v. Ch. für den unmündigen Charilaos die Regierung übernahm. Er trat auf die Empfehlung und unter dem Schutz des delphischen Orakels als Gesetz- und Verfassungsgeber in Sparta auf und beendigte zunächst den Kampf der beiden Königshäuser, indem er von nun an gesetzmässig zwei Könige, aus jedem der beiden Häuser einen, an die Spitze des Staates stellte. Aber er beschränkte diese Gewalt der Könige so, dass in Sparta die 3 Grundformen der Verfassungen zu einem ganzen sich vereinten. Das monarchische Element bestand in den beiden Königen, denen der Oberbefehl im Kriege, der diplomatische Verkehr mit dem Auslande, ein Teil der Gerichtsbarkeit, bestimmte Opferdienste u. dgl. zustanden und die dafür bestimmte Ehrenrechte und Einkünfte genossen. Ein aristokratisches Element lag in den 28 Geschlechtsältesten, zu denen die beiden Könige als die Häupter der Königsgeschlechter hinzutraten, so dass ihre Zahl dreissig betrug (die Spartaner zerfielen nämlich, wie alle Dorier, in 3 Stämme [Phylen] zu je 10 Geschlechtern [Oben]). Diese Männer, die Geronten, 60jährig oder älter, regierten als Senat, durch Zuruf aus der Zahl der Bewerber von der Gemeinde auf Lebenszeit gewählt, das Land. Ihre Funkzionen waren: *a*) die oberste Leitung der politischen Angelegenheiten und die Vorberatung der Vorlagen für die Volksversammlung, *b*) die peinliche Rechtspflege. Die Gerusie bildete also den Mittel- und Schwerpunkt des Staates zwischen den Königen und der Volksgemeinde. Das demokratische Element endlich lag in der Volksversammlung, aus allen über 30 Jahre alten Vollbürgern bestehend. Sie wurde stets monatlich zur Vollmondszeit im freien unter Leitung der Könige abgehalten und entschied mit dem Recht der Abstimmung, jedoch ohne Debatte nur mit ja oder nein über die Vorlagen des Rates (später auch der Ephoren). Zu ihrer Entscheidung gehörten: Beamtenwahl, neue Gesetze, Kriegs- und Friedensbeschlüsse, Verträge etc. — Zugleich erschien die Versammlung als Heerschau vor dem Kriegsherrn.

Lykurgos suchte auch den Stand der herrschenden Dorier auf jede Weise zu heben. Er bewirkte dies, dass er durch eine neue Ackerverteilung (zu 9000 Loosen) die Spartiaten an Eigentum gleich-

machte und dieses im Besitze jeder Familie dauernd befestigte. Die Spartiaten, die dorischen Eroberer und Vollbürger, der Zahl nach der schwächste Teil der Bevölkerung, waren im Besitz der Stadt Sparta und des Kerns der Landschaft. Seit Lykurg waren sie alle gleichberechtigt, von aller bürgerlichen Arbeit frei und lebten nur für den Staatsdienst im Krieg und Frieden.

Die nicht dorische Bevölkerung mehr als dreimal so stark, sass als die umwohnenden, (Periöken) im übrigen Lande auf gleichfalls freiem Eigentume. (30,000 Ackerloosen von kleinerem Umfange als die der Spartiaten.) Dieselbe war im Besitze des Handels und der Bergwerke die eigentlich ackerbau- und gewerbtreibende Bevölkerung, steuer- und kriegsdienstlichpflichtig, jedoch ohne politische Rechte.

Ausser ihnen gab es noch leibeigene Landbauern, die Heloten, Nachkommen der alten Kriegsgefangenen, wie sie namentlich die Stadt Helos geliefert hatte. Sie bebauten gegen bestimmte Abgaben vom Ertrage die Güter der Spartiaten, oder leisteten ihnen persönliche Dienste als Schildknappen, Leichtbewaffnete, Ruderknechte etc. Doch blieben sie stets Eigentum des Staates und der einzelne durfte sie weder freilassen, noch verkaufen oder tödten. Da das Verhältnis der herrschenden Klasse zu dieser zahlreichsten Volksklasse nur ein fortdauernder Kriegszustand war, so wurden dieselben stets durch junge Spartiaten überwacht, welche im Notfalle die gefährlichsten und verdächtigsten aus dem Wege räumen konnten (die Kryptie). Doch kommen auch Erhebungen einzelner Heloten zum teilweisen Bürgerrechte vor.

Seine Hauptaufgabe aber sah Lykurg in der Heranbildung der dorischen Spartiaten zu ausgezeichneter Staats- und Kriegstüchtigkeit. Er erreichte dies mit Nachahmungen altdorischer Einrichtungen Kretas 1. durch die Erziehung, die den Knaben vom 7. Jahre an von Staatswegen in Anspruch nahm, ihn abhärtete, körperlich übte, an Gehorsam und Zucht gewöhnte und 2. durch die Zeltgenossenschaften und gemeinsamen Mahlzeiten, durch welche auch die Männer dem häuslichen Leben entnommen und in kleineren Abteilungen zu 12 bis 15 an ein festes zusammenleben im Krieg wie im Frieden gewöhnt wurden. — Strenge Luxusgesetze wehrten jeder Verweichlichung und alles gewöhnte den Spartaner an die Vorstellung, dass er nicht für sich und die Familie, sondern einzig für den Staat lebe.

Auch wurde er von der Fremde geflissentlich fern gehalten, durch das Verbot zu reisen, durch den ausschliesslichen Gebrauch des eisernen Stabgeldes u. s. w.

Im Kriege führten die Spartaner zuerst festgeschlossene Reihen ein, drangen schwer gerüstet in ehernen Panzern und Helmen, mit grossen Schilden und kurzen Schwertern unter Kithara, später unter Flötenspiel mit der langen Stosslanze geordnet vor und liessen im Felde, wo sie sich auch schmückten von der strengen Lebensart, die sie daheim führten, etwas nach. Die Verpflichtung zum Kriegsdienst dauerte vom 20. bis zum 60. Lebensjahre, zwar wurden die jüngeren Spartiaten auch im lesen und schreiben, in Gesang und Musik unterrichtet, somit die nazionalen Musenkünste nicht ganz vernachlässiget; dennoch erstrebte man durch sie aber nur praktische Ausbildung des Verstandes, kernhafte kurze Redeweise (Lakonismus des Ausdrucks) und Kräftigung der Gedanken, das Gemüt fand keine Pflege.

Wer so seine Bildung vollendet, nahm sogleich Teil an der Leitung der jüngeren und hatte so in der Musse des Friedens eine ehrenvolle Wirksamkeit vor sich. Auch die Weiber wurden in gleichen Anschauungen und Uebungen erzogen wie die Männer.

Die Sage erzählt, dass Lykurg, um sie zur Aufrechthaltung seiner Gesetze zu zwingen, die Spartiaten habe schwören lassen, bis zu seiner Rückkehr dieselben nicht zu ändern. Er sei hierauf nach Delphi gereist, und nie wieder zurückgekehrt.

In der hier dargelegten Weise stellt sich die spartanische Verfassung in ihrer Blüte dar. In den Anschauungen des Volkes waren die gesammten Einrichtungen das Werk des Lykurgos, doch ist wahrscheinlicher, dass dieser nur auf schon vorhandenen Grundlagen aufbauete, was dann die spätere Zeit noch weiter fortbildete. Die lykurgische Verfassung erhielt sich in Sparta bis in die Zeiten des peloponnesischen Krieges unverändert. Indem sie aber kein anderes Interesse gelten und aufkommen liess als das des Staats und die Bürger zu willenlosen Werkzeugen desselben machte, jede freie Bewegung des Geistes als seine Existenz bedrohend ansah, musste mit der Veränderung der äusseren Bedingungen auch das ganze Gebäude zusammenstürzen, und kann man auch nicht behaupten, dass die Verfassung blos auf kriegerische Eroberung berechnet gewesen sei, so lag doch in dem Wesen des spartanischen Staates, wie es Lykurg ausgeprägt: die Unmöglichkeit, ungleichartiges neben sich bestehen zu lassen und damit das Mistrauen und der Trieb zur Unterdrückung oder Beherrschung der Nachbarstaaten.

Sparta nach Lykurg.

Bald begann die äussere Macht Sparta's sich zu entwickeln; es riss die südlichen Teile Arkadiens an sich, eroberte Amyklä und das Land um den lakonischen Busen und wandte endlich seine Kraft gegen das zum Neid lockende, nur unvollkommen dorisch gewordene Messenien, das sich im üppigen Tale des Pamisos ausbreitete. Der Krieg (der 1. messenische von 730—710), durch alte Streitigkeiten vorbereitet, begann mit der Eroberung der Burg Ampheia. Nach langwierigem heldenmütigem Widerstande erlagen, nach dem Falle ihrer festen Burg Ithome, die Messenier, nachdem ihr Führer Aristodemos auf dem Grabe seiner Tochter, die er fruchtlos dem Opfertod geweiht, sich getödtet. Die Spartaner machten im Pamisostale 3000 neue Loosteile für sich, und drückten die nicht ausgewanderten Messenier zu Periöken herab. Innere Unruhen, die damals in Sparta ausbrachen, führten durch Auswanderung der Parthenier zur Gründung von Tarent, zur Aufname einer Anzal von Periöken in die Zahl der Spartiaten und zur Errichtung des Ephorats. Da die von den Königen Theopomp und Polydor im ersten messenischen Kriege errungenen äusseren Erfolge als Mittel zur Steigerung der königlichen Macht benützt wurden, so suchte die Aristokrazie dieser Gefahr durch Erweiterung des Amtes der Ephoren zu begegnen. Diese anfangs von den Königen zu Stellvertretern während ihrer Abwesenheit gewählt, hatten ursprünglich als Vorsteher der 5 Stadtbezirke Spartas die Handhabung der Polizei und die Entscheidung in Zivilrechtsstreiten.

Zuerst gelang es nun der Aristokrazie, den Königen die Befugnis zur Ernennung der Ephoren zu entziehen und die Volksversammlung wählte diese 5 Männer unter den mindest 30jährigen aus ihrer Mitte auf je blos ein Jahr. Um 580—570 jedoch erlangten diese Ephoren durch Cheilons Bemühungen tatsächlich die höchste Gewalt im Staate. Sie übten das Aufsichtsrecht über Bürgersitte, öffentliche Erziehung und Amtsführung der Behörden, sie erlangten das Recht, Senat und Volksversammlung zu berufen, und in dringlichen Angelegenheiten sogar selbstständig ohne diese zu handeln. Nur von ihren Amtsnachfolgern konnten sie zur Rechenschaft gezogen werden. Zwei von ihnen pflegten die Könige auf ihren Feldzügen zu begleiten und wegen schwerer Vergehen konnten sie dieselben vor dem Senat verklagen, ja bei drohender Gefahr verhaften lassen. Zur Zeit ihrer höchsten Macht wurde nach dem

ersten unter ihnen das Jahr bezeichnet. So hat das spartanische Ephorat zwar das Königtum dem Namen nach gerettet, als in den meisten Staaten die königliche Würde abgeschafft wurde, freilich aber auch dem Wesen nach vernichtet.

Die Eroberungen gegen Arkadien und jenseits des Parnon dauerten inzwischen noch fort. Da versuchten nach einer durch die Argiver den Spartanern beigebrachten Niederlage die geknechteten Messenier von ihren Gebirgen von Andania aus einen Aufstand um 645 (2. messenischer Krieg). Die Messenier, von Arkadiern und anderen Peloponnesiern unterstützt, verteidigten in diesem Kriege vorzugsweise die Burg Eira unter der heldenmütigen Führung des Aristomenes. Die Spartaner, vorübergehend schwer bedrängt, riefen auf Geheiss des delphischen Orakels den athenischen Sänger Tyrtäos herbei, der durch seine Schlachtgesänge sie neu belebte. (So hatte schon früher ein anderer lyrischer Dichter Terpander durch seine Chorgesänge Mut und Eintracht bei ihnen gestärkt.) Endlich fiel Eira. Die Messenier erhielten unter Aristomenes freien Abzug und gründeten in Sicilien Messana. Die zurückbleibenden wurden zu dem traurigen Schicksale der Heloten verdammt.

Besonders dieser 2. messenische Krieg ist später im anti-spartanischen Sinne poetisch ausgeschmückt worden von Rhianos, einem Dichter des 3. Jahrhunderts. Die Spartaner hatten nun ein ganzes, freies Gemeinwesen, an Gebiet dem ihren gleich, unterjocht, aber die weiteren Versuche den ganzen Peloponnes zu unterwerfen, scheiterten an der Tapferkeit der Arkadier. Nur Tegea ward nach langem Kampfe nebst seiner Landschaft zu gleichberechtigter Waffengemeinschaft aufgenommen und bildete in der spartanischen Schlachtordnung den linken Flügel. Im Westen aber ward Elis, dem die Spartaner die Oberhand in der ganzen, nach ihnen benannten Landschaft verschafften, durch die Unterwerfung von Pisa und Triphylien und durch die Einsetzung der olympischen Spiele (die schon von Lykurg und dem Eleerkönig Iphitos eingerichtet worden sein sollen), ein wichtiger Staat, der mit Sparta gemeinschaftlich den ganzen Peloponnes zu einer Amphiktyonie verband, der sich nur Argos entzog. Diese Landschaft hatte früher an der Spitze der dorischen Staaten gestanden. Als Tyrann wird hier Pheidon (775—745) genannt, welcher über ganz Argolis, Aegina und Korinth herrschte, bei den olympischen Spielen den Vorsitz geführt und das babylonische Mass und Gewicht in ganz Griechenland eingeführt hat. Er bemächtigte sich aller Küstenpunkte, entfesselte den Handel im Sinne der Jonier

und schlug die Spartaner. Aber als er in einem Kampfe gegen Korinth gefallen war, sank Argos, und Sparta nahm seine herrschende Stellung im Peloponnes ein; von der Zeit an schloss sich Argos von allem, wobei Sparta beteiliget war, aus, bis es später nach den Perserkriegen wieder eine selbstständige Rolle zu spielen versuchte. Es bildete sich so ein peloponnesischer Bund, dessen leitender Vorort in der Politik und im Kriege Sparta war, wo es den Oberfeldherrn und die Führer der verbündeten Kontingente stellte. Die Bundesgenossen waren zu bestimmten Geld- und Truppenleistungen verpflichtet. In der zeitweisen Versammlung, zu der sie Sparta berief, und welche von ihnen durch Gesandte beschickt ward, wurde über Krieg und Frieden beschlossen und eines jeden Geldbeitrag und Heereskontingent bestimmt. Im innern der Bundesstaaten wachte Sparta über die Beibehaltung der altdorisch aristokratischen Verfassung und bekämpfte die im 7. und 6. Jahrhundert teilweise im Peloponnes (Sikyon, Korinth) auftauchende Tyrannis. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts stand Sparta bereits unbestritten an der Spitze der Halbinsel und übte einen entscheidenden Einfluss auf alle Staaten Griechenlands aus, der sich oft durch Einmischung in die inneren Angelegenheiten derselben geltend macht; denn gieng auch der Zweck Sparta's nicht über die Behauptung der Hegemonie im Peloponnes hinaus, so musste es doch jede gleiche Macht in Griechenland als bedrohlich ansehen und sich unterzuordnen versuchen.

Die spätere Kolonisazion.

Sowol die häufig wiederkehrenden Umwälzungen und Parteiungen im innern der Staaten wie auch der stets wachsende See- und Handelsverkehr führten zu einer neuen, weit umfangreicheren Kolonisazion, als die erste gewesen. Hatten sich die Hellenen früher von den Phöniziern nur gleichsam mitnehmen lassen, oder waren erst noch zagend ihren Spuren gefolgt, so betreten sie jetzt ihre eigenen Wege. Nachdem schon im Jahre 800 das äolische Kyme sich weit in das westliche Meer hinausgewagt, und Kumae in Italien am Berge Gaurus gegründet hatte, folgte Korinth diesem Wege nach Westen und besetzte als Uebergangspunkt nach Italien die Insel Kerkyra. Von dieser aufblühenden, sehr selbständigen Kolonie giengen andere Gründungen nach Norden aus, so Apollonia, Epidamnos; dann aber gründete Korinth 734 auf der Ostküste von Sicilien Syrakus, welches sich bald zu der blühendsten Stadt der ganzen Insel erhob. Unächte Söhne des Kypselos gründeten Am-

brakia und Leukas; Periander fügte dann Apollonia und Potidaea auf Chalkidike hinzu. An Korinths Tätigkeit schloss sich Megara an, das auf Sicilien das „Hybläische Megara“ gründete; im Osten entstanden durch denselben kleinen Staat Chalkedon und Byzanz 675 und 655. — Die Achäer gründeten in Süditalien, im Lande der Japygen, in üppiger Gegend, Sybaris 724 und Kroton 710; von Sybaris wurden an der Westküste 25 Kolonien gegründet, von denen die nördlichste Paestum war.

Seit 708 bestand in Süd-Italien Tarent und die Lokrer gründeten unfern davon Lokri, wo um's Jahr 660 Zaleukos die erste geschriebene Gesetzgebung entwarf. So erfüllt ward Süditalien von griechischen Kolonien, dass man es Grossgriechenland nannte. Von Euboea, wo auf dem schmalen fruchtbaren Gebiete die Städte Eretria und Chalkis sich gegenseitig bedrängten, giengen aus (und zwar von Chalkis, dessen erzsuchende Männer die kühnsten Seefahrer und Koloniengründer waren), Naxos und Katana am Aetna und südlich davon Leontini, sowie Zankle an der Meerenge, später mit Messana verbunden; ferner Rhegion auf dem Festlande, und endlich Selinus und Himera im fernsten Westen der Insel. Von Rhodos aus ward Gela und von Megara aus Akragas gegründet und so auch die Südküste Siciliens zwischen den Vorgebirgen Pachynon und Lilybaion besetzt. Im Norden gab Chalkis der Athos-Halbinsel Chalkidike den Namen und besetzte sie mit 32 Kolonien. Auch Eretria stiftete Kolonien in dieser Richtung. So bedeutend waren die Euböer, dass von ihnen eine Veränderung des Münzfusses, wenigstens für die Jonier ausgieng. Unter den Kykladen zeichnete sich in der Koloniegründung Naxos aus, das im Norden Thasos und die thrakische Küste besetzte, auch zuerst Sicilien betreten und daselbst Naxos oder Tauromenium begründet hatte. Von Thera gieng um 630 der stammelnde Battos nach Kyrene im schaafreichen Libyen; von hier aus ward dann Barka begründet. Schon um 800 drangen die Milesier, dem alten Handelswege der Phönizier und Karer folgend, in das schwarze Meer vor und umgaben es nach und nach völlig mit ihren Kolonien, deren man ums Jahr 500 an 80 zählte. An der Südküste lagen Sinope und Trapezunt; an der Propontis Abydos, Kyzikos, Lampsakos; an der West- und Nordküste, die reich an Wald und Getreide, an Heerden und Fischen war, waren Istros, Tomi, Odessos, Olbia und am Don Tanais gegründet. Gegen Süden hin war seit den Zeiten des Psammetich Aegypten den Griechen erschlossen worden, und hier hatten sie Naukratis

angelegt; ebenso hatten sie auf Kypros festen Fuss gefasst. Neben den Milesiern treten die Samier auf, die zugleich am weitesten gegen Westen vordrangen. Im Jahre 630 ward ein samisches Schiff nach Tartessos in Spanien verschlagen und kam mit reichem Gewinne heim; von da an suchte man die äussersten Grenzen des Mittelmeeres zu erreichen. Dabei zeichneten sich die Rhodier, besonders aber die Phokäer aus. Diese gründeten um 600 Massalia, nahe der Rhonemündung und kolonisierten von hier aus rechts und links die Küste des Mittelmeeres. Olbia, Antipolis (Antibes), Nikaia (Nizza), Monoikos (Monaca) wurden gen Osten, Rhodez, Agde gegen Westen gegründet, bis ihre Kolonien das ferne Tarsisland, Tartessos am Baetis (Guadalquivir) erreichten, das ihnen bekannt und befreundet blieb. Doch wurde ihnen in diesen westlichen Meeren durch die Karthager, die sich mit den Etruskern verbanden, das weitere Vordringen (sie hatten auch schon auf Elba, Korsika und Sardinien festen Fuss gefasst) gewehrt. — So hatten die Griechen ein Netz von Kolonien um das ganze Mittelmeer gespannt.

Die Argonauten- und Heraklessage dieser Zeit zeigt deutlich den erweiterten Gesichtskreis nach Osten wie nach Westen hin. Mit wunderbarer Weisheit hatte das Orakel von Delphi alle diese Gründungen durch seinen Rat geleitet. Aber bis in die weiteste Ferne hinaus bewarten die Hellenen ihre Kultur und Eigenheit den Barbaren gegenüber. Das Feuer, am Altare der Hestia im Prytaneion der Heimat entzündet, folgte ihnen hinaus in die Ferne, ebenso die heimischen Götter und mit diesem allen die nie erlöschende griechische Vaterlandsliebe und der nazionale Sinn. Um das Jahr 600 kannte das europäische Abendland nur zwei Kulturmächte, die Griechen und die Karthager, in welchen letztern sich die in Knechtschaft gesunkenen Phönizier fortsetzten. Aber fast überall wichen diese den geistig und physisch überlegenen Griechen.

Athen vor Solon.

Attika, die südliche Landschaft Mittelgriechenlands ist eine felsige Halbinsel von der Form eines, mit der Spitze südostwärts gekehrten Dreieckes gegen 40 □ M. mit einer Küstenstrecke von 24 Meilen. Vom übrigen Festlande durch unwegsame Gebirge (Kythäron, Parnass), getrennt ist es zur See durch eine Reihe wolgeschützter Häfen (Feiräeus, Munychia, Phaleron) überall leicht zugänglich und da Attika sich weiter als irgend ein Teil von Griechen-

land nach Südosten zu den Inseln des Archipels und Kleinasien hin erstreckt, so entstand hier schon früh ein lebhafter Verkehr mit den stammverwandten jonischen Kolonien. Der sparsam bewässerte steinige Boden nötigte die dichte Bevölkerung zu geregeltem Fleisse, lohnte diesen aber bei dem herrlichen Seeklima durch treffliche Baumfrüchte (Feigen, Oliven). Auch gaben die isolierten Gebirgszüge im innern (der Brillessos o. Pentelikos Marmor, das Lauriongebirge Silber, der kräuterreiche Hymettos Honig) und das Meer einen Reichtum von Fischen. Die besten Ebenen waren gegen die Küsten geöffnet, daher zu Landungen anlockend, so namentlich die an 3 Seiten von Gebirgen eingeschlossene Ebene (Kekropia) des Baches Kephissos, in welcher Athen liegt. Aus dieser Ebene erhebt sich eine isolierte Felsenmasse des Hymettos. Unter den altheimischen Joniern soll der Sage nach Kekrops aus Aegypten daselbst eine Burg (die Akropolis) gebaut und die Bewohner von ganz Attika zum Schutze gegen Seeräuber vereiniget haben. Die andere anbaufähige Ebene war die von Eleusis an dem durch die Insel Salamis geschützten Busen gleichen Namens.

Im Norden wurden die Strassen von Athen nach Böotien beherrscht durch die Festungen Phyle und Dekeleia. An der Ostseite Attikas zog sich längs einer Bucht des euböischen Meeres die kleine Strandebene Marathon. An der Südspitze der attischen Halbinsel lag Sunion auf dem Vorgebirge gleichen Namens. Das herrliche Klima, die reine Luft, der mildernde Einfluss der Meeresnähe — Lage, Gestalt und Natur des Landes wies die Bewohner auf die See hin, das Element des jonischen Stammes und die Wiege von Athens Grösse. Schon in den frühesten Zeiten zeigt sich eine Trennung der Bewohner nach der Verschiedenheit der Wohnsitze (die ärmeren Bergbewohner Diakrier, die betriebsamen Küstenanwohner Paraler, die reichen Grundbesitzer in den Ebenen Pediäer.), doch tritt auch bald eine Vereinigung derselben zum Schutze der gemeinschaftlichen Naturgränze zu Land und Wasser ein. Von fremden Eroberern ist dieser Felsenboden nie heimgesucht, wohl aber oft die Zuflucht vieler und angesehener Flüchtlinge geworden. Theseus gilt als Gründer des attischen Staates, indem er die ursprünglichen, bis dahin getrennten zwölf Gemeinden in eine Volksgemeinde mit einem gemeinsamen religiös-politischen Nazionalheiligtum (im Prytaneion) zu Athen vereinigte und zum Andenken an diese Vereinigung das Fest der Panathenäen stiftete. Das Geschlecht des Theseus herrschte bis zur dorischen Wanderung, wo

es durch die Nachkommen des Nestor, die vor den Doriern flüchtend nach Attika kamen, verdrängt wurde. Ein Sprosse dieses Hauses war Kodros, mit dessem Tode die Königsherrschaft endete, an deren Stelle die Aristokrazie das Archontat treten liess. Bis auf die ältesten Zeiten reichte die Einteilung der attischen Jonier in 4 Stämme (Phylen) zurück. Diese Phylen teilten sich in je 3 Phratrien, von denen jede 30 Geschlechter umfasste. Nur die angehörigen dieser 360 Geschlechter hatten das Bürgerrecht. Neben dieser Einteilung findet sich noch eine andere, dem Theseus zugeschriebene nach den 3 Ständen: Eupatriden (Adelige), Geomoren (Ackerbauer) und Demiurgen (Handwerker und Arbeiter), ohne dass man angeben kann, wie diese sich zur ersten verhält.

Der Uebergang von Königtum zur Republik war ein allmählicher.

Die lebenslänglichen Archonten aus Kodros Geschlecht, die man fast noch als Könige betrachten konnte, blieben bis 752 v. Chr. Dann folgte auch hier Aristokrazie mit einem für 10 Jahre gewählten Archonten an der Spitze; auch diese wurden noch den Nachkommen des Kodros entnommen, seit 714 aber machte man die Würde allen Eupatriden zugänglich, aber auch verantwortlich. Im Jahre 682 jedoch trat die Ordnung ein, dass neun Archonten und zwar auf ein Jahr gewählt wurden.

Der Umstand, dass nur die Eupatriden die vollen Bürgerrechte genossen, hatte Unzufriedenheit der beiden anderen Stände zu Folge, die noch durch die strenge Anwendung der Schuldgesetze gegen die Mitglieder derselben vermehrt wurde. Da die Eupatriden im Besitze der Richterämter nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach dem herkommen richteten, so entstand ein so drohendes Misvergnügen bei dem Volke, dass dieselben sich genötiget sahen, dem drängen auf geschriebene Gesetze nachzugeben. Aber sie wählten (624) den Drakon, der die alten Weistümer ganz im Sinne der Aristokrazie abfasste und die berechtigten Forderungen durch schonungslose Strenge niederzuhalten suchte, weshalb man behauptete, seine Gesetze seien mit Blut geschrieben. Da durch diese Härte die Unzufriedenheit nicht gemindert wurde, so suchte, auf diese rechnend, der bei dem Volke beliebte Kylon, ein Eupatride und Schwiegersohn des megarensischen Tyrannen Theagenes, auf dessen Unterstützung er rechnete, zugleich durch Besitzname der Akropolis die Tyrannis an sich zu reissen. Aber der Versuch mislang, er musste fliehen, und seine Anhänger wurden auf Veranlassung des Alkmä-

oniden Megakles (eines Nestoriden), treulos an den Altären der Götter ermordet, Theagenes nahm Rache, indem er den Athenern Salamis entriss.

Solon's Gesetzgebung.

Die drückenden Zustände waren geblieben, die Härte der Aristokrazie gewachsen und diese zugleich nicht einmal im Stande, Salamis wieder zu gewinnen, wodurch Athens Handel und Schiffahrt gelähmt wurde. Zunächst für diesen letzteren Zweck trat Solon aus Kodros' Geschlecht, geb. 639, durch Seereisen und kaufmännische Unternehmungen gebildet, vor das Volk, begeisterte es durch seine Elegien und eroberte (freilich noch nicht dauernd), Salamis seinem Vaterlande wieder. Er setzte auch die Verbannung der bei dem Kylonischen Morde beteiligten Alkmäoniden, die so schwere Blutschuld auf ihr Geschlecht und den Staat geladen durch und liess auf den Rat des delphischen Orakels zur Entsühnung den Seher Epimenides aus Kreta herbeirufen.

In der Absicht, die innere Ruhe durch auswärtige Unternehmungen zu erhalten, verband er alle Parteien in dem heiligen Kriege, den er in Gemeinschaft mit Sikyon gegen die Krissäer zum Schutze des delphischen Orakels ehrenvoll führte in einer gemeinsamen Tat. So die Seele aller öffentlichen Unternehmungen geworden, und das Vertrauen aller Stände geniessend, ward er im Jahre 595 erster Archon. Als solcher suchte er durch politische Reformen den Frieden zwischen den verschiedenen Ständen, den reichen Eupatriden, den verarmten Geomoren und den neuerungssüchtigen Demiurgen herzustellen. Er ordnete zuerst die Vermögens- und Schuldverhältnisse. Dies erreichte er hauptsächlich durch die Seisachthie (Lastenabschüttlung), indem er den Münzfuss um 27% herabsetzte, so dass 73 alte Drachmen jetzt 100 galten. Die ärmeren wurden dadurch in den Stand gesetzt, mit derselben Summe jetzt eine weit grössere Schuld abzutragen als zuvor.

Er verringerte ausserdem mit rückwirkender Kraft den Zinsfuss und verbot die persönliche Verpfändung des Schuldners und seiner Familie. Der Staat entliess seine Schuldner ganz und löste die verpfändeten Grundstücke ein, wodurch der Landmann sein Gut zu vollem Eigentume zurück erhielt. Durch besondere Gesetze tat er für die Zukunft der Legung der Bauernhöfe und Zusammenhäufung der Güter in einer Hand Einhalt. Auch trat, die Alkmäoniden ausgenommen, eine allgemeine Amnestie ein. Im folgenden Jahre 594 abermals

zum Archonten berufen und mit besonderer Vollmacht als Gesetzgeber ausgerüstet, begann er seine eigentliche Gesetzgebung nach den Grundsätzen der Timokrazie. Er bildete, indem er den Reinertrag des Grundbesitzes als Massstab politischer Berechtigung annahm, vier Vermögensklassen der freien Bürger.

In der ersten (damals wohl nur aus Eupatriden bestehend), waren diejenigen, welche von ihren Gütern jährlich 500 Medimnen (Scheffel) (1 Med. = 52·53 Liter) Korn, Oel und Wein ernteten (daher ihr Name Fünfhundertscheffler (Pentakosiomedimnen). Sie waren verpflichtet, die Flotte zu rüsten.

In der zweiten von 300—500 Med. war der niedere begüterte Adel, der im Felde den Reiterdienst hatte, die Ritter (Hippeis). In der 3. Klasse befanden sich die Gespannhalter (Zeugiten), die kleinen Grundbesitzer, die zwischen 150 und 300 Med. ernteten und im Heere als Schwerbewaffnete (Hopliten) dienten. Die letzte Klasse bildeten die Lohnarbeiter (Theten), die unter 150 Medimnen Ertrag hatten, oder vom Tagelohn, Handel und Industrie lebten. Zum regelmässigen Kriegsdienst, sowie zur Steuerleistung waren die drei ersten Klassen verpflichtet, die letzte war unbesteuert, leistete keine Kriegsdienste und besass geringere Rechte.

Das Bürgerrecht war bedingt durch die Abstammung aus der rechtmässigen Ehe eines Bürgers mit einer Bürgerin und nur ausnamsweise konnten Söhne eines Bürgers mit einer Nichtbürgerin durch Volksbeschluss das Bürgerrecht erhalten. Zur Verleihung an fremde, die sehr erschwert war, waren in zwei Volksversammlungen mindestens 600 Stimmen erforderlich.

Teilweise oder vollständige Entziehung des Bürgerrechtes konnte wegen Unterlassung der pflichtmässigen Zahlungen an den Staat eintreten, oder wegen unehrenhafter Handlungen.

Aus der ersten Klasse giengen die neun Archonten hervor, die jedoch von allen vier Klassen gewählt wurden. Der erste Eponymos, dann folgte der Basileus, der Polemarchos und sechs Thesmotheten).*) Neben den Archonten bestand der Rat, in welchen die vier

---

*) Der oberste Archon hiess Eponymos, weil nach ihm das Jahr genannt wurde, er leitete die Erbschafts- und Familienangelegenheiten, der zweite Basileus genannt, besorgte die Kultusangelegenheiten, der dritte, Polemarchos, hatte in älterer Zeit die Mitleitung des Kriegswesens im Vereine mit den Strategen (1 aus jeder Phyle), später blos die auf die Metöken und fremden bezüglichen Geschäfte zu ordnen, die anderen 6 Archonten, Thesmotheten genannt, besorgten die übrigen Rechtssachen.

Phylen des Volkes je 100 Männer, über 30 Jahre alt, aus den drei obersten Klassen auf ein Jahr wählten. Er hatte die Administrazion, die Verwaltung der Finanzen, sowie die Vorberatungen der Vorlagen für die Volksversammlung. Abwechselnd waren 100 aus ihm je ein Vierteljahr Richter (Prytanen), an deren Spitze die Thesmotheten standen. Den wichtigsten Bestandteil der Verfassung bildete die Volksversammlung, die viermal im Jahre abgehalten wurde und an der die über 20 Jahre alten Bürger aller Klassen Teil nahmen. Durch sie geschahen die Beamtenwahlen, ihr wurden die Fragen über Krieg und Frieden über neue Gesetze, kurz über die wichtigsten Angelegenheiten des Staatslebens vorgelegt.

Als höchster Appellazionshof war die Heliäa da, bestehend aus 4000 ausgeloosten Bürgern der drei ersten Klassen, vor der auch Rechnungsablegung und Rechtfertigung über die geführte Amtsverwaltung geschehen musste. Diejenigen Archonten, die von hier untadelig befunden waren, bildeten dann auf Lebenszeit Glieder des Areopagos, der höchsten, ihrem Wesen nach konservativen religiös-politischen Autorität des Staates, welche über Kultus, Sitte und Erziehung wachte, in peinlichen Fällen das höchste Blutgericht bildete und ein Veto gegen staatsgefährlich erscheinende Beschlüsse des Rates und der Volksversammlung hatte. Unbeteiligt an dem Rechte der Bürger, aber doch unter dem Schutze der Gesetze, lebten die Schutzverwandten (Metöken), die Handel und gewerbetreibenden fremden, sie durften keinen Grundbesitz erwerben und mussten sich vor Gericht durch einen Vollbürger vertreten lassen. Auch hatten sie eine Gewerbe- und Kriegssteuer zu entrichten und mussten im Kriege sich im Landheere wie zur See verwenden lassen. Verdienste um den Staat jedoch konnten ihnen privatrechtliche Gleichstellung, ja sogar das volle Bürgerrecht verschaffen. Der Zustand der Sklaven, $^4/_5$ der Bevölkerung, war in Attika, wenigstens in späteren Zeiten, nicht so elend wie in anderen Teilen Griechenlands. Doch ist es unbekannt, wie weit Solon dazu beigetragen haben mag. Sie waren entweder Söhne von Sklaven oder gekauft, selten Kriegsgefangene und dienten im Privatbesitz der einzelnen Bürger als Knechte im Haus und auf den Gütern, als Arbeiter in den Fabriken, als Matrosen etc.

So war eine Verfassung hergestellt, in welcher die alten aristokratischen Elemente geschont, die neuen demokratischen aber doch auch schon mit berücksichtiget waren, und an welcher jeder Bürger sein eigenes Interesse fand.

Auch war die Verfassung nicht wie die Lykurgische auf immer abgeschlossen, sondern Neuerungen und Aenderungen waren durch Gesetzesbestimmungen wohl erschwert, aber nicht unmöglich gemacht, und durch das weise Gleichgewicht, das Solon dem Staate zu geben sich bemüht hatte, erwuchs derselbe zur Bildung und Humanität. Ueber öffentliche Sitten, Bestrafung von Blutschuld, über Handel, Verkehr und Luxus hatte seine Gesetzgebung gleichfalls Bestimmungen hinterlassen. Die Erziehung verblieb dem Hause, nicht wie in Sparta dem Staate. Die Knaben besuchten sowohl öffentliche Schulen zur Ausbildung in der Musik, Kenntnis des Homer u. s. w. als auch den Turnplatz (das Gymnasion). Auch war diese edle Ausbildung nicht mehr wie vordem auf den Adel beschränkt, sondern diese Anstalten, zum Teil auf Staatskosten begründet, galten für alle Bürger. Vom 18. Jahre an traten diese als Epheben ins Heer, die Dienste zu verrichten, die ihnen zum Schutze des Vaterlandes aufgetragen wurden, mit dem 20. Jahre wurden sie stimmberechtigt und als Männer von 30 Jahren in die öffentlichen Aemter wählbar. Als Solon den heiligen Krieg glücklich beendet 586, und die letzte Hand an die Gesetzgebung gelegt 583, verliess er Athen freiwillig auf 10 Jahre, innerhalb welcher seine Verfassung sich erproben sollte. Seine Reisen nach Aegypten und Vorderasien hat die Sage verherrlichet durch den Gegensatz zwischen ihm und Krösos.

Peisistratos und die Peisistratiden.

Neben Solon hatte sich Peisistratos, gleichfalls aus Kodros' Geschlecht ausgezeichnet und besonders gegen die Megarenser Ruhm erworben. Als Solon zurückkehrte, fand er seine Verfassung zwar bestehend, Athen aber durch Parteiungen der grossen Familien zerrüttet. Er endete die lange Fehde gegen Megara, indem Sparta's Schiedsrichterspruch Salamis den Athenern zusprach. In seiner Verfassung überwog jedoch die Aristokrazie, deren Häupter die beiden grossen Familien der nun wieder zurückgekehrten Alkmäoniden und Philaiden waren. Die Eifersucht beider benutzte der aufstrebende Peisistratos, indem er sich mit den demokratischen Diakriern verband. Solon hatte erst ihn selbst, dann das Volk vor ihm gewarnt. Gleichwohl verschaffte sich Peisistratos durch List eine Leibwache, besetzte dann die Akropolis und begann seit 560 seine Tyrannis. Solon, der vergebens sich widersetzte, starb auf Kypros in freiwilliger Verbannung, 559. Vor Peisistratos wichen auch die Alkmäoniden und Philaiden aus der Stadt. Die solonische Verfassung liess

Peisistratos bestehen, wirkte aber auf die Wahlen in seinem Sinne. Im Jahre 555 vertrieben, kehrte er nach seiner Aussöhnung mit den Alkmäoniden wieder zurück. Nochmals mit ihnen entzweit und wieder vertrieben, gewann er endlich nach seinem Siege bei Pallene 538 ungestört die Herrschaft. Er führte sie milde, war für grosse Bauten, für Ordnung der Stadt und Landstrassen, Wasserleitungen, wie für Kunst und Wissenschaft (Sammlung der homerischen Gedichte, Anakreon, Simonides an seinem Hofe) tätig; vor allem aber begründete er den Handel und die Seemacht Athens im ägeischen Meere. Als Peisistratos 527 starb, folgte ihm ohne Schwierigkeit sein ältester Sohn Hippias. Auch er, wie sein Bruder Hipparch förderten die Künste und die Poesie und verschönerten den Kultus. Durch einen Bund mit den Aleuaden Thessaliens und dem Könige Makedoniens schirmte sich Hippias gegen Sparta, das auch hier die Aristokrazie begünstigte, doch sicherte er sich auch mit diesem zuletzt durch einen Vertrag. Um seine Zeit wurde auch das dauernde Vertrags- und Freundschaftsbündnis mit Platää, der böotischen Nachbarstadt geschlossen.

Als aber zwei Athener, Harmodios und Aristogeiton, von denen der letztere durch Hippias beleidigt und bedroht war, sich zum Sturz der Peisistratiden verschworen, an dem dazu bestimmten Tage der Panathänäen aber nur den Hipparch tödteten, während Hippias entkam, so ward dieser von der Zeit an mistrauisch und grausam und bewarb sich um die Freundschaft und Unterstützung des Perserkönigs.

Die wachsende Unzufriedenheit benützten die verbannten Alkmäoniden, als deren Haupt Kleisthenes galt, der indessen mit seinen grossen Schätzen den Bau des abgebrannten Tempels von Delphi aufs prächtigste ausgeführt. Das Orakel dadurch gewonnen, trieb, nachdem ein Einfall des Kleisthenes in Attika mislungen, die Spartaner zur Vertreibung des Tyrannen an. Ihr König Kleomenes führte die verbannten nach Athen zurück und Hippias entwich (510) zu den Persern.

Herstellung der athenischen Demokrazie.

Mit der Entfernung des Tyrannen brach der Kampf der Parteien vom neuen los. Gegen den durch Isagoras, den Führer des Adels gemachten Versuch, eine geschlossene Aristokrazie herzustellen, setzte Kleisthenes eine durchgreifende Reform der solonischen Gesetzgebung in demokratischer Richtung durch. Eine neue Einteilung des gesammten attischen Volkes bildete die Grundlage des neuen Baues.

Um nämlich die noch bestehende Macht der Aristokrazie zu brechen, löste er die Geschlechts- und Gemeindeverbände auf, an deren Spitze der Adel des Landes stand. Statt der alten vier Stämme (Phylen), teilte er Attika in zehn neue und jede derselben wieder in zehn Demen (Gaue).

Dem entsprechend vermehrte er den Rat auf 500 Mitglieder die jetzt von allen Bürgern gewählt wurden und verlegte in ihn die eigentliche Oberleitung des Staates; minderte aber das Ansehen der Archonten, indem jetzt diese, wie alle Beamten unter den nach der solonischen Verfassung berechtigten durchs Loos erwählt wurden. Die Volksversammlung wurde jetzt statt viermal im Jahre, zehnmal gehalten; die Heliäa auf 6000 Mitglieder erhöht (500 aus jeder Phyle und 100 Ersatzmänner). Ausserdem wurden viele Theten und Metöken in das allgemeine Bürgerrecht aufgenommen. Endlich sollte der Ostrakismos (ehrenvolle Verbannung zu einflussreicher Männer durch Volksabstimmung) jede Tyrannis unmöglich machen.

Diese demokratischen Bestimmungen waren den Aristokraten ein Dorn im Auge. So erlangte es Isagoras, dass Kleisthenes 509 auf Betrieb der Spartaner, der steten Vertreter jeder Adelsherrschaft, verbannt ward. Als aber König Kleomenes, des Isagoras Freund, der selbst mit einem Heere nach Athen gekommen war, den Rat aufheben und die Regierung 300 Anhängern des Isagoras übergeben wollte, entstand ein Aufruhr, in Folge dessen die Spartaner zum Abzug genötigt wurden.

Aber auch Kleisthenes, der jetzt wieder als Leiter in die Heimat zurückgekehrt, ein persisches Bündnis beantragt hatte, wurde misliebig und gieng, dem Unwillen der Athener weichend, freiwillig ins Exil. Als Kleomenes dann einen grossen Bund zusammenbrachte, in welchem alle Peloponnesier und auch Chalkis und Theben, das letztere erzürnt über den Anschluss Platääs an Athen, waren, so zerrann das drohende Heer durch eigene Zwietracht bei Eleusis; die Athener brachten den Thebanern eine Niederlage bei, eroberten Chalkis und verteilten das gewonnene lelantische Gebiet an 4000 attische Bürger. Obwohl sich die Spartaner jetzt auch noch des vertriebenen Hippias annahmen, obgleich die Flotte der mächtigen Aegineten die Athener bedrohte und selbst vom persischen Satrapen aus Sardes der Befehl zur Wiederaufname des Hippias ergieng, so rettete sich doch das neugeschaffene Gemeinwesen, auf Einfachheit und Bürgertugend gegründet, vor allen diesen Gefahren. Es war Sparta ebenbürtig an die Seite getreten und die Athener haben,

indem sie den jonischen Stammcharakter festhielten, aber die Schwächen und Mängel desselben in der Nacheiferung der anderen Stämme überwanden, das hellenische Wesen am reinsten dargestellt.

III. Periode. Von den Perserkriegen bis zur Schlacht von Chäronea 500-338 v. Ch.

Die Perserkriege.

Als durch die persischen Eroberungen eine Menge der verschiedensten Völker unter dem orientalischen Despotismus in ein Reich verbunden wurde, war unter dem griechischen Volke die politische Freiheit schon durch fest geordnete Staatseinrichtungen begründet und Wohlstand und Bildung im glücklichsten fortschreiten, ohne dass die ursprüngliche Kraft desselben durch Verweichlichung gebrochen war. Die Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen durch Kyros musste indessen bei den Persern den Gedanken anregen auch das Stammland derselben zu gewinnen; denn das persische Reich war seiner Idee nach eine Weltmonarchie. Ohne den Glauben, dass der grosse König der Herr der ganzen Welt sei, wäre es nicht möglich gewesen, so verschiedenartige Völker unter ein Scepter zu zwingen und um dieses Prinzips willen musste jedes Volk, das den Persern irgend bekannt wurde, sofort angehalten werden die oberste Hoheit des grossen Königes anzuerkennen und das Symbol der Unterwürfigkeit, Wasser und Erde zu übergeben. Ja auch ohne das setzte es der König in seinen Titel.*)

Widerstand galt also der Empörung gleich und ward mit Versetzung ins innere des Reichs bestraft. Mislang ein Streich, so musste das ganze Reich seine Kräfte aufbieten, nicht blos der Eroberung, sondern des Prinzipes wegen.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Züge der Perser gegen Griechenland zu betrachten, auf deren Mislingen eine Erschütterung des Perserreiches bis in die Grundfesten seines innersten erfolgte. Aber auch die europäischen Griechen erkannten gar wohl die Gefahr, die ihnen von dem immer weitergreifenden Erobererreiche drohte und mit dem kühnen Beistande, den Athen seinen Stammgenossen in Kleinasien bei ihrem Aufstande gegen die Perser leistet, mit der Verbrennung von Sardes tritt Griechenland in die Weltgeschichte ein. Es gehört mit zu den Beweisen des erwachten Selbstgefühls der Athener, dass sie den Beistand leisteten, den Sparta verweigert hatte.

---

*) Im Titel des Dareios auf der Inschrift von Bisitun steht auch Sparta.

Der Aufstand der Jonier.

Mitten unter den grossen Erfolgen, welche die Taten des Dareios begleiteten, entwickelten sich in den westlichen Gegenden seines Reiches die unscheinbaren Vorspiele, welche zunächst zum Bruche mit dem Volke der Hellenen und zu langwierigen Kämpfen mit diesen und durch die Niederlagen in denselben zur inneren Erschütterung des persischen Reiches führten.

Die griechischen Koloniestädte in Kleinasien waren zeitig der lydischen Herrschaft erlegen und mussten nach Krösos Untergang der viel drückenderen des Perserkönigs sich unterwerfen, wenn sie es nicht vorzogen wie die Phokäer durch Auswanderung diesem Geschicke zu entgehen. Aber die geistvolle Beweglichkeit des Volkscharakters, die vielfachen Sonderinteressen, die Liebe zur persönlichen Freiheit riefen daselbst unaufhörliche Parteiungen hervor, welche die Leitung dieser Städte zu einer äusserst schwierigen machten.

Der Grosskönig suchte daher vorzugsweise in der Einsetzung eingeborner Tyrannen das Mittel zur Aufrechthaltung seiner Herrschaft, da diese dann in ihrem eigenen Interesse dieselbe zu stützen suchen mussten, was durch das verhalten des Tyrannen von Milet Histiäos gegenüber dem Rate des Miltiades bei dem Zuge des Dareios gegen die Skythen deutlich an das Licht trat.

Ihm dankte der Grosskönig den Rückzug über die Donau und seine Rettung. Er hatte ihm dafür grosse Bezirke in Thrakien am Strymon und am See Prasias geschenkt, wo Histiäos die Stadt Myrkinos gründete und durch Ausbeutung des erzreichen Pangäos immer reicher und mächtiger wurde. Eifersüchtig darüber rief ihn Dareios unter dem Vorwande besonderer Ehre als seinen Tischgenossen nach Susa.

Histiäos aber unwillig über die tatsächlich vorhandene Gefangenschaft forderte seinen Schwiegersohn Aristagoras, der als Tyrann von Milet an seine Stelle getreten war, auf, die Jonier zum Abfalle zu bewegen. Dieser hatte eben mit dem Perserfeldherrn Megabates einen verunglückten Zug gegen Naxos unternommen und fürchtete die Strafe des Dareios. Er befolgte deshalb die Aufforderuug und auf seine Anreizung erhoben sich (um 500) sämmtliche jonische Städte und ein Teil der äolischen und verjagten ihre Tyrannen.

Aristagoras aber, der wohl wusste, dass er sich auf die verweichlichten kleinasiatischen Griechen nicht ganz verlassen könne, suchte Hülfe im Mutterlande.

In Sparta ward er von Kleomenes abgewiesen. Aber Athen und Eretria leisteten Hülfe. Mit ihrer Unterstützung zog er gegen Sardes, er eroberte und verbrannte die Stadt, zog sich aber dadurch die Feindschaft der Lydier zu und musste als die persischen Verstärkungen heranzogen den Rückzug antreten, auf welchem er bei Ephesos eine vollständige Niederlage erlitt (499), welche die Rückkehr der verbündeten zur Folge hatte.

Obwohl der Aufstand auch über fast ganz Karien, Kypern und die Städte am Hellespont sich ausbreitete, so eroberten doch die Perser nach und nach die Städte des Festlandes wieder. Aristagoras, der nach Thrakien geflohen war um dort die Pläne seines Schwiegervaters wieder aufzunehmen, fiel ruhmlos im Kampfe gegen die Barbaren. Histiäos vom Könige gegen die aufständischen geschickt, kam mit der Absicht die Perser zu verraten, ward aber entlarvt und fand später als Freibeuter seinen Tod. Mit der Niederlage der Jonier zur See bei Lade 497 und der Eroberung Milets 495 fand der Aufstand sein Ende. Nun fielen auch die Inseln und die übrigen Städte den Persern wieder zu. Vom Chersones rettete sich Miltiades mit 5 Dreiruderern nach Athen. Das schöne Geistesleben aber und die Blüte Joniens war jetzt für immer gebrochen, mit der Freiheit war sein geschichtliches Leben zu Ende.

Aus den verwüsteten Landschaften bildeten die Perser 2 Satrapien und legten den Griechenstädten Tributzahlungen nach Susa auf.

Der erste Perserkrieg.

Seit dem Zuge gegen die Skythen waren die Blicke des Grosskönigs von Susa auf die griechische Welt im Westen gerichtet. Im Norden hatten die persischen Heere schon zweimal empfindliche Niederlagen erlitten, im Osten bildete der Himalaya und der Indus bis zu dessen westlichem Ufer Dareios — nach Rückkehr der Expedizion des Skylax die Grenzen des Reiches ausdehnte — eine natürliche Grenze deren Ueberschreitung nicht ratsam schien. Auch im Süden, waren für Eroberungen weder ein so günstiger Boden noch so lockende Verhältnisse als im griechischen Westen, mit seinen kleinen Staaten, mit seinen Reichtümern und seiner Bildung.

Die geistige Ueberlegenheit der Griechen, die Dareios ja bei so manchen Gelegenheiten kennen und bewundern gelernt (Skylax Reisebericht, die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Demokodes) musste für ihn ein um so mächtigerer Sporn sein gerade dieses Volk zu seinen Untertanen zu zählen.

Seit dem Untergange Joniens war das Perserreich der Grenznachbar von Hellas geworden; und Dareios war nicht gesonnen, seinen Eroberungszug mit dem ägäischen Meere abzuschliessen, jetzt wo ihm die Athener selbst Veranlassung zur Rache gegeben, wo die an seinem Hofe weilenden griechischen Flüchtlinge (Hippias, Demaratos) ihn aufstachelten, und auch die Zwietracht unter den Hellenen selbst, ihre Bezwingung leicht möglich zu machen schien.

Im Frühjahre 493 kam Mardonios, des Königs Schwiegersohn, mit einem Heere auf dem nördlichen Wege über den Hellespont, unterjochte die Städte Thrakiens und erschien an der Grenze Makedoniens dessen. König Alexander sich gleichfalls unterwarf.

Allein thrakische Gebirgsstämme überfielen das Heer und brachten ihm grosse Verluste bei, und die Flotte scheiterte am Athos; daher gieng Mardonios doch erst, nachdem er die neuen Erwerbungen durch Besatzungen gesichert und so zum Stützpunkt für die weiteren Eroberungen im Westen gemacht, nach Asien zurück. Immer enger umschloss so die persische Weltmacht, die noch immer sorglosen Hellenen, die mit ihren eigenen geringfügigen Fehden beschäftiget, die von Osten heranziehende Gefahr, welche die ganze Nazion rettungslos der Knechtschaft zu überliefern drohte, nicht achteten. Als im Jahre 491 Herolde nach den Inseln und dem hellenischen Festlande kamen, um Erde und Wasser, die Zeichen der Ergebung zu fordern, leisteten nicht blos die Kykladen (Naxos ausgenommen) die verlangte Huldigung, selbst das stolze Aegina und andere Staaten gehorchten, nur Sparta und Athen verweigerten die Unterwerfung und tödteten die Botschafter. Damit hatten sie die Brücke hinter sich abgeworfen; es war die Losung, zum Kampf auf Leben und Tod.

Ein furchtbarer Kriegssturm brach im Jahre 490 von Osten her gegen Griechenland los. 100,000 Mann zu Fuss und 10,000 Reiter segelten von Kilikien aus auf einer Flotte von 600 Kriegs- und vielen Transportschiffen unter Datis und Artaphernes über das ägäische Meer den Kykladen zu, um Euböa und Attika dem persischen Weltreiche beizufügen.

Naxos wurde ohne Widerstand, Eretria nach wiederholten Stürmen durch Verrat genommen, verbrannt und die Einwohner in Ketten nach Susa geschickt, wo sie später am Tigris angesiedelt wurden. Darauf landete das persische Heer in Attika und lagerte sich auf Hippias Rat, der den Führer machte, in der marathonischen Ebene, dem geeignetsten Terrain für die Reiterei. Die Athener

beschlossen nach einigen Schwanken den Kampf in offener Feldschlacht aufzunehmen und sandten eiligst nach Sparta um Hülfe, die zwar zugesagt wurde, jedoch nach altem Brauch nicht vor Beginn des Vollmondes (somit nach 10 Tagen erst) ausziehen sollte.

Da rückten die Athener, ohne der zögernden Spartaner erbetenen Zuzug abzuwarten, dem eigenen Mut vertrauend und wohl erkennend, dass der sicherste Weg zur Rettung nur in einem raschen Angriff bestehe (10,000 Mann stark unter 10 Feldherren, von 1000 Platäern unterstützt) den Feinden entgegen. Unter des Miltiades Leitung, der Natur, Art und Kriegesweise der Perser genau kannte, schlugen sie im glorreichen Kampfe die zehnfache Uebermacht der Feinde. Nachdem auch die Absicht der auf die Schiffe zurückgetriebenen Perser, Athen von der Seeseite zu überraschen, durch schleunigen Rückmarsch der Athener nach der Stadt, vereitelt worden, kehrte die persische Flotte nach Kleinasien zurück. Hippias starb auf der Heimfahrt. Der Tag von Marathon aber war der herrlichste für Athen, das hier allein die Uebermacht der Barbaren besiegt. „Das Vaterland ehrte die Götter, die den Sieg geschenkt, die Kämpfer, die ihn errungen, und den Miltiades besonders, der zu ihm geleitet.“ Auch Pindar pries Athen die „glänzende, sangeswürdige Stadt“. Mit Recht auch blieb der Sieg bei Marathon ein so hochgefeierter, denn er hatte den Schrecken des persischen Namens zerstört und Athen zum Bewusstsein seiner Stärke und seines Berufes erweckt.

Unverzüglich dachten nunmehr die Athener an die Züchtigung der zu den Persern abgefallenen Inseln, und beschlossen, besonders auf Miltiades Antrag, einen Seezug wider dieselben. Miltiades wandte sich gegen die reichste und mächtigte, gegen Paros. Allein die Unternehmung mislang und Miltiades ward wegen übereilten Rückzugs und „Täuschung des Volkes“ von seinem Gegner Xantippos angeklagt und zu einer ansehnlichen Geldbusse verurtheilt. Ehe sie zusammengebracht, starb er im Gefängnisse an seinen im Kriege erhaltenen Wunden. Sein Sohn Kimon bezahlte die Geldstrafe und liess den Vater mit allen Ehren begraben.

Noch immer aber setzte sich die kleinliche Feindschaft der griechischen Staaten unter einander fort, und namentlich war dies zwischen Aegina und Athen der Fall. Die Leitung Athens hatte nach des Miltiades Tode der den Alkmäoniden verwandte Xantippos und ausser ihm Aristeides, ein nicht durch Adel und Reichtum, sondern durch Tüchtigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit hervorragender Mann. Beide hielten treu an der Verfassung des Klei-

sthenes, die das Schwergewicht des Staates in die 3. Klasse, die grundbesitzenden Bürger und Bauern legte. Neben ihnen trachtete aber nach immer grösserer Bedeutung Themistokles, der Sohn eines reichen Bürgers aber einer ausländischen Mutter, ein Mann, der ebenso talentvoll wie leidenschaftlich und ehrgeizig war. „Des Miltiades Trophäen liessen ihn nicht schlafen.“ Er war bestrebt, den 4. Stand, die Theten, denen bisher der Kriegsdienst (ausser zur Verteidigung der Mauern) nicht zustand, zum Dienst auf der Flotte heranzuziehen, und auf diese überhaupt die Streitmacht des Staates zu gründen. Das so das bewegliche Vermögen gegenüber dem festen Grundbesitz zur Basis des Staates gemacht werde, bekämpfte Aristeides, Themistokles hingegen nahm zum Vorwande den noch immer dauernden Krieg mit dem Seestaate Aegina und wies auf die noch immer bestehende Persergefahr hin. So setzte er es wirklich durch, dass 200 Trieren (Kriegsschiffe) erbaut wurden, und um wenigstens einen Teil der Kosten zu beschaffen, entsagten die Bürger ihren Einkünften aus den Silbergruben Laurions. Die Ausrüstung der Flotte wurde nun den reicheren Bürgern (den Trierarchen) ohne Unterschied der Klassen übertragen; der Staat stellte nur die leeren Schiffe; die alten Naukrarien (Schiffsbezirke) wurden aufgehoben. Zu dieser Einrichtung gesellte sich dann der Ausbau und die grossartige Befestigung des Peiräeus statt des alten Hafen Phaleron. So entstand nicht nur eine schöne Flotte, durch welche Athen die Seeherrschaft gewinnen musste, sondern es trat das beweglichere Element der Bevölkerung mehr und mehr gleichberechtigt neben das konservativere des grossen wie kleinen Grundbesitzes. Es begann also erst mit Themistokles die vollständige Demokratisierung des Staates. Thukydides sagt: „Themistokles war der erste, der den kühnen Gedanken aufstellte, die Athener müssten sich der Meeresherrschaft bemächtigen und ihnen dadurch die Vorsteherschaft erringen half.“ Aristeides der dieser Umwandlung widerstrebt hatte, war (484) durch den Ostrakismos aus Athen verbannt worden.

Der zweite Perserkrieg.

Dareios war 485 gestorben. Ihm folgte sein Sohn Xerxes den ihm Atossa (des Kyros Tochter) geboren (485—465). Diesen hinderte nur ein bereits unter Dareios ausgebrochener Aufstand der Aegypter, dass er die vom Vater begonnenen Rüstungen gegen Hellas fortsetzte. Nach Bewältigung jedoch des Aufstandes 484 nahm er sie im grossartigsten Massstabe wieder auf. Die Seevölker (aus Jonien,

Karien, Kypros, Phönikien, Aegypten) mussten ihm Schiffe, die Landvölker seines unermesslichen Reiches Truppen stellen. Die Halbinsel Athos liess er durchstechen, über den Hellespont 2 Brücken schlagen und ungeheure Vorräte aufhäufen. Schon im Herbst 481 war er über Kappadokien nach Sardes gekommen und brach von da im Frühling 480 nach Pergamon auf. Bei Abydos musterte er Heer und Flotte, und dann begann 7 Tage und 7 Nächte ununterbrochen dauernd der Uebergang über den Hellespont.

Die Zählung bei Doriskos am Hebros ergab nach Herodot 1.700,000 Mann, (vielleicht übertrieben) aber auch nach Abzug des Trosses blieben doch gewiss 800,000 Mann, 80,000 Reiter und eine Flotte von 1200 Schiffen. Angesichts dieser ungeheuren persischen Rüstungen traten nur Sparta mit seinen peloponnesischen Bundesgenossen und Athen, auf des Themistokles klugen Rat Spartas Recht auf den Oberbefehl anerkennend, zu einer Symmachie zusammen. Obwohl es auf der Hand lag, dass der Krieg nur ein Nazionalkrieg sein konnte, und ein einiges zusammenhalten aller Hellenen geboten war, so schloss sich doch Argos aus Groll gegen Sparta, Theben aus verräterischer Gesinnung und Hass gegen Athen, von jeder Mitwirkung aus. Auch Thessalien wankte und weder Kreta noch Kerkyra, auch nicht die Hellenen in Sicilien, die um Beistand aufgerufen waren, sandten Hilfe. Selbst das delphische Orakel entmutigte, statt Hoffnung zu geben. Nur Thespiä und Platää hielten Treue. Dennoch verzagten die Griechen nicht und auf des Themistokles Antrag wurde in der Versammlung am Isthmos der Beschluss gefasst, jede Fehde und Feindschaft unter den Hellenen einzustellen, damit alle Kräfte sich gegen die Barbaren richten könnten, ein Beschluss der dem Krieg zwischen Athen und Aegina vorläufig ein Ende machte. Da aber auch die Thessaler zu den Persern abgefallen waren, gaben sie den Plan auf, das Tal Tempe zu verteidigen, welches sie mit 10,000 Hopliten besetzt gehabt hatten; ja die Peloponnesier wollten überhaupt nur den Isthmos halten. Auf den Einwand der Mittelgriechen ward jedoch nach dem Thermopylenpasse eine wenngleich zu geringe Streitmacht, 300 Spartaner und 7000 andere Griechen, unter dem Könige Leonidas gesandt. Gleichzeitig gieng die griechische Flotte, über 300 Segel, darunter mehr als 180 athenische, unter Themistokles und dem Spartaner Eurybiades, welchem ersterer, klug und berechnend, den Oberbefehl auch zur See überlassen, an das Vorgebirge Artemision, das an der Nordspitze Euböas mit den Thermopylen in gleicher Höhe lag.

Xerxes war inzwischen durch Makedonien, dessen König Alexander den Wegweiser machte auf einer von ihm angelegten Strasse über die kambunischen Berge in Thessalien eingedrungen, das sich unterwarf; dann zog er um das Othrysgebirge in das Tal des Spercheios. Die Perserflotte, vor der die griechischen Schiffe in den Euripos zurückgiengen, folgte, wurde aber durch Stürme arg zugerichtet. Da giengen die Hellenen wieder nach Artemision vor und hier wurde jetzt mit unentschiedenen Glücke 3 Tage hintereinander gekämpft. Zu gleicher Zeit kämpfte man auch bei dem Thermopylenpasse, wo Xerxes, nachdem bis hierher sein Landherr keinen Feind gefunden, den ersten Widerstand traf. Vergebens stürmten die Perser 2 Tage hindurch den Eingang. Als am 3. Leonidas die Nachricht erhielt, dass persische Truppen in seinem Rücken den Berg herabstiegen (der Verräter Ephialtes hatte sie einen Fusssteig über das Gebirge geführt), entliess er, um nicht alle Krieger in das sichere Verderben zu ziehen, die Bundesgenossen (ausser den als Geissel mitgenommenen 400 Thebanern), die nun in Eilmärschen sich nach Süden retteten. Er selbst, seine Aufgabe wohl begreifend, fiel tapfer kämpfend mit seiner dem Tode geweihten Heldenschaar (300 Spartanern und 700 freiwillig bei ihm ausharrenden Thespiern), dem Gesetze Lakedämons gehorchend. Auf die Nachricht von dem Falle Thermopyläs gieng auch die griechische Flotte wieder zurück, während die Heerhaufen des Xerxes sich durch das aufgegebene Mittelgriechenland ergossen. Lokrer, Dorier, Böoter (nur Thespiä und Platää wurden zerstört) unterwarfen sich. Xerxes aber, nachdem er eine Heeresabteilung gegen die Phokier und das delphische Heiligtum abgesandt, (welche jedoch in den Felsentälern des Parnassos während eines Gewittersturmes zurückgeschlagen wurde,) war mit der Hauptmacht nach Attika gegen Athen vorgedrungen, während seine Flotte gleichfalls der griechischen folgte. Er fand den Weg unbesetzt und die Stadt verlassen. Auf des Themistokles Antrieb nämlich hatten die Athener Weiber, Kinder, Greise und bewegliche Habe nach Salamis, Trözen und Aegina geflüchtet, die Waffenfähigen selbst aber die Flotte bestiegen, um so hinter der hölzernen Mauer (wie der Orakelspruch lautete) ihr Heil zu suchen. Xerxes besetzte und verbrannte nun die leere Stadt sammt ihren Heiligtümern.

Als die Nachricht davon die am Strande Aeginas liegende griechische Flotte erreichte, erfasste die meisten panischer Schrecken und nur mit Mühe gelang es dem Themistokles, den Eurybiades

und die Peloponnesier, die sich unter den Schutz des Landheeres am Isthmos surückziehen wollten, zum bleiben zu bewegen. Dennoch wären jene, als die persische Flotte heranrückte, dahin abgezogen, wenn nicht wieder Themistokles durch einen vertrauten Boten den Grosskönig eingeladen hätte, den Angriff zu beschleunigen, ehe ihm die Hellenen entrönnen. Xerxes, um den Kampf mit einem Schlage zu enden, traf sofort Anstalten, die griechische Flotte einzuschliessen; und der von Aegina aus der Verbannung zurückkehrende Aristeides brachte noch in der Nacht die Nachricht, dass die Griechen eingeschlossen, somit eine Schlacht unvermeidbar sei.

Am 19. Sept. 480 nun fand die Seeschlacht bei Salamis statt. Die günstigen Naturverhältnisse, die grössere Behendigkeit der griechischen Schiffe in dem engen Fahrwasser, wo den Persern ihre eigene Menge zum Hindernis des Sieges ward. die geschickte Leitung und vor allem die höhere Begeisterung der Griechen errangen den vollständigsten Sieg gegen vierfache Uebermacht. Xerxes fürchtend, dass die Griechen nun Herren zur See, die Brücken am Hellespont zerstören, Jonien zum Abfall bringen und ihm den Rückweg abschneiden möchten, gieng nach Asien zurück, liess aber seinen Schwager Mardonios mit 250,000 der besten Streiter in Hellas stehen. Dieser nahm seine Winterquartiere im Spercheiostale. Von dem Heer, das Xerxes mit heim führte, kam die Mehrzahl in Thessalien, Makedonien und Thrakien durch Hunger und Krankheiten und den früheintretenden Winter um. Nachdem Mardonios den Athenern durch Alexander von Makedonien vergebens einen Separatfrieden und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit angeboten hatte, rückte er durch persische und griechische Hülfsvölker verstärkt in Attika ein.

Zum zweiten male von den Spartanern treulos im Stiche gelassen, retteten die Athener sich wieder nach Salamis, und ihre Stadt, wo sie kaum angefangen, die niedergebrannten Tempel und Häuser aufzubauen, wurde neuerdings von den Barbaren verheert. Nach langem zaudern rückte endlich das peloponnische Heer unter Führung des Spartanerkönigs Pausanias über den Isthmos; ihm schlossen sich 8000 athenische Hopliten unter Aristeides an. Mardonios, der inzwischen in das befreundete Böotien sich zurückgezogen, hatte eine vorteilhaftere Stellung am Asopos eingenommen. Dort kam es, nach langer Unschlüssigkeit beiderseits, und besonders des Pausanias, endlich bei Platää 479 zu einer gewaltigen Schlacht, in der die griechischen „Eidgenossen" glänzend siegten. Mardonios fiel und

das persische Heer wurde völlig aufgelöst. Unermessliche Beute geriet nach Erstürmung des feindlichen Lagers in die Hände der Griechen. Auch Theben musste nach kurzer Belagerung der hellenischen Streitmacht sich ergeben und die Häupter der persischen Partei ausliefern. Am selben Tage, wo bei Platää das persische Landheer erlag, wurde auch der Rest der stolzen Armada, die Xerxes im Vorjahre gegen Hellas geführt, bei dem Vorgebirge Mykale vernichtet. Dieselbe dort unter dem Schutze eines Landheeres im verschanzten Lager am Strande liegend, wurde von dem Spartanerkönig Leotichides und dem Athener Xantippos angegriffen, verbrannt und sammt dem Landheere vernichtet.

War in Folge des Sieges bei Platää das ganze griechische Festland von den Persern befreit worden, so entzogen sich in Folge des Sieges bei Mykale die Jonier derselben und traten in die hellenische Bundesgenossenschaft ein; denn der Plan Spartas, die zu den Persern abgefallenen Griechen aus dem Mutterlande zu vertreiben und in ihren Sitzen die kleinasiatischen anzusiedeln, scheiterte an dem Widerspruche der Athener.

Folgen der Perserkriege.

Gross und von weitgehender Bedeutung waren die Folgen der Perserkriege. Das griechische Selbst- und Nazionalgefühl ward mächtig gehoben, die Vaterlandsliebe geweckt und gestärkt, die Liebe zur Freiheit bis zur Unvertilgbarkeit befestigt. Die Griechen traten in die Weltgeschichte ein. Europa hatte Asien, der Geist die Massen überwältiget und ein höheres Prinzip trat an die Stelle des abgelebten.

Die durch den Sieg über die ungeheuerste Uebermacht zum stolzen und frohen Bewusstsein angeregte Kraft, suchte sich bald auf allen Gebieten des Lebens Betätigung und so machte sich in folge dessen jenes streben geltend, welches in Kunst und Literatur die schönsten Blüten trieb und recht eigentlich erst die griechische Kultur schuf. Athen, welches das meiste geleistet, welches durch seine Verfassung zu freier Entwicklung aller Kräfte befähigte und rasch durch Seemacht und Handel zum Reichtum gelangt war, schritt jetzt unaufhaltsam vorwärts, der erste Staat Griechenlands zu werden, Sparta dagegen unfähig, des nazionalen Aufschwungs sich leitend zu bemeistern, sah sich deshalb auf Behauptung seiner Hegemonie im Peloponnes und die Abwehr von Uebergriffen angewiesen und erst zuletzt durch seine Bundesgenossen zum Entschei-

dungskampf getrieben, wo es zwar als unbestrittener Sieger und Inhaber der Hegemonie hervorgieng, aber die Blüte und den Wolstand Griechenlands vernichtete.

Beginnende Hegemonie Athens.

Vor dem grossen Nazionalkampf waren die kleinlichen Stamm- und Grenzfehden zurückgetreten, Neid und Eifersucht verstummt, der Parteigeist verschwunden. Das Schlachtfeld von Platää wurde als panhellenisches Heiligtum angesehen, das Denkmal in Delphi trug die Namen aller griechischen Staaten, die an dem Kampfe Anteil genommen hatten. Willig hatten sich die Athener der spartanischen Führung untergeordnet und um der grossen nazionalen Sache willen eine wunderbare Selbstbeherrschung gezeigt.

Hätten die leitenden Staatsmänner Sparta's es verstanden, statt einer engherziger peloponnesischen eine wahrhaft grosshellenische Politik zu verfolgen, so hätte es ihnen vielleicht gelingen können, ihre Autorität über das gesammte Hellas aufrecht zu erhalten.

Gleich nach der Schlacht bei Platää nämlich war der allgemeine Hellenenbund dahin erneuert worden, dass die verbündeten Staaten jährlich Gesandte zur Beratung gemeinhellenischer Angelegenheiten nach Platää senden und zur weiteren Fortsetzung des Krieges unter Sparta's Oberanführung ein bestimmtes Kontingent an Mannschaft und Schiffen stellen, sowie endlich, dass in derselben Stadt Zeus dem Befreier alle fünf Jahre ein panhellenisches Dankfest gefeiert werden sollte.

Der weitere Operazionsplan der Griechen gegen die Perser verfolgte zunächst den Zweck durch Besetzung der die Land- und Wasserstrassen beherrschenden Punkte die Heimat gegen fernere Angriffe aus dem Orient auf die Dauer zu sichern.

Daher wurden nicht nur Sestos am Hellespont und Byzanz am Bosporos, welches letztere zugleich, als Schlüssel zum schwarzen Meere, für den Handel von Bedeutung war, besetzt, sondern auch die Insel Kypern, welche teils durch ihr Schiffsbauholz, teils als Stützpunkt Kleinasiens für die von Phönizien oder von Aegypten aus drohenden Angriffe zur See von grösster Wichtigkeit war, erobert. Gemeinsam hatten die Spartaner unter Pausanias, die Athener unter Aristeides und Kimon erst Kypros, dann (476) Byzanz genommen.

Aber ersterer machte sich bald durch sein hochfahrendes Wesen durch seine mehr und mehr hervortretende Verräterei bei den Städten und Inseln der östlichen Griechen so verhasst, dass diese ohnehin

meist Jonier, sich lieber den Athenern anschlossen. Als die Spartaner in wieder aufwachender Eifersucht die Athener abhalten wollten, die neu erstandene Stadt durch Befestigungsmauern gegen neue Invasion dauernd zu sichern, ward dieser versteckte Widerspruch Sparta's gegen den Mauerbau („weil er dem Feind einen festen Punkt in Griechenland geben könnte") durch des Themistokles meisterhafte Politik und die Energie der athenischen Bevölkerung zu nichte gemacht. Ja auf seinen Rat wurde jetzt auch die Hafenstadt des Peiräeus befestiget, damit den Athenern die Quelle und Sicherheit ihrer Macht nie abgeschnitten werden könne.

Das Seewesen Athens entfaltete sich durch Vermehrung der Flotte noch mächtiger und Themistokles erleichterte die Niederlassungen fremder Techniker und Industrieller und zog auch die Schutzbefohlenen (die Metöken) zu Rechten und Pflichten mit heran. Während so Themistokles die Grundlagen zu Athens äusserer Machtstellung beschaffte, ward durch Aristeides die Verfassung weiter gebildet. Als „Lohn" für bewährte Tapferkeit, denn es hatten ja doch alle Bürger in dem Kampf um die Existenz des Staates die grösste Opferfreudigkeit und Tatkraft bewiesen, beantragte Aristeides jetzt die Gleichstellung aller vier solonischen Klassen hinsichtlich ihrer politischen Rechte. Dadurch wurde auch jener Klasse von Staatsbürgern, die teils der Flotte die kräftigsten Arme zuführte, teils durch Handel und Gelderwerb eine Stellung und ein oft grosses, aber nur bewegliches Vermögen sich errungen, der Zutritt zu allen Staatsämtern gewährt und zwar auf Antrag des Mannes, der den Beinamen des Gerechten führte und somit gewiss diesen Akt als einen gerechten und politisch notwendigen erkannte.

Athen begann Weltstadt zu werden und dieser Aufschwung, sowie die angriffsweise Fortsetzung des Krieges gegen die Perser, brachte jetzt auch die Hegemonie über die kriegführenden Staaten an Athen, während Sparta in den Hintergrund tritt.

Der delische Bund.

Pausanias wurde inzwischen von den Ephoren, um sich zu rechtfertigen nach Sparta abberufen, allein auch dem an seine Stelle gesandten Dorkis verweigerten die Bundesgenossen die Unterordnung unter seinen Oberbefehl. Sie hatten nämlich im Vertrauen auf den Schutz, welchen ihnen allein das maritime Uebergewicht Athens gewähren konnte, und durch das humane Betragen dei attischen Führer, des redlichen Aristeides und des ritterlichen Kimon gewonnen, bereits

die Erklärung abgegeben, sich unter Athens Führerschaft zu einem Bündnis mit dem Zweck, gemeinsamen Kampfes gegen die Perser vereinigen zu wollen. Unter diesen Verhältnissen zogen sich die Spartaner mit den Peloponnesiern von der ferneren Teilname am Perserkriege zurück, weil sie durch Beispiele belehrt, sowohl den nachteiligen Einfluss auswärtiger Unternehmungen auf ihre Bürger fürchteten, als auch das zurückziehen vom Seegebiet ihnen für ihre Machtstellung keine Besorgnis erweckte und sie nicht die Mittel besassen, die Bundesgenossen Athens zur Anerkennung ihrer Hegemonie zu zwingen (474).

Es traten nun an die Stelle des ungeteilten einheitlichen Oberbefehles und des panhellenischen nur noch nominell bestehenden Bundes zwei mächtige Konföderazionen, die einstweilen noch im verträglichen Verhältnisse zu einander standen, und die auch in Zukunft friedlich und sich wechselweise ergänzend hätten bestehen mögen, hätte jede sich auf das ihr zu Grunde liegende Element beschränkt, Sparta auf die Leitung der peloponnesischen Symmachie, Athen auf die Hegemonie, über jene Seestaaten, die seiner Konföderazion sich angeschlossen hatten.

Bald darauf wurde Pausanias seines verräterischen Einverständnisses mit den Persern überführt und starb den Hungertod im ehernen Hause der Athena zu Sparta (467). In seinen Fall suchten die Spartaner auch den ihnen so verhassten Themistokles zu ziehen.

Dieser einst von ihnen selbst in ihrer Vaterstadt und von allen Griechen zu Olympia als Sieger von Salamis hochgeehrt, wollte in hastiger Gewaltsamkeit für das rasche fortschreiten Athens wirken. Da er aber durch seine Habsucht und seinen ungemessenen Ehrgeiz seinen Mitbürgern verdächtig geworden, so gelang es der Aristokratenpartei in Athen, an deren Spitze Kimon stand, ihn wegen seines ausserordentlichen Ansehens als der Verfassung gefährlich darzustellen. Durch den Ostrakismos (unter geheimer Mitwirkung der Spartaner) verbannt, lebte er in Argos (471). Da beschuldigten ihn die Spartaner der Verräterei und des Einverständnisses mit Pausanias und begehrten, an der Spitze der Gesammtgriechen über ihn zu richten. Weil er sich nicht stellte, ward er verurteilt und Athen und Sparta wirkten zusammen, ihn zu ergreifen. Er floh deshalb zuerst nach Kerkyra, dann zu dem Könige der Molosser, endlich zu den Persern (465). In Susa wusste er den Grosskönig Artaxerxes I., den Nachfolger des Xerxes so für sich zu gewinnen, dass dieser ihm verschiedene Städte in Kleinasien (Magnesia, Myos, Lampsakos gerade in den Grenzlandschaften der Hellenen gelegen),

zum Lebensunterhalte anwies. Als er später, schon bejahrt, gegen sein Vaterland Dienste leisten sollte, soll er sich selbst getödtet haben; nach Thukydides starb er eines natürlichen Todes. Aristeides hatte indessen den delischen Bund begründet. Als politischen und religiösen Mittelpunkt dieser Symmachie wählte man den Tempel des Apollon zu Delos, der heiligen Insel des jonischen Stammes, wo der Bundesrat sich jährlich versammeln sollte und in dessen Heiligtum der Bundesschatz (600 Talente anfangs) niedergelegt wurde. In dieser Behörde führte Athen als permanenter Vorort den Vorsitz, hatte als solcher die Exekutivgewalt für die gefassten Beschlüsse und den Oberbefehl zu Wasser und zu Land.

Der Bundesrat besass das Recht über Krieg und Frieden und die Auflage ausserordentlicher Steuern. Die Zahl der Schiffe, die Beiträge an Geld nach Massgabe der Grösse und Einkünfte der einzelnen Staaten festzusetzen, übernahm Aristeides, der das Vertrauen der Bundesgenossen genoss und mit Glück dieser Aufgabe sich entledigt zu haben scheint. Bald darauf (468) starb Aristeides in grösster Armut, von seinen Mitbürgern noch im Tode hochgeehrt. Der Staat trug die Kosten der Beerdigung und sorgte für die Ausstattung seiner Töchter.

Die Zeit des Kimon.

Nach Aristeides Tode tritt an der Spitze des attischen Gemeinwesens besonders Kimon des Miltiades Sohn hervor. Er hatte mit den Streitkräften des delischen Bundes Eion an der Strymonmündung den Persern entrissen, den letzten Punkt, den diese noch diesseits des Meeres gehalten hatten und von der seeräuberischen Insel Skyros die Gebeine des Theseus nach Attika heimgebracht. Freigebig und gastlich, volksfreundlich, obwohl der aristokratischen Partei angehörig, war sein streben Besänftigung der Parteien, Freundschaft zwischen den zwei Grossmächten Griechenlands und gemeinsamer Kampf gegen die Barbaren. Letztere schlug er in der glänzenden Doppelschlacht am Eurymedon in Pamphilien 466.

Jetzt aber fing Athen an, den Bundesgenossen gegenüber Befugnisse und Rechte geltend zu machen, die es wesentlich dadurch erlangt hatte, dass diese ihre Mittel und Kräfte dem führenden Staate zur Verfügung gestellt hatten. Den kleineren Staaten nämlich, war die Lieferung von Schiffen und Mannschaft zur Last gefallen und auf Kimons Rat kauften sie sich gerne durch eine höhere Geldabgabe von dieser Verpflichtung los, wogegen dann Athen die

Schiffs- und Mannschaftskontingente selbst besorgte. Allmälig folgten alle Bundesstaaten ausser Samos, Lesbos und Chios diesem Beispiele. So hatte man denn dem Vororte die Mittel geliefert, nicht blos Persien zu bekämpfen, sondern die Bundesgenossen selbst in ein Abhängigkeitsverhältnis zu bringen.

Den Athenern war jetzt willkommene Gelegenheit gegeben, ihre Flotte noch mehr zu vergrössern und durch den Besitz der überlegenen Seemacht die Inseln des ägäischen Meeres und die kleineren Seestaaten unter ihre Herrschaft zu bringen. In kurzer Zeit erscheinen denn auch alle diese kleinen Freistaaten nur noch als Material für die Sonderzwecke Athens, dem sie dienen und an das sie steuern mussten. Als aber die Mitglieder des delischen Bundes, erbittert über den Ehrgeiz der Athener und die ihnen aufgelegten Lasten, abzufallen trachteten, wurde von Athens Seite zu den härtesten Zwangsmassregeln gegriffen. So ward das abgefallene Naxos nach seiner Wiederunterwerfung durch Ansiedlung einer athenischen Bauernschaft (Kleruchie) auf Grund und Boden des Eilandes bestraft, so kam die Insel Thasos mit den reichen Bergwerken im alten „Grubenwald“ auf der thrakischen Küste, wenn auch nach langem Widerstande in die Gewalt Athens, dessen Macht dadurch immer mehr und mehr anwuchs.

Dieses emporblühen Athens ward begreiflicher Weise von den Spartanern mit Neid und Misgunst betrachtet. Schon hatten sie die Thasier unterstützen wollen, wie sie denn im stillen alle Gegner Athens, besonders auch Theben, damit dieses in Mittelgriechenland, neben Athen sich zu halten vermöge, ermutigten. Die Kämpfe jedoch mit Argos und ein furchtbares Erdbeben, das ihre Stadt zerstörte und zu einem Aufstande der Heloten und Messenier führte, machte ihnen jedes einschreiten unmöglich.

Es gelang den aufständischen zwar nicht, die Hauptstadt zu überrumpeln, da König Archidamos sie zurückschlug, aber sie besetzten die alte messenische Bergfeste Ithome und hielten sich hier. Da die Spartaner in Belagerungen ungeübt, nicht im Stande waren die Veste zu nehmen, so suchten sie in Athen Hülfe. Durch den Einfluss Kimons und der Aristokraten wurde ihnen ein Hülfscorps zur Verfügung gestellt, welches sie aber, als die Belagerung sich in die Länge zog, aus ungerechtfertigtem Mistrauen wieder zurückschickten. Diese schmachvolle Behandlung erbitterte die demokratische Partei in Athen dermassen, dass sie die Verbannung Kimons als eines Lakonierfreundes durch den Ostrakismos durchsetzte. Im

Gegensatze zu Kimon nämlich, verlangte diese vorwärts strebende Partei an deren Spitze Perikles und Ephialtes standen, freie Entfaltung aller demokratischen Elemente Athens und Ausdehnung seiner Macht auf ganz Hellas ohne Rücksicht auf Sparta. Deshalb ward jetzt sowohl im innern der alten conservativen Behörde dem Areiopag der politische Einfluss gänzlich entzogen, und nur der religiöse belassen, als auch nach aussen eine andere politische Richtung eingeschlagen. — Mit den unversöhnlichen Feinden der Spartaner im Peloponnes und eben so mit den von den Korinthern bedrängten Megarensern trat jetzt Athen in ein Bündnis. Die Arkader wurden von den Argivern aufgereizt, sich der spartanischen Hegemonie zu entziehen, ebenso das demokratisch gesinnte Achaja, ja selbst Elis wankte in seiner alten Freundschaft, Spartas Hegemonie im Peloponnes war auf das äusserste gefährdet. Jetzt unternahm, während ein Heer der Athener die aufständischen Aegypter unterstützte, Sparta im Bunde mit Korinth, Epidauros und Aegina einen Angriff auf das mit Athen verbündete Megara. Die Athener aber zwangen nach 2 grossen Seesiegen Aegina zur vollständigen Unterwerfung (457) und mit Greisen und Kindern wehrte Myronides ein korinthisches und epidaurisches Landheer, das in Attika eingedrungen, von den Mauern seiner Vaterstadt ab. Es war die Zeit der höchsten Machtentfaltung Athens, das damals auch die langen Mauern von der Stadt bis zum Peiräeus baute.

Die Spartaner dagegen rückten endlich 457 scheinbar um dem stammverwandten Doris gegen Phokis zu helfen, mit einem Heere nach Mittelgriechenland. Von den Thebanern, denen sie die Hegemonie wenigstens in Böotien wieder verschaffen wollten, unterstützt, lieferten sie den Athenern, die ihren Rückzug bedrohten, die siegreiche Schlacht bei Tanagra 456. Doch benutzten sie den Sieg nur, um ungefährdet heimzukehren, und 62 Tage später schlug Myronides die Thebaner bei Oenophyta; durch ganz Böotien wurden jetzt die aristokratischen Herrschaften aufgelöst und die opuntischen Lokrer in die athenische Symmachie einzutreten genötigt, der sich jetzt auch Zakynthos, Kephallenia und ein Teil Achajas anschlossen. In Naupaktos wurden die Messenier, die endlich von Ithome auf Kapitulazion freien Abzug erhalten (von 465—455 hatte dieser sogenannte 3. messenische Krieg gedauert) von den Athenern angesiedelt. Erschöpft schlossen die Spartaner einen fünfjährigen Waffenstillstand (452—447). Kimon, der verbannt gewesen, war nach der Schlacht von Tanagra zurückgerufen und noch einmal gegen die

Perser geschickt worden, die durch ihren Sieg in Aegypten*) neuen Mut gefasst hatten. Auf Kypros starb der Held, seine Flotte und und sein Heer aber, denen man auf seinen Befehl seinen Tod verheimlicht hatte, siegten beim kyprischen Salamis noch einmal in einer Doppelschlacht, einem Land- und Seetreffen. Von da an blieben die kleinasiatischen Griechen frei, und die Perser vermieden das ägäische Meer, dagegen blieb ihnen Aegypten und Kypros. Diesen tatsächlichen Erfolg hat man später (wol unrichtig) als kimonischen Frieden bezeichnet (449). So folgten die glänzenden Zeiten des Perikles.

Die Zeit des Perikles.

Perikles der Sohn des Xantippos und der Agariste, der Nichte des Kleisthenes, mithin den Alkmäoniden verwandt, vereinte edle Geburt und das Bewusstsein grosser Ahnen mit einem von frühester Jugend hervortretenden unermüdlichen Bildungsstreben. Die glücklichsten Gaben des Geistes und Körpers, die Eigenschaften des Staatsmannes, Feldherrn und Redners wirkten in ihm zusammen, aber weniger zu seinem eigenen Glanz und Ehrgeiz, als dazu Athen auf den Gipfel der Grösse und des Ruhmes zu erheben.

Durch ihn herrschte Athen über das weite Reich seiner Bundesgenossen, deren Hauptstadt es wurde und deren Bundeskasse nicht mehr Delos, sondern die Akropolis aufnahm. Zum Bunde gehörten an 300 grössere und kleinere Städte, die einen jährlichen Beitrag von $1^1/_2$ Millionen Talern zahlten. Auch auf dem Festlande gebot Athen über Megaris, Böotien, Phokis, Lokris, Achaja, Trözen und über das naheliegende Aegina. Athens Herrschaft stützte sich in allen diesen abhängigen Staaten auf die von ihm eingesetzten oder unterstützten Demokrazien. Dagegen fand sich freilich auch überall eine verbannte Aristokratenpartei, stets bereit den Athenern Feinde zu erwecken.

---

*) Als das den Persern unterworfene Aegypten 460 im Bunde mit dem libyschen Könige Inaros zur Empörung schritt, sandten die Athener den aufständischen ein Heer zu Hilfe. Dieses kämpfte anfangs glücklich, wurde jedoch später, 456, von dem Satrapen Megabyzos auf der Nilinsel Prosopitis eingeschlossen und 455 zur Ergebung gezwungen. Als hierauf Artaxerxes den Inaros und die griechischen Gefangenen gegen die eingegangene Kapitulazion hinrichten liess, schritt Megabyzos selbst zur Empörung und legte die Waffen nicht eher nieder, als bis der König alle seine Forderungen bewilligt hatte.

Einer solchen gelang es, als im Jahre 447 die Spartaner zu Gunsten Delphis gegen die Phokier (im sogenannten 2. heiligen Kriege) aufgetreten waren, eine antidemokratische Bewegung in Böotien zu Stande zu bringen. Sie erfochten unter Thebens Führung bei Koronea (447) über den Athener Tolmides einen Sieg und stellten in allen böotischen Städten die aristokratische Verfassung wieder her. Diese Niederlage löste die Herrschaft Athens auf dem Festlande und fast alle die früher genannten Staaten rissen sich los.

Da auch eben der spartanische Waffenstillstand zu Ende lief, so rückte ein spartanisch-peloponnesisches Heer unter dem jungen König Pleistoanax und seinem Ratgeber Kleandridas vor Athen. Perikles aber rettete durch Bestechung der feindlichen Heerführer die Stadt und es gelang so Platää freiwillig und die Insel Euböa gezwungen, bei der athenischen Symmachie zu erhalten.

Zwischen Athen und Sparta ward 445 ein Friede auf 30 Jahre geschlossen. Die nun beginnende Friedenszeit benützte Perikles zur Organisierung und Kräftigung des Staates, da er die Zeit voraussah, wo Athen mit seinen Feinden um seine Existenz würde ringen müssen. Er riet daher den Athenern, ihre Kräfte nicht auf Erwerbung einer weit ausgedehnten und zersplitterten Herrschaft zu wenden, sondern dieselben zu sammeln. Zum Schutze der Stadt wurden jetzt die langen Mauern vollendet. Die seebeherrschende Flotte machte das ägäische Meer zu einem attischen. Neue Kolonien, wie Thurii im südlichen Italien (444 gegr.) oder Amphipolis in dem wichtigen Chalkidike, dienten als weitere Stützpunkte der Seeherrschaft; in unterworfenen oder bestraften Kolonien wurden attische Kolonisten vermittelst Landanweisungen angesiedelt. Im übrigen sollten die Bundesgenossen massvoll, nicht übermütig behandelt werden. Vor allem aber wandte Perikles seine Bemühung auf Ansammlung eines Staatsschatzes, um künftigen Gefahren zu begegnen.

Im innern war der Staat die vollständig durchgeführte Demokrazie. Die aristokratische Partei war seit der Verbannung ihres Führers Thukydides (444) ohne jede Macht und Bedeutung. Die letzten Schranken der Rechtsungleichheit waren gefallen. Die Archonten, der Areiopag, der Rat hatten ihre politische Bedeutung verloren. In den Volksversammlungen, deren im Monat jetzt wenigstens 4 gehalten wurden, entschied die ganze Volksgemeinde. Die 6000 jährlich erlosten Heliasten bildeten die verschiedenen Gerichtshöfe, und da den meisten Bundesgenossen aufgelegt war, ihr Recht in Athen zu nehmen, so mehrte sich die Zahl der Prozesse,

die Beschäftigung der Bürger mit Rechtssachen, ja auch die krankhafte Lust daran. Perikles beantragte nämlich, den zu Gericht sitzenden Bürgern einen täglichen Sold zu zahlen, dem bald eine ähnliche Entschädigung für den Besuch der Volksversammlungen folgte. Da auch die Kriege nicht mehr blos für den Boden des Vaterlandes, sondern für Herrschaft und in weiter ferne geführt wurden, so ward die Einführung des Truppensoldes ebenfalls notwendig. Ja selbst seine tägliche Ernährung, seine Vergnügungen und Feste sollte der ärmere Bürger nicht mehr der oft gefährlichen Freigebigkeit der reichen zu danken haben, sondern der Staat gab jetzt aus seiner Kasse reichliche Opferschmäuse, Spenden und Kornverteilungen und machte durch Erstattung des Eintrittsgeldes und der versäumten Zeit selbst den Zutritt zu dem Theater auch dem ärmsten Bürger möglich. So wurde der Handwerker und Kleinbürger in gleicher Weise am Staate beteiliget, wie der wohlhabende, und man war stolz, dass in Athen jedermann vom Staate zu reden, an den Interessen desselben Teil zu nehmen wisse.

Hob sich aber so das Selbstgefühl der einzelnen Bürger, so entfernte sich doch auf der andern Seite der Staat von seiner alten soliden Basis. Athen musste früher oder später der Staat der Volksredner und aus dem tüchtigen Volke eine schwatzende Menge werden. Einstweilen gebot jedoch in dieser vollendeten Demokrazie Perikles wie ein geistiger König.

Die Aemter des obersten Feldherrn (Strategen) und des Finanzvorstehers, die ihrer Natur nach nicht vom Loose, wie die anderen Aemter, abhängig sein konnten, waren meist von ihm bekleidet und wurden, wie seine gewaltige Rede, die durch Ueberzeugung zwang und nie der Masse schmeichelte, die Handhabe seiner ausserordentlichen Gewalt. Aber durch ihn war der Staat auf eine Spitze gestellt, wo nur seine Persönlichkeit allein ihn vor dem Falle schützen konnte. Auch bildete die athenische Symmachie kein Reich im modernen Sinne, d. h. keinen Staat mit gleichem Bürgerrecht aller beteiligten, sondern es war nur Eine Stadt, die über andere unterworfene Städte herrschte und aus deren freien Bürgern den unterworfenen gegenüber Tyrannen wurden. Als daher Perikles bald nach dem Frieden von 445 den grossen Gedanken aufgestellt, dass alle Griechen zu einer Tagsatzung in Athen sich vereinen sollten, um die noch von der Perserzeit her zerstört liegenden Heiligtümer wieder aufzubauen und einen allgemeinen Frieden zu heiligen, hatte eben diese Idee eines hellenischen Nazionalstaatenbundes keinen

Anklang gefunden, weil die Auffassung des Altertums den Staat nicht anders als eine Stadt, ein Reich aber nie ohne Knechtschaft denken konnte. Es wurden deshalb gegen die Herrschaft der Athener von mächtigeren Gliedern des Bundes auch Aufstandsversuche gewagt. Der bedeutendste war der der Insel Samos, den aber Perikles selbst als siegreicher Feldherr dämpfte, im Jahre 440.

Zu gleicher Zeit erhob Perikles durch die politische Macht, durch den ausgebreiteten Handel, wie durch die Beiträge der Bundesgenossen auch die städtische Herrlichkeit Athens zur höchsten Blüte. Der alte Hafen der Stadt, der Phaleron, wie der neue, der Peiräeus, wurden durch eine dritte Mauer mit den beiden anderen schon unter Kimon begonnenen verbunden und so Athen mit dem Peiräeus fast uneinnehmbar gemacht.

Unter den Prachtbauten zeichneten sich die Propyläen, der Parthenon und das Odeion aus. Die aus Marmor aufgeführten Propyläen bildeten ein hohes Säulentor mit 5 Durchgängen, durch welches man auf die Akropolis gelangte. Dort stand der Parthenon oder der Marmortempel der Athene mit Giebelfeldern voll herrlicher Statuen und einem Friese voll kunstreicher Basreliefs. Das Gebäude zerfiel in 2 Teile: den eigentlichen Tempel mit der von Pheidias aus Gold und Elfenbein gefertigten Statue der Athene und ein dahinterliegendes Gemach zur Aufbewahrung des Staatsschatzes. Auf der höchsten Stelle der Burg stand ein ebenfalls von Pheidias gearbeitetes kolossales Erzbild der Schutzgöttin Athene in kämpfender Stellung mit gehobenem Schild und aufgerichteter Lanze. Das Odeion lag in der Unterstadt und diente zu musischen Wettkämpfen. Maler, Bildhauer und Baumeister vom hervorragendsten Talent beteiligten sich an der Ausführung und Ausschmückung dieser Bauten. Athen war damals, was Kunstschätze und äussere Pracht betrifft, unbestritten die erste Stadt Griechenlands würdig den Bund so vieler Städte und Inseln repräsentierend. Seine Bevölkerung belief sich auf etwa 180,000 Bewohner in 10,000 Häuser verteilt.

Auch der Mittelpunkt eines bedeutenden Grosshandels und blühender Gewerbe war Athen geworden. Es hatte sich zum Haupteinfuhrplatz für die Produkte der östlichen Mittelmeervölker emporgeschwungen. Besonders war es das Getreide von den Küsten des schwarzen Meeres, welches bei der verhältnismässig starken Bevölkerung Attikas in grossen Massen begehrt und im Peiräeus ausgeladen ward. Deswegen war auch für die Athener der Besitz des thrakischen Chersonesos, des Hellespont und Bosporos so wichtig.

Ueberhaupt richtete sich die Politik des Perikles nicht zum geringsten Teile nach den Handelsinteressen, auf welchen Athens Wohlstand beruhte.

Aber nicht die Stadt allein, auch das Landgebiet Attika ward von Perikles mit edlen Bauten geschmückt. So erhielt das äusserste Vorgebirge Attikas, Sunion, einen schönen Tempel der Athene und des Poseidon, und ein Theater, von dem aus am Strande die Bürger den Schiffsmanövern der Flotte zuschauen sollten; die Siegesstätte von Marathon erhielt einen Tempel der Nemesis und das altehrwürdige Eleusis ein umfassendes Heiligtum für seine volkstümlichen Bakchos- und Demeterfeste. — So sind die Jahre des Friedens von 445—431 die leuchtende Höhe Athens und des gesammten hellenischen Lebens; sie sahen nicht nur die herrlichsten Werke der Maler, Bildhauer und Baumeister, sondern auch die Schöpfungen grosser Dichter, Historiker, Redner und Philosophen entstehen.

Die Teilname aber an allen diesen Schöpfungen durchdrang alle Stände; ja selbst die Frauen traten aus früherer Beschränkung heraus und wurden die Mittelpunkte feinerer Zirkel, von denen derjenige der Aspasia durch Perikles selber verherrlicht worden ist. Dieser des berühmten Anaxagoras Schüler gab überhaupt auch dem geistigen Leben Athens seine bestimmte Richtung. Damals bildete sich jene Wissenschaft und Kunst, die sich als unveräusserliches Eigentum in dem Volke bis in späte Zeiten herab vererbte.

Der feine Geschmack der Athener spornte Künstler und Dichter zu den glänzendsten Leistungen an, und der Beifall, den ihnen das Volk spendete, war der bedeutendste Lohn für Geistestaten, die seitdem ihren Namen unsterblich gemacht.

So stand nach der glücklichen Beendigung des samischen Krieges der athenische Volksstaat auf seiner Höhe. Noch zehn Jahre blieb Athen der Vorort des Insel- und Küstenreiches, die stolze Metropole der Bildung und des Kunstlebens, der Schirm und Hort aller Volksherrschaften. „Es war dem Worte nach Demokrazie, in der Tat aber die Herrschaft des ersten Mannes.“

Der peloponnesische Krieg.
(431—404 v. Ch.)

Die nach der Schlacht bei Platää gehoffte panhellenische Einheit war gescheitert. Ein immer schroffer werdender Dualismus zweier Grossstaaten hatte sich ausgebildet. Athen und Sparta, die in sich zugleich den Gegensatz zweier antipathischer Stämme, des jonischen

und dorischen, vertraten, waren auch die Vertreter zweier sich bekämpfenden politischen Prinzipien, des demokratischen und aristokratischen, geworden.

Schon die bisherigen Reibungen liessen einen baldigen Zusammenstoss ahnen und bereiteten ihn vor. Dass man endlich zu den Waffen griff und den Bürgerkrieg begann, der Griechenlands Blüte vernichtete, beruhte auf 2 zufälligen Anlässen. Kerkyra war mit seiner Pflanzstadt Epidamnos in Streit geraten.

Letztere rief Korinth, die gemeinschaftliche Stammmutter, um Hilfe an; die Kerkyräer aber, nach siegreichem Anfang von den Korinthern heftig bedroht, wandten sich an die Athener, die auch eine Unterstützung gewährten und dadurch verhinderten, dass jene in einer Seeschlacht, bei Sobota 432, bezwungen wurden.

Um dieselbe Zeit rief eine andere Pflanzstadt Korinths, Potidäa, die von dem Könige Perdikkas von Makedonien aufgereizt und unterstützt; aus der athenischen Symmachie abgefallen war und von den Athenern hart bedrängt wurde, Korinth und die Peloponnesier um Hilfe an. Korinth, schon lange eifersüchtig auf Athen, weil dieses seine frühere Ueberlegenheit zur See überflügelt hatte, ferner Aegina und Megara drängten die Spartaner zum Kampfe. Diese stellten nun, in Folge eines Beschlusses der peloponnesischen Tagsatzung solche Bedingungen des Friedens auf, dass Athen sie unmöglich annehmen konnte, and so ward der Krieg unausweichlich. Ganz Griechenland trat nun in zwei feindselige Hälften auseinander. Zu Sparta stand, ausser der peloponnesischen Symmachie, in Hellas Böotien, Lokris und Phokis. Die Athener dagegen geboten über die 300 Städte ihres Bundes, von denen ein Teil freilich nur gezwungen gehorchte, und hatten einen Schatz von 6000 Talenten (9 Millionen Talern) nebst 1000 Talenten jährlicher Einkünfte, sowie eine Flotte von 300 Trieren zur Verfügung. Die offenen Feindseligkeiten wurden im Jahre 431 von den Thebanern mit einem plötzlichen Ueberfalle der Stadt Platää begonnen. Derselbe mislang und die gefangenen Thebaner wurden von den Platäern hingerichtet. Schon in dieser Tat offenbarte sich die Glut des Hasses, die den Krieg charakterisiert. Nun rückte der Spartanerkönig Archidamos mit 60,000 Peloponnesiern in das attische Gebiet. Die Athener beschränkten sich zu Lande auf Verteidigung der Stadt, des Peiräeus und der langen Mauern, zwischen die das Landvolk alljährlich sich flüchtete; dagegen verheerten sie mit ihrer Flotte die Küsten der Feinde. So schadete man sich Jahr für Jahr durch gegenseitige Verwüstungen.

Perikles wusste für Athen nicht nur den Thrakerkönig Sitalkes und vor allem den Makedonierkönig Perdikkas zu gewinnen, sondern er eroberte auch die Insel Aegina, vertrieb die Bewohner und ersetzte sie durch attische Kolonisten.

So war das erste Kriegsjahr für Athen nicht ungünstig gewesen.

Da brach im 2. Jahre des Krieges die Pest in Athen aus, an der viele tausende starben. Schlimmer aber war die durch die physische Not herbeigeführte moralische Auflösung aller staatlichen und sittlichen Bande. Perikles starb bald nachher, 429, und nun fehlte den Athenern das alles lenkende Haupt.

Für Athen war dies ein unersetzlicher Verlust. Nach ihm suchten sich Persönlichkeiten der Staatsleitung zu bemächtigen, die obschon ebenfalls der demokratischen Richtung angehörig, doch weder die Einsicht und Besonnenheit, noch auch die Geistesbildung und das edle Wesen besassen, das Perikles in so hohem Grade eigen war. Unter den ehrgeizigen Demagogen, die jetzt ihre Tagesrolle zu spielen begannen und den Launen des Volkes schmeichelten, erlangte Kleon, ein reicher Lederfabrikant, bald den grössten Einfluss. Er war ein Mann von roher, aber der Masse schmeichelnder Beredsamkeit und nicht ohne Talente. Besonders zeichnete ihn ein festes, politisches Prinzip aus und die Rücksichtslosigkeit, mit der es durchzuführen strebte. Aeusserste Demokrazie und Vernichtungskrieg gegen Sparta waren seine Losung. Dieser Demagogie stand eine gleichfalls entartete und weil ihr die Macht fehlte im finstern schleichende Oligarchenpartei gegenüber, von Nikias geleitet, welche Veränderung der Verfassung im konservativen Sinne anstrebte und Frieden mit Sparta befürwortete. Trotz der zerstörenden Wirkung der Pest und der inneren Parteikämpfe blieben die peloponnesischen Angriffe wirkungslos; auch Potidäa fiel 429 wieder an Athen zurück. Jetzt suchten die Spartaner die athenische Macht von ihrer Peripherie aus zu erschüttern. Sie belagerten 428 Platää und bewirkten durch die oligarchische Partei den Abfall von Mytilene. Doch ward letzteres unter Mitwirkung des dortigen Demos und der lesbischen Stadt Methymna zurückgewonnen. Ein unter Kleons Einfluss von der Volksversammlung gefasster Beschluss alle männlichen Einwohner hinzurichten, ward tags darauf zurückgenommen und auf die Hauptschuldigen (mehr als 1000) beschränkt. Dagegen freilich fiel Platää 427 nach hartnäckiger Verteidigung; der noch vorhandene Rest seiner Bürger ward hingerichtet, die Stadt geschleift. In Kerkyra wüteten alle Gräuel eines schonungslosen Parteikampfes, und wie hier, so ward

auch in den anderen Staaten Griechenlands der Krieg zu einem Kampfe der Hetärien, d. h. der Genossenschaften der Aristokraten, oder Demokraten im innern, wodurch die Verwilderung immer höher stieg. Alle Teile Griechenlands ergriff der unheilvolle Krieg, selbst die Städte Siciliens wurden hineingezogen. Bei der Fahrt einer athenischen Flotte dorthin bemächtigte sich Demosthenes (der erste Strategiker von Fach, wie sie in diesem Kriege hervortreten) des alten Hafens von Pylos in Messenien. Die Spartaner eilten herbei, belagerten die athenische Besatzung, gerieten aber, als derselben eine athenische Flotte zu Hilfe kam, bald selbst in Belagerung und auf der Insel Sphakteria, wohin 420 Spartiaten sich geflüchtet, in die höchste Not. Schon machte Sparta Friedensanträge, als Kleon mit einem Schlage den Krieg zu enden suchte und es ihm wirklich gelang, in Gemeinschaft mit Demosthenes die vornehmen Spartiaten auf Sphakteria gefangen zu nehmen, 425. Dadurch eingeschüchtert, boten die Spartaner Frieden an. Kleons Uebermut aber verhinderte die Annahme desselben.

Der Krieg wurde fortgesetzt und die erste Zeit mit gleichem Glücke der Athener. Immer enger ward der Peloponnes umschlossen, Kythera durch Nikias erobert, auch im jonischen Meere den Korinthern jeder Einfluss entrissen, da wandte sich das Glück. Der Versuch des Demosthenes mit Hülfe einer einheimischen, demokratischen Partei sich Böotiens zu bemächtigen scheiterte, sein Mitfeldherr wurde 424 bei Delion völlig geschlagen.

Zu gleicher Zeit trat in Sparta ein kühner Strategiker Brasidas auf, der mit einem Heere von Peloponnesiern und selbst Heloten nach Chalkidike rückte, um von dort und Thrakien und Makedonien aus die Bundesgenossen Athens zu unterwerfen. Um nun diese Besitzungen zu behaupten, sandten die Athener Heer und Flotte unter Führung des Kleon dahin. Bei Amphipolis kam es 422 zur Schlacht, wo Brasidas im Siege, Kleon auf der Flucht endeten. Den Tod beider Führer, die immer für den Krieg gewesen, benützte jetzt die Friedenspartei in Sparta und Athen, um Unterhandlungen zur Beilegung des Streites anzuknüpfen. So ward auf 50 Jahre der sogenannte Friede des Nikias geschlossen, mit der Bedingung gegenseitiger Herausgabe aller Eroberungen und Gefangenen.

Der Krieg von 421—413; Alkibiades und die sicilische Expedizion.

Der Friede, den man auf fünfzig Jahre geschlossen, dauerte kaum drei. Es war ein Friede ohne Vertrauen, der keineswegs allgemein angenommen, schon bei der Ausführung fast jeder einzelnen

seiner Bedingungen auf Schwierigkeiten stiess. Eifersucht der mittleren und kleineren Staaten, auf die beiden Grossstädte, die ihn unter sich abgemacht, führte, als dem Frieden sogar ein förmliches Bündnis zwischen Athen und Sparta folgte, zu Sonderbündnissen derselben. Es vereinigten sich Argolis, Elis, Mantineia und die chalkidischen Städte zu dem argivischen Bunde, an dessen Spitze Argos stand, welches durch seine bisherige Neutralität vor Verlust bewahrt, jetzt wieder eine bedeutendere Stellung einzunehmen begann. Jedoch dauerte die ehrliche Freundschaft Athens und Spartas nicht lange. Im Gegensatze zu der Friedenspolitik des Nikias erhob sich der ehrgeizige und unruhige Einfluss des jungen Alkibiades, der nun in Athen eine Rolle zu spielen anfieng. Aus edlem Geschlechte, den Alkmäoniden verwandt, Perikles Mündel und Sokrates Schüler, vereinte dieser glänzende aber zügellose Jüngling alle edlen Gaben der Griechen mit dämonischer, selbstsüchtiger Leidenschaftlichkeit. Er wusste den argivischen Bund auf Athens Seite zu ziehen; dagegen aber traten Böotien und Korinth wieder auf Sparta's Seite über, und die Spartaner schlugen die von den Athenern nur halb unterstützten Argiver bei Mantineia in Arkadien, (418). Durch diesen Sieg stellte Sparta nicht bloss sein Ansehen, sondern den alten peloponnesischen Bund, den es selbst durch seine Lauheit und Selbstsucht beim Frieden des Nikias gelöst hatte, wieder her. Ohne in offenem Kriege zu sein, begannen doch Sparta wie Athen bereits indirekt die Feindseligkeiten wieder. Da wandte sich der abermalige heftige Ausbruch nach einer ganz neuen Seite, nach Sicilien hin. Dort war die wichtigste Stadt das an der Ostküste gelegene Syrakus, eine Kolonie der Korinther. Nachdem es dritthalb Jahrhunderte eine aristokratische Republik gewesen, stand es von 483—466 unter den Tyrannen Gelon, Hiero und Thrasybul, drei Brüdern, von denen der erste durch den Sieg über die Karthager bei Himera seine Herrschaft befestigte, der letzte aber weniger gemässigt, wegen seiner Gewaltthätigkeiten vertrieben wurde. Seitdem eine aristokratische Republik, suchte Syrakus an der Spitze der dorischen Städte auf Sicilien die Hegemonie auch über die jonischen Kolonien zu gewinnen. Diese sich unterdrückt fühlend, reizten fortwährend die Athener zur Einmischung, und da ums Jahr 416 die Stadt Egesta von Selinos und Syrakus hart bedrängt wurde, so riefen die Egestaner Athen um Hilfe an.

Besonders auf Alkibiades Rat und gegen die Mahnungen des Nikias und aller besonnenen beschlossen die Athener, welche bereits

von schwindelnden Erfolgen träumten, einen Zug nach Syrakus und liessen sich so in eine ganz ziellose Eroberungspolitik ein. Ein stattliches Heer (6000 Hopliten) unter Alkibiades, Nikias und Lamachos und eine herrliche Flotte von 134 Trieren ward ausgerüstet. Im Anfang Juli 415 gieng die Flotte unter Segel. Doch sollte dem Alkibiades nicht die Ehre zu teil werden, die Expedizion wirklich auszuführen. Denn seine Feinde, die oligarchische Partei, wie ein Teil der demokratischen, die in ihm einen Tyrannen witterte, arbeiteten unterdessen an seinem Sturze. Noch vor dem auslaufen der Flotte war Alkibiades beschuldigt worden, den Hermesfrevel (Zerstörung der Hermessäulen) veranstaltet und die eleusinischen Mysterien entweiht zu haben. Obwohl er auf schleunige Untersuchung drang, so ward doch, um die Expedizion nicht zu verzögern, bestimmt, sie erst nach seiner Rückkehr vorzunehmen. Kaum aber war die Flotte abgesegelt, so bewirkten es seine Feinde, dass er durch das athenische Staatsschiff „die Salaminia" zurückgerufen ward, um sich zu verantworten. Da er aber dem Befehle, der ihm seinen Untergang in Aussicht stellte, nicht gehorchte, sondern nach Sparta entfloh, so ward er in Athen abwesend zum Tode verurteilt und seine Güter eingezogen. Von Sparta aus wirkte er nun gegen seine Vaterstadt. Er wollte dadurch Athen in eine solche Lage bringen, dass man in seiner Zurückberufung das einzige Mittel zur Rettung sehe.

Durch die Abberufung des Alkibiades war auch die sicilische Unternehmung von vornherein gelähmt, und der rechte Zeitpunkt versäumt worden. Zwar erfocht Nikias einen Sieg vor Syrakus und belagerte die Stadt, wobei Lamachos fiel; allein der kühne Gylippos, den auf des Alkibiades Antrieb die Spartaner mit peloponnesischen Schiffen den Syrakusanern zu Hülfe geschickt hatten, gab dem Widerstande der Stadt, die schon dem Falle nahe gewesen, eine neue Seele.

Das Glück der Athener war nun dahin. Sie erhielten zwar Verstärkung zuerst unter Eurymedon, dann unter Demosthenes, wurden aber in 2 Seetreffen, im Hafen von Syrakus (413) besiegt und ihre Flotte eingeschlossen. Der Rest ihres Heeres, der jetzt durch den Rückzug ins innere des Landes sich zu retten hoffte, wurde am Flusse Assinaros aufgerieben oder gefangen. Nikias und Demosthenes wurden hingerichtet, die meisten der Gefangenen endeten als Sklaven, oder verschmachteten in den Steinbrüchen von Syrakus. Dadurch hatte die Macht Athens den ersten tödtlichen Stoss erlitten, aber auch mit der Blüte Siciliens war es zu Ende. Die Egestaner

riefen jetzt die Karthager zu Hilfe und bald breiteten sich diese verheerend über die Insel aus, während Syrakus nicht lange nachher dem alten Parteihader und dann den Tyrannen anheim fiel.

Der Entscheidungskampf 414—403.

Während die Athener noch auf Sicilien kämpften, hatten 414 auch bereits in Griechenland wieder die direkten Feindseligkeiten gegen Sparta durch Beunruhigung der lakonischen Küsten begonnen. Von Dekeleia aus, welches auf Alkibiades Rat die Spartaner besetzt und befestiget hatten, verwüsteten diese Attika, verleiteten die Sklaven zum Abfall und erschwerten die Zufuhr von Euböa her.

Davon ist dies letzte Dritteil des Krieges schon im Altertum der dekelische Krieg genannt. Er ist durch folgendes charakterisiert: Die Spartaner kämpfen ausser von diesem festen Punkt in Attika aus, auch mit einer eigenen Seemacht gegen Athen; ferner mischen sich die Perser, bisher bekämpft und zurückgedrängt, ein und helfen durch ihr Geld mit zur Entscheidung.

Die Athener rafften sich zwar trotz des furchtbaren Schlages, der sie getroffen, noch einmal auf; aber besonders in Kleinasien erlitt ihre Macht furchtbare Einbussen. Hier geboten zwei einander feindliche persische Satrapen: Tissaphernes in den südlichen Provinzen, Pharnabazos an der Propontis und dem Bosporos. Durch Alkibiades aufgereizt, fiel ganz Jonien, namentlich die reiche Insel Chios, von Athen ab, und ebenso wurde durch ihn Tissaphernes gewonnen, den Spartanern Subsidien zu geben, wofür diese alle Griechen, die der Grosskönig je beherrscht, demselben wieder preisgaben. Nur Samos und Lesbos blieben den Athenern treu. So schien bereits jetzt der Kampf sich endgültig zu Gunsten Spartas zu entscheiden, als er durch Alkibiades noch einmal eine andere Wendung erhielt.

Dieser hatte sich mit den Spartanern überworfen und flüchtete sich vor den Nachstellungen derselben zu dem ihm befreundeten Tissaphernes. Er stimmte denselben gegen Sparta und suchte ihn den Athenern geneigt zu machen, um dadurch seine eigene Rückkehr nach Athen zu erwirken. Unter seiner Anregung gelang es 411 zu Athen der oligarchischen Partei, durch die Macht der geheimen Hetärien, welche Pisander, der Redner Antiphon und Theramenes leiteten, die solonische Verfassung zu stürzen. Ein Rat von 400 vornehmen Bürgern, konstituierte sich als Regierung und liess nur noch 500 Bürgern das Recht der Volksgemeinde. Gegen diesen Verfassungsbruch aber erhob sich die Flotte bei Samos unter

Thrasybulos und Trasyllos und erklärte sich selbst für den zu Recht bestehenden demokratischen Staat. Von hier aus wandte sich auch Thrasybulos an Alkibiades und rief ihn zurück; die Flottenmannschaft aber wählte ihn zum Oberfeldherrn. Bald darauf ward auch in der Stadt Athen die Oligarchie wieder beseitigt; doch gieng während dieser inneren Unruhen nun auch die wichtige Insel Euböa an die Spartaner verloren.

Diese hatten die Verbindung mit Tissaphernes aufgegeben und dagegen mit Pharnabazos angeknüpft. Von ihm unterstützt, eroberten sie die Seestädte an der Propontis. Hieher wandte sich nun die athenische Flotte unter Alkibiades und schlug die Spartaner 411 bei Sestos und bei Abydos, dann in einer See- und Landschlacht bei Kyzikos 410, wodurch die Städte bis zum Bosporos hin zurückerobert wurden. Jetzt erst kehrte Alkibiades 408 in festlichem Siegeszuge nach Athen zurück, das er wieder zum Herrn des ägäischen Meeres gemacht hatte, und wurde darauf zum unbeschränkten Oberfeldherrn ernannt.

Nun aber trat der kühne und listige Lysandros als Feldherr und Flottenführer an die Spitze der Spartaner und schloss mit dem neuen persischen Statthalter von Sardes, dem Königssohne Kyros dem Jüngern, Bund und Freundschaft.

Lysandros, obwohl ein Herakleide, doch arm und nur durch seine Talente gross, ein Kriegsmann und Diplomat ohne jedes Gewissen, ehrgeizig und mit den Machthabern Sparta's selbst im Widerspruch, war der Mann, dem langen Kriege die entscheidende Wendung zu geben. Er gründete überall aristokratische Hetärien und schlug endlich den Unterfeldherrn der athenischen Flotte Antiochos in des Alkibiades Abwesenheit am Vorgebirge Notion bei Ephesos 407. In Folge dessen ward Alkibiades von dem wankelmütigen athenischen Volke des Oberbefehls wieder entsetzt und begab sich nun nach dem thrakischen Chersoneses, wo er sich bemühte den Athenern durch seinen Einfluss bei den thrakischen Fürsten zu nützen. An seine Stelle traten 10 Feldherrn, unter ihnen Konon. Da aber aus Geldmangel die athenische Flotte verringert worden war, so gelang dem spartanischen Nauarchen Kallikratidas, dem Nachfolger des Lysandros, Konon im Hafen von Mytilene einzuschliessen.

Aber eine mit Anstrengung aller Kräfte neu ausgerüstete Flotte der Athener, befreite den Konon (406) durch den glänzenden Seesieg bei den arginusischen Inseln über die Spartaner.

Dieser Erfolg berauschte das von Oligarchen und Demagogen misleitete Volk so, dass nicht nur die erneuten Friedensanträge der Spartaner zurückgewiesen, sondern sogar acht der siegreichen Feldherren zum Tode verurteilt wurden, weil diese versäumt hatten, die Schiffbrüchigen und Todten nach der Schlacht zu sammeln!

Da Kallikratidas bei den Arginusen umgekommen, so ward von den Spartanern, auf den ausdrücklichen Wunsch der Jonier und des Kyros, Lysandros wieder zum Nauarchen gewählt, und trat in der Propontis den Athenern entgegen. Diese, auf der Flotte so uneinig wie in der Stadt, verwarfen die Warnungen des Alkibiades und wurden bei Aegospotamos im Hellespont (405) entschieden geschlagen. Nur Konon entkam mit 8 Schiffen nach Kypros. Die gefangene Mannschaft und die Feldherrn wurden hingerichtet.

Nachdem Lysandros, durch die Eroberung der Städte der Bundesgenossen, die Aussenwerke der athenischen Macht zerstört, allenthalben oligarchische Regierungen eingesetzt, sperrte er mit seiner Flotte den Peiräeus, während König Pausanias mit der Landmacht sich vor die Tore legte. Der Hunger zwang die Athener Frieden um jeden Preis zu suchen. Des Theramenes Sendung brachte ihn endlich. Schleifung der langen Mauern, Verzicht auf alle auswärtigen Besitzungen, Anerkennung vom Spartas Hoheit, Auslieferung der Kriegsschiffe und Rückkehr der verbannten Oligarchen waren die Bedingungen desselben, die angenommen werden mussten. Mit dieser furchtbaren Demütigung Athens endete der peloponnesische Krieg. Sparta führte nun unbestritten die Hegemonie über ganz Griechenland. Es war nie so mächtig gewesen, wie jetzt.

Die Uebermacht Spartas nach dem peloponnesischen Kriege.

Eine unmittelbare Folge des Friedensschlusses war die Aufhebung der demokratischen Verfassung in Athen. An die Spitze des Staates traten die sogenannten dreissig Tyrannen, welche auf eine spartanische Besatzung gestützt, mit der grössten Willkür und Grausamkeit regierten. Mahnungen zur Mässigung, aus der aristokratischen Partei selber hervorgegangen, waren vergebens, und Theramenes, einer der dreissig, musste eine solche mit dem Tode büssen (403). Endlich aber ermannten sich die geächteten Demokraten, Thrasybulos an der Spitze, zogen nach der Besetzung der attischen Bergfeste Phyle vor Athen, schlugen die dreissig Tyrannen, wobei die Seele derselben, Kritias den Tod fand, und brachten nicht ohne Einverständnis des auf Lysandros eifersüchtigen sparta-

nischen Königs Pausanias, einen Frieden, welcher der Herrschaft der dreissig ein Ende machte, zu Stande. Eleusis ward zwar als autonomer Staat denselben eingeräumt, allein als dieselben später bei dem Versuche die Gewalt in Athen zurückzugewinnen, unterlagen, wieder mit Athen vereiniget.

Jetzt wurde die solonische Verfassung (die Volksherrschaft) wieder hergestellt und eine allgemeine Amnestie verkündet. Aber die alte Bürgertugend konnte nicht wieder hergestellt werden, trotzdem eine übereifrige Partei durchaus mit der alten Staatsordnung auch die alte Sitte und Religion wieder aufrichten wollte. Diese klagte damals auch Sokrates „den weisesten und besten der Griechen", als Neurerer und Gottesläugner an, und zwang ihn, da er sich nicht erniedrigte das Mitleid der Richter anzuflehen, 399 den Giftbecher zu leeren. Wie in Athen, aber so war auch in Sparta innerliche Auflösung. Der Uebermut Lysanders, sowie der Neid der in Sparta herrschenden Oligarchen, der sogenannten Gleichen, aus deren Zahl die Ephoren hervorgiengen, zeigte von tiefer Entsittlichung daselbst, und die Universalherrschaft, welche jetzt wie nie zuvor die Spartaner mit gewissenloser Härte über alle Griechen ausübten, erbitterte auch die mächtigeren der Bundesgenossen. Auch war im gesammten Griechenland, statt der ehemaligen Vaterlandsliebe und staatlichen Zucht ein abenteuernder unruhiger Sinn eingetreten, der sich besonders in den zahlreichen Söldnern zeigte, die der peloponnesische Krieg geschaffen hatte. Diese Söldner verwickelten Griechenland in einen neuen Streit mit den Persern.

Der Zug des jüngeren Kyros.

Das persische Reich begann seit den unglücklichen Kriegen mit den Hellenen sich mehr und mehr aufzulösen. Empörungen der Satrapen und der Provinzen wechselten mit einander ab. Schon Xerxes I. war 465 ermordet worden von Artabanos, seinem Günstling, der selber den Thron besteigen wollte. Dies gelang ihm zwar nicht. Aber unter Artaxerxes Langhand oder Longimanus (465—424) häuften sich die Empörungen, Aufstände der Provinzen z. B. Aegyptens (vgl. S. 306) und Palastrevoluzionen zerrütteten das Reich; ebenso mussten die Griechenstädte in Kleinasien freigegeben werden. Sein Sohn Xerxes II. wurde von seinem Bruder Sogdianos ermordet 425; dieser aber von seinem Halbbruder Ochos, 424, der nach Ausrottung des echten Achämenidenstammes, als Darius II. (424 — 404) den Thron bestieg. Unter diesem erlangte Persien

durch die Einmischung in den peloponnesischen Krieg wieder ein gewisses Ansehen, und die griechischen Kolonien in Kleinasien wurden teilweise wieder genommen. Aber in anderen Teilen des Reiches waren die Zustände desto zerrütteter. Auch die Aegypter empörten sich wieder (414) unter Amyrtäos und errangen die Freiheit. Sie blieben nun unabhängig, unter einheimischen Königen, schlugen mehrmals die persischen Heere zurück, und wurden erst 340, während der Regieruug des persischen Königs Ochos, diesem wieder unterworfen. Dareios II. folgte sein Sohn Artaxerxes II. Mnemon (404 — 354). Dieser hatte aber einen jüngeren Bruder Kyros, bisher Satrap von ganz Kleinasien, welcher aufgereizt von seiner ränkevollen Mutter Parysatis, den Artaxerxes vom Throne zu stürzen trachtete. Zu diesem Eude wandte er sich an Sparta, mit dem er in den letzten Zeiten des peloponnesischen Krieges in sehr genauen Verbindungen gestanden und verlangte von ihm Unterstützung.

Diese Umtriebe waren auch die Veranlassung vom Tode des Alkibiades. Dieser, welcher sich seit der Schlacht bei Aegospotamoi nach Phrygien zum Unterstatthalter Pharnabazos geflüchtet und von dem Vorhaben des Kyros Kunde erlangte, wollte den Grosskönig davon benachrichtigen, wurde aber durch Pharnabazos umgebracht (403).

Die Spartaner erlaubten dem Kyros in Griechenland Truppen zu werben, und so eilten 10,000 Krieger zu seinen Fahnen. Kyros glückte anfangs sein Unternehmen; ganz Kleinasien stellte sich zu ihm. Aber in der Schlacht bei Kunaxa (401), in der Nähe von Babylon, verlor er gegen seinen Bruder Sieg und Leben. Die 10,000 Griechen zogen sich, obwol durch persische Hinterlist ihrer Führer beraubt, von dem Athener Xenophon geleitet, unter den mannigfachsten Abenteuern und Gefahren an das schwarze Meer hin und fanden von da die Heimkehr. Artaxerxes aber begann jetzt die Feindseligkeiten gegen Griechenland durch Angriffe auf die äolischen Städte in Kleinasien.

Agesilaos und der korinthische Krieg.

Die Spartaner, um Hülfe angerufen, schickten Streitkräfte nach Asien, zuerst unter den Feldherren Thibron und Derkylidas, seit 396 unter dem König Agesilaos, der ursprünglich nicht zur Krone bestimmt, durch Lysanders Einfluss und Intrigue zur Herrschaft gelangt war. Dieser glaubte nämlich, durch Erhebung dieses unansehnlichen Königs seine verlorene Macht zu gewinnen und durch

ihn herrschen zu können. So begann denn ein neuer Krieg zwischen Sparta und Persien. Agesilaos, ein ächter Spartaner, tapfer, aber engherzig, aristokratisch und mit rücksichtsloser Härte die Interessen seines Staates verfolgend, dabei verschlagen und egoistisch wie Lysander selbst, entzog sich bald dem Einflusse desselben. Er führte den Krieg mit Glück und dachte schon an grössere Entwürfe; hatte doch der Zug des Kyros und der zehntausend die Schwäche des Perserreiches offenbart, auch hatten die Strategen des peloponnesischen Krieges (besonders Lysander) gelehrt, wie man den Krieg durch den Krieg ernähre. So siegte Agesilaos am Paktolos nahe bei Sardes (395) über die Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos und dachte schon gegen Susa zu ziehen.

Da suchten jetzt die Perser den Spartanern in Griechenland selbst Feinde zu erwecken, um diesen Eroberungszug abzulenken. Es war nicht schwer, da sich Sparta durch seine Härte überall verhasst gemacht hatte. So gelang es dem Perserkönig durch die Sendung des Rhodiers Timokrates mit seinen 30,000 Bogenschützen (auf den persischen Dareiken war ein Schütze abgebildet) einen Bund gegen Sparta zwischen Theben, Athen. Argos, Korinth und den Lokrern zu Stande zu bringen.

Die Spartaner suchten auf Lysanders Rat den Gegnern zuvorzukommen und fielen in Böotien ein. Es kam zwischen den Spartanern und den Thebanern zur Schlacht bei Haliartos (395), in welcher jene geschlagen wurden und Lysander selbst seinen Tod fand. In Folge dieses Sieges stärkte sich der Bund gegen Sparta ungemein: die Euböer, Leukadier, Akarnanen, Amprakioten, Chalkidier, Thessaler u. a. traten ihm bei. Korinth wurde zum Mittelpunkte gemacht; davon erhielt der Krieg den Namen.

Unter solchen Umständen riefen die Spartaner den König Agesilaos aus Kleinasien zurück, welches nun schutzlos den Persern preisgegeben ward. Aber auch Agesilaos konnte nichts ändern. Er gewann zwar gegen die Verbündeten das Treffen bei Koronea in Böotien (394), aber inzwischen vernichtete der Athener Konon mit Hülfe der Perser die peloponnesische Seemacht in der Schlacht bei Knidos, und nun fielen alle See- und Küstenstädte von Sparta ab. Athen baute seine Mauern mit persischem Gelde wieder auf und machte sich durch seine Feldherren Iphikrates, Thrasybul und Chabrias auch zu Lande den Spartanern furchtbar.

Diese konnten sich nicht anders helfen, als dass sie sich den Persern näherten und mit ihnen Unterhandlungen anknüpften. Die

Perser aber wussten jetzt aus den hellenischen Wirren den besten Nutzen zu ziehen. Wie sie früher die Feinde Spartas begünstigt, so wandten sie sich sofort wieder zu dieser Macht, als sie sich demütigte und das gemeinhellenische Interesse in schnöder Selbstsucht opferte. So kam es im Jahre 387 zum Frieden des Antalkidas, zu folge dessen „der Perserkönig verordnet", dass die griechischen Städte in Kleinasien und die Insel Kypros wieder unter persische Hoheit zurückfallen, die übrigen griechischen Staaten aber „unabhängig und frei" (autonom) sein sollten, ausser Lemnos, Imbros und Skyros, die den Athenern verbleiben. Persien und Sparta verbanden sich, um die etwa widerstrebenden Staaten zur Annahme dieses Friedens zu zwingen.

Diese Autonomie der Staaten aber war nichts anderes als eine Auflösung Griechenlands in Klein- und Mittelstaaten und Auslieferung derselben an die Herrschaft des einzigen Grossstaates, an die Militärmacht Spartas, welches durch diesen schmählichen Frieden sich seine Hegemonie in Gesammthellas rettete.

So hatte der 8jährige korinthische Krieg vollendet, was der peloponnesische begonnen, die Demoralisierung der Heere zu Söldnerschaaren, die erklärte Unterordnung unter Persien und die selbstsüchtigste Oberherrschaft Spartas.

Thebens Hegemonie.

Der Uebermut Spartas war durch die jetzt mit persischer Hülfe und um den Preis des Verzichts auf die kleinasiatischen Griechenstädte neu befestigte Herrschaft, wo möglich noch gesteigert worden; und in dem Gefühl ihrer Oberherrschaft liessen sich die Spartaner mannichfache Gewalttätigkeiten zu Schulden kommen. Die arkadische Stadt Mantineia wurde widerrechtlich angegriffen und zerstört, ebenso Phlius und in die böotischen Städte Thespiä und Orchemenos spartanische Besatzung gelegt. Ein Städtebund, der sich seit dem Ende des peloponnesischen Krieges auf der thrakischen Halbinsel Chalkidike unter der Führung Olynths gebildet, wurde gleichfalls bekriegt (383) und zur Auflösung, so wie zum Bunde mit Sparta gezwungen, 380. So wurden überall in Griechenland alle freien Regungen unterdrückt; die Krone jedoch setzte Sparta seinen Gewalttätigkeiten auf durch die Besetzung der Akropolis von Theben.

Bei dem Zuge des Spartaners Phoebidas nach Chalkidike hatte dieser im Einverständnisse mit einer Oligarchenpartei die Kadmeia in Theben besetzt, 383; und so gebot Sparta auch hier, wie über-

haupt durch ganz Griechenland. — Aus Theben hatten sich damals die Häupter der vaterländischen Partei nach Athen gerettet. Von hier aber kehrten unter der Führung des Pelopidas etwa zwölf Verschworene heimlich in die Vaterstadt zurück, überfielen und tödteten die von Sparta als Herrscher eingesetzten drei Oligarchen. Mit vaterländischer Begeisterung erhob sich nun die Bürgerschaft, geleitet von Pelopidas älterem und bedeutenderem Freunde, Epameinondas, und zwang die Spartaner, die Burg zu räumen.

Zum ersten Male seit der altheroischen Zeit hebt sich Böotien wieder bedeutungsvoll in der griechischen Geschichte hervor. Die fruchtbare, wiesen- und herdenreiche Landschaft mit ihren zwölf Städten in Kephisostale und am Kopais-See, über welche Theben eine Vorortschaft beanspruchte, aber niemals recht hatte durchsetzen können, hatte sich lange vom Fortschritt des hellenischen Lebens entfernt gehalten; ja in der Perserzeit war sie verräterisch dem Landesfeinde zugefallen. Doch hatte sie sich nie ganz, wie etwa Thessalien, vom griechischen Leben geschieden. Jetzt, da die beiden Grossmächte nacheinander ihre Aufgabe erfüllt hatten, kam Thebens Zeit. Epameinondas, von altem, edlem Geschlechte, war durch den Pythagoreer Lysis gebildet, und in jeder geistigen wie körperlichen Fertigkeit ein Meister; er begann durch seine Geisteskraft Theben zu lenken. — Fast um dieselbe Zeit war auch Athen, dessen Hafenstadt der Spartaner Sphodrias mit einem ähnlichen Handstreich wie einst Phoebidas die Kadmeia hatte nehmen wollen, von den Spartanern bedroht und gereizt worden und schloss desshalb mit Theben einen Bund, dem bald auch andere Staaten beitraten. Die Spartaner begannen 378 den aus diesen Verhältnissen entstehenden böotischen Krieg mit wenig Erfolg; ja 376 ward die peloponnesische Flotte durch die Athener Chabrias und Phokion bei Naxos geschlagen und 375 von Konons Sohn Timotheos bei Alyzia, Leukas gegenüber, zum anderen Male. Neben diesen Männern wirkten in Athen der Feldherr Iphikrates und der Redner und Staatsmann Kallistratos mit gleichem Glück. Die Thebaner aber brachten alle Städte Böotiens unter ihre Herrschaft, indem Pelopidas die Spartaner aus Orchomenos vertrieb, und auch das stets feindselige Platää eingenommen und zum zweiten Male zerstört wurde. Darüber entstand dann freilich bei den Athenern Unwillen und Eifersucht, und so kam es, dass sie und alle andern verbündeten Staaten mit Sparta einen Frieden eingiengen, von dem nur Theben ausgeschlossen ward. Epameinondas aber hielt mit Mut und Festigkeit die Thebaner

aufrecht, und besiegte mit seiner von ihm geschaffenen Phalanx, d. i. der sog. schrägen Schlachtordnung, in welcher vor allem der Stoss eines besonders verstärkten in tiefen Gliedern aufgestellten Flügels wirkte, die Spartaner unter Kleombrotos bei Leuktra, 371. Dieses Ereignis bildet aber einen Wendepunkt. Zunächst unterwarf sich durch diesen Sieg Theben wieder alle böotischen Städte; dann aber begann damit das Prinzipat Thebens in Griechenland überhaupt. Die unmittelbare Benutzung des Sieges jedoch, hinderte die Misgunst Athens.

Aber weder diese konnte dauernd schaden, noch auch die viel drohendere Einmischung des mächtigen thessalischen Tyrannen Jason von Pherä, der auf die Macht des von ihm geeinigten Thessaliens gestützt, seine Herrschaft auch in Griechenland aufzurichten trachtete, aber 370 ermordet ward.

Nach der Schlacht bei Leuktra waren die meisten Bundesgenossen von Sparta abgefallen, und gleichzeitig hatten sich alle Gemeinden Arkadiens gegen Sparta geeint und auf des Epameinondas Rat als einigenden Mittelpunkt die Stadt Megalopolis erbaut. Als Agesilaos daher den Ausbau dieser Stadt durch einen Einfall in Arkadien zu hintertreiben suchte, drangen Pelopidas und Epameinondas mit 70,000 Thebanern und Bundesgenossen (369) bis nach Sparta, das zum erstenmale einen Feind im Eurotastale sah, vor, wichen aber dem gegen sie heranziehenden Agesilaos aus und stellten, über den Taygetos westlich ziehend, die Unabhängigkeit Messeniens wieder her. Während Epameinondas noch im Jahre 369 einen zweiten Zug in den Peloponnes unternahm, um den in den Schutz Thebens aufgenommenen Staaten Hilfe zu bringen, kämpfte Pelopidas in Thessalien gegen Alexander von Pherä, den gewalttätigen Nachfolger des Jason, ward auf dem Rückzug 367 gefangen, aber durch Epameinondas wieder befreit. Da mittlerweile (367) die von Theben nicht unterstützten Arkadier und Argiver dem spartanischen Könige Archidamos bei Midea erlegen waren, so eilte Pelopidas an den persischen Hof und erwirkte in Susa einen Friedensvorschlag, nach welchem Theben die Hegemonie über ganz Griechenland fortführen sollte. Dem widersetzten sich aber die andern griechischen Staaten, und nun rückte Epameinondas zum dritten Male in den Peloponnes, konnte aber den dort eingerissenen Wirren kein Ziel setzen. Sein Freund Pelopidas, der gegen Alexander von Pherä gezogen war, erkaufte den 364 bei Kynoskephalä (Hügelreihe in Thessalien zwischen Pharsalus und

Larissa) errungenen Sieg mit seinem Leben. Dieser Sieg hatte wenigstens den Erfolg, dass die Herrschaft Alexanders auf Pherä beschränkt blieb. Epameinondas aber bestimmte jetzt die Thebaner eine Flotte zu gründen, um die Athener zu demütigen. Es gelang ihm, ihre Seeherrschaft aufzulösen. Darüber erbittert, verbanden sich die Athener 364 mit den Oligarchen Arkadiens, mit den Spartanern, Eleern und Achäern. Deshalb zog Epameinondas zum vierten mal nach dem Peloponnes, konnte aber weder Sparta, wo er bis auf den Marktplatz vordrang, noch Mantineia in seine Gewalt bringen.

In der dann folgenden Schlacht, die er bei Mantineia dem gesammten feindlichen Bundesheer lieferte, 362, fiel Epameinondas, siegend, aber ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben. Mit ihm sank die letzte Idee eines freien und einigen Griechenlands dahin. Agesilaos der ihm entgegen gestanden, zog 361, nachdem ein allgemeiner Friede in Griechenland geschlossen worden, an der Spitze von Söldnern nach dem aufständischen Aegypten, um gegen die Perser zu streiten, und starb hier auf abenteuerndem Zuge. Die beiden letzten grossen Männer Griechenlands waren todt, Thebens Hegemonie zu Ende und alle zum Widerstand gegen äussere Feinde befähigten Symmachien aufgelöst. Das Ende der hellenischen Freiheit stand bevor.

Makedonien vor König Philipp.

Der Norden der griechischen Halbinsel hatte bisher in der griechischen Geschichte keine bedeutende Rolle gespielt. Nur vorübergehend hatten sich Anfänge zu grösseren Monarchien gebildet. So war Thrakien zu Anfang des peloponnesischen Krieges unter Sitalkes und Seuthes ein bedeutendes Reich gewesen, später hatte Thessalien unter Jason von Pherä eine Herrschaft über ganz Griechenland erstrebt; aber alles dies bezeichnet nur vorübergehende Versuche, bis Makedonien sich zu erheben begann. Das Land, dessen ringförmige grosse Täler sich sämmtlich zum thermäischen Busen öffnen und vereinigen, scheint zum Einheitsstaate bestimmt; die Bewohner, ein Volk von Hirten und Jägern, in den Kesseltälern ihres Landes auch Ackerbauer, waren Griechen, den Doriern verwandt, aber in ihrer Entwicklung zurückgeblieben, so dass sie später als Barbaren angesehen wurden. Sie hatten ein patriarchalisches Königtum und einen ritterlichen Kriegsadel wie die Griechen zur homerischen Zeit. Das Geschlecht der Temeniden aus Argos herrschte über sie im weit-

blickenden Aigai. Aber Einflüsse der barbarischen Nachbarn, vor allen der Illyrier jenseits des Pindos, hatten sich ebenfalls geltend zu machen gewusst. Zu Xerxes Zeiten hatte Alexandros, sonst den Griechen befreundet, doch sein Land durch die Perser erweitern lassen. Auf dieser Machtstufe blieb er stehen. Den ganzen herrlichen Küstensaum besassen die Griechen mit ihren Kolonien. Aber seit dem peloponnesischen Kriege, seit Perdikkas, Alexandros Sohne, begannen die Makedonier sich emporzuschwingen und auf Griechenland einzuwirken.

Dessen Sohn Archelaos, der Gründer der Hauptstadt Pella, der Beschützer griechischer Dichter und Künstler, ordnete und bildete Makedonien im innern. Das ganze Könighaus zeichnete sich durch Vorliebe für griechische Bildung und ausserdem durch staatsbildende Kraft aus.

Endlich, zur Zeit der thebanischen Hegemonie in Griechenland, nach wüsten Parteikämpfen, gelangte zum Throne Philippos II. der Sohn des Amyntas (359), zunächst nur als Vormund für die Kinder seines im Kriege gefallenen Bruders, 23 Jahre alt und einst als Geissel in Theben und in Pelopidas Hause gebildet. Mit der höchsten Klugheit und Entschlossenheit ausgerüstet, mit der Kunst seine Feinde zu trennen und sie einzeln zu besiegen, überwand er zuerst die benachbarten Bergvölker (Päonier und Illyrier), bildete nach thebanischem Muster, jedoch mit makedonischen Eigenheiten, die Phalanx aus und begann so, gestützt auf ein nazionales Heer mit allgemeiner Wehrpflicht und einem kriegerischen Gefolgsadel, die Eroberung der griechischen Küstenstädte. So fiel Amphipolis (357), Potidää (356), Pydna dann das Pangaion-Gebirge in seine Hände; später folgte Methone (353), so dass die ganze Küste vom Olymp bis zum Nestos ihm gehorchte. Am Fusse des Pangaion gründete er Philippi und mit den Schätzen der daselbst bestehenden Bergwerke schuf er sich eine Flotte. Darauf begann sein streben, sich der verwaisten Hegemonie in Griechenland zu bemächtigen. Er trat mit Epeiros in freundschaftliche Verbindung und gewann Einfluss in Thessalien, wo Alexandros von Pherä 357 ermordet worden war.

Der heilige Krieg gegen Phokis (357 - 346).

Der sogenannte heilige Krieg gab zuerst Philipp Anlass, sich in Griechenland selbst einzumischen.

Die Phokier, welche auf Anregung der Thebaner von der delphischen Amphiktyonie wegen Benutzung des dem Tempel zu

Delphi geweihten Gebietes von Kirrha zu einer unerschwinglichen Geldstrafe verurteilt worden waren, bemächtigten sich im Einverständnisse mit den Spartanern, die wegen Besetzung der Kadmeia ebenfalls zu einer Geldstrafe verurteilt waren, des Tempels zu Delphi, benutzten einen Teil des Tempelschatzes zur Besoldung ihrer Truppen und schlossen gegen die Thebaner, mit welchen sich die Lokrer und fast alle thessalischen Völkerschaften vereinigten, mit den Spartanern einen Bund, dem Athen und mehrere böotische Städte beitraten (355).

Die Phokier brachten unter Philomelos und nach dessen Tode (354) unter Onomarchos den Lokrern und Thessalern schwere Verluste bei, erlagen aber 352 dem von den Amphiktyonen und dem Adelsgeschlechte der Aleuaden herbeigerufenen König Philipp II. von Makedonien. Mittelgriechenland bedrohend stand dieser bereits an den Thermopylen, aber eine athenische Flotte hinderte ihn diesmal weiter zu dringen. Inzwischen setzten die Phokier (unter Phayllos und Phaläkos, dem Sohne des im Kampfe mit Philipp gefallenen Onomarchos) den Krieg fort; Philipp aber wandte sich plötzlich nach Norden und griff die Städte auf Chalkidike und das Haupt derselben Olynth an. Dieses aber suchte Hülfe in Athen.

Demosthenes und König Philipp.

Athen hatte die Kämpfe zwischen Theben und Sparta benützt, sich an die Spitze eines wieder erneuerten Seebundes zu bringen. Diesen Fortschritt seiner Macht dankte es vor allem dem Thimotheos, dem Sohne des Konon und dem berühmten Redner Kallistratos.

Jedoch der Mangel an Beharrlichkeit und Weisheit in der Leitung, und mannigfache Bedrückungen der Bundesgenossen regten diese zum Abfalle auf.

Als daher König Philipp II. von Makedonien im Jahre 357 Amphipolis, eine Pflanzstadt Athens an der Nordküste des ägäischen Meeres, unter Freundschaftsversicherungen gegen Athen wegnahm, sagten sich auch die reichsten und mächtigsten Inselstaaten, Chios, Rhodos, Kos und Byzantion, von Athen los. Ein dreijähriger Krieg, den die Athener unter tüchtigen, aber unter sich uneinigen Feldherren (Timotheos, Iphikrates, Chabrias, Chares, Phokion) führten, endete endlich damit, dass Athen die Unabhängigkeit sämmtlicher Bundesgenossen anerkennen musste. Durch die Auflösung des Bundes ward nun Athen nicht nur in seinem Einkommen sehr geschmälert, sondern erlitt auch an politischer Bedeutung grosse Einbusse. Auch seine

bedeutendsten Führer hatte es teils im Kampfe verloren, teils töricht sich ihrer selbst beraubt.

In Athen selbst aber hatte jetzt eine selbstsüchtige, von Eubolos geleitete Friedenspartei, welche die noch vorhandenen Mittel des Staates lieber auf öffentliche Feste statt auf Rüstungen gegen Philipp verwandte, die Oberhand gewonnen.*) Ihr trat Demosthenes entgegen (383—323). Sohn eines reichen Waffenschmieds und einer skythischen Mutter, hatte er sich, früh verwaist, durch betrügliche Vormünder seines Vermögens fast beraubt gesehen und hatte, um sie vor Gericht ziehen zu können, sich unter der Leitung des Isaios der Redekunst beflissen.

Alle Hemmnisse mit eisernem Fleiss überwindend, bildete er sich am Beispiel des Kallistratos, an den Schriften des Thukydides und der Philosophen zum vollendeten Redner. So ausgerüstet, widmete er sich, nachdem er zuerst als Sachwalter seine öffentliche Laufbahn begonnen, den Angelegenheiten des Staates.

Hier war sein Hauptziel, seine Mitbürger vor Philipps weitangelegten Eroberungsplänen zu warnen und sie selbst wieder zu guter Staats- und Finanzordnung, vor allem zur Wehrhaftigkeit zurückzuführen. Als Philipp Olynth und den chalkidikischen Städtebund angriff, erreichte es Demosthenes, dass Athen Hülfe sandte, aber gleichwol fiel auf Chalkidike eine Stadt nach der andern, zuletzt auch Olynth, 348, und wurde grausam zerstört. Der König aber schien sich nur um die Freundschaft der Athener zu bemühen, und bestochene oder betörte Menschen, wie Aeschines und Philokrates wirkten in Athen zu seinen Gunsten. Um den Frieden abzuschliessen, ward eine Gesandtschaft an Philipp geschickt, in der auch Demosthenes sich befand. Durch diese kam der unglückliche Friede des Philokrates zu Stande, 346. Noch während über ihn unterhandelt wurde, drang Philipp durch die Thermopylen, um mit Theben und den thessalischen Völkern im Bunde den heiligen Krieg durch völlige Besiegung der Phokier zu enden. Er zerstörte ihre Städte, weihte Delphi auf's neue und nahm an Phokis

*) Zu dieser Partei gehörten, von Philipp gewonnen, auch der Redelehrer Isokrates, der für einen Rachezug des geeinigten Hellas gegen das Perserreich unter dem Makedonenkönig sich begeisterte, und der sonst wackere und redliche aber aristokratisch gesinnte Phokion, der an der Fähigkeit seines Volkes der einheitlichen Militärmacht Philipps auf die Dauer Widerstand zu leisten pessimistisch verzweifelte.

Stelle Platz im Amphiktyonenbunde, 346. Athen, das den rechten Zeitpunkt des handelns versäumt hatte, ward nun selbst von Demosthenes zum Frieden ermahnt.

Der Untergang der griechischen Freiheit. Schlacht bei Chaironeia, 338.

Seit diesem letzten Schlage Philipps drang des Demosthenes Stimme in Athen mehr und mehr durch, und die Stadt raffte sich zu der alten Energie empor. Aber man konnte nicht hindern, dass Philipp, obwol er sich jeder Eroberung diesseits der Thermopylen enthielt, doch im Peloponnes die Politik des Epameinondas aufnahm und die kleineren Staaten, Argos, Megalopolis, Messene, vor allem Elis und das Heiligtum von Olympia gegen die Spartaner beschirmte; ferner, dass er Euböa von sich abhängig machte, Epeiros durch seinen, von ihm als König eingesetzten Schwager Alexandros, dem Bruder der Olympias, beherrschte, sich mit den Aetolern verband und die Griechenstädte am jonischen und Adriameere unterwarf. Vom Westen, Norden und Osten umfasste er Griechenland. Diesen Fortschritten Philipps gegenüber hielt Demosthenes die dritte und mächtigste seiner Philippinischen Reden und es gelang ihm, ein Bündnis der freiheitsliebenden hellenischen Staaten zu Stande zu bringen, an welchen Korinth, Megara, das von Philipp sich losringende Euböa, Rhodos, Abydos und noch andere Staaten teilnahmen. Philipp war um diese Zeit beschäftigt, das ganze Thrakerland bis zur Donau und zum schwarzen Meere hin zu unterwerfen und griechisch-makedonischer Kultur zu öffnen; dann wandte er sich plötzlich gegen die Städte am Bosporos, Perinth und Byzanz (340 und 339). Byzanz aber trat in den athenischen Bund, und so gelang es beiden Städten mit pers scher und athenischer Hilfe, den Angriff Philipps zurückzuweisen. Da wusste Aeschines in einer Amphiktyonenversammlung zu Delphi einen neuen heiligen Krieg gegen das lokrische Amphissa aufzuregen und Philipp wurde von der makedonischen Partei nach Griechenland gerufen, um denselben auszufechten. Er kam, rückte durch die Thermopylen, aber statt auf Amphissa zu gehen, bemächtigte er sich der böotischen Stadt Elateia an der grossen durch Hellas führenden Strasse, des Schlüssels von Griechenland.

Auf die Nachricht davon ergriff die höchste Bestürzung Athen; aller Augen in der Volksgemeinde wandten sich auf Demosthenes. Dieser schlug ein Bündnis mit dem bisher feindlichen Theben vor und setzte ein solches sowol in Athen als auch in Theben, wohin

er persönlich sich begab, durch. In nazionaler Begeisterung erhoben sich beide Städte, auch die kleineren Staaten des schon bestehenden Bundes schlossen sich an. Philipp zögerte und schien zu weichen. Plötzlich überfiel er, nach Westen den Parnass umgehend, Amphissa, eroberte und zerstörte es; dann wieder östlich gewandt, drang er in das Kephisosthal in Böotien ein. Hier, bei Chaironeia, kam es am 2. August 338 zur Schlacht.

Die Athener auf dem linken Flügel drängten Philipp zurück; rückten aber im Eifer zu weit vor; auf dem rechten Flügel wurden die heldenmüthig kämpfenden Thebaner vom 18jährigen Alexandros, Philipp's Sohn, besiegt; ihre heilige Schaar fand fechtend den Tod; das Zentrum (die griechischen Kleinstaaten), dann auch der athenische Flügel erlag dem Angriffe der makedonischen Phalanx. Das war das Ende Griechenlands. Nach dem Siege behandelte Philipp Athen, das sich zur entschlossensten Verteidigung anschickte, mit Auszeichnung und gewann es durch Milde. Theben dagegen fühlte seine schwere Hand, musste makedonische Besatzung in die Kadmeia aufnehmen und die böotischen Städte als autonom anerkennen.

Darauf durchzog Philipp den Peloponnes, überliess das ohnmächtig trotzende Sparta sich selbst, stellte aber überall die Autonomie auch der kleinsten Staaten her. Hierauf berief er alle Griechen zu einer Tagsatzung nach Korinth, 337, wo er sich das Oberfeldherrnamt gegen die Perser übertragen liess. Als solcher, als Schutzherr ferner des Amphiktyonenbundes, herrschte Philipp jetzt tatsächlich über Griechenland, obwohl er einen Schein der Freiheit bestehen liess.

Mit dem Beschlusse des Kongresses von Korinth tritt daher die Geschichte Griechenlands in ein neues Stadium ein. Die reichen Kräfte des zersplitterten Landes erhielten von jetzt an zwar ein neues Feld grossartiger Wirksamkeit, wurden aber einem fremden Willen dienstbar, und Griechenlands Selbstständigkeit war dahin.

Welthistorische Stellung des Hellenentums.

In dem grossen Zeitraume, den wir jetzt in Kürze betrachtet hat das griechische Volk alle Bildungs- und Lebensformen geschaffen, die das Wesen des Hellenismus ausmachen und wenn auch die folgenden Jahrhunderte noch einige neue Zweige ansetzten, der Stamm und die Wurzeln blieben unverändert und bestimmten die Natur und Richtung. Drei Kulturstufen lassen sich der öffentlichen Entwicklung gemäss in dem Kulturleben der Hellenen unterscheiden: Die alte Zeit, welche in Religion und Kultus in Staat und bürger-

licher Einrichtung dem Morgenlande verwandt war, oder einzelne morgenländische Bildungskeime mit dem heimischen Wesen und der eigenen Naturanlage des griechischen Volkes verband. Sie verehrte die göttlichen Naturmächte in geheimnisvollen Formen, hielt an dem Herkommen und den Satzungen der Väter fest, ertrug die patriarchalische Herrschaft der Könige und edeln Geschlechter und sah eine Sonderung und Scheidung der Menschen nach Stand und Geschäft, nach Stamm und Familie als notwendige Vorbedingung einer festen Staats- und Lebensordnung an. Diese Entwicklungsstufe mit gebundenen Gesellschaftsformen erlag den Angriffen der von Selbstbewusstsein und Männerkraft getragenen Freiheitsbestrebungen, die in den Perserkriegen ihren höchsten Ausdruck fanden.

Die zweite oder mittlere Periode, von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Grossen ist diejenige, in welcher die Hellenen auch jene geistigen Taten vollzogen haben, durch welche sie nicht nur eine höhere Stufe der weltgeschichtlichen Entwicklung erstiegen, sondern durch welche sie für alle Zeiten die Lehrer geworden sind. Freilich ist es auch die Zeit, in welcher sie zugleich die Keime zu ihrem Untergange legten.

Fragen wir nun nach dem Kerne, aus welchem heraus in dieser Periode das Hellenentum, jene welthistorischen Taten vollzogen, so ist es die glückliche Verbindung der politischen Freiheit mit einem ungewöhnlichen Gestaltungsvermögen, das wiederum aus einem unbefangenen Naturleben und einem hohen Sinne für Schönheit und Mass hervorgegangen. Die Hellenen sind das erste Volk, in welchem die politische Freiheit eine breitere Basis gewann; — allerdings noch keine allgemeine, da es weder an Sklaven noch an anderen zwar persönlich freien Menschen fehlte, die aber keine politische Freiheit besassen. — Aber immerhin beteiligte sich doch eine ziemlich grosse Anzahl an dem politischen Leben; sie bilden den Staat, mit dem sie nun verwachsen.

Und dieses freie Erzeugnis der Menschen, das sie je nach Bedürfnis wieder verändern, ist nun ihre ganze Welt, in ihr leben und gehen sie auf, in ihr konzentrieren sich alle Verhältnisse, der Staat ist ihnen das höchste auf dieser Erde.

War nun die Erringung der politischen Freiheit an sich schon ein ungemeiner Fortschritt im Verhältnis zu den orientalischen Reichen, so war sie ferner unschätzbar, weil sie dem sonstigen Wesen des Hellenentums die Möglichkeit einer ungehemmten Entwicklung verschaffte.

Der Hellene neigte sich, entsprechend seiner heiteren Umgebung, zu einer liebevollen Auffassung der Natur und der Sinnenwelt und zu frohem Lebensgenusse hin. Nun war es für die Bewahrung dieser unbefangenen Natürlichkeit wesentlich, dass schon sehr frühe mit dem Kastenwesen das Priestertum verschwand und mit ihm ein bestimmtes dogmatisches System, welches sein Naturleben gestört und einen Zwiespalt in seine Empfindung gebracht hätte. So war es ihm vergönnt, die Freude an sinnlicher Anschauung frei walten zu lassen, welcher bald der Trieb folgte, die sinnlichen Erscheinungen in Bilder, in Gestalten zu formen. Das früheste Erzeugnis dieses naiven Gestaltungstriebes ist die griechische Mythologie, der unmittelbare Ausdruck des hellenischen Geistes, ein Moment von der grössten Bedeutung für die weitere Entwicklung des Hellenentums, indem sich manche wichtige Seiten desselben, so Poesie und Kunst, an ihr herangebildet haben.

Aber zu dem unbefangenen Naturleben und dem Vermögen die sinnlichen Erscheinungen in ihrer Objektivität aufzufassen und zu gestalten, trat nun der Sinn für Schönheit und Mass, der den Griechen angeboren war, aber doch einer Zeit der Reife bedurfte und ebenfalls durch die Freiheit gezeitiget wurde, besonders aber durch den Gegensatz zu den Barbaren, die teils durch ihre düstere und leidenschaftlich entzweiende Religionsansicht, teils durch ihre politischen Einrichtungen gehindert wurden, eine freie frische Existenz darzuleben.

So war es vorzugsweise die Darstellung einer schönen freien Persönlichkeit, worin sich der Hellene von dem Barbaren unterschied. Und das geistige und leibliche Element sind darin von gleicher Bedeutung. Der freien Seele muss ein starker gewandter Körper zum Stützpunkte dienen. Dieser wird nur erreicht durch beständige Uebung, durch Anstrengungen, Entbehrung und Tätigkeit. Dies gewöhnt ihn zur Selbstbeherrschung und führt zur Schönheit und zum Mass. Insoferne liegt in der freien schönen Persönlichkeit ein sittliches Element, wie umgekehrt das gute nur unter dem Gesichtspunkte des schönen erscheint. Der an Leib und Seele gesunde Mensch, der auf sich selber ruht, aber sich auch in der Gewalt hat, das ist das Ziel der Hellenen. Dieser gibt sich denn auch frei nach seiner Natur — er lebt ohne Zwiespalt seine Persönlichkeit aus.

So erscheint der Mensch gewissermassen als Kunstwerk; natürlich bildete er auch einen Hauptgegenstand der Darstellung.

Es war nun von der höchsten Bedeutung, dass die Griechen in demselben Momente, wo sie in jenem glücklichen Stadium der Naivetät und des Schönheitssinnes sich befanden, doch zugleich geistig so fortgeschritten waren, dass der Naturtrieb durch ein gewisses ästhetisches Bewusstsein unterstützt werden konnte. Dadurch geschah es, dass sie das höchste leisteten in Poesie und Kunst und dass jenes glückliche Formtalent sich auch in den ernsten Richtungen der Geistestätigkeit bewährte.

Denn nachdem einmal der Schaffungstrieb angeregt war, so schritt er immer weiter, bis er an den höchsten Anforderungen angekommen.

Ein so wichtiges Moment aber die freie Persönlichkeit im griechischen Leben bildet, so charakteristisch ist wieder eine andere Erscheinung, dass nämlich die Individualität verschwindet, derjenigen Einrichtung gegenüber, durch welche allein die Freiheit des einzelnen erhalten und geschützt werden kann, nämlich dem Staate gegenüber. In der Tat geht in Griechenland überhaupt der Mensch im Bürger unter.

Der Mensch kommt nur insoferne zur Geltung, als er Mitglied des Staates ist. Der Staat ist sein höchstes; seine Religion; denn selbst der Kultus ist nur eines der vielen Glieder des Staatslebens. Und so erkennt denn der Grieche ausser seinem eigenen Staate, dem Zielpunkt seiner ganzen Tätigkeit, seines Interesses, nichts anderes an. Was ausser demselben ist, erscheint ihm gleichgültig, fremd, feindlich, ja er hält es sogar für seine Pflicht, ihm mit allen Mitteln zu schaden, wenn damit der Vorteil des eigenen Staates erreicht wird. Ihm ist der Patriotismus die höchste Tugend, er kennt noch keine Menschheit.

Diese lebendige unausgesetzte aufopfernde Beteiligung der einzelnen am Staate, war freilich nur das Ergebnis der demokratischen Verfassungen und diese selbst waren nur in kleinen unabhängigen Staaten möglich, wie sie sich eben in Griechenland, der Eigentümlichkeit der Landesnatur entsprechend, gebildet hatten. Die Auflösung des griechischen Volkes in eine Menge von Gemeinwesen, der Mangel einer grösseren politischen Einheit ist also ein Erzeugnis der natürlichen Verhältnisse und jedenfalls eine wesentliche Bedingung des Freiheitssinnes und der lebhaften politischen Tätigkeit gewesen, wenn auch nicht zu läugnen ist, dass der Partikularismus und namentlich die rücksichtslose Verfolgung des eigenen Interesses,

auch den hellenischen Landsleuten gegenüber allmälig die innere Auflösung der politischen Selbstständigkeit zur Folge gehabt hat.

Absorbiert nun der griechische Staat so zu sagen das ganze Wesen seiner Mitbürger, so entsendet er wiederum in alle Kreise neues Leben; er wendet allen wichtigen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zu. Er sorgt für die prachtvolle Begehung des Kultus, für grossartige Tempel und andere öffentliche Gebäude. Er hat die Erziehung, d. h. die spätere, wodurch die Knaben zu Bürgern herangebildet werden sollen, in seiner Hand, er sorgt für die Ringschulen, in welchen sie ihre Körper bilden. Ebenso entfaltet die Kunst, fast nur unter dem Schutze des Staates und mit Hinblick auf ihn, auf seine Religion und sonstige öffentliche Einrichtungen ihre Tätigkeit, wie sie umgekehrt aus diesen Elementen ihre Kräfte zieht. Und nicht anders ist es mit der Poesie, die auch nur unter der Einwirkung und mit Rücksichtname des öffentlichen Lebens geübt wird.

Eine notwendige Folge dieser Eigentümlichkeit des griechischen Lebens war nun die Zurückdrängung der Familie und des Weibes. Da das ganze Wesen des Mannes in der Oeffentlichkeit aufgieng, hatte er keinen Raum und keinen Sinn mehr für die Beschränktheit des Hauses. In der Tat befand sich bei den Griechen, wenn auch Monogamie bestand, die Frau immer noch in einer untergeordneten Stellung, sie war nicht viel mehr als die Haushälterin, bot aber dem Manne nichts, was seinen Geist erfrischte, oder sein Interesse erregte.

Damit in Verbindung steht nun einerseits die Männerfreundschaft und die Knabenliebe, andererseits das Institut der Hetären, welches nur dazu beitragen konnte, die Sitten mehr und mehr zu lockern und die hellenische Natürlichkeit der Unbefangenheit zu entkleiden.

So tragen eben die Elemente, in welchen die Stärke des Hellenentums liegt, zugleich die Keime des Verfalls in sich, und gerade als dasselbe auf dem höchsten Punkte seiner Entwicklung angekommen, treten sie hervor. Der eben behandelte Zeitabschnitt teilt sich daher von selbst in zwei Hälften.

In der einen bis zum peloponnesischen Krieg ist alles von höchster Strebsamkeit ergriffen, erfüllt von dem mächtigen Pathos der Freiheitskriege, voll der edelsten Blüten der Bildung und zugleich bestrebt, durch Handel und Verkehr der Güter dieser Erde teilhaftig zu werden. Dann kommt in der zweiten Hälfte, die bereits

den Uebergang zur dritten Stufe bildet, die politische Entzweiung, welche die heftigsten Leidenschaften aufregt und da es nicht gelingt, eine Einigung herbeizuführen, Gesammthellas als politische Macht zersetzt. Zugleich üben die gesteigerten Genussmittel einen verderblichen Einfluss auf die Sitten aus, die in ihrer Einfachheit gestört, den natürlichen Haltpunkt verlieren, so dass auch hier eine Zersetzung des Hellenentums Platz greift, die noch durch die fortschreitende geistige Bildung, namentlich deren Gegensatz zu der Volksreligion gesteigert wird.

Jetzt ward der kräftige vaterländische Sinn mit einem vagen schlaffen Weltbürgertum vertauscht, die feste Ordnung des Bundesstaates durch eine unhaltbare Autonomie der Gemeinde und einen auflösenden Individualismus verdrängt, die heimische Götterwelt geleugnet oder mit fremdartigen Formen und Ideen vermischt. Auch in der Kunst legte man weniger Wert auf grossartige Schöpfungen als auf technische und formale Vollendung; in dem jagen nach Genuss und Vergnügen aber vernachlässigte man die höheren Güter und die männliche Tatkraft, ungewarnt durch den Mahnruf des vaterländischen Redners Demosthenes. Es war im allgemeinen bereits schon so weit gekommen, dass die aufopfernde Vaterlandsliebe fast überall von schnöder Selbstsucht verdrängt ward. Diese Keime des Verfalls waren schon so ziemlich weit entwickelt, als die thebanische Vorherrschaft mit dem Tode des Epameinondas ihr Ende erreichte. Theben nämlich hatte nach den vergeblichen Versuchen Sparta's, das durch seine peloponnesische Hegemonie und Athens, das durch seine Symmachie den griechischen Einheitsstaat begründen wollte, das dem griechischen Leben noch angemessenste hergestellt den nazionalen Staatenbund unter Leitung des mächtigsten Staates. Aber weder war Theben mehr fähig, ohne seine grossen Männer zu leiten, noch die Hellenen sich leiten zu lassen. So konnte Philipp endlich den Versuch wagen, den Einheitsstaat durch Militärmacht zu begründen. Dieser aber ward kein nazionaler, denn Makedonien war nur halbgriechisch, kein freier, denn es gab keine Verfassung als den Willen des Königs. Das eigentümliche politische Leben der Griechen war somit geschlossen und ihr Schicksal an Makedonien geknüpft.

Den Schluss dieser dritten Lebensstufe bildet also das alexandrinische Zeitalter, wo der Hellenismus die heimische und nazionale Begrenzung überschritt und die geistige Errungenschaft in die alten

Stätten der morgenländischen Kultur trug, von woher ihm selbst so manche Anregung so mancher Strahl höherer Erkenntnis gekommen.

Die Religion der Griechen.

Charakter der hellenischen Mythologie.

Seinem Grundcharakter und in seiner ursprünglichen Einfalt ist der griechische Volksglaube Naturreligion, verwandt mit den Religionen anderer arischer Völker und unter dem Einfluss anderer orientalischer Vorstellungen gebildet. Die Personifikazion der Naturkräfte und Weltkörper nahm jedoch bei den Hellenen einen ganz anderen Entwicklungsgang als bei den orientalischen Völkern. Die aus der arischen Heimat mitgebrachten religiösen Vorstellungen, eben so wie die vom Orient, Aegypten und Phönizien überkommenen veredelten sich in ihren Formen fortgesetzt unter dem Himmel Griechenlands, und es vergeistigte und läuterte sich ihr Inhalt.

Waren bei den orientalischen Völkern in den Versuchen, ihren religiösen Vorstellungen Ausdruck zu geben, Tiere als Symbole geahnter übersinnlicher Kräfte zur Geltung gelangt (was mit sich führte, dass die erwählten Symbole selbst vielfach göttlich verehrt wurden) oder hatte die regellose Phantasie derselben ungeheuerliche Gestalten durch Zusammenhäufung von Tier- und Menschengestalten gebildet, so trat bei den Hellenen frühe die Anlage hervor, den Menschen selbst, der Schöpfung Krone, zum Mass, zum Gefäss des göttlichen zu erheben. Die Bilder ihrer Götter wurden Ideale der menschlichen Gestalt, der höchsten körperlichen Vollkommenheit, die man kannte. So verwandelten sich die aus Naturmächten zu Götter gewordenen Wesen dem Hellenen nach und nach in ethische Mächte, in Ideen, die er sich in schöner Gestalt versinnbildlichte, die er nicht scheute, nicht fürchtete, sondern mit denen er umgieng wie mit seinesgleichen, deren Bilder seine Künstler mit Lust und Freude, als Darstellungen verwandter Wesen, als Ideale menschlicher Gestalt ausmeisselten und von denen seine Dichter sangen, wie von Helden sterblicher Geschlechter.

Die Götter der Hellenen waren weder Ungeheuer, wie die ägyptischen, phönizischen und indischen, noch körperlose Geister wie die persischen und israelitischen, sondern mächtige Wesen mit menschlichen Gefühlen und Leidenschaften in menschlicher Gestalt, nur frei von Alter und Tod.

Eines aber ist zum richtigen Verständnisse dieser Erscheinung nicht aus dem Auge zu lassen, dass nämlich nicht eine vom Volke getrennte abgeschlossene Priesterschaft wie im Orient für alle Zeit die Tätigkeit der Götter begrenzte, sondern das Volk selbst die Ausbildung der Mythologie übernahm, und diese somit zum reinsten Ausdruck des griechischen Volksgeistes machte. So verklärte das dichtende Volksgemüt, in Freiheit waltend, fortgesetzt den Götterhimmel und was aus dem Volksgemüt aufstieg, gewann in heiligen Sehern dem Inhalte nach Vertiefung, der Form nach künstlerische Gestaltung. Als solche Dichter und Seher sind vor allen zu nennen Hesiod und Homer und nur in dem angedeuteten Sinne mag gesagt werden, sie gaben den Griechen „ihre Götter“.

Hieraus erklärt sich auch der Umstand, dass sich der Inhalt der Göttergestalten durch die Zeit veränderte, dass einzelne Tätigkeiten sich erweiterten, bisweilen vergeistigten. Jede Völkerschaft schuf sich entsprechend der sie umgebenden Oertlichkeit ihre eigenen Lokalgottheiten und die damit in Verbindung stehenden Sagen: „Die Welt, die sich dem Menschen durch die Sinne offenbart, schmilzt ihm selbst fast unbewusst zusammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, in seinem Busen aufbaut.“

Die Götterwelt.

Demnach trat das eigentlich spekulative Element in der griechischen Mythologie weit weniger hervor, als in den orientalischen Religionssystemen, die das Resultat der Tätigkeit der Priesterkaste waren. So ist ihre Weltentstehungslehre ziemlich fragmentarisch: meistens Reste der orientalischen Mythologien, und nur der Kampf des Zeus gegen Kronos und die Titanen ist mit grosser Phantasie ausgeführt. Auch fehlen die Kämpfe der guten, die Weltordnung wahrenden Gottheiten gegen die wilden Naturkräfte (Giganten, Typhon, Python u. s. w.) nicht. Herakles und Athene, in welchen beiden das Prinzip der guten Gottheiten vorzugsweise vertreten ist, sind besonders dabei tätig.

Auch die Entstehung des Menschengeschlechts ist ziemlich dürftig behandelt. Doch erinnert auch hier die Sage von der Vertilgung desselben wegen seiner Verbrechen durch eine grosse Flut an verwandte orientalische Vorstellungen, aber auch in Verbindung mit der Sage von der Erneuerung des Menschengeschlechts durch Deukalion, den Vater des Hellen an den Kampf zwischen Pelasgertum und Hellenismus. Charakteristisch ist aber die Sage von Prometheus.

Denn in ihm, dem Sachwalter der Menschen gegenüber den neidischen Göttern, dem Lehrer und Zivilisator, ist die Kühnheit und das Selbstbewusstsein, wie das Freiheitsgefühl und der Forschungstrieb des hellenischen Volkes recht anschaulich gezeichnet: ein vollkommener Gegensatz zu den orientalischen Vorstellungen über das Wesen des Menschen.

Der eigentliche Glanzpunkt der griechischen Mythologie aber ist die Götterwelt, welche mit einer nie mehr erreichten Fülle anmutiger und sinniger Bilder geschmückt ist. Nach dem Siege des Zeus über Kronos teilt er sich mit seinen Brüdern Poseidon und Hades und den übrigen Göttern in die Herrschaft der Welt, so dass er den Himmel, Poseidon die Gewässer, Hades die Unterwelt erhält, während der Olymp, der Göttersitz, und die Erde allen gemeinschaftlich sein soll.

Die himmlischen Gottheiten sind: 1) Zeus, nach ursprünglich arischer Auffassung eigentlich der Gott des Himmels, der Wolkensammler, der Herr über Regen, Blitz und Donner, später bei Hesiod und Homer zugleich als die oberste Gottheit, als Himmelskönig, als Vater der Menschen und Götter gedacht; 2) Hera, seine Gemahlin, ursprünglich die regenspendende, später die Göttin der Ehe; 3) Hephästos, der Gott des Feuers, der materielle Schöpfergott; 4) Athene, ursprünglich nur die Göttin der Himmelklarheit und des die Luft reinigenden Gewitters, dann später die Göttin der Kultur im weitesten Sinne, kriegerisch insoferne, als sie gerüstet ist, um die der Kultur feindlichen Elemente zurückzuweisen; 5) Apollon, der Dichtergott, ursprünglich als Sonnengott Helios und Hyperion genannt, der Gott des Lichtes; 6) Artemis, seine Schwester, die Mondgöttin, zugleich als Jägerin in Arkadiens Wäldern und am spiegelnden Meer und Stromgewässer gedacht. Die göttlichen Geschwister stammten von Leto (der verborgenen, der Nacht); 7) Ares, der Kriegsgott, der Repräsentant der wilden ungebändigten Streitlust; 8) Aphrodite, die Göttin der Liebe und der Schönheit; 9) Hermes, in dem sich ungefähr dieselben Elemente vereinigen, wie in der Athene: Gott der befruchtenden Naturkraft, der Kultur, zunächst der materiellen, aber auch der geistigen, daher Erfinder der Lyra, der Hirtenflöte, Gott der Gymnasien, der Palästra, Gott der Wege, der Grenzmarken, des Handels; endlich Bote der Götter und Geleiter der Menschen in der Unterwelt, ursprünglich wohl kaum unterschieden vom Pan, der später zu seinem Sohne wird; 10) Hestia, das ätherische Feuer des

Himmels mit dem Charakter der Jungfräulichkeit und der Reinheit, insbesondere aber Gottheit des häuslichen Herdes.

An diese Gottheiten schliessen sich an: Themis und ihre Töchter, die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten (Eunomia, Dike, Eirene), liebliche Mädchen, die zugleich Segenfülle und Gesetzmässigkeit ausdrücken; ferner Eurynome, die weithinherrschende, die Göttin der Weltordnung und des Gesetzes, mit ihren Töchtern, den Chariten oder Grazien, (Aglaia, Thalia, Euphrosyne) den Göttinnen des Reizes und der Blüte aller sinnlichen Erscheinung, der Heiterkeit, Schönheit und Anmut. Sie gesellte der Sinn der Griechen für Schönheit und Mass der Aphrodite, welche wie ihr Sohn Eros ursprüngliche phönizische Gottheit war bei, und tilgte so jede unedle Auffassung ihres Wesens.

Auch Hebe und Ganymed, die Sinnbilder der Jugendfrische; endlich Mnemosyne und ihre Töchter, die neun Musen, nämlich Kalliope (epische Dichtung); Klio, (Geschichte); Euterpe, (Flötenspiel); Terpsichore (Tanz); Erato (Liebesdichtung); Melpomene (Tragödie); Thalia (Komödie); Polyhymnia (ernste und gottesdienstliche Gesänge); Urania (Himmelskunde) gehören zu dieser Götterreihe.

Eine grosse Mannigfaltigkeit von Göttergestalten bietet das Meer. Da ist zunächst der Okeanos und seine Gemahlin Tethys, im fernen Westen, jetzt zurückgezogen von der Welt, aber der Vater aller Ströme, Flüsse, Quellen und Bäche, sodann Pontos, der tiefe Abgrund des Meeres; von ihm stammen Nereus mit seinen 50 lieblichen Töchtern, den Nereiden: er stellt das ruhige und freundliche Meer dar, wie Thaumas die Wunderwelt desselben und Phorkys und Keto das Meer als grausige Macht, die Ungeheuer in ihrem Schosse birgt; Triton und die Tritonen sind ein Bild des rauschenden, wilden, ungestümen Meeres, bilden einen Gegensatz zu den Nereiden, mit denen sie aber häufig zusammen vorkommen; Proteus stellt das Meer in seiner Wandelbarkeit vor, und die verführerischen Sirenen in seiner Trüglichkeit und Tücke; Skylla und Charybdis sind die Personifikazionen der Meeresstrudel. Auch die Meeresriesen, die Kyklopen, gehören hieher. Der Gott der Winde, Aeolos, steht ebenfalls damit in Verbindung. Ueber diese ganze Meereswelt herrscht nun Poseidon, der gewaltige Erderschütterer, mit seiner Gemalin Amphitrite, einer der Nereiden. In ihm tritt meistenteils das gebietende, starke, trotzige der Meeresnatur hervor.

Erdgottheiten.

Nicht minder reich ist die Götterwelt der Erde. Die ursprüngliche Gottheit derselben ist Gäa, die aber, weil sie nur den Sachbegriff ausdrückte, später vor anderen plastischeren Gestalten zurückweichen musste. Unter den weiblichen Gottheiten der Erde ist Rhea, Kybele und Demeter (d. h. die Erdmutter) gleichbedeutend; sie gehen alle aus dem Begriffe der ägyptischen Netpe, der Nährmutter, hervor, und stellen die Erde in ihrer Fruchtbarkeit dar; so ist Demeter insbesondere die Göttin des Ackerbaues. Am populärsten war Dionysos, ebenfalls ägyptischen und asiatischen Ursprungs gleichbedeutend mit Osiris, und Adonis, aber mit ächt hellenischer Plastik zu einem Nazionalgott verarbeitet. Er stellt den Saft und die Kraft des Erdelebens dar und die damit in Verbindung stehende Lebenslust und Heiterkeit: soferne dies alles im Wein am lebhaftesten zur Erscheinung kommt, gilt er besonders als Gott des Weins. Er soll vom fernen Indien die Traube geholt und als siegreicher Gott die Länder durchzogen haben. Indessen vertritt er auch die Natur in ihrem Winterschlafe, dann wird er als der verlorene oder getödtete Dionysos (ganz wie Adonis) beweint. Seit mit den demokratischen Verfassungen der Bauernstand sich hob, kam Dionysos als Bauerngott besonders zu Ehren. In seinem Gefolge befinden sich die Satyrn und die Silene, die derberen Elementargeister der Wälder und Berge, daher auch halbtierisch gebildet; auch Priap, der Gott der Zeugungskraft, und Pan, ursprünglich die schöpferische Naturkraft,. drücken ungefähr dasselbe aus; ferner die Nymphen, die zarteren Naturgeister in Bächen und Bäumen, Bergen und Wäldern, Grotten und Tälern, wo sie singen und tanzen, spielen und baden, belauscht und verfolgt von den Satyrn, den sterblichen hold und freundlich, das Geleite der Göttinnen und der Götter. Man teilte sie gewöhnlich in Fluss- oder Bachnymphen (Najaden), Bergnymphen (Oreaden) und Wald- und Baumnymphen (Dryaden); auch Grottennymphen (Antriaden.)

Die Unterwelt.

So heiter, anmutig und lebensfrisch die Oberfläche der Erde in der griechischen Mythologie erscheint, so musste gerade ihre Fülle und Fruchtbarkeit an die Mächte mahnen welche tief in ihrem Schosse wirken, um die erfreulichen Erscheinungen hervorzubringen. Mit einem Worte: die Gottheiten der Erde erinnern zugleich an die Unterwelt, und so stehen wirklich sowohl Demeter, wie Dionysos

mit derselben unmittelbar in Verbindung; die Demeter durch ihre Tochter, die Persephone, (Kore), welche die Gemalin des Hades ist, und Dionysos nicht nur, soferne er als die während der Wintermonate erstorbene Naturkraft sich in der Unterwelt befindet, sondern auch als Richter über die verstorbenen; denn das Amt des Osiris, als Todtenrichter, ist ganz auf ihn übergegangen, und die eleusinischen und samothrakischen Mysterien erhalten nur durch die ägyptisch-phönizische Osirismythe ihre Erklärung. Selbst Hades deutet durch seinen anderen Namen Pluton (verwandt mit Plutos, dem Reichtum) auf diese Doppelbedeutung der unterirdischen (chdonischen) Gottheiten hin, einmal als Segenspender und dann als die Sinnbilder des Todes.

Die Unterwelt selbst beherrscht von Hades und der Persephone dachten sich die Griechen zuerst als düster, farblos und traurig, wo die Geister der verstorbenen als wesenlose Schatten, doch ganz mit dem Scheine des Lebens dahingleiten. Der Eingang ist durch den dreiköpfigen Kerberos bewacht, der Niemanden wieder herauslässt. Sie ist mit Flüssen umgeben, die sie von der Oberwelt scheiden; der Styx, dem Acheron, dem Pyriphlegethon und dem Kokytos. Später wurde der Aufenthalt der todten lebhafter ausgemalt. Es kam der Fährmann Charon hinzu, dann die Strafen der Verbrecher, das Todtengericht und die Unterscheidung eines Aufenthaltes der seligen, des Elysions und des Tartaros, in welchen die verdammten kamen. Das Gericht ist aus den frömmsten und gerechtesten Fürsten der Sage zusammengesetzt Minos, Rhadamantys, Aeakos. In unmittelbarer Verbindung mit diesem unterirdischen Gerichte stehen die Erinyen, Tisiphone, Alekto, Megära, die unerbittlichen Straf- und Rachegeister, welche die Menschen wegen ihrer Frevel verfolgen. Da sie aber überhaupt die Wahrerinnen des Rechts und der Pflichten sind, also der sittlichen Ordnung, so gelten sie nicht an und für sich für böse, sondern auch als segenbringend, wohlwollend und in diesem Sinne heissen sie Eumeniden.

Die Heroen.

Dem anthropologischen Charakter der griechischen Mythologie entsprach es, dass auch die Heroen, die Halbgötter, mit besonderer Vorliebe behandelt wurden. Der ältesten Anschauung gemäss waren diese Heroen Götter oder göttergleiche Wesen, später stellte man sich dieselben als Wesen halb göttlicher, halb menschlicher Abstammung vor, bis man zuletzt hervorragende Personen aller Art,

besonders die abgeschiedenen Helden der Vorzeit, die Städtegründer, die Stammeshäupter, die Kolonienführer, ja selbst Dichter und Künstler nach ihrem Tode unter die Heroen versetzte. Diese grosse Masse der Heroen wurde dann in drei Gruppen abgeteilt. Die eine derselben stand meist im Zusammenhange mit der örtlichen oder landschaftlichen Sage, die andere mit der gesammten Heldendichtung der Griechen, in der dritten war oft ein und derselbe Held Gegenstand verschiedener Tradizionen geworden.

Den Mittelpunkt dieser hellenischen Heroologie bildete Herakles, des Zeus und der Alkmene Sohn, der, nachdem er eine lange Heldenbahn voll Mühsal durchmessen, endlich durch den Feuertod geläutert zu den himmlischen emporstieg, um mit Hebe, der ewigen Jugendblüte, vermält zu werden. Sein Mythos ist in den verschiedenen Lokalsagen verschieden gefasst, doch überwiegt überall seine Bedeutung als Kulturheros. Er repräsentiert den Hellenen so recht das sittliche Ideal, das Muster der Tugend und edlen Gesinnung. Schält man den Kern des Mythos, der später mit ägyptischen und phönizischen Sagen verwoben worden, aus seiner Umhüllung, so ist in Herakles wohl das Vorbild der Läuterung des Menschen von den Schlacken des Erdenlebens gegeben.

Die Schicksalsidee.

Ueber den Göttern, Heroen und Menschen stand aber noch gebietend ein dunkles etwas, eine geheimnisvolle Macht, das Schicksal (Moira, Aisa) dem in allen Dingen die höchste Entscheidung oblag. Es ist wohl diese Schicksalsidee ein Versuch, über die mythologische Vielerleiheit der hellenischen Religion eine Art monotheistischen Begriffs zu erhöhen. Auch findet sich dieselbe mehr bei den Autoren (z. B. bei Herodot und den Tragikern), als im Volksbewusstsein. Dieses zerlegte den Schicksalsbegriff zu den 3 mythologischen Gestalten der Moiren oder Parzen Klotho, Lachesis, Atropos, deren Tätigkeit es durch das Bild vom spinnen und abschneiden des Lebensfadens versinnlichte. Auch die Nemesis und Adrasteia stehen mit der Schicksalsidee im Zusammenhang.

Der Götterdienst und das Priesterthum.

Wie wenig streng und bindend aber der griechische Götterglaube gewesen, geht daraus hervor, dass die einzelnen Teile des Volkes keineswegs über Zahl und Rang der Götter einig waren. Ja einzelne Lokalgötter erfuhren (z. B. Athene zu Athen) oft weit

mehr Verehrung als Zeus, der Göttervater und Herrscher im Donnergewölk. Auch die Wirkungskreise der einzelnen Götter sind nicht überall streng geschieden, doch teilt sich im wesentlichen die Götterwelt nach den Elementen in Götter des Himmels (uranische), der Wasser (thalassische) und der Unterwelt oder Erde (chdonische). Erst nach Homer fixiert sich aus den oberen Göttern das Zwölfgöttersystem (wahrscheinlich auf Grund der Jahreseinteilung in 12 Monde) paarweise 6 männliche und 6 weibliche (Zeus und Hera, Poseidon und Demeter, Apollon und Artemis, Ares und Aphrodite, Hermes und Athene, Hephaistos und Hestia), ausser ihnen eine grosse Zahl von Nebengöttern in allen Reichen.

Die Hellenen kannten also kein Dogma, kein Glaubensbekenntnis, keinen Religionsunterricht, keine Offenbarung. Mit der Verehrung der Götter überhaupt, tat man den religiösen Pflichten genüge, in welcher Weise, wo, wann, wie oft, war jedem überlassen, darum bekümmerte sich kein anderer. Die Priester der Hellenen waren daher keineswegs wie bei den orientalischen Völkern, die ausschliesslichen Vermittler des Menschen mit der Gottheit. Gebet, Opfer und übrige Kultgebräuche konnten auch ohne priesterliche Dazwischenkunft von jedem einzelnen für sich selbst, vom Familienvater für die Familie, vom Fürsten oder dem sonstigen ersten Beamten für den Staat verrichtet werden. Zwar gab es in alter Zeit erbliche Priesterämter, aber in dem Verhältnis, in welchem die Staatsidee sich entwickelte, wurde das Priesteramt, welches bei den Hellenen als die blosse Vorstandschaft eines Heiligtumes nur in der Besorgung des Dienstes der Götter und in der Verwaltung des Tempelgutes desselben bestand teils durch Wahl, teils durch das Loos, bald lebenslänglich, bald auf bestimmte Dauer vergeben. Einige Priestertümer wurden von Männern, andere von Frauen bekleidet und bei manchen Tempeln gab es Priester und Priesterinnen. Als den Göttern geweiht galten die Priester für unverletzlich. Ihren Unterhalt bestritten sie vom Ertrage der Tempelgüter und ihrem Anteile an den Opfern. Zu ihren Vorrechten gehörte ein Ehrensitz im Theater. Sie trugen meist ein weisses, oft auch safrangelbes oder purpurrotes Gewand und die priesterliche Binde um das bekränzte Haupt. Ausser den eigentlichen Priestern finden sich noch Seher und Traumdeuter und eine untergeordnete Klasse bildeten die Neokoren (Tempeldiener), Herolde, Musiker und Sänger. Eine hierarchische Gliederung jedoch des Priestertums gab es nicht, sein Charakter blieb wesentlich ein lokaler.

Der Kultus der Hellenen, wie der des antiken Heidentums überhaupt, war ein Bilderdienst. Der Mensch fühlte das Bedürfnis, sich die Gottheit durch ein sichtbares Bild zu vergegenwärtigen, vor welchem er alle Kultushandlungen darbrachte. Die ältesten Bilder waren von Holz und erhielten durch Legenden, (wie das der Pallas auf der Akropolis zu Athen, welches vom Himmel gefallen sein sollte) eine grössere Heiligkeit. Diese ältesten Götterbilder wurden bemalt und bekleidet, auch noch in späterer Zeit aufbewahrt, als schon Erz- und Marmorbilder vorherrschend geworden waren.

So wenig als an bestimmte Personen war der griechische Kultus an bestimmte Orte gefesselt. Die Götter waren überall, alles war den Hellenen gotterfüllt. Doch waren die ältesten Kultusstätten meist da, wo man sich die Gottheit gerne verweilend dachte, auf Anhöhen und Bergen, in Hainen und Wäldern fern dem alltäglichen Verkehre der Menschen. Dort wo bis dahin etwa nur ein Altar, vielleicht auch schon ein Bild gestanden hatte, wählte man später den Platz für den Tempel, dessen wesentlicher Teil der geschlossene Raum für das Kultusbild war. Seine Anlage war meist sehr einfach: die Grundform ein längliches Viereck, die Hauptteile eine Vorhalle und das eigentliche Heiligtum wo das Götterbild war, mit dem Altare vor demselben, oder die Zelle, welchem Raume sich noch häufig eine hintere Halle zur Bewahrung des Tempelschatzes und der Weihgeschenke bestimmt, anschloss. Jedoch fand beim Fortschritt der religiösen Kunst dieser einfache Grundplan vielfache Erweiterungen, insbesondere durch die Beigabe der herrlichen Säulengruppirungen verschiedener Ordnung.

Tempel und Haine galten auch als Asyle Schutzflehender, so weit und so lange die Verhältnisse die Schonung solcher gestatteten.

Die Verehrung, die man den Göttern zollte, bestand in Anrufungen, Gebeten, bald leise, bald laut gesprochen, bald gesungen, in Gelübden, Sühnungen, Darbringungen von Weihgeschenken und Opfern.

Letztere waren meist Speise- und Trankopfer (Libationen), die man auf den Altären vor den Götterbildern verbrannte oder ausgoss, auf besondere Veranlassung aber Sühnopfer, bei denen Tiere geschlachtet wurden, um den Zorn der Götter abzuwenden, oder Zweckopfer bei Weissagungen und Verträgen, (Friedensschlüssen, Bündnissen u. s. w.) und vor dem Beginne der Schlachten, endlich Massenopfer von hunderten von Tieren (Hekatomben) bei grossen Festlichkeiten. Menschenopfer kamen häufiger nur in den ältesten

Zeiten, später nur noch an todgeweihten Verbrechern oder gefangenen Feinden vor.

Mit dem Opferdienst stand auch die Mantik, die priesterliche Weissagung und Zeichendeutung in naher Verbindung. Kein Volk des Altertums hat das streben, den Willen der Götter und die Zukunft zu erforschen in so hohem Grade bekundet, wie die Griechen. Des ausgebildeten und einflussreichen Orakelwesens wurde schon früher an anderer Stelle gedacht.

Sage und Geschichte erzählen aber auch von berühmten Sehern, die aus dem Vogelfluge, den Lufterscheinungen, dem Stande der Gestirne und in späterer Zeit aus den Eingeweiden der Opfertiere wahrsagten und Träume deuteten. Es hieng dies mit dem frommen Aberglauben der Deisidämonie zusammen, der das ganze Leben der alten Hellenen durchflocht und wo man sich schon über Worte von böser Bedeutung, Ohrensausen und Begegnung mit gewissen Tieren und Menschen ängstigte, über Tränen und Schielaugen erschrak und so weit ging, dass die Volksversammlung der Athener sich ernstlich beunruhigte, wenn ein harmloses Wiesel über den Platz lief.

Die Feste der Griechen waren meist religiöser Art und der jährliche Festkreis sehr reich. Es gab nazionale und lokale Feste, Götter- und Heroenfeste. Auch politische Feste zur Feier von geschichtlichen Ereignissen, in denen sich das walten der Götter auf eine besonders sichtbare Weise offenbart hatte, kommen vor. Zu den öffentlichen Festen gehörte auch die gemeinsame Todtenfeier neben den von den einzelnen Familien und Geschlechtern ihren todten erwiesenen Ehren. Der frohsinnige Künstlergeist der Hellenen verlieh aber allen diesen Festen einen durch die Kunst geschmückten Charakter. Es wurden Hymnen, Dithyramben und Festlieder gesungen, epische Gedichte durch Rhapsoden vorgetragen, mimische Tänze und dramatische Stücke aufgeführt, auch waren oft stattliche Aufzüge, Kampfspiele und Festmale damit verbunden.

Diese Aeusserlichkeit der hellenischen Religion hatte aber ernster gestimmte Gemüter schon frühe dazu gebracht, in Geheimdiensten (Mysterien) eine religiöse Befriedigung zu suchen, welche der öffentliche Gottesdienst nicht gewährte. Daher die Einführung der orphischen, samothrakischen, dionysischen und eleusinischen Mysterien, von denen die letzten die berühmtesten blieben. Der Geheimdienst zu Eleusis war der Demeter und ihrer Tochter Persephone geweiht und suchte in geheimnisvollen Darstellungen

dem, der sich in denselben hatte einweihen lassen, den Tod, die Unterwelt und das Leben nach dem Tode zu vergegenwärtigen und dem alten Schattenreiche seine Schrecken zu benehmen. Die Unsterblichkeitslehre von Aegypten her übertragen, von Delphi aus gepflegt, begann hier auf die ernsten Gemüter heilsamen Einfluss zu üben. Doch wurde dieser gesunde Kern später von einem mystischen Zeremoniel überwuchert, welches dann unter Leitung einer eigenen Priesterschaft verschiedener Grade stand.

Die Literatur der Hellenen.

Poesie.

Die Entwickelung der Literatur war in Griechenland eine so organische, so ganz aus dem Wesen der Poesie hervorgegangen, dass keine der modernen Literaturen einer ähnlichen organischen Entfaltung eines solchen naturgemässen fortschreitens sich rühmen kann. Ihren Anfang hat die Poesie in Griechenland mit religiösen Dichtungen, den Hymnen, genommen, in welchen die Sänger Orpheus, Musäos, Linos, Eumolpos u. a., die noch in mythisches Dunkel gehüllt sind, ihren Empfindungen gegen Götter und Heroen Ausdruck gaben. Aber je reicher sich das äussere Leben der Hellenen entwickelte, um desto mehr stärkte sich an ihm die Phantasie und es erwachte das Bedürfnis die nazionalen Grosstaten der Vergangenheit episch zu gestalten. Epik, Lyrik und Dramatik bezeichnen daher die Stadien des Hellenismus in seinem Aufwuchs und reifen von blühender Jugend bis zur schönsten Mannesreife. Mit dem Abschnitt des heroischen Zeitalters von Hellas, d. h. mit dem trojanischen Krieg und seinen Nachklängen hob das auftönen des Heldensanges an. In den homerischen Gesängen fand die Heroenzeit ihre künstlerische Fixierung und Abspiegelung.

Auf diese Art entstand das Epos (Heldengedicht) der Griechen und in dieser Weise entfalteten sich die Heldengesänge, welche unter dem Namen der „Ilias“ und „Odyssee“, jene die Taten der griechischen Helden vor dem belagerten Troja (Ilios), diese die Irrfahrten des Odysseus nach dem Falle Troja’s besingend, auf uns gekommen sind. Als Urheber dieser in Hexametern, dem für das ganze Altertum zur epischen Norm gewordenen Versmasse, geschriebenen oder vielmehr rezitativ-gesangmässig vorgetragenen Dichtungen gilt Homeros, dessen Lebenszeit in das Jahr 1000 oder 900 v. Chr. gesetzt wird, dessen Persönlichkeit, wie bereits früher erwähnt, aber schon im Altertume eine so sagenhafte war, dass sich sieben Städte um die Ehre stritten,

ihn geboren zu haben. In neuester Zeit hat die philologische Kritik darzutun sich bemüht, dass Homeros nur ein Gattungsname für das alte Epos sei und dass sich die homerischen Gesänge aus einzelnen Rhapsodieen verschiedener Sänger im Verlaufe der Zeit zu einem ganzen herangebildet hätten, welches dann von einem letzten Ueberarbeiter in die jetzige Form gebracht worden. Diese Ansicht darf jetzt als wissenschaftlich gesichert gelten, obzwar sie in ihren einzelnen Ausführungen noch manchem bedenken Raum gibt. Jedenfalls waren Jonien in Kleinasien und die Inseln des Archipel's die Heimatstätten der homerischen Gesänge. Sodann ist gewiss, das Homeros den alten als eine historische Person galt und dass sie in ihm wahrhaft ihren Urdichter, den Dichterkönig, den unversieglichen Bronnen ihrer Poesie, ja ihrer ganzen Bildung verehrten. Und mit vollstem Recht. Denn alles, was gross, edel, schön und wahr, rührend und erschütternd in den Menschengeschicken sich findet, ist in den homerischen Gesängen mit entzückender Naivetät und in einer Form ausgesprochen, die nur in der ruhigen Majestät des sonnbestralten Ozeans etwa ein würdiges Bild findet. — Wie die Aehrenleser dem Schnitter folgen, so folgten die sogenannten kyklischen Dichter dem Homer, indem sie das, was er in grossen Umrissen besungen, zum Vorwurf ihrer Detailmalerei machten. Ihre Gesänge sind aber bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen. Dagegen sind uns Dichtungen des Hesiodos, der im 9. Jahrhundert v. Chr. in der griechischen Landschaft Aeolis geboren sein soll und auf den sich die an Homeros geübte Kritik im vollsten Masse ausdehnen lässt, erhalten worden, nämlich die didaktisch-epischen „Werke und Tage,“ die mythologisch-epische „Theogonie“ und ein episches Fragment, „der Schild des Herakels.“ Diese Werke müssen vor der Reinheit und Grösse des homerischen Epos weit zurücktreten, das denken überwiegt in ihnen das dichten.

Eine gelehrte Nachblüte erlebte die Epik zur Zeit der alexandrinischen Periode in der Argonautenfahrt des Apollonios vor Rhodos 240 v. Ch.

Die ältesten Offenbarungen der griechischen Lyrik reichen ebenfalls hoch in das Altertum hinauf. Sie führt, wie jedermann weiss, ihren Namen von der Lyra, denn sie war mit gesangmässigem Vortrag, mit Leyer und Flötenspiel von Anfang an unzertrennlich verbunden. Ein gelesenes lyrisches Gedicht wäre für die Griechen keines gewesen. Mancherlei Sagen beweisen, in wie hohen Ehren die Leier- und Liederkundigen im alten Hellas gelebt haben, und die kunstmässige Ausbildung der verschiedenen lyrischen Gattungen setzt eine sorg-

fältige und eifrige Pflege der Lyrik voraus. Als die ältesten Arten derselben sind die Elegie und das jambische Gedicht zu nennen.

Die Elegieen waren entweder kriegerischen Inhalts, wie die des Kallinos von Ephesos um 730, des Tyrtäos um 650; oder politisch belehrend, wie die des Solon: oder voller Glut des Parteihasses wie die des Theognis von Megara; oder sie besangen Wein, Liebe und Lebensgenuss. Den Uebergang zu diesen letzteren bezeichnet Mimnermos aus Kolophon um 600, der sich mit solchen Liedern um den Verlust der jonischen Freiheit tröstete. Sonst aber eignete sich das Versmass der Elegie (Abwechslung des Hexameters mit dem Pentameter) auch für den kurzen Lehrspruch, Gnome, und für das Epigramm und diese Richtungen der Elegie bildete besonders Simonides von Keos 556—468 aus. Als Erfinder des Jambos, den er besonders zu Spottgedichten verwendete, galt der parische Dichter Archilochos um 730—660.

Die höchste Vollendung erreichte die Lyrik in der sogenannten melischen Gattung, d. h. singbare in Strophen geteilte und von Saiten- oder Flötenspiel begleitete Lyrik. Diese war entweder zum Vortrage für einzelne eingerichtet (äolische Lyrik) vertreten in Alkäos um 600, in der Dichterin Sappho 590, beide von Lesbos und beide Erfinder der nach ihnen benannten Strophe, in Ibykos von Rhegion um 560, oder für den Vortrag durch Chorgesang bestimmt (dorische oder chorische Lyrik), vertreten in Alkman aus Lydien um 700, in Terpander aus Lesbos um 678, in Stesichoros aus Himera um 600 und in Arion, dem Erfinder des Dithyrambos, aus Korinth gleichfalls um 600. Die Vollendung erreichte die dorische Lyrik, um mit dem gefeiertsten zu schliessen, in dem Thebaner Pindaros (522—442) dessen Hymnen auf die Sieger in den berühmten gymnastischen Spielen der Hellenen zu dem kostbarsten gehören, was uns das Altertum vermacht hat. Das ganze Gebiet der griechischen Heldensage geht in diesen wundersamen Gelegenheitsgedichten in geläutertster Schönheit und höchster Würde an unsern Augen vorüber. Ausser diesen Gesängen Pindars, der dem erhabensten Dithyrambenschwung die gehaltvollsten Gedanken beimischt, ist von den lyrischen Schätzen der Hellenen verhältnismässig sehr wenig auf uns gekommen.

Das homerische Epos war, wie schon gesagt worden, die Frucht und zugleich der Spiegel des heroischen Zeitalters. Die Lyrik begleitete mit ihren verschiedenartigen Klängen die politischen und sozialen Entwickelungskämpfe des Hellenismus auf seinem Wege zur Republik und Demokrazie. Im Drama endlich erreichte die bürgerliche Kultur ihre höchste künstlerische Vollendung. Die politische

und soziale, die philosophische und künstlerische Bildung der Griechen fand ihren Höhepunkt in dem Demokratismus Athens und diese herrliche Stadt musste die Heimat des Dramas*) werden.

Ursprünglich aus den bei den Festen des Dionysos (Bakchos) gebräuchlichen Chorgesängen hervorgegangen und von Thespis und Phrynichos auf die künstlerische Bahn hingelenkt, wurde die Tragödie, in welcher, „der Kampf des einzelnen und seiner Freiheit mit der Notwendigkeit des sittlichen Lebens als dem Schicksal schmerzlich, aber im Schmerze erhebend sich entwickelte“ — zuerst durch Aeschylos (525—456) zum Kunstwerke gestaltet. Auf nazionaler Grundlage — die griechische Tragödie hat überhaupt nazionale Mythen und Sagen zum Vorwurf — erheben sich die grandiosen dramatischen Skulpturen des Aeschylos, und seine sieben uns noch erhaltenen Trauerspiele werden jederzeit dem Begriff des erhabenen zur Versinnlichung dienen. Sein Nachfolger Sophokles (496—406) ist ein Vollender des tragischen Spiels und die sophokleischen Tragödien — wir besitzen deren leider blos noch sieben**) — stellen überhaupt in Gehalt und Form die höchste Blüte und Harmonie dar, welche der hellenische Geist zu erlangen vermochte. Das herabgleiten von der erreichten sonnigen Höhe verrät sich schon in Euripides (480—406), dem dritten grossen Tragiker der Griechen, der weder an Erhabenheit dem Aeschylos, noch an sittlichem Adel und reiner Schönheit dem Sophokles gleichkommt und vielfach der leeren Effekthascherei bezüchtigt werden kann. Dagegen aber hat Euripides, wie die neunzehn von ihm noch vorhandenen Stücke beweisen, eine den Hellenen bis dahin so zu sagen unbekannte Welt, die Welt des Gemütes aufgeschlossen. Zu gleicher Zeit, als das athenische Volk — denn hier war in Wahrheit ein ganzes Volk im Theater

---

*) Das Drama bestand aus zwei Hauptteilen, den handelnden Personen und dem Chor. Die Schauspieler der Tragödie trugen erhöhte stiefelartige Schuhe (Kothurn), die der Komödie leichte und niedrige (socci). Das Gesicht war von einer Maske bedeckt, welche dem Charakter der darzustellenden Person entsprach. In der Tragödie gehörten gewöhnlich drei Stücke zusammen, die ein ganzes ausmachten (Trilogie), dem noch ein Satyrspiel angehängt wurde. Die Stücke wurden an den dionysischen Festen aufgeführt, die vom Spätherbst bis zum Frühjahr reichten und zwar am Tage. Frauen waren von dem Besuche des Theaters ausgeschlossen. Als Grundsätze der Oekonomik des Dramas wurden die drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung angenommen.

**) König Oedipos, Oedipos in Kolonos, Antigone, Elektra, Ajas, Philoktet und die Trachinierinnen.

versammelt — den tragischen Chören lauschte, verlieh es seine anerkennenden Kränze auch den Jüngern der komischen Muse und neben der Tragödie blühte die Komödie. Wie sich dieselbe aus den „Umzug-Gesängen“ bei den ausgelassenen Bakchosfesten herausgebildet und von den mutwillig scherzenden Satyrspielen abgestuft, ist für uns nicht mehr klar nachweisbar, ihre Glanzperiode aber haben wir vor uns in den eilf uns noch erhaltenen Komödien des Aristophanes (geb. um 444 v. Chr.), der nach dem Vortritt des Epicharmos, Kratinos, Eupolis u. a. die Geissel des Witzes ergriff um mit dem beissendsten lachendsten Humor die Gebrechen seiner Zeit, die politischen Jämmerlichkeiten und gesellschaftlichen Laster zu zeichnen, zu verhöhnen und zu strafen, in der Sittenmalerei von erschreckender Wahrheit, im Zorne gross und zermalmend, im Sarkasmus stechend wie tausend Dolche, in der Erfindung genial, in der Form kühn und graziös. Die nach Aristophanes aufkommende neuere attische Komödie war nicht mehr politisch, sondern näherte sich mehr unserm konvenzionellen Lustspiel. Menandros (342—290 v. Chr.) und Philemon aus Soli in Kilikien (gest. 262), dann Deiphilos aus Sinope, Apollodoros aus Karystos in Euböa und Posedippos aus Kassandreia in Makedonien zeichneten sich nach dem Zeugnis der alten darin aus. Mit den beiden letzteren schloss die klassische Poesie in Hellas. In der Lehrdichtung, wo, wie wir sahen, Hesiod lehrhaftepisch vorangieng, zeichneten sich neben den oben erwähnten didaktischen Elegikern aus, der sentenzenreiche Phokylides, dann die berühmten Philosophen Pythagoras (die ihm zugeschriebenen goldenen Sprüche sind freilich nicht von ihm, jedoch in seinem Geiste gedichtet), Xenophanes, Parmenides und Empedokles, Aratos; aber es ist uns von ihren Werken nur das wenigste gerettet worden. Als Erfinder der Fabel gilt der sagenhafte Aesopos (im 6. Jahrh. v. Ch.), jedoch gehören die unter seinem Namen umlaufenden Fabeln, wenigstens ihrer Form nach, einer viel späteren Zeit an. Vor ihrem erlöschen in dem Meere alexandrinischer Gelehrsamkeit fasste sich die griechische Produktivität noch einmal zu einer bedeutenden Erscheinung zusammen in Theokritos (280 v. Chr.), dem Meister im Idyll (eigentlich Bildchen, nach modernem Sprachgebrauche Genrebild), der so vielfach nachgeahmt, aber nie erreicht worden ist in alter und neuer Zeit und auf den alle Hirtendichtung und Schäferpoesie zurückzuführen ist, ohne dass man ihm die meistenteils vorherrschende Absurdität derselben in die Schuhe schieben darf; denn in ihm war Natur und Genie.

Als ein freundliches Abschiedsgeschenk hinterliess uns das griechische Altertum bei seinem scheiden eine reiche Sammlung von Epigrammen aus älterer und jüngerer Zeit, welche zu Anfang des 10. Jahrhunderts von Kephalos in eine „Anthologie“ geordnet wurden.

Geschichtsschreibung.

Aus den alten jonischen Logographen, die zuerst an die epischen Dichter anschliessend in Prosa die älteren Sagen und neueren Ereignisse chronikenartig niederschrieben, giengen die Historiker hervor. — Vater der Geschichtschreibung ist Herodotos von Hallikarnassos (484—408,) der von seiner Heimat, wo dorisches und jonisches Wesen sich berührte und mischte, die Welt durchwandert hat, in Athen unter Perikles Freundschaft Heimat und Stellung fand, von wo er die ganze Geschichte seiner Zeit und der Vorwelt einheitlich überschauen konnte, und endlich in Thurivi, Athens Kolonie, sein langes Leben beschloss. Den Inhalt seiner neun Bücher Geschichte bilden die Perserkriege, aber er holt aus von den ältesten feindlichen Zusammenstössen Asiens und Europas, und weiss die Geschichte und Geographie des Orients in sein mit frommer Ehrfurcht gegen die Götter erfülltes grosses Gemälde der Zeitereignisse künstlich und sinnreich einzuflechten. Ihm folgt Thukydides aus Athen (480—402), ausgehend von da, wo jener geschlossen, von der Bewunderung des Perikles. Er erzählt mit strenger Klarheit und Objektivität die Geschichte seiner Zeit den peloponnesischen Krieg bis zum Ende der sicilischen Expedizion nicht mehr als eine von der Gottheit selbst geleitete Tragödie, sondern wie der Staatsmann die Geschichte sieht, als ein Werk geistiger und materieller gegen einander ringender Kräfte auf der Weltbühne. Als dritter reiht sich an Xenophon aus Athen (445—356), der Schüler des Sokrates, der philosophische Werke (die Denkwürdigkeiten und Apologie des Sokrates, die Erziehung des Kyros, das Gastmahl) neben seinen historischen geschrieben hat. Unter letzteren ist Hauptwerk: die Geschichte Griechenlands von 411 bis zur Schlacht von Mantineia, neben ihr die Anabasis, d. i. der Zug, der von ihm heimgeführten Zehntausend. Neben dieser grossen Dreizahl (wie bei den Tragikern und in ähnlicher Wertfolge) stehen andere geringere Historiker, von denen jedoch nur Bruchstücke vorhanden sind; so Theopompos und Ephoros, die den Xenophon fortsetzten und Ktesias, der eine persisch orientalische Geschichte geschrieben; ferner Philistos von Syrakus (432—356), der eine Geschichte Siciliens verfasste.

Die Redner.

Die Beredsamkeit fand in der demokratischen Staatsverfassung und der vielfachen Bewegung des politischen Lebens wie ein Feld der Wirksamkeit, so Ausbildung und Vervollkommnung vor allen Staaten in Athen.

Die grossen Redner der guten Zeit Themistokles, Perikles u. a. sprachen einfach und schmucklos, aber mit eindringender Gewalt. Die Fertigkeit, mit Schmuck und Kunst zu reden, lehrten zuerst die Sophisten: so Gorgias der Leontiner. Die erste Rednerschule in Athen bildete Antiphon (480—411), an der auch Alkibiades und Thukydides teilnamen. Ihm folgte Lysias (458—378), Meister in der gerichtlichen Beredsamkeit, dann Isokrates, ein Schüler des Sokrates (436—338), der sich nach der Schlacht bei Chaironeia selbst den Tod gab. Der grösste aber von allen war Demosthenes (383—323), der unermüdliche Vorkämpfer gegen Philipp von Makedonien, ebenso ausgezeichnet durch den Schwung seiner Rede als durch Gesinnungsadel, sachliche Klarheit und schlagende Kürze. Ihm trat der in Philipps Interesse arbeitende Aeschines entgegen, den jedoch Demosthenes in seiner berühmten Rede „um den Kranz" durch die siegende Gewalt seines Wortes so zerschmetterte, dass er in freiwillige Verbannung nach Rhodos gieng. Neben ihm, doch sittlich reiner als er, stehen noch Lykurgos, Hypereides, Deinarchos und Demades. Später ward die Beredsamkeit feil, oder es ward die Redekunst wie ein akademischer Unterricht noch lange bis in die römische sogar die christliche Zeit hinein in Athen gelehrt.

Philosophie.

Bei der ungemeinen geistigen Rührigkeit der Hellenen war es natürlich, dass sie auch in der Philosophie — d. h. der denkenden Betrachtung der Dinge, die bedeutendsten Fortschritte machten. Von den ersten Anfängen des grübelns nach den Ursachen des seins, wie es sich schon dem denkenden Kinde aufdrängt, durchlief der hellenische Geist die Stadien des forschens bis zu den letzten Konsequenzen des menschlichen handelns und zwar in einer merkwürdig harmonischen sich stets fort selbst ergänzenden Reihenfolge von Entwicklungen. Dabei sind nun aber folgende Momente ins Auge zu fassen: 1) das einwirken orientalischer Religionsvorstellungen, ägyptischer wie persischer, mit denen die Griechen immer vertrauter wurden; 2) Das selbständige vorgehen des hellenischen Geistes, der zur Mündigkeit gelangt die objektiven Dinge nicht mehr gläubig

hinnimmt, sondern sie kritisch betrachtet und aus sich selbst eine neue Welt aufzubauen sucht. Das eine aber wie das andere brachte die Philosophie in Widerspruch mit dem ursprünglichen Wesen des Hellenentums, das ja in unmittelbarer Anschauung der Natur und in unbefangener Hingabe an die Sinnenwelt bestand. Die Philosophie, obschon aus hellenischer Geistesfreiheit naturgemäss hervorgegangen, hat also jedenfalls ein gutes Teil zur Auflösung der hellenischen Weltanschauung beigetragen, aber zugleich bildet sie auch die Brücke zu derjenigen, welche die antike überhaupt ablösen sollte und ist also jedenfalls von einer welthistorischen Wichtigkeit.

Die griechische Philosophie begann mit dem Ursprunge, fuhr fort mit dem Zusammenhange und schloss mit dem Zwecke des daseins. Die Tätigkeit der ersten Periode nannten die Hellenen Physik, die der zweiten Dialektik, die der dritten Ethik. Die ältesten Philosophen (Physiker) sind wie die ältesten Dichter von den jonischen Kolonien hervorgebracht worden. Sie suchten ein physikalisches Urprinzip, aus dem sie alle Dinge ableiteten, suchten also die Entstehung und den Zusammenhang der natürlichen Welt, allerdings anders als es die Volksreligion tat zu erklären, jedoch ohne noch an der objektiven Wahrheit der Erscheinungswelt zu zweifeln. So Thales von Milet (636—546), der auch in die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und Aegypter eingeweiht war und das Wasser als den Urstoff ansah, aus dem alle Dinge sich gebildet.

Sein Landsmann Anaximenes (570—500), nahm die Luft, Herakleitos von Ephesos (um 500), der über das wechseln und werden, der im steten Strome begriffenen Dinge so tiefsinniges aussprach, das Feuer als Grundprinzip der Welt an. Schon früher hatte Thales Schüler Anaximander von Milet (610—532), die Kraft der Bewegung und Entwicklung weniger sinnlich in einen allgemeinen Urstoff gesetzt. In dieser geistigeren Auffassung drang dann Pythagoras, geb. um 580 auf Samos, dann aber später in Kroton lebend, einen Schritt weiter. Er und seine Schüler die Pythagoräer legten das harmonische Mass und Verhältnis der Dinge zu einander in das Symbol der Zahlen. Sie verbanden mit ihrer Schule eine strenge Moral, die Lehre von der Seelenwanderung und Unsterblichkeit und streng aristokratische Grundsätze für das staatliche Leben.

Aber der Versuch, das in dieser Weise kunstvoll aufgebaute Lehrgebäude durch einen diziplinierten Schülerbund zum herrschenden

zu erheben misslang und wurde in Blut und Jammer erstickt, ohne dass jedoch die Lehre dadurch vernichtet worden wäre.

Die folgenden philosophischen Systeme sahen von diesen praktischen Tendenzen ab, traten aber in schärferen Widerspruch mit der Volksreligion. Dies war der Fall bei der eleatischen Schule. Zu Elea in Unteritalien nämlich bildeten Xenophanes, ein Flüchtling aus Kolophon und sein Schüler Parmenides (um 504) die eleatische Philosophie aus, die im richtigen Wechsel der Erscheinungen den allgemeinen Begriff des seins, als das bleibende und wirkliche aufstellte. In dem einen sein der Eleaten ist Geist und Materie verbunden, es ist ihnen ein ruhendes sein. Da aber die Ruhe der Wirklichkeit widerspricht, so wurde von anderen das Hauptgewicht auf die Frage von der Bewegung gelegt und bei Empedokles (um 560), erscheint bereits eine Trennung des Stoffes und der bewegenden Kraft. Einen anderen Weg schlug die Atomistik (Leukippos um 420, und Demokritos aus Abdera 460—357), ein, so genannt, weil sie annahm, dass die Welt aus einer Unzahl für sich seiender Substanzen oder Atome bestehe, deren Zusammenhang das werden bilde.

Endlich erschien Anaxagoras aus Klazomenä (500—428), welcher neben die Materie den Geist als bewegende Kraft setzte. Die Materie ist die Mischung aller Elemente, der Geist ist das formende und bewegende Prinzip. Die ganze bisherige Philosophie war eine objektive, d. h. sie schaute die Welt gegenständlich an, gieng aber auf den betrachtenden Geist, auf das Subjekt nicht zurück. Nun aber kamen die Sophisten, welche den Uebergang zur neuen Philosophie bilden. Die Sophisten, unter denen die wichtigsten Gorgias von Leontion, Protagoras aus Abdera (um 450) und Prodikos von Keos waren, sind eine äusserst wichtige Erscheinung. Sie greifen die Summe der bisherigen wissenschaftlichen Forschungen zusammen und zwar auf allen Gebieten und suchen sie zum Gemeingute des Volkes zu machen, indem sie darüber in populärer Weise Unterricht erteilen. Sie ziehen alles in den Bereich ihrer Tätigkeit was wissenswürdig und interessant ist und fördern dadurch die Aufklärung.

Sie pflegten auch besonders die Kunst der Gedankenentwicklung (Dialektik) und der Rede (Rhetorik). In Bezug aber auf die Philosophie sind sie dadurch von Bedeutung, dass sie die bisherige Philosophie auflösen durch die Kritik der Erscheinungswelt und so die Realität derselben in Zweifel ziehen. Nach den Sophisten gibt es überhaupt keine objektive Wahrheit, alles wissen ist etwas subjektives, (der Mensch ist das Maass „aller Dinge"), und wenn etwas ist, ist

es doch nicht erkennbar. Diese rein negative Richtung wandten sie nun auch gegen die bestehenden Sitten, Einrichtungen und moralischen Grundsätze an. Dadurch haben sie unverkennbar vieles zur Untergrabung des Hellenentums beigetragen, und wenn auch die folgende Philosophie ihre einseitige Richtung aufgedeckt und nachgewiesen hat, dass ihre Subjektivität selber nur in Willkür bestand, sittlich also nicht berechtiget war, so ist doch nicht zu läugnen, dass dies dem Hellenentum durchaus nicht zu gute kam; denn auch diese neue Philosophie legte das Schwergewicht auf das denkende Subjekt und die Erscheinungswelt trat in den Hintergrund. Sokrates aus Athen ist der Gründer dieser neuen Philosophie. Er geht auf den Begriff der Dinge zurück und sieht in der Idee oder dem objektiven Gedanken die wahre Wirklichkeit, während dagegen die Erscheinung an dem wahren sein nur in sofern teil nimmt, als die Idee in ihr vorhanden ist. Doch hat Sokrates noch kein eigentliches System. Die Richtung auf die Idee ist nur erst als philosophischer Trieb, philosophische Methode und philosophisches Leben vorhanden.

Und der Kern seiner Lehre besteht eben darin, dass nicht allein das wahre wissen, sondern auch die wahre Sittlichkeit in der richtigen Erkenntnis der Begriffe besteht. Eine andere praktische Anwendung dieser Lehre ist die Forderung der moralischen Selbsterkenntnis. Durch diese Forderung allein war schon die ganze Naivität der hellenischen Weltanschauung aufgelöst. Auch setzte sich Sokrates noch mit einem anderen Grundsatze des Hellenentums in Widerspruch, nämlich mit der Forderung der Unterordnung des Individuums unter den Staat, da ihm der Staat nicht mehr die Macht war, welcher unbedingt gehorcht werden müsse; diese ist ihm nur die innere Stimme, die Einsicht des Individuums. Von Sokrates Nachfolgern, den sogenannten unvollkommenen Sokratikern giengen, da er kein geschlossenes System aufgestellt, mehrere philosophische Schulen aus, die einander gerade entgegengesetzt waren; die megarische Schule gestiftet von Eukleides von Megara; die kynische gegründet durch Antisthenes von Athen und auf die Spitze getrieben durch Diogenes aus Sinope (412—323), und die kyrenäische gestiftet von Aristippos von Kyrene. Während die erste sich mehr dem Elatismus näherte, ist in der kynischen und kyrenäischen der Gegensatz, der nunmehr in das hellenische Leben gekommen war, schroff ausgebildet worden, die kynische legte das Hauptgewicht auf die Tugend und fand diese in der Bedürfnislosigkeit in der Zurückziehung vom materiellen Lebensgenusse, so dass etwas mönch-

artiges sich in derselben geltend macht. Die kyrenäische hingegen betonte die Befriedigung des Individuums (Hedonismus), sah aber diese im gebildeten Lebensgenusse und suchte gewissermassen, die praktisch bereits wirksame hellenische Weltanschauung philosophisch zu begründen.

Der wahre Vollender der sokratischen Lehre war Platon von Athen (429—348), aus Solons edlem Geschlechte. Nach Sokrates Tod verliess er Athen und folgte dem Drange, auf grösseren Reisen sich zu bilden und alles wissenswürdige zu erlernen. So war er in Kyrene, Aegypten, Unteritalien und Sicilien, wo er mit dem älteren und jüngeren Dionys den Tyrannen von Syrakus in nahe Verbindung trat; dann kehrte er nach Athen zurück und lehrte bis zum hohen Alter im Garten der Akademie bei Kolonos.

Er vereinte in seiner Philosophie gleichsam die sämmtlichen Schulen vor ihm (Eleaten, Pythagoräer u. s. w.) wie die mystische Weisheit des Orients. Den Mittelpunkt seines Systems bilden die Ideen die ewigen Urformen und Ursachen alles dessen, was ist, des guten, schönen und wahren, d. h. die Begriffe in ihrer Objektivität. Diesen schreibt er allein wahres Wesen zu, während er in der sinnlichen Erscheinung, in dem materiellen nur den Schein, den Schatten des wirklich seienden erkennt.

Dieser schroffe Gegensatz des geistigen und sinnlichen und die Unterordnung des letzteren unter das erstere geht durch sein ganzes System und zeigt sich sowohl in seiner Weltschöpfungslehre, wo die Materie als Prinzip des bösen erscheint, wie in der Lehre vom Menschen und in den praktischen Folgerungen daraus. Demnach sieht er die wahre Tugend in dem fliehen der Welt und ihrer Freuden. Die eigentliche Heimat der menschlichen Seele sei das jenseits, wo sie bereits vor der Menschwerdung gewesen und die göttlichen Urbilder, die Ideen, angeschaut; das gegenwärtige Leben sei nur eine Büssungszeit.

Ist so bei Platon das ideale, ja das mystische überwiegend, so wird von Aristoteles aus Stageira (385—322), Platons Schüler, später Erzieher Alexander des Grossen, welcher den Schluss dieses Zeitraumes bildet, dem realen sein Recht eingeräumt. Aristoteles ist nämlich gleich gross als Empiriker, wie als scharfer Denker. Er hat nicht nur die Summe aller bis dahin gewonnenen Kenntnisse in sich vereinigt und seinerseits neue Forschungen auf dem Erfahrungsgebiete hinzugefügt, sondern er hat auch alles in ein System gebracht, das durch strenge Logik alles bisher geleistete übertrifft.

So bildet Aristoteles den Höhepunkt der hellenischen Wissenschaft und ist eben darum auch für die späteren Jahrhunderte von der mächtigsten Anregung gewesen. Er ist der Begründer der Logik, der Rhetorik, der Poetik, überhaupt der Kunstphilosophie, zugleich der Zoologie, der vergleichenden Anatomie, der Botanik und Mineralogie.

Aber eben vor der Klarheit und Schärfe, mit der er die Dinge dieser Welt betrachtete, vor seiner siegreichen vernunftgemässen Kritik konnten die naiven Vorstellungen des alten Hellenentums nicht mehr bestehen. So führte die Philosophie, die höchste Spitze griechischer Geisteskraft und nur möglich durch die griechische Freiheit, schon an und für sich zu einer Auflösung des ursprünglichen Hellenentums, nicht nur der Volksreligion, sondern auch anderer Momente. Insbesondere stellte sich bei ihr eine gewisse Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gegen den hellenischen Staat, beziehungsweise gegen die Demokrazie heraus, teils weil die Einsicht des Individuums als das allein massgebende betrachtet wurde, teils weil die Philosophen sich als eine geistige Aristokrazie ansahen, vor welcher die Masse des Volkes sich zu beugen habe. So stellte Plato als Muster eine Staatsverfassung auf, welche auf den schroffen Unterschied der Stände gegründet ist und auf den Gegensatz von in absoluter Weise regierenden und regierten. Aristoteles aber kommt bereits auf die Monarchie hinaus. Dieser aristokratischen Haltung der Philosophen ist daher die feindliche Gesinnung des attischen Volkes zuzuschreiben besonders das Todesurteil gegen Sokrates. Die Philosophie bildet daher eines der wichtigsten Momente des hellenischen Auflösungsprozesses.

Die bildenden Künste.

Auf keinem Gebiete trat die glückliche Gabe der Griechen sich in die Erscheinungswelt mit Liebe zu versenken und sie mit aller Naturwahrheit, aber zugleich durch Schönheit verklärt, wieder darzustellen so glänzend hervor, wie in der Kunst. Doch sind sie auch hier erst nach und nach zu der höchsten Vollendung gelangt, und es bedurfte einer langen Schule, um die Kunst zu der Herrlichkeit zu erheben, in der wir sie später strahlen sehen.

Offenbar haben die Griechen auch hier, wie in so manchen anderen Dingen zuerst von den fremden Nazionen, wie von Aegyptern und Asiaten gelernt, bis sie sich auf eigene Füsse stellten, und dann im raschen fortschreiten eine Stufe nach der anderen erstiegen.

Demgemäss können wir die Geschichte der Kunst in folgende Perioden einteilen: 1. in die vorbereitende mit fremden Einwirkungen untermischt; 2. in die Periode des archaistischen Stils (6. und Anfang des 5. Jahrhunderts), der auf der einen Seite nach Selbstständigkeit strebt aber noch gebunden ist; 3. in die Blütenperiode, die Zeit des erhabenen Stils — Zeitalter des Perikles; 4. in die Zeit des schönen Stils — vom peloponnesischen Kriege bis gegen Schluss des 4. Jahrhunderts.

Unter den verschiedenen Kunstgattungen sind besonders folgende ins Auge zu fassen: 1. Architektur, 2. Bildhauerei (Skulptur), 3. Malerei, 4. das künstlerische Handwerk.

Die Kunst war bei den Hellenen nicht etwa blos ein Gegenstand des Spiels, oder der angenehmen Unterhaltung, sie bildete vielmehr einen Bestandteil des ganzen Lebens und seins der Nazion, durchzog und erfüllte einen sehr wesentlichen Teil dieses Lebens und äusserte ihre Rückwirkung in den meisten Verhältnissen und Zuständen des einzelnen, wie des ganzen Gemeinwesens. Kunstsinn war allen Volksklassen gemeinsame Gabe.

Jedoch auch sie machte die Stufen durch, auf welchen wir die bildende Kunst am Nil und Euphrat stehen geblieben sehen, jene der steifen Umrisse und jene der ausgearbeiteten aber plump aussehenden Gestalten; ja sie erreichte überhaupt ihre Blüte erst lange nachdem die übrigen Kunstformen hiezu gelangt waren; aber verhältnismässig kleine Zeiträume genügten in Hellas, gemeinsam und gleichen Schrittes mit der gesammten übrigen Kultur eine Kunstwelt zu schaffen, wie die ganze Geschichte eine zweite nicht kennt.

Da die Kunst aber mit dem gesammten Hellenentum auf's innigste verbunden war, so wurde sie auch überall gepflegt und zur Entwicklung gebracht, wo immer Hellenen sich ansiedelten, nicht nur im eigentlichen Hellas sondern auch in Kleinasien, in Grossgriechenland, auf Sicilien, und der afrikanischen Küste. Selbst die Tyrannen, die da und dort sich aufwarfen, erkannten das Bedürfniss sorgsamer Pflege der Kunst und machten es sich zur Angelegenheit, dass unter ihrem Schutze darin möglichst ausgezeichnetes geleistet werde. Es verdient erwähnt zu werden, dass die erste Entwicklung der Kunst bei den Doriern wahrnehmbar ist; auf Samos, Aegina, Sicilien, erst später blühte sie bei den Joniern in Kleinasien; hierauf am herrlichsten zu Athen.

Architektur.

In der Baukunst der Griechen war vorzugsweise Symmetrie (Ebenmass) und Harmonie (Uebereinstimmnug aller Teile) vorherrschend; jedes Bauwerk bildete ein schönes ganzes. Suchten die Orientalen in der Massenhaftigkeit, in der verwirrenden Kolossalität der Anlagen dem dunklen Triebe nach dem erhabenen einen Ausdruck zu geben, so erreichten die Griechen durch massvolle Beschränkung. einfache Klarheit, und harmonische Gliederung den Eindruck höchster Würde und festlicher Erhebung.

Die noch erhaltenen Ueberreste der Pelasger- und Heroenzeit, die kyklopischen Mauern der Akropolen, der Schatzhäuser und Paläste zu Tiryns, Mykenä und Orchomenos geben ein Bild, aus welchen Anfängen die hellenische Baukunst in der vorbereitenden Periode sich herausarbeiten musste. Betrachtet man diese Ueberreste, so lässt sich die Möglichkeit kaum begreifen, wie das nämliche Volk im Stande war voranzudringen zu den späteren so wundervollen Schöpfungen. Diese sogenannten pelasgischen Bauten reichen wohl um ein Jahrtausend über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus. Da gab später den ersten Anstoss zur Umwandlung der kräftige dorische Stamm. dessen Leistungen, wenn auch nachher durch die noch viel bildsamern und schwungvolleren Jonier überflügelt doch nicht unterschätzt werden dürfen. Als der Volksgeist allmälig die Götter aus Vertretern der Naturgewalten zu seinen eigenen Vertretern, zu idealisierten Menschen, umbildete, da begann die Kunst sie abzubilden und ihren Bildern Tempelpaläste zu bauen. So entwickelte sich anfangs vorzugsweise aus dem Tempelbau bei den Griechen die Kunstform der Architektur, und erst später diente die Baukunst auch den materiellen Bedürfnissen und ideellen Strebungen des Volkes.

Wir sehen dann die Entfaltung derselben auch an den Toren, an dem, den wichtigsten Versammlungspunkt bildenden Markte (Agora), an den Stoen, Palästen, Gymnasien, Hippodromen und Theatern, Mausoleen und Kenotaphien.

Bei den Tempeln der Götter herrscht vor den Perserkriegen in dieser archaistischen Periode der streng religiöse Charakter.

Das bezeichnende für den griechischen Bau ist zunächst die Erhöhung der Basis über den Boden und deshalb die aufwärtsführenden, ringsumherlaufenden Stufen; ferner die Säule, mit ihrer Ordnung entweder nur eine Vorhalle bildend, oder das längliche Rechteck des Baues ringsumgebend; an der Säule, besonders an

ihrem Kapitäl, erkennt man den Stil. Der älteste dieser Stile ist der dorische. Über den sich verjüngenden, kannelirten Schaft der Säule, die ohne Basis aufsteigt, ruht ein kreisrunder Wulst (Echinus), über diesem die Platte (Abakus); über den Säulen folgt der Hauptbalken (Architrav), über diesem die Triglyphen mit ihren Zwischenräumen, den Metopen, dann der Fries, der meist mit reichen Bildnereien geziert ist, und schliesslich das dreieckige Giebelfeld, welches Raum für grössere Arbeiten der Skulptur gewährt. Der jonische Stil ist zierlicher; die Säule endet in den Voluten oder Schnecken. Die älteren, meist dorischen Tempel standen in den sicilischen Städten Syrakusä, Akragas, Selinos, in Griechenland: in Korinthos, in Aegina (Athenetempel), in Athen der ältere Parthenon und der Zeustempel, in Delphi der Apollons. Der Heratempel auf Samos und der Artemistempel zu Ephesos sind bereits im jonischen Stil erbaut. Praktische Werke, wie der Hafendamm auf Samos, die Wasserleitung des Theagenes in Megara schlossen sich diesen Bauten der 2. oder archaistischen Periode an.

Die 3. Epoche, die Blüteperiode und zwar die Zeit des erhabenen Stils, reicht von den Perserkriegen bis zum Beginne des peloponnesischen. Den Uebergang von der ältern, strengeren Weise bezeichnet der Tempel der Pallas Athene zu Aegina. Der Theseustempel zu Athen aus weissem Marmor ist dagegen schon eines der edelsten Werke des gemilderten attischen Dorismos. In Attika nämlich erlebte in Folge der Kreuzung mit dorischen Einflüssen der jonische Stil eine Umänderung, die man treffend als attische bezeichnet. Ungefähr gleichzeitig mit diesem schönen Denkmal sind zwei Werke, die uns den jonischen Stil in attischer Auffassung zeigen. Das eine ist der jetzt zerstörte Tempel am Ilissos, das andere der Tempel der Nike Apteros, (der ungeflügelten Siegesgöttin) am Eingange der Akropolis errichtet. Doch weicht auch hier schon das massive und starre der Elastizität. Die glänzendsten Denkmäler aber entstanden, als Perikles die Leitung der Staatsangelegenheiten in Händen hatte. Jetzt ward Athen der Vorort aller Kunst. Von den durch die Perser zerstörten Heiligtümern der Akropolis war es zunächst der Parthenon, dessen neuer prachtvoller Wiederaufbau nach sechsjähriger Bauführung im Jahr 438 zur Vollendung kam. Dieser herrliche Festtempel der Stadtgöttin wurde durch die Meister Iktinos und Kallikrates errichtet und durch Pheidias und seine Schüler mit Skulpturen reich und glänzend geschmückt.

Nicht minder berühmt war das grossartige Prachttor die Propyläen, ebenfalls unter Perikles durch den Architekten Menesikles erbaut. Den vollendeten Glanz, die üppige Grazie des jonisch attischen Geschmackes lernen wir aber erst im dritten Prachtbau der Akropolis dem eigentlichen Kultustempel der Athene, dem Erechtheion, kennen. Andere Meisterwerke dieses Zeitraumes waren der Weihetempel, der Demeter zu Eleusis, der Zeustempel zu Olympia, der Tempel des Apollo zu Bassä in Arkadien, der noch sichtbare Poseidontempel zu Pästum und der Tempel des olympischen Zeus zu Akragas, der grösste der griechischen Welt nach dem Artemistempel zu Ephesos.

Die letzte Epoche, die Zeit des schönen Stils, die bis zum Untergange der griechischen Freiheit währt, zeigt die Architektur zwar noch in vielfacher Tätigkeit, aber nicht mehr in der reinen massvollen Richtung der vorigen Zeit. Orientalische Ueppigkeit und Sinnlichkeit schlich sich ein in die Kultur der Hellenen, ein luxuriöser Privatbau tritt an die Stelle des Tempelbaues, Theater und Paläste werden aufgeführt. Die korinthische Bauweise mit ihren prunkvollen Dekorazionen, charakterisiert durch das Kapitäl von Akanthosblättern, statt des jonischen Volutenkapitäls, macht sich geltend als Kind der Zeit.

Der vom Bildhauer Skopas (350) errichtete grösste und prächtigste Tempel der Athene Alea zu Tegea bildet den Uebergang zu dieser Periode. In Athen selbst sind es besonders kleinere Denkmäler, an welchen die graziöse Zierlichkeit dieses spätern Stiles hervortritt, z. B. das des Lysikrates für einen im Jahre 334 errungenen Sieg aufgeführt. Von dem Mausoleum zu Halikarnass, dem kolossalen Grabmal, welches die Königin Artemisia ihrem (354) gestorbenen Gemahl errichtete, sind neuerdings Bruchstücke der Architektur und der plastischen Ausschmückung aufgefunden worden. Auch sonst zeigt Kleinasien Ueberreste von prachtvollen Bauten dieser Epoche im reichsten jonischen Stile. So der von Alexander dem Grossen eingeweihte Athenetempel zu Priene und der berühmte Apollotempel zu Milet. Auf die Wohnhäuser war selbst noch in der Blütezeit wenig Sorgfalt verwendet worden, aber zu Ende dieser Periode werden auch sie mit Bequemlichkeit und grösserem Reichtum ausgestattet.

Die Skulptur.

Vor allem hervorragend sind die Leistungen der Hellenen in der Skulptur. Die vergleichsweise wenigen Stücke ihrer Meister-

werke, welche ohne wesentliche Beschädigung auf uns gekommen sind und die Trümmer einer Anzahl anderer, genügen die Ueberzeugung zu begründen, dass kein sonstiges Volk der Welt hierin das gleiche geleistet hat.

Wie bei den Morgenländern, so stand auch bei den Griechen anfangs die bildende Kunst im Dienste der Religion, ihre ältesten Götterbildnisse, durch priesterliche Künstler oder unter priesterlicher Autorität nach einem heiligen Kanon oder nach alten Ueberlieferungen verfertigt, sind daher noch weit entfernt von der Freiheit und idealen menschlichen Schönheit späterer Zeit. Eine heilige Scheu verwehrte es, in der Zeit vor den Perserkriegen der sogenannten archaistischen Periode (des heiligen oder strengen Stils), den Statuen das durch uralte Satzungen und herkömmliche Formen bestimmte Gepräge zu nehmen; die Künstler mussten die Götterbilder in der steifen, starren Gestalt darstellen, wie sie dieselbe aus dem Orient überkommen. Dädalos ist der mythische Repräsentant dieser morgenländischen heiligen Kunstübung, die sich von Kreta nach den Kykladen und dem Peloponnes verbreitete, und die Samier, Rhökos und Theodoros erwarben sich ihren Ruhm am Heratempel ihrer Insel. Selbst in späterer Zeit durfte keine göttliche Gestalt in leidenschaftlicher Aufregung oder in zu weit gehender Versinnlichung dargestellt werden. Der Umstand, dass sich um einen berühmten Meister eine Anzahl von Zöglingen gruppierte und eine Schule bildete, worin die Methode des Lehrers herrschend blieb, trug nicht wenig zur dauernden Befestigung eines gewissen Kunststils und Kunstcharakters bei. Solche Schulen findet man vor und um die Zeit der Perserkriege besonders in Sikyon, wo Kanachos viele Jünger um sich versammelt hielt, in Argos, wo Ageladas (515—455 v. Ch.) eines hohen Ansehens genoss, und auf der Insel Aegina, wo Kallon und Onatas eine grosse Tätigkeit entfalteten, von der die Gruppe der äginetischen Bildwerke, aus dem Sagenkreise des Trojanerkrieges (dermalen in München), ein rühmliches Zeugnis gibt. — Die ältesten Bildwerke waren aus Holz geschnitzt, das man in der Folge mit Gold und Elfenbein (chryselephantine Kunst) zu überkleiden oder auch zu bemalen pflegte; etwas später verfertigte man Erzstatuen, anfangs von getriebenen Metallplatten, die mit Stiften und Nägeln oder durch löten zusammengefügt wurden, alsdann Werke der Erzgiesskunst aus geschmolzenem Metall. Auf den Inseln Paros und Chios kam zuerst die Sitte auf, Götterbilder aus Marmor zu verfertigen.

Der erhabene Stil, den Pheidias von Athen und Polyklet von Argos um 430, die Schüler des Ageladas, zur Vollendung führten, herrschte bis zum Ende des peloponnesischen Krieges.

Unter dem Schutze des hochsinnigen Perikles, der Athens Reichtum zur Errichtung herrlicher Gebäude verwendete und diese mit Kunstwerken schmücken liess, verfertigte Pheidias die Pallasstatuen, die schönsten Zierden Athens und die Statue des Zeus in Olympia, auf dessen Angesicht ein solcher Ausdruck „der Allmacht und Erbarmung“, des Friedens und der Ruhe lag, dass sein Anblick, wie die alten sagten, „die Seele ihres Erdenleids vergessen machte“, und derjenige für unglücklich gehalten wurde, der nicht vor seinem Tode das anschauen desselben genossen hatte. Polyklet war ausgezeichnet in der richtigen Auffassung und gefälligen Darstellung kräftiger Körpergestalten. Berühmt waren besonders sein Lanzenträger und die kolossale Bildsäule der Hera in Argos. Auch Myron (um 440), einer der gepriesensten Bildner in Erz, Marmor und Holz gehört dieser Zeit an.

Er war besonders gross in der Auffassung des kräftigen Naturlebens in der ausgedehntesten Mannigfaltigkeit. Seine Darstellungen aus der Thierwelt, (besonders die vielbesungene eherne, das Kalb säugende Kuh), sowie sein Diskoswerfer und sein Herakles gehörten zu den berühmtesten Kunstwerken der griechischen Welt. Unter Phidias Schülern waren Alkanaenes und Agorakritos die bedeutendsten. Der schöne Stil überdauerte die griechische Freiheit und lebte selbst nach Alexanders Tode in einer schönen Nachblüte fort. Dieser Periode gehören die drei grossen Künstler: Praxiteles von Athen (336), Skopas aus Paros (360) und Lysippos (325) aus Sikyon an. Der erste gab besonders dem Dionysos und den mit der Dionysossage verbundenen Gestalten (Satyrn und Silenen), das Gepräge, welches von nun an herrschend geblieben ist, ausserdem sind besonders seine Aphrodite- (Venus) Statuen, namentlich die von Kos und Knidos und sein Eris (Amor) berühmt. Auch der etwas ältere Skopas nahm die Objekte seiner Kunst vorzugsweise aus dem Dionysos- und Aphrodite-Mythos; ausserdem war sein Apollon mit der Leyer (Kitharodos) und seine Gruppe von Meergöttern, die den Achilles nach der Insel Leuke führen, ausgezeichnet. Waren diese beiden vorzugsweise in der Marmorbildnerei gross, so glänzte dagegen Lysippos, besonders in der Erzgiesserei; er strebte nach möglichster Vollendung der Menschengestalt in ihren verschiedensten Erscheinungen und beobachtete zu dem Behuf fleissig nackte Körper; doch

wusste er die Natur ideal zu veredeln. Unter seinen Werken waren besonders berühmt: ein kolossaler Zeus in Tarent, die hohe Heroengestalt des Herakles in Korinth, das Viergespann des Helios, dessen Pferde sehr gepriesen wurden, und vor allen seine Alexanderstatuen. — Durch diese Künstler erlangte die Plastik ihren Höhepunkt, auf dem sie sich länger als die Literatur gehalten zu haben scheint, doch mit dem Unterschied, dass die folgende Zeit in den Komposizionen sich meistens an die älteren Leistungen hielt und das vorhandene durch keine neuen Erfindungen bereicherte, dagegen die Kunstfertigkeit und technische Gewandheit von dem erlangten Grad der Vollendung nicht herabsinken liess.

Die Malerei der Griechen.

Weit später als die Plastik entwickelte sich die Malerei, und wenn wir auch bei den Indern und Aegyptern schon die Anwendung von Farben finden, ja wenn auch ausgedehnte Wandgemälde in manchen Grotten vorkommen, so war und blieb diese Kunst doch bei den orientalischen Völkern auf einer niedrigen Stufe und stand ausschliesslich im Dienst der Architektur und der Plastik. Erst bei den Griechen begegnen wir der Malerei als einer selbstständigen Kunst, deren Entwicklung einer minder frühen Zeit angehört, als die der Plastik und Architektur; ob aber auch die jüngere Kunst, war sie nicht die unbedeutendere. Freilich ist es schwierig, auch nur eine ungefähre Anschauung von jenen vielgepriesenen Meisterwerken zu gewinnen, da uns keines derselben erhalten ist. Dennoch ist eine grosse Anzahl von Gemälden auf uns gekommen, welche uns zu einer annähernden Schätzung verhelfen können. Dies sind einesteils die unzähligen gemalten Vasen, die zu tausenden in allen europäischen Museen angetroffen werden, anderseits die reiche Fülle von Wandmalereien, welche vorzüglich in Pompeji und andern Orten aufgedeckt worden sind. Doch müssen wir bedenken, dass diese Werke teils Erzeugnisse handwerklicher Fertigkeiten, teils flüchtige dekorative Arbeiten sind, also in einem unendlichen Abstande von den Schöpfungen der grossen griechischen Meister stehen.

Den Inhalt solcher malerischen Darstellungen bildete vor allem der Göttermythus und die Heroensage. Die Technik der antiken Malerei erscheint mannigfaltig, je nach der Art und Bestimmung der einzelnen Werke. Vor allem hat man zwischen Wandgemälden und Tafelbildern zu unterscheiden, jene wurden mit einfachen Wasser-

farben trocken oder al Fresko, letztere auf Holztafeln in Tempera gemalt. Erst in der Blütezeit der antiken Kunst wurde die enkaustische Malerei erfunden. Schon vor dem peloponnesischen Kriege begegnen wir namhaften Meistern, so zur Zeit des Kimon (462) dem Polygnot, der in Athen mehrere Prachtbauten mit seinen Gemälden zu schmücken hatte. Den grössten Ruhm genossen seine in einer Halle zu Delphi ausgeführten Bilder. In figurenreicher Darstellung und vielen Gruppen hatte er die Einnahme Ilions und den Besuch des Odysseus in der Unterwelt geschildert. Es waren kolorierte Umrisszeichnungen auf farbigem Grunde ohne Schatten und Modellierung, ohne Perspektive, nur in vier Farben ausgeführt, und doch waren sie von mächtigem Ausdrucke und geistiger Bedeutung. Die attische Schule im 5. Jahrhundert setzte ihre Bestrebungen in ähnlicher Richtung fort, nur führte Apollodoros eine kräftigere Modellierung der Gestalten durch Beobachtung von Licht und Schatten ein.

Nach dem peloponnesischen Kriege zieht sich die Malerei eine Zeit lang aus Attika zurück, um in den kleinasiatischen Staaten, namentlich in Ephesos, einen weiteren, bedeutenderen Fortschritt zu machen. Das Verdienst dieser jonischen Schule beruht hauptsächlich auf einer reineren und reicheren Ausbildung der Farben. Gleich der Plastik erhielt auch die Malerei in dieser Zeit mehr die Richtung auf das Leben, auf die Befriedigung profaner und privater Bedürfnisse, und an die Stelle der frühern monumentalen Wandmalereien trat die Tafelmalerei. Manche Künstleranekdoten geben Zeugnis für das streben nach täuschender Wirklichkeit. z. B. der Wettstreit des Zeuxis und des Parrhasias. Zeuxis, aus Heraklea gebürtig, war in seiner spätern Lebenszeit in Ephesos tätig. Nicht blos zarte Anmut und weibliche Grazie lebte in seinen Bildern, sondere auch überraschende Situazionen gelangen ihm vortrefflich. Im Wetteifer mit ihm entfaltete der Ephesier Parrhasias seine nicht minder bewunderte Kunst. Er führte nach dem Bericht des Plinius zuerst die Proporzionslehre in die Malerei ein, verlieh dem Gesichte Feinheiten des Ausdruckes, dem Haupthaare Eleganz, dem Munde seinen sanften Reiz und trug nach dem Bekenntnisse der Künstler in den Konturen die Palme davon.

Den höchsten Gipfel aber erreichte die griechische Malerei durch den grossen Apelles, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts lebte. Er scheint, ein antiker Raphael, seinen Werken eine vollendete Anmut, jenen zarten Hauch der Schönheit verliehen zu haben, der

nur aus der Verbindung der feinsten Formen mit zartem Schmelz des Kolorits und edler seelenvoller Auffassung entspringt. Das berühmteste aus seinen Werken war Aphrodite, wie sie aus den Fluten des Meeres auftaucht.

Unter den Zeitgenossen des Apelles war Protogenes so ausgezeichnet, dass selbst ein Apelles wie versteinert vor Bewunderung ein von ihm gemaltes Bild des Jalysos anschaute. Einige Reste dieser Epoche sind in den Grabkammern zu Pästum aufgefunden worden, z. B. die Darstellung eines Jünglings, der seinen verwundeten Gefährten zu Ross aus der Schlacht führt.

In der Epoche nach Alexander drang in die Malerei immer mehr ein streben nach Naturalismus ein, das sich mit der Vorliebe für Darstellungen aus dem niederen Leben, für Genrebilder und Stillleben verband. Doch gab es auch jetzt noch Maler, die in der höhern Gattung ausgezeichnetes leisteten. In dieser Epoche des überhand nehmenden Luxus scheint auch die Mosaikmalerei sich ausgebildet zu haben.

Schliesslich haben wir noch der gemalten Vasen zu gedenken, die nicht allein in ihrer Gesammtform als ausgezeichnete Beispiele von der Feinheit des griechischen Schönheitssinnes Zeugnis ablegen, sondern auch für die Anschauung ihrer Malerei grosse Bedeutung haben. Bedenken wir, dass diese Werke nur Erzeugnisse handwerklicher Tätigkeit sind, so muss die oft freie und schöne Zeichnung uns zur Bewunderung hinreissen.

Musik.

Ist uns schon von der hellenischen Malerei, vermöge des vergänglichern Materials, auf welches diese Kunst angewiesen ist, so wenig überliefert worden, so konnten selbstverständlich von einer noch geistigeren Kunst, deren Verewigung durch Zeichen erst die neuere Zeit erfunden hat, von der Tonkunst nämlich, noch weit wenigere Zeugnisse ihres Wirkens auf uns übergehen. Und dennoch wissen wir, dass die griechische Musik nicht nur einer höchst vollkommenen Technik sich erfreute, die schon von Polymnestos und Terpandros im 7. Jahrhundert v. Ch. ausgebildet worden, sondern auch durch Pythagoras eine mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebrachte wissenschaftliche Behandlung erfuhr. Auch Mimik und Orchestik (der gymnastische und mimische Tanz) gieng mit der Musik und zum Teil auch mit der Dichtkunst Hand in Hand und fand bei den Hellenen eifrigste Pflege.

Der Handel Griechenlands.

Der Handel Griechenlands erstreckte sich, durch die Natur und geographische Lage des Landes ungemein begünstiget, unmittelbar über das eigentliche Hellas und über alle hellenischen Kolonien, mithin von den Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasiens bis Kyrene in Afrika, Sicilien und Massilien. Mittelbar reichte der Handel bis in die fernsten unbekannten Länder. Gegenstände des Verkehrs waren im ganzen dieselben welche die Natur noch heute darbietet; doch mit dem Unterschiede, dass die Hellenen damals aus den Gaben der Natur etwas ganz anderes erzeugten als heutzutage die Osmanen; manches änderte auch Sitte und Gebrauch.

Im vorheroischen Zeitalter war der Handel von geringem Belang; Ackerbau und Viehzucht, wozu man Sklaven verwendete, Hauptnahrungsquelle, die Summe der Bedürfnisse bei der Einfachheit des Lebens beschränkt, und was man darüber hinaus zu haben wünschte, erhielt man von den Phöniziern, welche damals noch die unangefochtenen Herren des Meeres und des Handels waren. Mit der dorischen Wanderung (1104) änderten sich die Verhältnisse, und durch sie wurde der erste äussere Anstoss zu jenem Auswanderungstrieb gegeben, welcher einige Jahrhunderte hindurch andauerte und zunächst den berühmten hellenischen Kolonien auf der Küste Kleinasiens den Ursprung gab. Auf der Grenzmark alter Kulturvölker gelegen, wandten sie der Industrie und dem Handel grosse Aufmerksamkeit zu und verdrängten allmälig die Phönizier aus den benachbarten Gewässern. Ihr Beispiel blieb nicht ohne Rückwirkung auf das Mutterland, nur trat diese an den einzelnen Orten je nach der Verschiedenheit der Regierungsform mehr oder minder greifbar hervor.

In demokratischen Staaten fanden Gewerbe und Handel höhere, in aristokratischen geringere Geltung, und in dieser Hinsicht standen die lykurgische und die solonische Gesetzgebung einander schroff gegenüber.

Im Grunde brachte erst Solon zu Athen jene Beschäftigungen zu einigen Ehren.

Der durch die Perserkriege erregte Aufschwung des Geistes, der durch sie gesteigerte Ehrgeiz und Tätigkeitstrieb und die lockende Aussicht auf Vergrösserung der Macht führte Athen zur Schöpfung einer grossen Flotte, und mit ihr bekam es nicht blos die Inselstädte und Küstenstädte, sondern auch den Handel in seine

Gewalt. Das Zeitalter des Perikles, welches die höchste Blüte Athens und den Triumph griechischer Kunst repräsentiert, war zugleich auch der Wendepunkt seiner Macht und seiner Handelsgrösse. Der peloponnesische Krieg brachte es an den Rand des Abgrundes, und wenn es sich auch wieder aufraffte, so gewann ihm zwar nicht auf dem Gebiete der Kunst, aber doch des Handels Korinth wieder den Vorrang ab.

Hier waren schon vor der Einwanderung der Dorier in den Peloponnes Schifffahrt und Kunstfertigkeit heimisch gewesen. Begünstigt durch seine Lage entwickelte es frühzeitig eine lebhafte Handelstätigkeit und wurde, so lange die Hellenen sich vor der Umschiffung des Vorgebirges Malea scheuten, Stapelplatz zwischen der Ost- und Westsee, blühend durch Manufakturen, namentlich Weberei, Färberei, Schmiedekunst, Töpferei und Erzgiesserei. Korinthische Gefässe standen in hohem Ansehen, und korinthisch nannte man zuletzt alle Einrichtungen des Luxus und Reichtums im innern der Paläste. Diesen Hang zum Luxus teilte es mit dem benachbarten Sikyon, das schon im 7. Jahrhundert durch weitreichende Handelsverbindungen zu grossem Reichtum gelangte, sich zu einem Hauptsitz der Erzgiesserei und Malerei erhob und auch in Gewerben, besonders Wagnerei und Schuhmacherei — sikyonische Frauenschuhe waren weit und breit berühmt — vorzügliches leistete.

Aber auch die Inseln blieben hinter den Städten des Festlandes nicht zurück. Obenan stand Aegina, die mühsame Bodenkultur lieferte Wein, Oel, Südfrüchte und Getreide; aber damit begnügten sich die Einwohner nicht, sondern legten sich auf Schifffahrt und Handel und gelangten, wie durch eine zur Kunsthöhe entwickelte Industrie, zu grosser politischer Macht und Bedeutsamkeit; aber der Wohlstand der Insel, besonders ihr blühender Ausfuhr-Handel, der sich vorzüglich auf Arbeiten aus Erz und Ton, sowie auf Gegenstände des Luxus erstreckte, fachte den Neid Athens an, welches um die Mitte des 5. Jahrhunderts die Einwohner sich zinsbar machte und am Ende ganz vertrieb. Nicht minder wichtig für den Handel tritt uns Euböa entgegen. Chalkis und Eretria beuteten die Kupfer- und Eisenerze der Insel aus, und die daselbst gefertigten Waffen und Gerätschaften erlangten grossen Ruf. Kythera mit seiner Purpurschnecken-Fischerei war ein Hauptstapelplatz für die aus Libyen und Aegypten nach dem aegäischen Meere segelnden Schiffe, und auf Delos bildete sich bei dem alten Heiligtum Apollons zur Zeit des Frühlingsfestes ein ungemein lebhafter Markt für die

Hellenen jonischen Stammes. Ueberhaupt waren Wallfahrtsorte in den ältesten Zeiten fast immer die Mittelpunkte des Verkehrs.

Die hervorragendste Rolle jedoch spielte in der Entwicklungsgeschichte des Handels der Griechen die zahlreiche Gründung von Kolonien, welche wie bereits erwähnt, das Mittelmeer fast in eine hellenische See verwandelten. Wo aber Hellenen hinkamen, dahin trugen sie aus dem Mutterstaate die befruchtenden Keime griechischer Bildung, und so blühten überall in den Kolonien neben Handel und Gewerbe auch Kunst und Wissenschaft.

Die Anlage hellenischer Pflanzstädte zwischen 750 und 580 ist also als das Mittelglied des Ueberganges vom Binnenhandel zum Aktivhandel bei den Griechen zu betrachten. Sie war nicht nur der Erweiterung der Agrikultur förderlich, sondern auch der Volkswirtschaft der einzelnen Staaten auf entfernte Gebiete. Alle Kunst- und Industrieprodukte der Metropolis kamen in die Tochterstadt und in den Handel. So entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr, der im Fortschritte der Zeit immer weiter und weiter strebte und durch die fortgesetzte Gründung von Kolonien selbst in den entferntesten Barbarenländern zur Erweiterung seines Gebietes immer neue Stützpunkte schuf.

Handelsrichtungen.

Diese Richtungen, welche wir bei diesem auswärtigen griechischen Handel unterscheiden können, sind eine westliche, eine süd und südöstliche und eine nord und nordöstliche.

Die Richtung des westlichen Handels bestimmten als Seestädte ersten Ranges für das reiche Sicilien, Syrakus, für Unteritalien das üppige Sybaris und das mächtige Tarent; für das Keltenland Massilia (Marseille) mit seinen Emporien besonders Nikäa (Nizza).

Massilia stand auch mit dem innern Galliens in Verkehr und betrieb dorthin einen lebhaften Handel, ja eine Handelsstrasse führte von dort aus mitten, durch Gallien, nach Amorika der Nordwestküste Galliens, der heutigen Normandie und Bretagne und vermittelst derselben stand es in Handelsverbindung mit den brittischen Inseln. Auf diesem Wege erhielten die Hellenen Wolle, Metalle und besonders Zinn aus dem heutigen England.

Die Richtung des südöstlichen Handels führte zu dem mit griechischen Pflanzstädten gleichsam besäeten Vorlande Asiens. Ueber Ephesos und Smyrna hauptsächlich, gelangten die Erzeugnisse des inneren Landes, wo die an der persischen Königsstrasse gelegene

lydische Hauptstadt Sardes ein wichtiger Verkehrspunkt war, ans Meer und umgekehrt. Hier holten die Griechen vorzüglich persische Teppiche mit fantastischen Tiergestalten, phönizische Purpurtücher und fertige Seidenstoffe, ausserdem arabische und indische Produkte, endlich Wolle, Eisen, Gold vom Berge Tmolos und Goldkörner am Paktolos, Schiffsbauholz und besonders Sklaven. Chios hat den traurigen Ruhm, den ersten Sklavenmarkt besessen zu haben. Später wurden in den meisten Städten zur Zeit des Neumondes Sklavenmessen gehalten, wo entweder Sklavenhändler, die aus dem Auslande gebrachte Waare losschlugen, oder auch Bürger solche Sklaven, deren sie sich entäussern wollten. Die berühmtesten Verkaufsplätze waren ausser Chios, das liederliche Byzanz und das heilige Delos.

Das südliche (afrikanische) Handelsgebiet umfasste Libyen, Aegypten, die Oase des Jupiter Ammon und Kyrene. Aegypten lieferte den Griechen Byssos (feine Leinwand oder Baumwollgewebe) Flachs, Hanf, namentlich Taue, Segeltuch, Papyros, Gold, besonders aber Getreide. Der grösste Getreidemarkt fand zwar zu Rhodos statt; aber nirgends war dieser Handelszweig so ausgebildet wie in Aegypten. Ein Hauptstapelplatz daselbst war Naukratis, die Vorläuferin Alexandriens, welche in älterer Zeit das Privilegium besass, dass kein ausländisches Schiff in einem anderen Hafen seine Ladung löschen durfte.

Das Gebiet des nord und nordöstlichen Handels der Griechen erstreckte sich über alle Küstenländer des schwarzen Meeres. Die Hauptstrasse dieses Seeverkehrs gieng mitten durch das ägeische Meer nach Thrakien und durch den Hellespont und Bosporos in das schwarze Meer bis an die Mündung der südrussischen Ströme und an die Krim. Tanais am Ausflusse des Don, Pantikapäon und Kertsch, die Hauptstadt der Könige des kimmerischen Bosporos, Phanagoria, gegenüber auf der asiatischen Seite, dann Olbia an der Dniepermündung waren hier die wichtigsten Stapelplätze und die Vermittlerinnen zwischen Binnenland und Meer. Die Ausfuhrprodukte waren aus Thrakien, Makedonien und dem taurischen Chersones (der Krim), Schiffsbauholz, Mastbäume, Balken, Bretter, denn das Holz des arkadischen Waldgebirges reichte bei weitem nicht aus. Auch Pech und Häute kamen aus jenen nordischen Gegenden. Ebenso Theer, Wolle, Sklaven und Fische. Wahrscheinlich kannten die Griechen schon den Kaviar und den Tunfisch. Im nördlichen

Kleinasien waren Sinope und Trapezos, Amisos, Phasis und Dioskurias die Hauptstapelplätze.

An diese nördlichen und südlichen Städte knüpfte sich zugleich der Handel der Griechen mit Ostasien und später mit Indien; ja griechische Karavanen drangen ostwärts wie aus Herodot erhellt, von den pontischen Städten aus bis in die jenseit des Ural liegenden asiatischen Steppen und Wüsten, wobei ihnen Skythen als Wegweiser und Lieferanten der Lasttiere dienten. Südrussland war die Hauptkornkammer Athens. Aus dem einzigen Hafen Theodosia giengen zu Demosthenes Zeit jährlich 400.000 Scheffel nach Athen und die Regierung hatte mit dem Krimfürsten Leukon einen Vertrag auf gegenseitige Abgabenfreiheit geschlossen, während die Angehörigen anderer Staaten eine Ausfuhrsteuer von $3^1/_2$% erlegen mussten. Diese Abgabe war noch billig, denn der thrakische Fürst Kersobleptes erhob den Zehnten von allen Waaren und eben so hoch war der Zoll, mit dem die Athener alle den Bosporos passierenden Schiffe belegten.

Betrachten wir nun, was Griechenland an Rohstoffen dem Auslande bieten konnte, so entstammte das meiste der Pflanzenwelt. Obenan im Waarenregister steht der Wein. Vor allen geschätzt der herrliche Rotwein von Chios und die Trauben von Thasos, Lemnos, Rhodos, Naxos und Kos. Man verführte ihn in Schläuchen und Fässern, nach Aegypten in irdenen Krügen, welche dort sehr gesucht waren. Weinessig wurde auf Knidos erzeugt. Oel in vorzüglicher Güte gewonnen in Attika; auch der Honig vom Hymettos übertraf an Wohlgeschmack den von Kreta und Kypros und attische Feigen prangten auf der Tafel des Grosskönigs.

Aus dem Mineralreich wurde besonders viel Marmor von den Brüchen der Insel Paros und des Pentelikon in Attika ausgeführt. In grösserer Menge bildeten noch Manufakturwaaren die Ausfuhrartikel des griechischen Handels. Die einfachen irdenen Gefässe aus Samos, böotische und sikyonische Wagen, Töpferwaaren (Vasen), ebenso die Schalen und Lampen von geschmackvoller Form aus Korinth, Aegina und Attika sind hier zu nennen. Die an vielen Orten bestehenden Waffenfabriken lieferten Rüstungsgegenstände (böotische Schilder und Helme, attische Panzer und Schwerter, argivische Schilde u. a.). Auch feine Gold- und Silberarbeiten giengen ins Ausland. Feine Wollenstoffen jedoch erzeugten mehr die Kolonien und Inseln als das Festland.

Das Geldwesen.

Ursprünglich waltete in Griechenland wie im Orient im Verkehr der Tauschhandel ob; schon um das Jahr 1000 aber war daselbst der Kauf vorwiegend. Der gewöhnliche Wertmesser war das Rind, ein Tier, das alle Stämme hatten. Später trat das Metall als Vermittler ein, edles und unedles. Wenn man aber in dieser Weise die Metalle im Tauschhandel benutzte, so musste notwendig der Gebrauch der Wage hinzukommen; und so wird auch schon bei Homer das Gold, wo es allein nach seinem Metallwerte in Betracht kommt, regelmässig nach dem Gewicht, dem Talent, bezeichnet. Es kam dann von selbst, dass das zum Tausch benutzte Metall eine konvenzionelle dem Bedürfnis entsprechende Form erhielt. Grössere Quantitäten zirkulierten in Barrenform. Diese Barren wurden, um das nachwägen zu ersparen mit einem Stempel, der das Gewicht angab, bezeichnet, und giengen, indem man von dem bisher nur gewogenen Wertmetalle, die kleineren Gewichtsteile durch runde, platte, gestempelte Metallstücke ausdrückte, in die Form von Münzen über.

So bediente man sich vor Einführung des gemünzten Geldes in Aegypten und Vorderasien solcher metallener Barren von bestimmtem Gewichte. Die Zahlungen wurden zugewogen. Dieses babylonische Talent, die Grundlage des vorderasiatischen Münzsystems, war später von den Phöniziern nach Griechenland verpflanzt worden. Es wog 92 Pfund oder war im Gelde gleich 2500 Rthlr. Ein Talent zerfiel in 60 Minen, eine Mine in 50 Sekel, ein Sekel in zwei Drachmen, eine Drachme in 60 Obolen. Durch Pheidon den Temeniden, der über den nördlichen Peloponnes, Argos, Aegina und Korinth gebot, wurde dieses Münzsystem zuerst in Griechenland zur Geltung gebracht und verbreitete sich dann allgemein daselbst.

Dort nannte man dieses Talent das äginetische oder schwere. Später gieng von den Euböern eine Veränderung des Münzfusses aus, das euböische leichte Talent von 72 Pfund. Solon endlich setzte den Münzfuss des Talentes von 72 Pfund auf 52·39 Pfund herab (von circa 2153 auf 1571$^{3}/_{4}$ Thlr.) und dieses attische Talent erhielt sich bis auf die Römerzeit. Die griechischen Münzen, Drachmen und Obolen bestanden aus Silber und Kupfer. Talent und Mine jedoch wurden nie geprägt, sondern blieben wie das englische Pfund und der französische Livre stets Sache der Rechnung.

An edlen Metallen war Griechenland nie sehr ergiebig, aber sie strömten ihm schon frühzeitig, besonders seit den Perserkriegen sehr reichlich zu, (aus Asien) und zwar teils in Barren, teils als geprägte Münze (Dareiken), teils zu Schmucksachen kunstvoll verarbeitet. Später prägte auch Athen Goldstateren, in Gestalt der silbernen zwei Drachmenstücke, Chrysos genannt;' die gangbarsten attischen Münzen waren jedoch aus reinem Silber geprägt in Stücken zu 4 Drachmen (Stater). Es gab auch Kupfermünzen (Chalkos = $^1/_8$ Obolos), doch nicht aus reinem Kupfer sondern mit Zinn versetzt, um sie vor dem abgreifen zu schützen.

Nebst Athens Münzstätte, dem Agyrokopeion, gab es bedeutende Münzstätten auch zu Lampsakos, Kyzikos und Phokäa. Falschmünzerei war fast ohne Beispiel, wurde aber auch mit dem Tode bestraft. Der Wert des Geldes war zu verschiedenen Zeiten verschieden.

Im Zeitalter des Demosthenes scheint das Geld einen fünfmal geringeren Wert gehabt zu haben als im solonischen. Das Verhältnis des Goldes zum Silber war in älterer Zeit wie 10 : 1 später wie 13 auch 15 : 1. Das Gepräge der attischen Münzen stellte gewöhnlich einen Athenekopf nebst dem Vogel der Athene (Nachteule) dar.

Die Wechsler.

Mit dem zunehmenden Gebrauch von Münzen als Tauschmittel und der Verschiedenheit ihres Gepräges entwickelte sich in Griechenland neben dem Waarengeschäft auch der Geldhandel. Die Geldhändler (Trapeziten) besorgten aber nicht blos die Umwechslung der Münzen gegen ein Aufgeld, sondern betrieben auch den Geldhandel im grossen. Sie nahmen fremdes Geld gegen mässige Zinsen auf, namentlich von reichen Leuten, die sich mit der Verwaltung ihres Vermögens nicht befassen konnten oder wollten, und verliehen es wieder an andere zu höheren Zinsen.

Auch Zahlungen, die man zu machen hatte, wurden am bequemsten auf diese Weise vermittelt, dass man die Summe im Buche des Trapeziten von dem eigenen guthaben abschreiben und demjenigen, an den man zu zahlen hatte, zuschreiben liess. Oft wurden den Trapeziten auch Deposita, sei es Geld, sei es Dokumente in Verwahrung gegeben und Rechtsgeschäfte vor ihnen als Zeugen abgeschlossen. So viel sich übrigens erkennen lässt, wurde jedoch dieses Geschäft höchst selten von Bürgern, sondern meist von Schutzverwandten betrieben.

Die Trapeziten standen nämlich in geringem Ansehen und waren mehr als andere Geschäftsleute gehasst und verachtet, weil die Menge in ihnen nur Zinswucherer sah. Der gewöhnliche Zinsfuss war 12 bis 18 von 100; doch kommen auch geringere Zinsen zu 10% aber auch höhere bis zu 39% vor, letztere namentlich bei der sogenannten Bodmerei. Gesetzliche Bestimmungen über den Zinsfuss gab es nicht, doch geht aus allem hervor, dass die Kapitalien damals ungleich höher rentierten als heutzutage.

Die Stelle der Banken vertraten meist die Tempel und auch Anweisungen wurden schon gebraucht.

Bei dem Tempel zu Delphi bildete sich sogar eine Umschreibebank, welche jedoch bald Mitbewerber bekam, da sie keinen Zins gab. Auch kommen Beispiele einer Art Staatsanleihe vor, indem die Tempel zu Delphi und Delos mehrmals einen Teil der ihnen anvertrauten Summen herliehen.

Arten des Handels, Begünstigungen und Hemmnisse desselben.

Nach den einzelnen Arten des Handels unterschied man Kleinhändler oder Krämer und Grosshändler. Jene beschränkten sich auf den Verkehr in ihrer Stadt und deren Erzeugnisse, diese besorgten den Zwischenhandel zwischen den einzelnen Städten. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass fast aller griechische Grosshandel auf dem Seewege geschah. Der Landhandel scheint sich bei der Schwierigkeit der Verbindungsstrassen und der Unsicherheit des reisens. durch so viele Landstriche auf den Besuch der grossen Nationalfeste beschränkt zu haben, deren Gottesfriede auch kaufmännischen Unternehmungen sicheres Geleit verlieh und dadurch jenen Festen selbst das Gepräge förmlicher Handelsmessen mitteilte. Wie weit der Handel zur See den Binnenhandel überwog erkennt man schon daraus, dass das Wort, womit der Grieche den Kaufmann benannte (emporos) eigentlich den Schiffsreisenden bezeichnet. Während nun aber der Kleinhandel oder die Krämerei stets mit einer gewissen Geringschätzung behaftet blieb und das allgemeine Vorurteil gegen sich hatte, liess man den Grosshandel besonders in den demokratischen Staaten besondere Begünstigungen angedeihen.

So genossen in Athen die Kaufleute Freiheit vom Kriegsdienst und von Kriegssteuern und die fremden Geschäftsleute standen den einheimischen in allen Rechtssachen völlig gleich. Die Prozesse über Handelssachen genossen den Vorzug, dass sie in Monatsfrist abgeurteilt werden mussten, und fanden nur in den Wintermonaten

statt, wenn die Schifffahrt ruhte, damit die Kaufleute nicht vom Betriebe ihres Gewerbes abgehalten werden. Auch die Proxenien, eine Einrichtung unseren Konsulaten ähnlich, sowie Verträge und Bestimmungen zwischen dem einzelnen Staaten (Symbola) trugen zur Erleichterung der Handelsverbindungen bei.

Der Staat sorgte ferner für den Seeverkehr durch Instandhaltung der Häfen, später durch Anlegung von Leuchttürmen, durch Hafenordnungen und Hafenpolizei. Man hatte Molos oder Hafendämme, Magazine für Seebedürfnisse, Niederlagen für Waaren; ausserdem gab es Vorsteher des Grosshandels, denen die Klagen wegen Uebertretung der Ein- und Ausfuhrgesetze oblagen, Handelsrichter in Sachen des Seewesens, Marktmeister zum Schutz der Ordnung im Kleinhandel, Getreideaufseher zur Ueberwachung von Fruchthändlern und Bäckern, Massmeister über richtiges Mass und Gewicht. Auch wurde von Seite des Staates für gutes Geld Sorge getragen. Doch war der Handel zumeist auch Mittel der Staatskunst, und wurde nicht blos um seiner selbstwillen gefördert. Politische Beziehungen beeinflussten meist die Handelsverbindungen, obwohl bisweilen auch aus diesen politische Befreundung hervorgieng.

Daraus erklären sich auch manche Hemmnisse, welche der Handel erfuhr. So untersagten in Athen strenge Gesetze die Ausfuhr und den Zwischenhandel, und jeder Bürger ward angehalten nach keinem anderen Orte als Athen Getreide zu führen.

Ausländer, die im Peiräeus landeten mussten zwei Drittel ihrer Getreidefrucht daselbst verkaufen und durften nur den Rest weiter führen. Für den Verkehr im Kleinhandel waren feste, nicht überschreitbare Preise bestimmt und durften nie mehr als 50 Körbe auf einmal gekauft werden; feindlichen Ländern wurde der Markt gänzlich gesperrt.

Der Handel mit den Barbaren fand nur unter Aufsicht des Staates statt. Unverhältnismässig hoch waren die Hafen-, Lager- und Marktgelder und namentlich die Zollverpachtungen, bei welchen man es lediglich dem Pächter überliess, sich für den hohen Betrag der Summen, die er in den Staatsschatz zu liefern hatte, durch Bedrückungen der Kaufleute zu entschädigen. Auf allen ein- und ausgeführten Waaren, selbst dem unentbehrlichen Getreide lag ein Zoll von 2%.

Unverzollte Waaren wurden sofort weggenommen und mit welcher Strenge die Zollgesetze gehandhabt wurden beweist das Schicksal des Vaters des Philosophen Bion, der in Olbia (um 300

v. Ch.) mit seiner ganzen Familie wegen Schmuggelei in die Sklaverei verkauft wurde.

Da der eigene Betrieb des Handels dem Bürger gerade keine Ehre brachte, so waren es in Folge dessen meistenteils Fremde, Schutzverwandte und Freigelassene, die sich damit abgaben. Doch taten sich oft reiche Bürger zusammen, um Rhederei zu treiben und Schiffe auf eigene Rechnung zu halten, deren aus Sklaven bestehende Bemannung nebst dem Kapitän dann in ihren Diensten stand. Fehlte den Rhedern das Geld um das Schiff zu einer neuen Reise mit dem nötigen zu versorgen, so wurde ein Kapital zu hohen Zinsen aufgenommen und das Schiff als Pfand angewiesen (Bodmerei).

Waren aber die Kaufleute selbst nicht im Stande für die Ladung die baren Auslagen aufzubringen, so erborgten sie Kapitalien und verpfändeten dafür die Waaren (Gross-Aventurhandel). Oft war beides verbunden, d. h. der Grosshändler fuhr auf gemietetem Fahrzeuge eine verpfändete Ladung.

Da Kapital und Zinsen erst nach glücklich zurückgelegter Fahrt von dem Kaufmanne erstattet wurden und der Gläubiger die Gefahren der Seereise zu tragen hatte, so suchte er sich gegen Fahrlässigkeit, Unterschleif und betrügerischen Waarenverkauf bestmöglichst zu schützen, ja manche pflegten sogar die ihnen verpfändeten Waaren oder Schiffe in Person zu begleiten oder Bevollmächtigte mitzusenden. Dieser Mangel an Kredit ist überhaupt das charakteristischeste Unterscheidungsmerkmal des hellenischen Handels von dem modernen und erklärt hinreichend den hohen Seezins von oft 36 bis 39 Perzent.

Auch der Staat bestrafte hier wohl Betrug mit dem Tode und gestattete dem Gläubiger sich nicht blos an die Hypothek, sondern an das gesammte Vermögen des Schuldners zu halten.

Der Markt.

Der Schauplatz des täglichen Handels und Verkehrs waren die Marktplätze der grösseren Städte. Ueber dieses bunte leben und treiben können wir uns nach den Angaben der alten Schriftsteller eine lebhafte Vorstellung bilden, insbesondere von jenem in Athen zur Zeit der Blüte. Die Agora daselbst war ein grosser, länglich runder, offener Platz, auf allen Seiten von Buden, Tempeln, Säulengängen und anderen öffentlichen Gebäuden umschlossen.

Nach verschiedenen Richtungen hin liefen Baumgänge von Platanen, welche Schatten gaben. In der Mitte erhoben sich die

Standbilder der Götter und jene der beiden Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton; aber bei weitem der grösste Teil des Raumes war von Buden, Schuppen und Zelten eingenommen, und in oder vor denselben legte der Kaufmann seine Waare zur Schau aus. Der Käufer fand eine reiche Auswahl. Die, wie wir heute sagen würden, Modehändler, Speiropolen boten gestickte Schleier, Umschlagetücher, Mäntel und Sandalen feil, die Juweliere Goldketten Arm- und Beinspangen, mit Edelsteinen besetzte Goldreifen, goldene Ciaden Siegel, Ringe, Spangen, Cameen und Edelsteine.

Die mit Wein in Schläuchen oder Krügen beladenen Karren standen in der Nähe des Obstmarktes, auf welchem Aepfel und Birnen, Quitten, Granaten, Datteln,. Pflaumen, Maulbeeren, Trauben, Orangen, Citronen, Feigen und Melonen zu hohen Haufen aufgespeichert waren. Die Grünwaarenhändler boten Trüffeln, Kümmel, Lattich, ägyptische Bohnen, Papyros, lange und runde Rettiche, Rüben, Spargel, Broccoli, Knoblauch und Pfefferkraut feil, Bohnen, Erbsen, Eisenkraut, zarte Zweige der wilden Myrte, die wie Spargel gegessen wurden, und manche andere Gemüse. Unweit von ihnen sassen die Blumenverkäufer, an einem andern Ende des Marktes wurden Pferde, Maultiere und Esel verkauft und nicht fern davon standen die verkäuflichen Sklaven. Unter einem Pappelbaume wurden die Versteigerungen gehalten, die Fleischwaarenhändler führten Schinken, Würste, besonders Blutwürste, eingemachte Früchte, Käse und Gewürze. Andere verkauften eingesalzenes Fleisch und Fische. Holzträger brachten Feuerungsstoffe, Leute aus Megara, Ferkel, Hasen und Gurken, Böotier kamen mit Majoran, Polei, Matten, Lampendochten, Hühnern, Enten, gedörrten Heuschrecken, Feldhühnern, Dohlen, Gänsen, Maulwürfen, Stachelschweinen, Katzen und Aalen aus dem Kopaissee. Die Kohlenbrenner aus dem benachbarten Acharnä hatten ihren besonderen Stand gleich den Kornhändlern, Mehl- und Oelverkäufern.

Geschäftige Lumpenhändler fehlten auf dem Marktplatze in Athen ebensowenig wie Hausierer mit dem Bündel auf dem Rücken und Trödler. Brot wurde von Mädchen oder Frauen herumgeboten, andere hatten Konfekt und Pasteten feil, Blumenmädchen boten mit nur zu freundlicher Geberde duftende Sträusse an. Im Schatten der Säulengänge sassen, unseren Harfenistinen vergleichbar, Dirnen, welche Flöte oder Zither spielten, einen Kriegsgesang, ein Skolion oder eine Hymne auf Pallas, Athens Schutzgöttin, anstimmten. Auch Tänzerinnen, Gaukler und umherschlendernde Tagediebe gab es auf dem Markte.

Am Hügel der Agora stand Gesinde, das eine Stelle suchte, in der Nähe war der Platz, wo man Töpfe, Pfannen, Lampen und Geschirr leihweise bekam. Die Ausrufer schonten ihre Stimmen nicht und vor dem Stande der Salbenhändler hat mehr als ein Philosoph Reden gehalten. Die Marktpolizei war in den Händen der Agronomen, die mit ihrer Peitsche in der Hand auf und abgiengen, für Aufrechthaltung der Ruhe sorgten und kleine Diebstähle sofort bestraften. Sie passten auf, dass niemand falsches Mass führe, und hatten eine Schaar stämmiger Skythen als Polizeidiener zur Verfügung, welche ihnen auch bei Erhebung des Marktgeldes behülflich waren.

Anständige Frauen und Mädchen und in der guten alten Zeit auch Jünglinge vermieden den öffentlichen Markt und liessen durch die dazu beauftragten Sklaven einkaufen; die Männer hingegen lockte der Reiz politischer oder gerichtlicher Verhandlungen auf den Markt, und es gehörte für dieselben überhaupt zum Genuss des geselligen Lebens, den grössten Teil ausser dem Hause in den Hallen, Gymnasien, den Lokalen der Haar- und Bartpfleger, den Stätten der verschiedenen Händler und Wechsler, den Werkstätten und Verkaufstellen der Handwerker zuzubringen. Und wie jetzt in grossen Städten nach der Börsestunde gerechnet wird, so rechnete der Athener nach der Zeit, wo der Markt sich füllte, voll war, leerer wurde, sich auflöste. Die athenischen Bürger, welche hier handelten, entrichteten keine Abgabe, diese fiel nur auf die Fremden, welche die Waare aus der Ferne auf den Markt brachten.

Ackerbau und Gewerbe.

Was diese beiden Hauptzweige der hellenischen Wirtschaftstätigkeit betrifft, so stand der Ackerbau bereits in den frühesten Zeiten in höchster Achtung, wie die Mythen von seiner Einführung durch die Demeter, die Feier der Thesmophorien u. a., erkennen lassen. Schon in der homerischen Zeit finden sich Ländereien als Privateigentum mit durch Messung ausgemittelten und durch Steine bezeichneten Abgrenzungen, was auch als Zeichen eines gesitteten Lebens galt. Der Reichtum wurde vorzugsweise nach der Grösse der Aecker und der Anzahl der Herden bemessen, und Ackerbau und Viehzucht waren die geachtetsten Beschäftigungen. Fürsten beaufsichtigten die Schnitter, Königssöhne die Hirten; und noch Hesiod basiert die Gründung eines Hausstandes auf den Ackerbau. In ähnlicher Weise preisen selbst spätere griechische Schriftsteller den Ackerbau als Grundlage des Hauses und Staates.

„Das beste Volk ist das, welches Ackerbau treibt," sagt Aristoteles. Dem entsprechend war denn auch in Wirklichkeit die Stellung des Ackerbaues, und auch das Staatsgesetz nimmt sich desselben an; es ist verboten einen Pflugstier zu tödten, oder ein Schaf, bevor es ein Lamm geworfen; kein Olivenbaum durfte ausgegraben werden, ausser für öffentliche Feste oder zu eigenem Gebrauche. In den historischen Zeiten standen auch die politischen Verfassungen in Beziehung zu dem Grundbesitz und nach dem Masse eines Ertrages stufte sich die politische Berechtigung ab. In keinem griechischen Staate sind daher die Bürger dem Ackerbau gänzlich entfremdet worden, mochten sie nun je nach den politischen Verhältnissen und dem Vermögensstande der einzelnen selbsttätig mitwirken oder die eigentlichen Arbeiten wie in Lakonien, Messenien, Thessalien und auf Kreta durch Hörige oder Sklaven verrichten lassen.

Dass diese Neigung für den Landbau am meisten in den Staaten hervortrat, die am wenigsten am grossen Verkehr, Handel und Schifffahrt sich beteiligten, ist leicht erklärlich. Mit dem wachsen des Verkehrs und der Zunahme der Mittel auf anderem Wege sich schneller und leichter zu bereichern, nahm auch diese Neigung zum Ackerbau mehr und mehr ab, besonders, wo wie in Athen das allgemeinerwerden einer höheren geistigen Bildung eine Abneigung gegen jene roheren Arbeiten förderte und einen schärferen Gegensatz zwischen Stadt und Land ausbildete. In derselben Richtung wirkte auch die Entwickelung der politischen Verfassungen.

Die zunehmende Demokrazie zog die Bevölkerung des Landes mehr und mehr in die Stadt, lenkte sie von der nützlichen Tätigkeit des Ackerbaues ab und erfüllte sie mit Geringschätzung gegen dieselbe. Die Bearbeitung des Ackers blieb jetzt vollständig den Sklaven oder Leibeigenen überlassen. Doch stand noch immer der Grundbesitz in Ehren. Der Begüterte hatte die Aufsicht, nur der Sklave die Arbeit. Mit dem zusammenbrechen der Macht des Staates endlich sank dann auch der Wohlstand mehr und mehr, der Kleingrundbesitzer war gänzlich verschwunden und in diesen Zeiten des gänzlichen Verfalles und der Entvölkerung scheint auch der Ackerbau in den meisten Gegenden verkümmert zu sein.

Was vom Ackerbau, gilt auch von der Viehzucht. Auch hier wurde in historischer Zeit die eigentliche Arbeit nicht von freien Leuten verrichtet, den ärmeren Teil der Bevölkerung in jenen Gegenden ausgenommen, die wie einzelne Teile von Arkadien ausausschliesslich auf Viehzucht angewiesen waren. Die den Ackerbau

begleitenden Tätigkeiten: Weinbau, Obstzucht, Gartenbau und Bienenzucht fanden gleichfalls immer eifrige Pflege.

Besonders wurde in Attika dem Feigen- und Olivenbaume Aufmerksamkeit zugewendet und die Menge von Gemüsen, die bei Mahlzeiten gebraucht wurden, sowie die Bewässerungsanstalten deuten auf schon fortgeschrittenen Gartenbau hin. Die Gärten lieferten auch die schönsten Blumen in Fülle, so dass zur Bereitung der bei allen Festlichkeiten nötigen Kränze niemals Mangel war. Von den anderen ländlichen Nebenbeschäftigungen war jedoch die Fischerei zu aller Zeit ein verachtetes Gewerbe und die Fischer in Athen, Tarent und Byzanz als roher Pöbel verrufen. Die Jagd hingegen war in später Zeit vorzugsweise in Kreta und Sparta als Vorschule der Kriegstüchtigkeit beliebt und auch in anderen Staaten als eine zu allen Zeiten des freien Mannes würdige und seinem Körper heilsame Uebung geschätzt.

Bergbau war durchweg Sache der Sklaven, spinnen und weben Beschäftigung der Frauen. Bezüglich des Gewerbewesens und der industriellen Kultur ist jedoch unter den einzelnen Staaten und griechischen Gemeinwesen sehr zu unterscheiden, indem einige (z. B. Sparta) beinahe gar keine, andere wiederum (so Athen, besonders Korinth, Milet, Sikyon, Samos, Chios) eine ziemlich blühende Industrie besassen. Ein gewerbtreibendes Volk im eigentlichen Sinne des Wortes sind jedoch die Griechen nie gewesen, weil man Gewerbe und industrielle Beschäftigungen missachtete und im Betriebe derselben stets etwas mehr oder minder erniedrigendes, selbst verächtliches erblickte. Davon war sogar der Betrieb der Kunst nicht ausgenommen, wenn die Beschäftigung blos des Gelderwerbs, ausschliesslich des Lebensunterhaltes wegen, somit gewerbsmässig stattfand. Es setzte in der öffentlichen Achtung nicht herab, Gewerbe und Fabriken zu besitzen, wohl aber sie mit eigenen Händen zu betreiben.

Man meinte auch das betreiben der Gewerbe eigne sich nur für Sklaven und Nichtbürger. Die sitzende Lebensweise, die Entfernung von der Agora und den Gymnasien, der Mangel an Bildnng, alles dieses vereinigte sich daher, die gewerbeartige Handarbeit dem Hellenen widrig und verächtlich zu machen. Der freie Handwerker war schon dadurch, dass er Sklaven zu Konkurrenten hatte, in den Augen der übrigen Bürger herabgewürdigt, ja man liess ihn nicht einmal als rechten Mann gelten. Diess war jedoch besonders der Fall in den ackerbautreibenden aristokratisch regierten

Staaten. So verbot in Sparta Gesetz und Sitte den im Besitz des Grossgrundeigentums befindlichen Vollbürgern jegliches Gewerbe; in Theben musste man, um der Teilname an der Staatsverwaltung fähig zu sein, wenigstens seit 10 Jahren dem Gewerbe entsagt haben.

In den industriellen demokratischen Staaten gestalteten sich die Verhältnisse für die Gewerbetreibenden etwas günstiger. So besonders in Aegina, Sikyon, Korinth und Athen. Dennoch wurden auch hier Gewerbe meist nur von Metöken, die keinen Grundbesitz erwerben durften gegen Erlegung einer Abgabe oder fabriksmässig im grossen von reichen Bürgern durch gekaufte oder gemietete Sklaven oder den Sklaven fast gleichgeachtete Taglöhner betrieben. Es gab in Athen keinen eigentlichen Mittelstand; der athenische Bürger wollte, wenn auch arm, vor allem frei, nämlich müssig sein, nur um Staatsangelegenheiten bekümmert und vom Staate genährt. So wirkte eben dieser Umstand, dann der Mangel jeglicher Gewerbeorganisazion von Seite des Staates dahin, dass dem Handwerke und der Industrie die tüchtigsten Kräfte entzogen und ihr eigentlicher Betrieb meist Personen überlassen blieb, welche zum grössten Teile an dem fortschreiten der allgemeinen geistigen Entwickelung keinen oder nur geringen Teil hatten und denen es an genügender Anregung zum eigenen vorwärtsstreben fehlte.

Allerdings wurde dieser Uebelstand einigermassen durch den Sinn für schöne Form ausgeglichen, welcher den Griechen, namentlich dem jonischen Stamme in so hohem Grade eigen war und dessen Anforderungen selbst für die Verbrauchsgegenstände des gewöhnlichen Lebens das Handwerk gewissermassen drängte mit der Entfaltung der Kunst möglichst gleichen Schritt zu halten.

Ein zweiter Umstand einer umfänglichen Entwicklung der Gewerbe lag aber auch in der zu allen Zeiten beibehaltenen Gewohnheit die grösste Anzahl der gewöhnlichen Bedürfnisse an Kleidung, Nahrung, auch wohl Wirtschaftsgerät durch Arbeit der Hausgenossen zu befriedigen. Einer solchen als Nebensache betriebenen Arbeit konnten aber viel schwerer Neuerungen und Verbesserungen zu gute kommen als der handwerksmässig betriebenen, wesshalb von einer eigentlichen Mode und deren raschen Wechsel bei den genannten Gegenständen kaum die Rede ist. Dazu kamen noch die beschränkten Verhältnisse des Handels und die Mangelhaftigkeit der Transportmittel, die es nur gestatteten für den Export solche Gegenstände anzufertigen, welche wegen ihres an sich hohen Preises einen bedeutenden Frachtaufschlag ertrugen nnd leicht transportiert werden

konnten. Es sind daher nur die Luxusgewerbe, welche es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben. Die Billigkeit der Sklavenarbeit aber wurde reichlich durch die Mangelhaftigkeit derselben aufgehoben, und gerade der Gebrauch der Sklavenarbeit war wenigstens zum Teil die Veranlassung, dass ein eifriges streben das Betriebskapital in besseren Werkzeugen und kostbaren Maschinen zu vergrössern sich nicht geltend machen konnte.

Die Sklaven.

Die Sklaverei, jenes Institut, das sich wie ein dunkler Fleck durch die ganze alte Geschichte und ihre Kultur hinzieht und der antiken Volkswirtschaft den eigentlichen Typus und Charakter verleiht, war also auch bei den Hellenen die Hauptursache der mangelhaften Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens.

Sie bildete die Grundlage, auf der das ganze politische und soziale Leben der Griechen ruhte.

Was wäre auch aus griechischer Bildung, Macht und Freiheit geworden, wenn man der Sklavenarbeit hätte entbehren oder andern zur Arbeit sich verdingen müssen. Bei keinem Griechen stieg deshalb je ein Zweifel an der Rechtmässigkeit und Zweckmässigkeit dieser Einrichtung auf, die Sache verstand sich von selbst. Ein vollständiger Hausstand ist nach Aristoteles nur der, welcher aus Sklaven und freien besteht; der Sklave ist nur ein lebendiges Werkzeug, wie das Werkzeug ein unbeseelter Sklave. Die Zahl der Sklaven war daher bedeutend grösser als die der freien. In Attika ergaben sich auf 20.000 Bürger und 10.000 Metöken 400.000 Sklaven; in Sparta auf 36.000 Bürger 244.000 Heloten und 120.000 Periöken. In Korinth sollen 460.000, in Aegina sogar einmal 470.000 Sklaven gewesen sein.

In späterer Zeit hatte fast in jedem Staate, auch der ärmste Bürger einen Sklaven oder eine Sklavin; reiche aber oft gegen tausend.

Die Sklaven waren teils die Nachkommen der besiegten Landesbewohner, teils Kriegsgefangene, meist Barbaren, teils auf Sklavenmärkten gekauft oder im Hause geboren. Letztere entweder vom Herrn mit einer Sklavin gezeugt oder aus Sklavenehen entsprossen. Doch fand man es meist wohlfeiler einen kräftigen Sklaven zu kaufen, als ihn von Kindheit an aufzuziehen, um so mehr als diese im Hause geborenen Sklaven, als wenig brauchbar, misachtet waren.

Die Lage der griechischen Sklaven war weniger schlimm als die der römischen, am ärgsten zu Sparta, am günstigsten zu Athen.

Bei schweren Misshandlungen konnten sie dort in ein Asyl (das Theseion) flüchtend das Mitleid des Volkes anrufen und bitten an einen anderen Herrn verkauft zu werden; auch durfte ein Herr seinen Sklaven nicht tödten. Die meisten Privatsklaven dienten als Haussklaven, oder arbeiteten als Handwerker auf Rechnung ihres Herrn, oder wurden an andere vermietet zur Arbeit in den Fabriken und Bergwerken, so dass der Sklave ein zinsentragendes Kapital wurde.

Als häusliche Züchtigungsmittel finden sich der Stock, der Riemen, die Peitsche, die Fesselung und die Brandmarkung auf die Stirne, letztere besonders gegen Diebe und entlaufene Sklaven. Es gab auch Staatssklaven, denen ein besseres Loos zu Teil ward und die das Recht hatten sich gegen Beamte zu beschweren. Doch blieb allgemein als herrschende Vorstellung, dass jede Sklavenseele grundverdorben sei und der verständige einem Sklaven nie im geringsten trauen dürfe. Auch gehörte es nach Plato zum Kennzeichen eines wohlerzogenen Menschen seine Sklaven zu verachten; und Aristoteles sagt: „Die Sklaverei ist von Natur rechtmässig, denn sie entspricht einem Naturgesetz, da ein grosser Teil der Menschen (die Barbaren) aus geborenen Sklaven besteht, für die nur regiert werden und gehorchen taugt.“

IV. Periode. Griechisch-makedonisches Zeitalter (338—146 v. Chr.).

Alexander der Grosse (336—323).

In die Form der Ernennung Philipps zum unumschränkten Strategen aller Hellenen wider die Perser war auf dem Tage zu Korinth der Untergang der griechischen Selbständigkeit gekleidet worden und seine Klugheit und Mässigung schien ihm die errungene Vorherrschaft zu sichern. Die bisherigen Verfassungsformen bestanden fort, nur militärisch bedeutende Orte erhielten Besatzungen und der Beschluss auf dem Isthmos (337), wo allein Spartas Gesandte vermisst wurden, erschien noch als Folge freier Bestimmung der Hellenen, aber das eigentümliche politische Leben der Griechen war geschlossen, ihr Schicksal blieb von nun an Makedonien geknüpft, und damit schien auch die Zeit gekommen, welche zur Stiftung eines grösseren Völkervereines führen sollte. Allein nicht Philipp, sondern seinem Sohne Alexander blieb es vorbehalten durch die Zerstörung des Perserreiches und die Eroberung des Orientes diese grosse Sendung zu vollziehen, und dadurch die griechische Bildung zum Gemeingute aller Völker zu machen, sie mit griechischem Geiste zu erfüllen,

aufzuklären und zu veredeln. Nach Makedonien zurückgekehrt hatte nämlich Philipp die Nordgränzen seines Reiches sichergestellt, in seiner eigenen Familie (mit seiner leidenschaftlichen Gemahlin Olympias) Versöhnung geschlossen und rüstete nun mit aller Macht zum Zuge nach Persien. Schon waren alle Vorkehrungen getroffen, den grossen Nazionalkrieg gegen Persien zu beginnen, schon waren die Heerführer Attalos und Parmenio nach Asien vorausgeschickt worden um die griechischen Städte daselbst zu befreien, als Philipp von einem Hauptmanne seiner Leibwache, Pausanias, zu Aegä bei der Hochzeitsfeier seiner Tochter Kleopatra mit Alexander von Epeiros meuchlerisch ermordet wurde, 336. Ihm folgte sein Sohn Alexander (geb. 356), erzogen von dem grossen Philosophen Aristoteles. Früh reif und durchaus hellenisch gebildet hatte er schon bei Chäroneia mit Auszeichnung befehliget, und begann nun unter den schwierigsten Verhältnissen, drohenden Parteien an seinem Hofe, Aufständen der nordischen Barbaren und Gährungen in Griechenland, zwanzigjährig, seine Herrschaft.

Nachdem er rasch der inneren Schwierigkeiten Herr geworden, verhinderte sein blitzschnelles erscheinen den Ausbruch in Griechenland und ein neuer Kongress zu Korinth ist genötiget, ihn als Erben der Machtstellung seines Vaters anzuerkennen. Allein während er gegen die nördlichen Barbaren zog und durch einen kühnen Zug über den Hämos und die Donau die Triballer und Geten so schreckte, dass selbst die Kelten vom Adriameer her ehrende Gesandtschaft schickten, hatten durch ein Gerücht von seinem Tode und persische Hülfsgelder ermutiget Theben und Athen vom neuen sich erhoben, um die makedonische Oberherrschaft abzuschütteln. Doch binnen vierzehn Tagen stand Alexander vor Theben, strafte die Stadt, die nach tapferer Gegenwehr fiel, auf strengste und zerstörte sie bis auf die Göttertempel und das Haus des Pindar, schenkte dagegen den Athenern abermals Gnade. Von da an blieben die Griechen dem Alexander unterworfen, auch während seines Zuges nach Asien; nur die Spartaner, die ihn nie anerkannt hatten, griffen gegen seinen zurückgelassenen Statthalter Antipater zu den Waffen und lieferten unter ihrem König Agis II. den Makedoniern die Schlacht bei Megalopolis 330, in welcher Agis den Heldentod starb und die spartanische Macht den letzten Todesstoss empfieng.

Alexander hatte unterdessen den Angriff gegen die Perser vorbereitet. Den inneren Verfall dieses Reiches seit Artaxerxes II. (404—361) hatte schon der Zug des jüngeren Kyros und der Rückzug der

zehntausend blossgelegt. Seitdem hatten Aufstände in den Provinzen, Palastrevoluzionen und Kämpfe einzelner Satrapen untereinander das Reich noch mehr zerrüttet. Zwar stellte der Mörder seiner Brüder Artaxerxes III. Ochos (361—339) noch einmal und zwar mit den furchtbarsten Mitteln des Despotismus eine feste Regierung her; allein der Eunuch Bagoas vergiftete ihn und räumte die ganze königliche Familie bis auf des Ochos Brudersohn Kodomannos hinweg, der ihn dann selbst den Giftbecher trinken hiess. Dieser mild und schön, edelmütig, aber ohne Energie und Grösse, hatte die Gefahr von Makedonien her durch Intriguen in Europa, jedoch vergeblich abzuwenden gesucht und stand jetzt dem Angriffe Alexanders gegenüber. Im Frühlinge des Jahres 334 nach Zurücklassung einer Truppenmacht unter dem Reichsverweser Antipater überschritt Alexander mit einem Heere von 30,000 Mann Fussvolk und 5000 Reitern den Hellespont, ehrte auf der Stätte des alten Troja die homerischen Heroen und bestand mit eigener Lebensgefahr siegreich das erste Treffen gegen die persischen Satrapen Kleinasiens an dem in die Propontis gehenden Flüsschen Granikos (335). Kleinasien stand ihm nun mehr offen, er sicherte sich eine Operazionsbasis in den griechischen Städten an der Westküste und während eine Abteilung seines Heeres die Küsten der Propontis durchzog, marschierte er mit dem Hauptheere südwärts, Sardes und Ephesos ergaben sich, Milet wurde erstürmt, und im Halikarnass verloren die Perser ihren letzten Posten in Kleinasien. Von hier aus wurde die Südküste der Halbinsel während des Winters besetzt. Dann drang er im Frühling 333 wieder in das innere Asien ein und rückte durch Pisidien und Phrygien auf Gordion, wo er den berühmten Knoten, von dessen Lösung eine Weissagung die Herrschaft über Asien abhängig machte, mit seinem Schwerte zerhieb. Von diesem Ausgangspunkte der neuen Jahresexpedizion erst nach Osten durch Paphlagonien, Kappadokien und Pontos, dann aber rasch südwärts sich wendend, gieng er durch die Pässe des Tauros (die kilikischen Tore) nach Kilikien, wo ein Bad im Flusse Kydnos sein Leben in Gefahr setzte, bis ihn sein treuer Arzt Philippos der tödtlichen Krankheit entriss.

Als er hierauf schon an den südlich gelegenen Toren stand, um den von Osten heranrückenden König Dareios in den jenseitigen Ebenen aufzusuchen, hörte er, dass dieser in seinem Rücken durch die amanischen Tore eindringe und ihm bei Issos mit einem unermesslichen Heere die Schlacht biete.

Alexander besiegte hier die Perser und die 30,000 griechischen Söldner in des Grosskönigs Heere in einem grossen Treffen. Der Name Alexandria am Eingange in die syrischen Pässe von der Seeseite her bezeugt noch heute die Erinnerung an den grossen Sieg Alexanders. Dareios, dessen Mutter, Gattin und Töchter gefangen waren, bot ihm nun glänzende Friedensbedingungen (die Abtretung von ganz Kleinasien u. s. w.), die jener aber verwarf. Eine persische Flotte unter dem Rhodier Memnon, welche bisher noch die See beherrscht hatte, löste sich nach der Schlacht bei Issos, nachdem Memnon (des Dareios bester Berater) gestorben, von selbst auf. Alexander durchzog nun Syrien, das sich ihm unterwarf. Nur die wichtige Seestadt Tyros leistete einen siebenmonatlichen hartnäckigen Widerstand. Endlich fiel auch sie und ward völlig zerstört. Jerusalem dagegen unterwarf sich willig und dann auch, aus Hass gegen die Perserherrschaft, das ganze Aegypten, dem er wie ein Befreier erschien. Alexander schonte hier die uralten Sitten und religiösen Anschauungen und unternahm von Memphis aus einen Zug durch die Wüste nach der Oase Siwah zum Tempel des Ammun, als dessen Sohn ihn hier die Priester begrüssten. An der westlichen Nilmündung hatte er schon vor diesem Zuge Alexandria gegründet, welches an Tyros Statt den Handel des Morgen- und Abendlandes vermitteln sollte und bald ein glänzender Sammelpunkt des Reichtums wie der Wissenschaft wurde.

Nun brach er nach fast zweijähriger Pause mit neuer Verstärkung gegen Dareios auf, erreichte über Damaskos und Thapsakos den Euphrat, überschritt diesen wie auch den Tigris und lieferte in der Nähe des alten Niniveh bei Arbela und Gaugamela am 1. Oktober 331 die letzte grosse Siegesschlacht gegen Dareios, der ihm mit 40,000 Reitern und einem Fussvolk von fast einer Million entgegengetreten war; auf den Königswagen desselben hatte Alexander persönlich den entscheidenden Angriff gemacht. Dareios entwich weiter gegen Nordosten und das Reich desselben mit allen seinen Hauptstädten lag wehrlos zu Alexanders Füssen.

Von Arbela zog der Sieger nach dem üppigen Babylon, dann nach der Hauptstadt der Perser Susa, und weiter nach Persepolis, wo er die Prachtgebäude und Tempel der Perserkönige zur Rache für die von Xerxes zerstörten griechischen Heiligtümer den Flammen übergab. Dann nach längerer Rast im Frühling 330 gen Norden sich kehrend, nahm er auch die alte Mederhauptstadt Ekbatana ein. Von hier war Dareios gegen die nördlichen Gebirge geflohen, wo er

aber bei Hekatompylos von dem verräterischen Satrapen von Baktrien, Bessos, ermordet ward. Alexander folgte diesem über den Elburs durch die kaspischen Tore und kehrte dann über die Terassen von Chorassan in das iranische Hochland zurück, dessen innerste Provinzen er besetzte. In Aria gründete er Alexandria-Aria [Herat].

Schon jetzt, da Alexander persische Sitten und Zermoniel annahm und den Morgenländern ebenso zugetan sich zeigte wie seinen Makedonen, brachen Meutereien im Heere aus, als deren Anstifter (wenigstens Mitwisser) Philotas und auch der keiner Schuld überwiesene Vater desselben, Parmenio, hingerichtet wurden. Im Jahre 329 überstieg Alexander die Alpenpässe des Paropamisos und erschien in Baktrien, d. i. im Flussgebiet des Oxos, woselbst sich Bessos zum König aufgeworfen. Letzterer wurde von Alexander gefangen und hingerichtet. Vom Oxosgebiet drang Alexander an den Jaxartes vor und hier im äussersten Winkel, wo jetzt Turkestan, das asiatische Russland und China zusammenstossen, gründete er für künftige Handelsverbindungen des Morgen- und Abendlandes ein Alexandria („das äusserste", jetzt Chodschend im Chanate Chokand). In diese Zeit fällt die Ermordung des Kleitos, der den Schmeichlern des Königs entgegengetreten war.

Alexander suchte nun seine Herrschaft in dem eroberten Reiche dauerhaft zu befestigen. Es schwebte ihm dabei der Gedanke vor, das hellenische und asiatische Wesen mit einander zu verschmelzen, was jedoch bei dem Verhältnis der untergebenen zum Reichsoberhaupte, das in Persien unumschränkt war, nur zum Nachteil des hellenischen ausfallen konnte.

Besonders wurden durch dieses vorgehen die makedonischen Grossen und Heerführer von Unmut erfüllt, denn diese hatten in ihrem Könige bisher nur den ersten unter gleichen erblickt. Es war daher wieder zu Verschwörungen gekommen, die abermals von Alexander entdeckt und unterdrückt wurden. Die Unzufriedenheit aber wurde dadurch freilich nicht erstickt, und sie mag den König mit zum Beweggrund gedient haben, den indischen Feldzug zu unternehmen, um die unruhigen Gemüter aufs neue zu beschäftigen. So brach er im Frühjahre 326 von Baktra auf und stieg über den Paropamisos das Kabultal zum Indos hinab. Vor ihm lag das Fünfstromland (Penjab), wo im Vorlande des Himalajagebirges fünf Flüsse vereint dem oberen Indus zuströmen.

Der Fürst von Taxila hatte Alexander selbst gegen seinen Feind Poros, der jenseits des Hydaspes (Dschilum) herrschte, herbeigerufen.

Poros wurde nach tapferem Widerstande besiegt, gefangen, aber königlich behandelt.

Weiter gieng Alexander über den Akesines (Dschinab), Hydraotes (Rawi) bis zum Hyphasis (Satledsch). Als er aber auch diesen überschreiten und bis zum Ganges vordringen wollte, nötigte ihn das murren seiner Soldaten zur Rückkehr.

Die Aufsuchung des Seeweges nach Indien gab Alexander nicht auf. Er zog zum Indos, auf dem dann Nearch zum Meere fuhr. Ihm selbst standen noch schwere Kämpfe bevor; und erst als er die Maller besiegt, konnte er ein neues Alexandria am Einfluss der 5 verbundenen Ströme in den Indos anlegen, das für die Herrschaft und den Verkehr von Indien gleichwichtig war. Um die Flotte, die ihre Fahrt nach dem persischen Meerbusen nahm, zu unterstützen, zog Alexander mit einem Teile des Heeres durch die fürchterlichen Wüsten Gedrosiens 325, wobei er einen grossen Teil der seinigen einbüsste. In Karamanien traf er endlich mit dem übrigen Heere, das unter Krateros durch das innere von Persien gezogen war, und mit Nearch zusammen, der dann mit der Flotte bis zur Mündung des Euphrat und Tigris fuhr, während Alexander sich nach Susa wendete. Hier angekommen, verfolgte er jetzt immer klarer die Pläne einer Verschmelzung asiatischer und europäischer Kultur. Alle Soldaten, die sich heimsehnten, entliess er reichlich beschenkt; 10,000 seiner Makedonen verband er mit Perserinnen, um so die Vereinigung beider Völker zu beginnen. Neue Unternehmungen, die Umschiffung der arabischen Halbinsel, die Erforschung des Kaspisees, den er für einen Meerbusen des Ozeans hielt, ja vielleicht ein Kriegszug gegen Westen (Karthago) beschäftigten seinen Geist, als ihn der Tod seines Freundes Hephästion an das eigene Ende mahnte. Und dieses trat unerwartet schnell ein. Inmitten einer ungeheuren lebenschaffenden Tätigkeit erlag der 32jährige zu Babylon am 8. Juni 323 einer kurzen Krankheit.

Sein Reich zerfiel mit seinem Tode, aber sein Werk, die grossartige Völkerverbindung vom Indos bis zum Mittelmeere, dauerte unsterblich nach ihm fort; und darin liegt die welthistorische Bedeutung Alexanders des Grossen. Er durchbrach die Schranken, welche europäische Gesittung und asiatisches Wesen trennten und ermöglichte einen Austausch beider Weltteile. Durch ihn erst ist Asien, auch das entferntere Indien den Griechen näher bekannt geworden und die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde verdankt ihm ausserordentlich viel. Handel und Verkehr zwischen dem

Osten und Westen erhielt einen mächtigen Schwung und ihre Verbindung wurde seitdem nie mehr unterbrochen. Aber auch die Weltanschauung erhielt durch diese Verbindung zwischen Morgen- und Abendland einen erweiterten Horizont.

Auf der einen Seite drang hellenische Bildung und Gesittung in das Morgenland ein und bewirkte bedeutende Entwicklungen, aber zugleich wurden die Hellenen von orientalischen Anschauungen beeinflusst. So bereitete sich ein Zersetzungsprozess des ganzen antiken Wesens, insbesonders der Religionen, vor, welche allmählig ihre strenge volkstümliche Besonderheit verlieren und in einander verschwimmen.

Was die staatlichen Dinge anbetrifft, so ist auch in Bezug auf sie die Wirksamkeit Alexanders bedeutungsvoll. Durch ihn kam die unumschränkte Militärmonarchie an die Tagesordnung. Der Republikanismus, der sich ohnedies vielfach aufgelöst, musste ihr weichen, und in Griechenland erneuert sich daher, abgesehen von dem Uebergewicht des Makedoniertums, an vielen Punkten die Tyrannis.

Die Diadochen (Nachfolger Alexander des Grossen).

Alexander hatte keine Kinder hinterlassen; von seiner Gemahlin Roxane aber ward erst nach seinem Tode ein Sohn geboren, der des Vaters Namen erhielt. Ausserdem war ein blödsinniger Halbbruder des Alexander, Philipp Arrhidäos, seine Mutter Olympias und seine Schwester Kleopatra noch am Leben, die anderen Mitglieder der Familie sind nicht bemerkenswert.

Sterbend hatte er sein Reich „dem würdigsten“ hinterlassen und seinen Siegelring an Perdikkas gegeben. Dieser erhob sich zum Reichsverweser, befriedigte aber die anderen Heerführer Alexanders durch Statthalterschaften. — Durch die Aussicht auf Befreiung gelöckt, erhoben sich unter der Führung der Athener noch einmal fast alle Griechen. Der dadurch entstehende, sogenannte lamische Krieg, 323 – 322, begann glücklich für die Griechen; Antipater aber, der Feldherr in Makedonien, der zuerst sich in die Feste Lamia (am malischen Busen) hatte einschliessen müssen, unterwarf, von Asien her verstärkt, die Griechen, und als er die Hauptschuldigen der Empörung sich ausliefern liess, zog Demosthenes den freiwilligen Tod durch Gift vor (322, zu Kalauria). — Von den Generalen hielt sich Perdikkas, von Eumenes unterstützt, anfangs an der Spitze, endete aber schon 321 bei einem Zuge nach Aegypten gegen Ptole-

mäos durch Meuterei seiner Truppen. Nun wurde Antipater Reichsverweser, Seleukos, einer von den Mördern des Perdikkas, Statthalter von Babylon. Antipater begab sich mit der gesammten Familie Alexanders nach Makedonien. Nachdem er aber noch vor seinem Tode, 318, mit Uebergehung seines Sohnes Kassander den Polysperchon als Nachfolger in seinem Amte eingesetzt hatte, verband sich der so zurückgesetzte Kassander mit Ptolemäos und Antigonos (in Kleinasien), setzte sich in den Besitz Makedoniens und während dieser Unruhen wurde jetzt schon ein Teil der Familie Alexanders zumeist durch die Schuld eigener Zwietracht getödtet. Ueber Asien aber gewann, nach Eumenes Untergange, Antigonos eine solche Gewalt, dass sich gegen ihn Ptolemäos, Seleukos, Kassandros und Lysimachos (von Thrakien) verbündeten. Nach langem schwankendem Kriege verständigten sich diese Feldherren, 311, und Kassander räumte nun auch den letzten Rest der Königsfamilie, Roxane mit ihrem Sohne Alexander, aus dem Wege; bald nannten sich diese Diadochen Könige, 306. Aber gegen Antigonos, der nach und nach ganz Asien bis auf Babylon unter sich brachte und gegen seinen, besonders in Griechenland kühn um sich greifenden Sohn Demetrios (Poliorketes), verbündeten sich zuletzt die übrigen Herrscher, Seleukos, Ptolemäos, Kassandros und Lysimachos. Die Schlacht bei Ipsos, 300, endete das Leben und die Herrschaft des 81jährigen Antigonos.

Seitdem bestanden als Hauptstaaten in Europa: Makedonien nebst dem mehr oder minder abhängigen Griechenland;

in Asien: Syrien unter den Seleukiden und später Pergamos in Kleinasien;

in Afrika: Aegypten unter den Ptolemäern.

Die neugebildeten Staaten.

Nach einem abenteuerlichen Leben voll steten Glückwechsels endete Demetrios Poliorketes bei seinem Schwiegervater Seleukos, sein Sohn aber, Antigonos Gonatas, gelangte in den Besitz Makedoniens, wo hinfort seine Familie, die Antigoniden, ihre militärisch organisierte Herrschaft gründete.

Seleukos I. (zubenannt Nikator, der Sieger) ward in den wirren Streitigkeiten des thrakisch-makedonischen Herrscherhauses ermordet, seine Nachkommen aber, die Seleukiden, herrschten über Syrien und Babylon, das grösste der Diadochenreiche, welches in seiner Blütezeit sich vom mittelländischen Meer bis Indien ausdehnte und

griechische Städtegründungen, wie Seleukia am Tigris, Antiocheia am Orontes in sich fasste. Seleukia war auch nächst Alexandrien Sitz des Welthandels, bis es vor dem gegenübergelegenen parthischen Ktesiphon zurücktrat. Kleinasien zersplitterte sich in viele Herrschaften (Pontos, Bithynien mit der Hauptstadt Nikomedien, Kappadokien u. s. w.), unter denen sich das Reich der Attaliden in Pergamos auszeichnete und am längsten blühend erhielt.

Aegypten blieb selbständig unter den Nachfolgern des Ptolemäos I., Soter, den Ptolemäern oder Lagiden. Diese beförderten nicht blos Handel und Industrie, sondern auch Kunst und Wissenschaft und erreichten eine Art Verschmelzung altägyptischer und griechischer Kultur, deren Mittelpunkt das mit einer berühmten Bibliothek und allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgerüstete Alexandria bildete. Die Herrschaft des Reiches erstreckte sich zur Zeit seiner höchsten Macht über Kyrene, Syrien, Judäa und Kypros. In Griechenland, welches im ganzen unter makedonischem Einfluss blieb, bildete sich der ätolische Bund schon während der Diadochenkämpfe, artete aber bald in rohes Räuber- und Söldnerwesen aus. Bedeutender war der achäische Bund, besonders unter der Führung des Aratos, um 250, der sich über einen grossen Teil des Peloponnes und Hellas verbreitete. Auch Sparta versuchte unter Agis IV. und später unter Kleomenes III. durch eine zu den Lykurgischen Grundsätzen und Besitzverhältnissen zurückkehrende Verfassungsreform sich dem tiefen Verfall seiner Macht wie seiner Sitten zu entziehen. Aber gerade die Eifersucht zwischen Sparta und dem achäischen und ätolischen Bunde machte es den makedonischen Herrschern möglich, Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten. Dies war besonders der Fall seit der Schlacht bei Sellasia, 221, in der Kleomenes von Antigonos Doson geschlagen wurde (er tödtete sich als Flüchtling in Aegypten). Die Monarchien waren in orientalischen Despotismus, die Republiken in völlige Anarchie und das gesammte griechische Leben in kleinliche Parteisucht oder politische Gleichgiltigkeit entartet. — Damit hatte auch die selbständige griechische Geschichte ihr Ende erreicht.

Charakter des alexandrinischen Zeitalters.

Fragen wir nach dem Charakter der geistigen Bildung dieser Epoche, so besteht dieser zunächst darin, dass der Gedanke Alexanders des Grossen, einer Verschmelzung der hellenischen und asiatischen Kultur, in der Verwirklichung begriffen ist, so jedoch, dass

das hellenische Element als das geistig überlegene überall den Ton angibt, d. h. der Orient wird hellenisiert. So stehen die Ptolemäer, wie die andern Diadochen und kleineren Fürsten, durchaus auf dem Standpunkt der hellenischen Bildung und suchen die Eigentümlichkeit der ihnen unterworfenen Völker damit in Einklang zu bringen oder sie derselben teilhaftig zu machen, jedoch mit aller Schonung des herkömmlichen. Dergestalt verbreitete sich die hellenische Bildung in allen unterworfenen Ländern. Allerdings ergriff sie vorzugsweise nur die Spitzen der Gesellschaft, diese aber sind der griechischen Kultur und Literatur mächtig geworden, so dass schriftstellerische Talente, die sich unter ihnen finden, fortan nur in griechischer Sprache schreiben. Umgekehrt blieb freilich auch ein Rückschlag auf das Hellenentum nicht aus, so dass dieses, früher schon innerlich zersetzt, jetzt durch die nähere Berührung mit dem Fremden mehr und mehr von seiner nazionalen Besonderheit einbüsst. Eine gewisse weltbürgerliche Richtung bemächtigt sich der Zeit.

Zu der Umwandlung des eigentlichen Hellenentums trug aber der grosse Umschwung in den politischen Dingen nicht wenig bei. Seit der Schlacht bei Chaironeia war es mit dem altgriechischen Republikanismus zu Ende und alle einzelnen Versuche, die Freiheit wieder herzustellen, waren erfolglos. Vielmehr hat das monarchische Prinzip das republikanische überall abgelöst. Auch der Umstand, dass hie und da noch Republiken bestanden haben, mit scheinbar oder wirklich freien Formen, änderte im wesentlichen nichts. Der Charakter der Zeit wurde durch die Monarchie bedingt, und zwar war es teils die Militärmonarchie, teils die unbeschränkte, wie man sie eben im Oriente kennen gelernt hatte, was in den Wirkungen auf eines hinauskommt. Die Folge davon war, dass aus den Organen der geistigen Bildung, aus Literatur und Kunst alle jene Elemente sich verlieren, die in unmittelbarer Verbindung mit der republikanischen Freiheit und überhaupt mit dem öffentlichen Wesen der Blüteperiode gestanden hatten, hiermit aber die eigentliche produktive Kraft. Die volkstümliche nazional-hellenische Literatur hört auf und macht einer künstlichen, gelehrten, schulmässigen der sogenannten hellenistischen Platz.

Poesie.

Was in Poesie geleistet wird, ist daher mit wenig Ausnahme unbedeutend. Die Tragödie verschwindet eigentlich ganz, und die Dramen, die etwa noch geschrieben wurden, leiden, wie die Alexandra

Lykophrons (3. Jahrhundert) an Schwulst, auch waren sie nicht mehr für das aufführen, sondern für das vorlesen berechnet. Die Komödie war früher schon in die neuere übergangen, verliert aber ebenfalls.

Es wurde allerdings noch sehr viel gedichtet, aber die Erzeugnisse sind teils Reprodukzionen der alten Dichter, teils leiden sie an Geziertheit und Geschraubtheit, namentlich aber an Zurschautragung von Gelehrsamkeit. So spielt das Lehrgedicht eine nicht unbeträchtliche Rolle; ja selbst Fachwissenschaften, wie Astronomie oder Medizin, behandelte man in Versen. Dann kommen auch poetische Spielereien auf. Dazwischen fehlt es allerdings nicht an talentvollen Dichtern, wie z. B. die Gedichte des Kallimachos von Kyrene (3. Jahrhundert) den römischen Lyrikern zum Vorbild gedient haben. Die einzige neue Gattung von einer gewissen Naturwüchsigkeit ist, wie schon früher erwähnt wurde, die Idylle (Genrebild) von dem Sicilianer Theokrit, der sich zuweilen an dem Hofe der Ptolemäer aufhielt (3. Jahrhundert), meisterhaft gehandhabt, weniger von seinen Schülern Bion und Moschos; aber selbst diese Dichtungsart spiegelt den Charakter der Zeit zurück, welche, da das öffentliche politische Leben verloren gegangen, sich mit der Anschauung kleiner harmloser Verhältnisse der Alltagswelt begnügt und in dieser eine Art Reiz erblickt gegenüber der verfeinerten unnatürlichen Hofwelt.

Alexandrinische Gelehrsamkeit.

Dagegen kam die eigentliche Gelehrsamkeit zur Geltung. Kritik, Grammatik, Altertumswissenschaft, überhaupt die Philologie; sodann Polyhistorie, grossartige Sammelwerke über Geschichte und Geographie; endlich die sogenannten exakten Wisseuschaften, die Mathematik und Naturwissenschaft — jene Fächer, in welchen vor allen diese Epoche sich auszeichnete und dankenswertes leistete. Ueberhaupt datiert die eigentliche Trennung der Wissenschaften von der Philosophie erst seit Aristoteles; nur die Arzneikunde hatte schon unter Hippokrates (geb. 460 v. Ch.) eine selbständige Stellung eingenommen.

Unter den Grammatikern und Philologen der alexandrinischen Epoche sind zu nennen: Zenodot von Ephesos, Aristophanes von Byzanz (beide aus dem 3. Jahrhundert) und Aristarch von Samothrake aus dem 2. Jahrhundert. Zenodot, der oberste Aufseher der alexandrinischen Bibliothek, machte sich besonders um die kritische

Behandlung der Gedichte Homers verdient, während sein Schüler Aristophanes zuerst den Kanon, d. i. die Klassenordnung der mustergiltigen Schriftsteller auf allen Gebieten der Literatur aufstellte; daher der Ausdruck Klassiker. An Geschmack und Geist aber übertraf seine Vorgänger bei weitem Aristarch, der für den scharfsinnigsten Kritiker seiner Zeit galt.

Von den Historikern, deren es sehr viele gegeben hat, ist leider nichts oder wenig auf uns gekommen. Wichtig sind die Werke von Berosos (über die babylonische Geschichte) und von Manethon aus Diospolis in Aegypten (über die ägyptische Geschichte), beide aus dem 3. Jahrhundert und leider nur in Fragmenten auf uns gekommen. Ferner hat sich Eratosthenes aus Kyrene (276—196), einer der ersten Gelehrten Alexandriens, grosse Verdienste um die Chronologie und die Geographie, die er zum ersten Male wissenschaftlich bearbeitete, erworben. Er begann die Sterne zu zählen, der Erde Umfang zu messen und Karten zu zeichnen, auch gelangte er dazu die Kugelgestalt der Erde festzustellen.

Unter den Mathematikern und Astronomen zeichneten sich aus: Euklides, geb. 300 v. Chr. zu Alexandrien, der Vater der wissenschaftlichen Mathematik, Verfasser der *elementa matheseos*, Archimedes aus Syrakus (287—212), Geometer und Mechaniker, und Begründer der Statik, Aristarch von Samos (260 v. Ch.), der erste Astronom des Altertums; er lehrte bereits die Bewegung der Erde um die Sonne und um ihre eigene Achse, was ihm eine Anklage über Irreligiosität zuzog. Hipparch von Nikäa, geb. 125 v. Ch., ebenfalls ein berühmter Astronom, entdeckte das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen nach Osten, bestimmte annähernd die Grösse der Sonne im Verhältnisse zum Monde und die Entfernung des letzteren von der Erde, lehrte die Bestimmung der Orte nach Länge und Breite und wurde der Begründer der ebenen und sphärischen Trigonometrie.

Die Naturwissenschaften, namentlich die Naturgeschichte, wurden gleichfalls mit viel Eifer betrieben, und in Alexandrien auch hierüber Sammlungen angelegt. Besonders die Peripatetiker haben sich viel damit beschäftigt und von Theophrastos (372—286), dem Schüler und Nachfolger des Aristoteles, besitzen wir mehrere Bücher darüber, meistens über die Pflanzenlehre. Unter den Aerzten waren die berühmtesten: Herophilos von Chalkedon, welcher das Studium der Anatomie in Aufname brachte; ferner Erasistratos aus Julis; endlich Philinos aus Keos (alle aus dem 3. Jahrhundert).

Philosophie.

In der Philosophie haben sich neben der platonischen oder akademischen und der aristotelischen oder peripatetischen Schule, die fortwährend ihre Jünger fanden, noch zwei neue gebildet, nämlich die stoische, gegründet von Zeno aus Kittion auf Kypros (340 bis 260), so genannt, weil Zeno in der Stoa (Bilderhalle in Athen) seine Vorlesungen hielt und die epikuräische, so genannt von ihrem Gründer Epikuros von Athen (342 — 270), doch sind beide im wesentlichen nur die Erneuerer der kynischen und der kyrenaischen Schule (384). Die stoische Schule, von asketisch-praktischem Charakter, legte das Hauptgewicht auf die Tugendübung und zwar auf die unbiegsame und empfahl zu diesem Ende die Bedürfnislosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Güter und die Genüsse dieser Welt. Die epikuräische hingegen sah das höchste Ziel in einem glückseligen Leben, fand aber dieses in einem allgemeinen Wohlbehagen, leiblich, sittlich, geistig. Der theoretische, rein wissenschaftliche Teil der Lehre tritt bei beiden Schulen zurück; sie lehnen sich hierin meist an frühere Systeme an, während das praktische Moment, d. h. die Beziehung auf das verhalten des Individuums gegenüber der Welt die Hauptrolle spielt; eine konsequente Durchführung der subjektiven Richtung, welche seit Sokrates in der Philosophie herrschend geworden und welche noch durch den gänzlichen Verfall des öffentlichen Wesens unterstützt wurde. Die dem altgriechischen Staatswesen abgewendete Tendenz, die wir schon früher bei der Philosophie wahrgenommen, tritt nun insbesondere bei der stoischen auffallend hervor; diese setzt sich bereits auf den Standpunkt der Gleichheit aller Menschen, sie spricht den weltbürgerlichen Gedanken der Diadochenzeit ganz entschieden aus. Auch eine dritte Schule, die skeptische, ist noch zu erwähnen. Sie war eigentlich auch nur eine Reprodukzion der Sophistik, indem sie die Möglichkeit der Erkenntnis läugnete, und daher alle dogmatischen Systeme verwarf, kam übrigens im wesentlichen ganz auf dasselbe hinaus, wie Epikur und Zeno; ihr letztes Ziel ist die Ruhe des Gemütes, die Zurückgezogenheit des Subjekts auf sich selbst. Als Gründer der neuen skeptischen Schule wird Pyrrhon (noch im 4. Jahrhundert) bezeichnet und Timon von Phlius (3. Jahrhundert).

Durch diese drei philosophischen Systeme wurde die Untergrabung und allmälige Auflösung der Volksreligion fortgesetzt. Wenn sie auch ihre Theorien scheinbar mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen suchten, wie z. B. die Stoiker getan, so

geschah dies doch nur insoferne, als sie den Mythen eine allegorische Deutung unterlegten, wodurch sie natürlich ihre eigentliche Bedeutung ganz verloren.

Die Epikuräer vollends aber verhielten sich zu der Volksreligion verneinend, ihre Richtung ist eine entschieden aufklärerische. Noch weiter gieng Euhemeros (zwischen dem 4. und 5. Jahrhundert), wahrscheinlich aus Messana, welcher in seiner „heiligen Geschichte", die aber verloren gegangen ist, darzutun suchte, dass die Volksgötter ursprünglich nichts anderes als Menschen gewesen, die wegen der Wohltaten, die sie den Menschen erzeigt, von diesen als Götter verehrt worden seien.

Kunst.

Auch die Kunst erfuhr die Veränderung des Geistes der Zeit. Zwar an Technik hat sie noch nichts eingebüsst, eher gewonnen, dagegen an Mass und Haltung verloren. Dies zeigt sich einmal in dem hervortreten des persönlichen Moments; sodann in der Vorliebe für das kolossale und massenhafte; endlich in dem ausgehen auf das theatralische und effektvolle.

Wenn früher die Kunst vorzugsweise im Dienste der Oeffentlichkeit gestanden war, so treten jetzt die Personen der Könige und der Fürsten in den Vordergrund; sie lassen sich portraitieren — schon Alexander der Grosse machte einen umfassenden Anfang damit; die Diadochen taten es ihm nach und Privatpersonen folgten ebenfalls — oder lassen Werke ausführen, die sich unmittelbar an ihre Namen knüpfen; so spielen die Grabmäler oder Mausoleen (nach dem Vorgange der Artemisia, die für ihren Gemahl, den karischen Fürsten Mausolos (353) das prächtige Grabmal bauen liess) eine grosse Rolle; auch die neuen Städte, die sie nach ihren Namen benennen. Die Richtung auf das massenhafte, kolossale, in die Augen fallende hieng damit zusammen, dass es meist die Könige waren, welche jetzt Kunstwerke ausführen liessen, in welchen sie sich verherrlichen wollten; ausserdem wirkte in dieser Beziehung der orientalische Geschmack ein. Die Richtung auf das effektvolle erklärt sich ebenfalls daraus. Ferner bezeichnet die Zeit, dass wie in der Dichtung, so auch in der Kunst auf Spielereien Gewicht gelegt wird und dass, wie dort die Idylle, so hier das Genrebild auftritt, wie denn überhaupt die Kunst auch dem Privatluxus zu dienen beginnt.

Bedeutende Künstler aus dieser Periode sind die Meister des Laokoon: Agesandros, Polydoros und Athenodoros (der rhodischen Schule angehörig); Chares von Lindos, der Meister des Kolosses von

Rhodos; Apollonios und Tauriskos aus Tralles in Karien, die Meister des farnesischen Stiers; die Künstler der pergamenischen Schule, Phyromachos, Stratonikos u. a., wahrscheinlich die Meister des sterbenden Fechters und des sich tödtenden Galliers. Diese fallen sämmtlich in das 3. Jahrhundert.

Im folgenden hat sich in Athen wieder eine neue Kunstschule aufgetan, die an die alten Muster sich anlehnte. Dazu gehörte Apollonios, der Künstler des Heraklestorso; Kleomenes der Meister der mediceischen Venus; Glykon, der Meister des farnesischen Herakles; Agasias aus Ephesos, der Künstler des borghesischen Fechters, in Italien tätig.

Materielle Kultur der hellenischen Periode.

Auch der Handelsverkehr war in diesem Zeitalter über alle Begriffe lebendig und rührig und trieb von den Städten des Mittel- und schwarzen Meeres aus seine „Lebensadern“ gegen Morgen hin bis an die Küsten Arabiens und Indiens, gegen Abend bis an die Küsten der Nord- und Ostsee. Den praktischen Nutzen, den besonders die nun in Aufschwung begriffenen physikalisch-mathematischen Wissenschaften für Handel, Schiffahrt und Gewerbe gewährten, haben sowohl die Fürsten, als auch die Seehandelsstädte jenes Altertums gar wohl erkannt und durch Anlegung von mathematischen Schulen die Ausbildung der materiellen Seite des Lebens mächtig gefördert: so der alexandrinische, pergamenische, syrische, pontische, bithynische, makedonische, syrakusische; so ganz besonders neben der Welthandelsstadt Alexandria die grossen freien Handelsstädte Rhodos, Byzanz, Heraklea, Sinope, Smyrna, Massilia u. a., wo sich allenthalben die merkantile Politik die Ergebnisse der Wissenschaft zu Nutze machte. Der ägyptische Handel unter den Ptolomäern umfasste den Verkehr im mittelländischen Meer den Handel mit Arabien und Indien. Der Hauptstapelplatz wurde Alexandrien, welches die Pforte Indiens, Innerafrikas und Südwestsiens war, da Strassen und Kanäle nach allen Seiten hin führten. Griechisch-ägyptische Schiffe giengen bis Ceylon und der Gangesmündung.

Im mittelländischen Meere herrschte jedoch nicht ausschliesslich die ägyptische Flagge; hier waren Rhodier und Karthager bedeutende Nebenbuhler.

Nicht weniger waren die Seleukiden bemüht Handel und Verkehr zu sichern und zu fördern. Seleukia in der Nähe Babylons war Tauschplatz des nord- und südasiatischen Handels und stand

im Verkehr mit den Städten des schwarzen Meeres. Der Waarenzug von Indien nach den pontischen Häfen war auch über Baktrien, dessen Statthalter sich später von den Seleukiden unabhängig machte, bedeutend. Baktrien ward nicht allein Entrepot für den indischen Handel, auch die Waaren des Nordens und Sericas wurden gleichfalls hierhergebracht. Ueber Baktra (Balk) giengen die indischen Waaren den Oxus hinab ins kaspische und über den Kaukasus ins schwarze Meer.

Besonders aber entwickelte sich während der Diadochenkämpfe, begünstigt durch seine geographische Lage, Rhodos. Dieser neutrale Freistaat wurde als Stapelplatz für den Handel von Westen nach Osten von solcher Bedeutung, dass seine Tätigkeit fördernd, stützend, ja lebenbedingend auch auf den Bestand und das gedeihen der übrigen Handelsplätze dieses weiten Verkehrsbereiches wirkte. Diesen Schluss hat die neuere Forschung aus dem bei dem griechischen Schriftsteller Polybios vorfindlichen Zeugnisse der ungeheueren Hülfsspenden gezogen, welche alle Handelsplätze den Rhodiern übersandten, als ein Erdbeben den grössten Teil ihrer Stadt, ihr ganzes Schiffslager und ihren berühmten Leuchtturm, den rhodischen Koloss, darniederwarf und ihr ganzer Handel mit Vernichtung bedroht war.

Die Rhodier waren auch ausgezeichnete Seeleute und ihre Handels- und Seerechte allgemein als vortrefflich anerkannt, wurden in der Folge auch von den Römern angenommen. Auch durch Bekämpfung der Piraten erwarben sie sich bedeutende Verdienste um die Handelswelt jener Tage.

Fasst man überhaupt alle bisher berührten Richtungen, in denen der Hellenismus als das Ergebnis der Vermischung griechischen Geistes mit fremdem Völkerleben während dieses Zeitraumes sich kund tat in einem Ueberblicke zusammen, so wird man ungeachtet der auflösenden und zersetzenden Gährung, die ihn begleiteten, ebensosehr die Notwendigkeit als die Grösse seiner Bedeutung zugestehen müssen.

II. Die Römer.

Die römische Welt.

Das westliche Europa bildet mit seinen Küsten den Teil einer grossen, nach aussen sich öffnenden Peripherie, nämlich des atlantischen Ozeans (Spanien, Frankreich, Britaninen) und eines kleinen nach innen geöffneten Kreises (Spanien, Frankreich, Italien, Sicilien), der sich mit der Küste von Nordafrika im Süden schliesst und das westliche

Becken des Mittelmeeres umfasst. Erstere wird von der Geschichte erst spät am Schluss des Altertums berührt; letztere und besonders Italien wird der Schauplatz der Geschichte, nachdem die Völker am Ostbecken des Mittelmeeres (Aegypter, Phönizier, Hellenen) ihre selbständige Entwicklung vollendet haben.

Im mittleren Italien aber erhebt sich ungefähr um dieselbe Zeit, da in Griechenland die Messenier die Unabhängigkeit ihrer Landschaft gegen die Dorier Lakoniens verteidigten, ein städtisches Gemeinwesen, Rom, das nach und nach seine Herrschaft über die ganze Halbinsel, dann über die westlichen und östlichen Mittelmeervölker ausbreitet (römisches Reich) und so das Zentrum dieser späteren Geschichte wird.

So endigt denn die Geschichte aller Völker der alten Welt in der von Rom, und die aller neueren Völker beginnt mit der von Rom und steht mit ihr im Zusammenhange. Wie das Meer die Ströme, so nimmt Roms Geschichte die aller Völker um das mittelländische Meer herum auf. Das römische Weltreich ist daher nichts anderes als eine grossartige Amphiktyonie der Mittelmeervölker. Und wie es deutlich vor Augen liegt, dass das Mittelmeer die Aufgabe Roms, alle anwohnenden Völker und Staaten von ihrer Besonderheit zu reinigen und sie in eine grosse Allgemeinheit zu verschmelzen hatte lösen helfen, so ist auch in den Phasen der römischen Weltherrschaft wieder die Lokalität der thalassischen Welt als physische Bestimmung durchzuerkennen. Auch ist es nicht blos ein zufälliges zusammentreffen, dass die Veränderungen in der römischen Verfassung, ihr sichzuspitzen aus der Aristokrazie und Demokrazie zur Oligarchie und Monarchie, gleichen Schritt mit den Eroberungen gehen; denn in der Vollendung des Reiches durch Unterwerfung sämmtlicher Völker des Mittelmeeres hatte die römische Macht an dem alle einigenden Mittelmeere die physische Hülfe. Je mehr das Reich anwuchs, desto mehr Quellen der Bedrückung und Aussaugung der Provinzen, desto mehr Bereicherung, Luxus und Sittenverderbnis; je mehr Freigelassene und Sklaven aufgenommen wurden, desto entsetzlicher die Ausartung des römischen Volkes zum Pöbel. Selbstsucht erhob wenige über alle, der Wille einzelner macht sich zum alleingeltenden, ein Diktator tritt an die Spitze, aber auch dieser letzte Schein republikanischer Freiheit weicht dem Prinzipat des Augustus. Durch die monarchische Staatsverfassung schien dann wohl eine dauernde Rechtsordnung im römischen Reiche begründet, sowie die durch Eroberung zu Stande

gebrachte Völkerverbindung durch friedliche und gesetzliche Zustände befestiget zu sein. Auch ward wirklich allmählich eine grössere Gleichstellung aller Angehörigen des Reiches und hiermit eine allgemeinere Bildung herbeigeführt, und es wurden die Bildungzustände zu welchen die Zeit herangereift war, durch das aufblühende Christentum gemildert. Allein auch dieses vermochte der im Genusse der Weltherrschaft zunehmenden Erschlaffung nicht zu wehren, ja konnte sich selbst dem verderblichen Einflusse der Zeit nicht entziehen, als es unter Konstantin zur ausschliesslichen Herrschaft im römischen Reiche gelangte und das Kaisertum neben der Militärgewalt die Hierarchie zur Stütze nahm. So wurden nun seit dem Beginne der Völkerwanderung die kräftig aufstrebenden deutschen Völker durch den Verfall des Reiches immer mehr gegen dasselbe herangelockt, und begründeten endlich auf den Trümmern des abendländischen Kaisertums neue Staaten.

Die apenninische Halbinsel.

Italien, die mittlere unter den drei südeuropäischen Halbinseln liegt zwischen dem 38. und 46.° nördlicher Breite und 25. bis 36.° östlicher Länge.

Der nördliche verhältnismässig breite Teil schiebt sich in den europäischen Kontinent ein, während sich die eigentliche Halbinsel langhin mitten ins mittelländische Meer ausstreckt und wie Griechenland den Peloponnes so ihrerseits die Insel Sicilien zur Fortsetzung hat. Sie zerlegt das mittelländische Meer in ein westliches und östliches Becken. In ihrer ganzen Länge wird sie vom Apennin durchzogen, der im Quellgebiet des Tanaro mit dem Col di Tenda an die Westalpen sich anschliesst, im allgemeinen bis zum Monte Falterone eine südöstliche Richtung verfolgt, und so das übrige Italien von der fruchtbaren Poebene scheidet, die schon einen mehr kontinentalen Charakter trägt. Deswegen wurde dieser Zug im Altertum überhaupt als die Nordgrenze Italiens betrachtet. Der Apennin wendet sich dann gegen Süden mit geringer Neigung gegen Osten, bis er zuletzt in ganz südlicher Richtung durch Lucanien und Bruttium (das jetzige Calabrien) zieht und im Cap Spartivento endigt, während die im Cap di Leuca endigende südöstliche Halbinsel, in ältester Zeit Messapia genannt, im allgemeinen flach ist. Der Apennin erreicht im Hochlande der Abruzzen im Gran Sasso d'Italia seine grösste Höhe 8900′, und fast Alpencharakter. Nach Osten zum Adriameere hat er steile Abfälle, nur kurze reissende Flüsse, und lässt nur

geringe Küstenentwicklung zu, die apulische Ebene im Süden ist fruchtbar, aber ohne Hafenplätze. Im Westen lagern sich dem Hochzuge des Apennin breite Vorberge vor, auf den Höhen mit trefflichen Weiden, mit Ackerland in den Tälern. Von den Flüssen des Apennin erlangen nur jene eine grössere Entwicklung, welche zuerst ein in der normalen Richtung des Hauptkammes verlaufendes Längental durchfliessen, ehe sie sich einem der beiden Meere zuwenden. Dies findet jedoch fast ausschliesslich auf der Westseite des Hauptkammes beim Arno (Arnus), Tiber, Garigliano (Liris), Volturno und Sele statt, die mit längerem Lauf zum tyrrhenischen Meere gehen; und hier finden sich auch grössere Ebenen, reich an Getreide, Wein und Oel, unter denen die etrurische (jetzt die des Arno), latinische (Campagna di Roma) und campanische (jetzt terra di Lavoro oder Campagna felice) die bedeutendsten sind. Hier bieten sich auch zahlreichere Häfen; und so weiset Italien seine Bewohner auf den Westen hin, wie Griechenland die seinigen auf den Osten.

Die westlichen Landschaften, Etrurien, Latium und Campanien waren daher zu einer Rolle berufen, welche die Natur Apulien und Messapien versagt hat, und das Zentrum derselben, Rom, wurde als natürliche Hauptstadt Italiens die einigende Macht für dessen Völker.

Einteilung Italiens.

Italien zerfällt naturgemäss in vier Teile: 1) Oberitalien, 2) Mittelitalien, den eigentlichen ungegliederten Stamm der Halbinsel, 3) Unteritalien, oder den durch tiefere Einschnitte des Meeres mehr gegliederten peninsularen Teil derselben, und 4) die Inseln.

I. Oberitalien, oder das eigentlich kontinentale Italien, ist die von den Alpen und Apenninen eingeschlossene Ebene (die jetzige lombardische Ebene) von der Wasserfülle des Po befruchtet. Sie enthält die Landschaften, welche die Römer vor Cäsar und Augustus nicht zu Rom rechneten. Es umfasste: a) Gallia cisalpina, d. h. das diesseits der Alpen gelegene Gallien, durch den Po in das trans- und cispadanische geschieden, b) das Land der Ligurer, c) das Land der Veneter, d) das Land der Istrer. Diese Ebene musste ausserdem, da sie in das innere Europas mit tieferem Busen eindringt als dies auf irgend einer der anderen Mittelmeerhalbinseln der Fall ist, und von ihr die Alpenpässe auslaufen, welche die Verbindung nach dem Norden Europas eröffnen, weiter in das innere des Weltteils leiten, sobald sie nur erst von Italikern besetzt war.

II. Mittelitalien, das Berg- und Hügelland am Apennin, hochwichtig für die Entwicklung des geschichtlichen Lebens der Halbinsel, reicht vom Macra und Rubicon, der etwas nördlich von Ariminium (j. Rimini) ins adriatische Meer fliesst, bis zum Silarus und Frento. Dazu gehörten auf der Westseite: a) Etrurien bis zum Tiber, b) Latium, c) Campanien bis zum Silarus. Auf der Ostseite: d) Umbrien bis zum Aesis (j. Aesino), e) Picenum vom Aesis bis zum Matrinus (j. Piomba), die Gebiete der Sabiner, Picenter, Vestiner, Marruciner, Peligner, Marser, den Fucinussee umfassend, und f) Samnium.

III. Unteritalien, der südliche Teil auch Grossgriechenland — jedoch wurde dieser Name auch auf die Küsten von Tarent bis Rhegium beschränkt — umfasste vier Landschaften. Auf der Westseite: a) Lucanien vom Silarus bis zum Laus (j. Lao oder Laino), b) Bruttium, die südwestliche Halbinsel Italiens, durch den Laus von Lucanien geschieden. Auf der Ostseite: c) Apulien, d) Messapien oder Calabrien.

IV. Die Inseln. Dicht an Italien legt sich, durch die Strasse von Messina (fretum Siculum) geschieden, in Dreiecksgestalt (Trinacria) Sicilien geographisch und historisch zu Italien gehörig, die grösste und schönste Insel des Mittelmeeres. Sicilien vom Süden und Osten zugänglicher, als vom Norden, regte frühe schon Karthager und Griechen zu Niederlassungen an, bis es die Römer unter schweren Kämpfen zu Italien zurückgewonnen haben. Unter den westlich gelegenen Inseln sind zu bemerken ausser den beiden grösseren, Korsika und Sardinien, getrennt durch die Strasse von Bonifacio (fretum gallicum), die kleine Insel Capreae (Capri) im Westen des Meerbusens von Neapel, nordwestlich davon die wüste Insel Pandataria. Zwischen Korsika und Etrurien Ilva (j. Elba) Planasia (j. Pianasa).

Von geringerer Bedeutung sind: die Gruppe der ligurischen, im Altertume die äolischen Inseln genannt, darunter Stromboli und die an der Westspitze Siciliens gelegenen ägadischen Inseln mit Pantellaria.

Einfluss der geographischen Lage Italiens auf die Kulturentwicklung des Volkes.

Wie Griechenland ist auch die italische Halbinsel ausgezeichnet durch gesunde, stärkende Luft, durch einen heitern sonnigen Himmel von bezaubernder Bläue, durch grossartige Naturbeschaffenheit, mit schönen Gebirgsformen, felsigen Küsten und der spiegelglatten

Meeresfläche, die sich auf allen Seiten in unübersehbarer Ferne ausdehnt. Wie in Hellas und den geschützten Tälern des Peloponnes, sind auch in Etrurien und Campanien der Oelbaum mit seiner wertvollen Gabe, die Bäume und Gesträuche mit ihren edlen Südfrüchten, der üppige Pflanzenwuchs mit seinen malerischen Bildungen der Segen und der Stolz des Landes; und wenn der italischen Halbinsel die mannichfaltige Hafen- und Küstenentwicklung und der Inselreichtum des nahen Meeres abgeht, welche die Hellenen früh zur Seefahrt und Handelstätigkeit einluden, so fühlte sich der italische Mann desto mehr aufgefordert, die ergiebige Ebene mit Pflug und Karst zum Getreidebau zu bestellen und tausendfältige Früchte aus dem Saatkorn zu ziehen, die sonnigen Hügel und Gelände mit Reben zu bepflanzen und den Saft der Traube in herzerfreuenden Wein zu verwandeln, aus der Olive das herrliche Oel zu pressen, auf den kräuterreichen Bergabhängen und in den kühlen feuchten Matten und Wiesen Herden von Schafen, Rindvieh und Ziegen zu ziehen, um durch Milch, Fleisch und Wolle den eigenen Unterhalt zu gewinnen und mit dem Ueberfluss die übrigen Bedürfnisse des Lebens zu erwerben. Wird ja der Name Italien von den schönen Kühen und Rindern hergeleitet, die man in der Vorzeit auf den grasigen Höhen weiden gesehen. Die Wölfe und Eber und die Menge des Wildes, welche die dichten Eichen und Fichtenwälder in ihrem Schosse bargen, luden zur stärkenden muterzeugenden Jagd, dem Vorspiel des Krieges ein, und die Gewässer im Lande und in der Nähe der Küsten gewährten Fische, Schaalthiere und Muscheln zu mannichfachem Gebrauche. So ist Italien, wie Hellas, „ein schönes Land, das die Tätigkeit des Menschen anstrengt und belohnt und dem unruhigen streben die Bahnen in die Ferne, dem ruhigen die Wege zu friedlichem Gewinn daheim in gleicher Weise eröffnet. Aber wenn die griechische Halbinsel nach Osten gewendet ist, so ist es die italische nach Westen. Die beiden grössten Stämme, auf denen die Zivilisazion der alten Welt erwuchs, warfen ihren Schatten wie ihren Samen, die eine nach Morgen, die andere nach Abend".

Altitalische Bevölkerung.

Italien mag wohl auch zuerst in ältester, vorhistorischer Zeit von einer Urbevölkerung bewohnt worden sein, wie die anderen Länder Europas, und es sind dort auch neuerdings als Zeugnis sehr alter Bevölkerungsverhältnisse Pfahlbauten entdeckt worden;

aber die erste historisch nachweisbare Bevölkerung ist arisch oder indogermanisch und nahe verwandt mit der hellenischen, mit welcher sie noch eine Zeitlang auf der Wanderung zusammen gewesen sein mochte, bis sie sich trennten, die eine, um Griechenland zu besetzen, die andere, um nach Italien zu ziehen. Die gleichen Wörter deuten darauf hin, dass Italiker und Hellenen Acker und Garten, Wein und Oelbau gekannt, ehe sie sich trennten. Gemeinsam sind beiden Volksstämmen die Landmessungen, die Hauseinrichtungen, die Bauernmahlzeiten, die Kleidung. Gemeinsame Waffe war die Lanze. Gericht, Busse, Vergeltung bezeugen die anhebende Rechtsbildung und Rechtspflege; der Volkcharakter dagegen und die religiösen Anschauungen haben sich in einem grossen Gegensatz entwickelt. Da die Einwanderung von Norden her doch nicht auf einmal geschah, sondern Stamm um Stamm nachrückte, so sind die ältesten Bewohner auch am weitesten nach Süden geschoben worden. Vor dem Hauptvolke scheint in viel früherer Zeit ein anderes hergezogen zu sein, das der Japyger, dem die Oenotrer verwandt sind und welches sich in der Südspitze Italiens findet, wohin es durch das nachfolgende Hauptvolk gedrängt worden ist.

Dort in Calabrien und Apulien (auf der messapischen Halbinsel) finden sich noch unentzifferte Inschriften dieses Volkes, welches später von den einwandernden Griechen absorbiert wurde. Das Hauptvolk von den Griechen mit dem gemeinsamen Namen Opiker, Osker bezeichnet, zerfiel in zwei Stämme: a) den latinischen und b) den umbrisch-sabellischen. Der erstere hat sich im Südwesten der Halbinsel ausgebreitet und ein Teil derselben, die Siculer oder Sicaner, sind nach Sicilien hinübergegangen; der andere im Norden, im innern und gegen Osten und Süden. Der umbrisch-sabellische Stamm zerfiel in viele Völkerschaften, von denen die Sabiner zwischen Tiber und Anio, die vor der etruskischen Wanderung viel weiter verbreiteten Umbrer vom oberen Tiber bis zum adriatischen Meer nach Norden zu, und die Samniter in den Abruzzen und auf den Abflachungen der Höhenzüge gegen die apulische Ebene hin wohnten.

Nach dem italischen Volksstamme wanderten die Etrusker (Tusker, Tyrrhener, Rasenner) ein, wesentlich verschieden von jenem. Ueber ihre Herkunft herrscht noch Dunkel. Auch sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Norden her aus den Alpen eingewandert, wo die Rhäter, deren Name schon an Rasenner erinnert, mit ihnen zusammenhängen: sie mögen von dem grossen Zuge dort

zurückgeblieben sein. Die Etrusker breiteten sich in ganz Oberitalien aus und im Nordwesten bis an den Tiber, wo sie mit den Latinern zusammenstiessen, und überwältigten die Umbrer, die sie teils unterwarfen, teils gegen den Osten zurückdrängten. Die Griechen nannten sie Tyrrhener und stellten sie mit ihren Tyrsenern zusammen. Nach einer anderen Ueberlieferung wären die Etrusker zur See von Lydien her gekommen: da aber die Einwanderung von Norden her sicher steht, so könnte jene sich nur auf eine zweite, entweder frühere oder spätere Einwanderung beziehen, was nicht unmöglich ist.

Noch später, im 8. Jahrhundert, haben sich die Griechen in Unteritalien und Sicilien niedergelassen; und am spätesten fällt der Einbruch der Kelten, welche im 4. Jahrhunderte ganz Oberitaliens bis an die Apenninen besetzten.

Um das heutige Genua wohnten die Ligurer, ein Volk iberischen (altspanischen) Stammes, vom Flusse Var bis zur Macra; nach ihnen wurde das angrenzende Meer das ligustische genannt, während an der äussersten nordöstlichen Küste die Veneter sassen, die man fälschlich dem keltischen Stamme zurechnet; sie waren vielleicht Slaven.

Demnach war Italien in der historischen Zeit vor dem Einbruch der Kelten von drei verschiedenen Volksstämmen bewohnt: 1) dem italischen, 2) den Etruskern, 3) den Griechen.

Etrusker, Latiner und Sabiner vor ihrer Berührung mit den Römern.

Als die Stadt Rom begründet wurde, waren in Unteritalien die Städte Grossgriechenlands noch blühend; doch ihrem Verfalle nahe; Norditalien ward erst später von den Kelten besetzt und hiess dann Gallia cisalpina; in Mittelitalien aber entwickelte sich das (wesentlich lateinische) Volk der Römer an der Grenze dreier Völker, der Latiner an der flachen Westküste, südlich des Tiber, der Etrusker auf der anderen Seite dieses Flusses und der Sabiner, welche vom Hochgebirge im Tal des Narflusses bis zum Tiber sich ausbreiteten und dem umbrisch-sabellischen Volksstamme angehörten.

Schon lange vor der Gründung Roms hatten diese drei Völker einen gewissen Grad von Kultur erreicht, welcher noch durch den Einfluss der im südlichen Italien von den Hellenen begründeten Kolonien sich steigerte. Wir wenden uns zuerst zu den am frühesten und weitesten entwickelten Etruskern.

Die Etrusker.

Die Etrusker waren nördlich von dem Tiber bis zum Po und in ältester Zeit noch über diesen Fluss hinaus bis zu den Alpen angesiedelt. Die Bestandteile der etruskischen Nazion, eine Adelskaste, in deren Händen Herrschaft und Grundbesitz waren, und ein abhängiges dienendes Volk, lassen kaum zweifeln, dass die Etrusker ein Mischvolk waren, dessen herrschende Klasse wahrscheinlich, wie schon früher erwähnt, aus den Hochtälern der Alpen in das obere Italien eindrang. Sie bildeten frühe einen losen Bund von 12 Städten: Cortona (Croton), Arretium, Clusium, Perusia am trasimenischen See im N. O.; Volaterrä, Vetulonium mit dem Hafen Telamon, Rusellä, Volsinii, im S. W.; Tarquinii, Cäre (Agylla), Veji, Falerii am einsamstehenden Sorakte, im Süden. Die herrschenden Geschlechter, eine Art Priesteradel, Lucumonen genannt, befanden sich im Besitze der Regierungsgewalt. Sie allein hatten die Himmelskunde und alle jene naturwissenschaftlichen Kenntnisse, auf denen der religiöse Kultus beruhte, inne, vollzogen daher die öffentlichen Opfer, bestimmten die Festtage, ordneten das Jahr, erliessen Gesetze und trafen Anordnungen für die Geschäfte des Krieges und Friedens. Sie allein verstanden es, den Willen der Götter aus Zeichen zu erraten und die Gebräuche zu üben, welche man bei Städtegründungen und Tempelbauten, bei Landvermessungen, Grenzbestimmungen und Lagerstätten zu beobachten hatte. An der Spitze des Gesammtbundes stand ein König (Lars), von dem Priesteradel der 12 Städte erwählt. Die Insignien desselben waren ein Stab (sceptrum), ein elfenbeinener Stuhl (sella curulis), ein purpurner Mantel; auch wurde er von 12 Lictoren begleitet, welche die Fasces (Stabbündel, aus deren Mitte ein Beil hervorragte), das Zeichen des Blutbannes, trugen. Doch besass dieses gewählte Bundeshaupt den Einzelnstaaten und dem gebietenden Herrenstand gegenüber nur geringe Machtbefugnisse. Die 12 städtischen Gemeinwesen waren gleichberechtigt und ihre Leiter liessen sich durch das eidgenössische Band wenig beschränken.

Auch die Religion der Etrusker, die übrigens nur fragmentarisch bekannt ist, erinnert auffallend an orientalische, besonders ägyptisch phönizische Vorstellungen. Sie nahmen drei Götterreihen an, wovon die erste die eingehüllten (nicht geoffenbarten) Gottheiten enthielt, die zweite die entstandenen Götter, 12 an der Zahl, die den Götterrat bildeten, wesshalb sie consentes genannt wurden. An ihrer Spitze standen Tinia, Herr

der Blitze (Jupiter, Zeus), Kupra (Juno, Hera), seine Gemahlin und Menrfa (Minerva, Pallas Athene), Volcanus, der Feuergott, und Apollon (Dianus, Janus), der Gott des Himmels und der göttliche Aufseher über alles Geschäft. Auch Vortumnus, der Ernte- und Fruchtgott, Mater Matuta, die Tages- und Geburtsgöttin, Turan (Venus) werden als etruskische Gottheiten erwähnt. Die 3. Reihe enthielt endlich das nach Zahl und Wirkung unbegrenzte und unbestimmbare Geschlecht von Schutz- und Lebensgeistern, die im häuslichen, örtlichen und ländlichen Gottesdienste von höchster Bedeutung waren. Bei den Etruskern, deren Gemüt überhaupt zum Finstern und zur Selbstpeinigung neigte, war diese Geister- und Dämonenwelt, namentlich die schreckhafte Seite derselben, sehr weit ausgebildet. Daher beschäftigte sich ihr düsterer, phantastischer Sinn besonders mit den Schrecken des Todtenreiches, dessen Gott Mantus war. Es wurde mit den düstersten Farben geschildert, als wüster und schreckenerregender Aufenthalt, in welchem die Verstorbenen gequält würden: daher allerlei Sühnungen, um sie daraus zu erlösen und sie in die Reihe der dritten Gottheiten zu versetzen. Die etruskischen Priester besassen eine eigentümliche Divinationskunst (Mantik). nach welcher sie den Willen der Götter aus den Eingeweiden der Opfertiere (Haruspicien), dem Fluge der Vögel, den Blitzen und anderen Himmelserscheinungen (Auspicien und Augurien) zu erforschen suchten. Ueberhaupt waren sie sehr abergläubisch und voll Zeremonien, welches Wort auch von ihrer Stadt Cäre abgeleitet wurde. (Doch gibt es auch eine andere Erklärung.)

Die Etrusker waren schon vor der Römerzeit ein in der Zivilisazion ziemlich fortgeschrittenes Volk. Sie trieben neben dem Ackerbau Schifffahrt, Handel und Industrie. Schon in uralter Zeit landeten phönizische, karthagische und griechische Handelsschiffe an der etrurischen Küste, wo günstige Hafenorte den Seeverkehr begünstigten und Agylla, nahe der Tibermündung, einen gesicherten Freihafen zum Umsatz der Waaren bot. Die Sage, dass der Korinther Demaratos bei seiner Niederlassung in Tarquinii die Buchstabenschrift eingeführt und den Maler Kleophant und die Tonbildner Eucheir (Schönhand) und Eugrammos (Schönzeichner) in seinem Gefolge gehabt, zeigt ebenso von frühem Verkehr der Etrusker mit dem kunstsinnigen handeltätigen Korinth, als die auffallende Aehnlichkeit etruskischer Vasen und Urnen mit altgriechischen einen deutlichen Zusammenhang etruskischer Malerei und Plastik mit Korinth nachweiset.

Die Kunst der Etrusker, namentlich Musik und Orchestik, war eng mit dem Götterdienste verbunden. Von ihrer architektonischen Geschicklichkeit und Uebung geben die noch vorhandenen Reste mächtiger Bauwerke und Denkmale, wie die Riesenmauern von Volaterrä und a. O., das Grabmal des Porsenna zu Clusium, die Trümmer kolossaler Tempelbauten, die Spuren gewaltiger Dämme, Strassen, Kanäle Zeugnis.

Sie sind auch die Erfinder des ausgebildeten Gewölbebaues. Im Tempelbau wurden sie gleichfalls Nachahmer der Griechen, deren Sage, Dichtung und Kunst überhaupt so vielfachen Einfluss auf sie geübt hat. Doch bestand der Hauptunterschied zwischen hellenischer und etruskischer Kunsttätigkeit darin, dass, während jene nach idealen Zielen strebte und nach den Gesetzen der Schönheit sich entwickelte und fortbildete, diese sich dem wirklichen Leben, dem Luxus und der Prunksucht als Dienerin hingab und durch Ueberschwänglichkeit in Stoff und Stil den Mangel innerer Fortbildung zu ersetzen suchte. Ausgezeichnet waren sie besonders in Tonarbeiten (Gefässen, Relief und Statuen), im Erzguss und in andern Arbeiten in Gold, Silber und Elfenbein. Die Malerei übten sie in Wandgemälden als selbstständige Kunst. Ihre Literatur war beschränkt, ihre Poesie bestand nur in gottesdienstlichen Liedern und in Fescenninen (launigen Verhöhnungen in Wechselversen), in Theatern und auf Bretterbühnen dargestellt, auf welchen Spielleute und Tänzer, Bänkelsänger und Possenreisser dem dürftigen Drama eine volkstümliche Unterlage zu geben trachteten. Es wird auch allgemein angenommen, dass die Römer ihre Toninstrumente für Kriegsmusik und ihre Schmucksachen, ebenso die religiös dramatischen Festspiele mit sühnender Nebenbedeutung, die zum Wettlauf mit Wagen bestimmten langen Rennbahnen (Circus), die prunkvollen nach gewonnenem Siege gehaltenen Auf- und Umzüge, ebenso von den kunstfertigen Nachbarn entlehnt haben, wie ihre Wahrsagerkünste, ihre Bau- und Vermessungsgesetze, ihre religiöse Zeremonien und Volksfeste.

Im Besitze des Küstenlandes von Tarquinii und Cäre bis Capua und der wichtigen Buchten und Landzunge am Vesuvius entwickelte sich die Handelstätigkeit der Etrusker später zu noch grösserer Bedeutung. Auf dem westlichen Mittelmeere schwammen ihre Kauffahrteiflotten und holten die Waaren der Griechen und Punier aus Grossgriechenland, Sicilien und Nordafrika herbei, während sie die wertvollen Erzeugnisse ihres eigenen Landes, das Eisen

von Ilva, das Kupfer von Campanien und Volaterrä, das Silber von Populonia, ja sogar den von der Ostsee ihnen zugeführten Bernstein zu grösserem Gewinne im Auslande auf den Markt brachten und allenthalben selbst den Griechen den Rang abzulaufen suchten.

So vertrieben sie im Bunde mit Karthago die Phokäer von Korsika und zwangen die Einwohner dieser armen Inseln ihnen Produkte, Pech, Wachs, Honig zu zinsen. Nach der Messe in Veji wallfahrten alle Kaufleute Italiens von Genua bis Tarent und das tuskische Münzsystem wurde von ganz Mittelitalien angenommen. So brachte die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens, sowie der Ertrag des blühenden Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei der gebietenden Kaste grossen Reichtum. Die Seeräuberei war bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, dass die Namen Etrusker und Tyrrhener ebenso verrufen und sprichwörtlich wurden, wie später der silicischen Seeräuber. Alles dieses verdarb den Sinn der herrschenden Kaste förmlich und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft. Es ist daher kein Wunder, dass ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf die Erschlaffung des schwelgerischen Adels zurückwirkte, seiner eigenen Lebensrichtung und Entartung erlag.

Seit dem vierten Jahrhundert zerfiel der etrurische Bundesstaat und wurde eine leichte Beute der Römer. Dagegen haben die Etrusker an ihrer nazionalen Kultur auch unter der römischen Oberherrschaft mit einer gewissen Zähigkeit festgehalten. bis sie gegen Ende der Republik durch den blutigen Militärdespotismus Sullas und der Triumvirn selbst gänzlich verschwanden.

Die Sabeller.

Das zweite Hauptvolk des alten Italiens, das für die römische Geschichte fast von noch grösserer Bedeutung wurde, als die Etrusker, waren die Sabiner und die von ihnen ausgegangenen mit dem gemeinsamen Namen Sabeller bezeichneten Völkerschaften. Die ursprüngliche Heimat der Sabiner war die Hochebene von Amiternum in den höchsten Apenninen. Noch jetzt zeigt man am oberen Atarnus, unweit Aquila, die Reste des Fleckens Testrina, wo in unvordenklicher Zeit die Stammväter der Sabeller ihr einförmiges Hirtenleben geführt. Von diesen Ursitzen in den Bergtälern der Abruzzen zogen sie nach allen Himmelsgegenden aus und eroberten im Laufe der Jahrhunderte den grössten Teil des mittleren und

unteren Italiens. Es war ein altitalischer, besonders dem sabellischen Volksstamme eigener gottesdienstlicher Brauch, in schweren Kriegsläuften oder Sterbezeiten einen „heiligen Lenz“ zu geloben. In Folge dieses Gelübdes war alles im nächsten Frühjahr geborne, Menschen wie Tiere. den unterirdischen Göttern, vorzüglich dem Mars, geweiht. Das junge Vieh wurde sofort geopfert oder gelöst, die neugeborne Jugend aber nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Jahren, „einem im Frühling ausziehenden Bienenschwarme gleich,“ über die Grenze gesandt, um sich neue Wohnsitze zu erobern. Wahrscheinlich war die Sitte an die Stelle ursprünglicher Menschenopfer getreten. Heilige Tiere, nach dem frommen Glauben des Volkes von den Göttern gesandt, dienten den ausziehenden als Führer. So soll der Name der Picenter vom Specht, der Hirpiner vom Wolf, der Samniter vom Ackerstier, drei dem Mars geheiligten Tieren, herrühren.

Die Sabiner bemächtigten sich zunächst der Hochebene von Reate und schoben von dort aus ihre Ansiedlungen dem Flusstale des Tiber entlang, immer weiter nach Westen vor, gründeten Cures, Crustumerium, Fidenä und setzten sich auf dem quirinalischen Hügel fest, der in der Folge in das Stadtgebiet von Rom übergieng. Fromm, abgehärtet und genügsam, lebten sie in offenen Flecken und Dörfern, die von den Vätern ererbte patriarchalische Lebensordnung, häuslicher Zucht und Sitte treu und mit religiöser Gewissenhaftigkeit bewahrend. Die Hausgemeinde, die abgeschlossene Familie, worin der Hausvater mit unumschränkter Macht über Weib, Kind und Gesinde schaltete und waltete, war die Grundlage des Gesellschaftszustandes. Aus der Verbindung der Hausgemeinden entstanden die Geschlechter, die nachbarlich auf einer geschlossenen Feldmark ansässig, eine Gaugenossenschaft zu gemeinschaftlicher Abwehr mit freien Versammlungen bildeten. Zu weiterer Entwicklung wurde das staatliche Zusammenleben bei den Salinern kaum geführt. Selbst die gottesdienstlichen Handlungen waren in der Regel auf die Geschlechter-Genossenschaft beschränkt. Diese Scheu vor einheitlichen zusammenfassenden Staatsformen war auch wohl die Hauptursache, dass die Sabiner ihre Pflanzvölker frei entliessen, ohne sie an das Stammland zu binden oder in Abhängigkeit davon zu erhalten. In allen sabellischen Völkerschaften blieb das Gefühl der Verwandtschaft und der Herkunft aus dem Sabinerlande lebendig, allen war die patriarchalische Geschlechtsverfassung mit dem strengen Familienrecht des Hausvaters,

mit der Heilighaltung der Ehe, die unter dem Schutze der Obrigkeit geschlossen ward, mit der Achtung der rechtmässigen Abstammung von ebenbürtigen Aeltern eigentümlich. Die Bewohner der von ihnen unterworfenen Länder traten zu den Siegern in ein Verhältnis der Schutzhörigkeit (Clientel), indem sie von Ackerfeld und Herden den bestimmten Zins zahlten, dafür aber von dem Hausherrn in Recht und Besitz geschützt wurden. In Kriegszeiten stellten die Familienväter sich mit ihren Angehörigen und Schutzbefohlenen unter den von der gesammten Geschlechtergemeinde gewählten Oberherrn (Imperator). Innere Streitigkeiteiten, die zu keinem friedlichen Ausgang gebracht werden konnten, wurden nicht selten im Zweikampf mit Schwert und Lanze, der Nazionalwaffe (curis, quiris), d. h. Quiriten entschieden. Städtisches Leben entwickelte sich bei den sabellischen Stämmen eben so wenig, wie eine umfassende Staatsordnung; für den Handelsverkehr wohnten sie zu weit vom Meere und für Verteidigung im Krieg genügten die Bergspitzen und Schutzburgen. So lebten die sabinischen und samnitischen Bauern auf den Abhängen und Tälern der Apenninen, in Gehöften und Dörfern zerstreut und siedelten sich an, wo Wald und Quelle jedem gefiel.

Die Latiner.

Der dritte Volksstamm, der für das römische Staats- und Rechtsleben die grösste Bedeutung hatte, waren die Latiner, ein kräftiges Landvolk im Süden des Tiber. Wenn das römische Religions- und Kulturleben zum Teil von den Etruskern entlehnt war, das Patriziat in dem sabinischen Geschlechterstaat wurzelte, so gieng der römische Plebejerstand aus den Latinern hervor. Latinum ist eine Küstenlandschaft ohne Buchten und Seehafen, grösstenteils eben, aber nicht flach. „Mit Ausnahme des sandigen und zum Teil von dem Tiber aufgeschwemmten Meeresstrandes wird überall die Fläche unterbrochen durch mässig hohe, oft ziemlich steile Tufhügel und tiefe Erdspalten und die stets wechselnden Steigungen und Senkungen des Bodens bilden zwischen sich im Winter jene Lachen, deren verdunsten in der Sommerhitze die böse fieberschwangere Luft entwickelt, welche, in alter wie in neuer Zeit, im Sommer die Landschaft verpestet.“ Durch die Beschaffenheit des Bodens auf den Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht gewiesen, haben die Latiner vorzugsweise die Tugenden, Gesinnung und Charaktereigentümlichkeit entwickelt, die mit dieser Beschäftigung verbunden zu sein pflegen: Abhärtung, Ernst, Stetigkeit,

Kraft und Ordnung; aber ihr denken blieb auch an die Scholle gefesselt; ihr Geist an einen engen Kreis von Vorstellungen gewöhnt, entbehrte alles Schwunges der Phantasie, ihre Tätigkeit war auf das unmittelbar praktische und zweckmässige gerichtet. Die Latiner wohnten zu Anfang der geschichtlichen Zeit in dreissig durch Verträge und gemeinschaftliche Tagsatzung zu einem Staatenbund geeinigten selbständigen Gemeinden, unter denen Albalonga, der hochgelegene Mutterort und Stammsitz auf dem albanischen Berge mit uralten Bauwerken und Stellen, wenigstens in Kriegszeiten den Vorrang hatte.

Dieser „Latinerbund" war die letzte Entwickelung der verschiedenen Dorfschaften und Weiler, die aus „Geschlechts- und Markgenossenschaften" gebildet, lange in getrennter Selbständigkeit bestanden, dann zu grösserer Sicherheit sich in einzelne Gaue oder Eidgenossenschaften mit einer zur Versammlung wie zur Verteidigung befestigten Burg und Zufluchtsstätte geeinigt hatten, bis endlich ein gemeinsamer Föderativbund, wenn auch in loser Verknüpfung, alle umschlang.

Bei den Latinern blühte bürgerliche Freiheit ohne Schutzgehörigkeit (Clientel) und bevorrechteten Waffen oder Priesteradel. Eine gemeinschaftliche Sprache, gleiche auf Naturdienst gegründete und mit den Geschäften des Landbaues in Beziehung stehende Religion und gegenseitige Rechtsgleichheit verband alle latinischen Stadtgemeinden mit einander, wenngleich jede ihre eigene Angelegenheit selbständig vorstand und einen eigenen Fürsten oder König hatte, der unter Mitwirkung des Rats der Alten (Senats) und der Versammlung der Wehrmänner das Gemeinwesen regierte. Unter den Städten waren ausser Albalonga, das Aeneas' Sohn Julus gegründet haben soll und wo dessen Nachkommen die erbliche Königswürde führten, von besonderem Ansehen: Tusculum, Aricia, Laurentum, Gabii, Lavinium, wo die Herdgöttin Vesta und die Penaten aller Bundesorte ihre gemeinsame Bundesstätte hatten. Jährliche Versammlungen und Beratungen in der gemeinsamen Dingstätte, im Hain der Ferentina, bei der heiligen Quelle, wozu alle Bundesstädte ihre Abgeordneten schickten, das „Latinerfest" mit einem Opfermahle und Gottesfrieden zu Ehren des Jupiter Latiaris, des Latinergottes auf dem Albanerberge, eine feste Rechtsordnung mit einer Bundesverwaltung, einem Bundesgerichte und einem obersten Feldherrn in Kriegszeiten, Gegenseitigkeit der Ehen (Connubium), der Bürgerrechte, des Handelsverkehrs und des Eigentums-

erwerbes verknüpften alle Glieder der latinischen Eidgenossenschaft zu einem geordneten freien Staatsverband. Kein Bürger konnte in dem Staat, wo er als Freier gelebt, Knecht werden; verlor er das Bürgerrecht, so musste er in die Fremde wandern. In den auswärtigen Angelegenheiten galt das Völkerrecht. Glaubte sich der Bund verletzt, so forderten Fetialen oder Waffenherolde für die erlittene Kränkung Genugtuung, kündigten, wenn diese verweigert wurde, nach Ablauf der gesetzten Frist, meistens von 30 Tagen, feierlich den Krieg an; auch richteten sie Bündnisse und Friedensverträge auf und handelten überhaupt „als Boten und Stellvertreter des gegenseitigen öffentlichen Rechts".

Religiöse Anschauungen der Sabeller und Latiner.

Wie in den meisten anderen Verhältnissen, so standen auch in den religiösen Anschauungen der sabellische und der latinische Stamm einander sehr nahe und bildeten auch hier einen Gegensatz zu den Etruskern. Beide sind sehr abstrakt und personifizierten ihre Götter kaum. Auch bei ihnen findet sich ein Jupiter, der Luft- und Himmelsgott, der in Rom auf dem Capitol als optumus maxumus verehrt wurde und dessen Opferanzünder (flamen Diales) neben den zweien des Mars, das höchste Priestertum besass; ferner Juno und Minerva; vor allen aber der grosse Natur- und Kriegsgott, Mars, dem in Rom die heilige Lampe, die heiligen Schilde (ancilia) geweiht waren und dem das Priesterkollegium, die zwölf Salier, dienten. Er war wohl der älteste römische Gott, zugleich auch der Todesgott, dem sein Doppelgänger, Quirinus, zur Seite steht. Die Faune und Silvane repräsentierten die schlafenden Naturkräfte. Ausser diesen persönlichen Göttern (Dii, Divi) gab es abstrakter gedachte Dämonen und Genien, die zu bestimmten Plätzen, Menschen, und selbst zu einzelnen Geschäften eine schützende Beziehung hatten. Zu diesen letzteren gehörten die Gottheiten des städtischen und häuslichen Herdes, die Penaten und Laren; auch die Seelen der Abgeschiedenen, die Manen, genossen ihre Verehrung, ebenso wie Scheu herrschte vor Gespenstern und bösen Geistern (Lemures, Larvae). Bei den einzelnen Stämmen gestalteten sich diese religiösen Vorstellungen insoferne noch etwas verschieden, dass die Sabiner vorzugsweise Sonne und Mond, Sol und Luna, den Feuergott Volcanus und einen alten Stammgott, bei dem man schwur, Sema Sancus, die Römer dagegen den Erd- und Saatengott, den sättigenden Saturnus, und die Erdgötter, die reiche,

die Ops, ausserdem den Mars und den Faunus (den „günstigen“ Gott, dem als Wolfsbewahrer die Lupercalien geliefert wurden), verehrten. Auch der doppelköpfige Janus, der Gott des Anfangs, der bei jedem wichtigeren Beginnen angerufen wurde, Hercules, der Gott des kaufmännischen Gewinnes oder Kontraktes (als Gott der Verträge (Dius Fidius), Terminus, der Grenzgott, Mercurius der Handelsgott, Tellus, die Erde, Fortuna, die Glücksgöttin und eine grosse Menge ganze abstrakter Begriffsgottheiten, wie Fides (Treue), Juventus (Jugend), Victoria (Sieg), Concordia (Eintracht), Pax (Friede) u. s. w. kamen dazu. Besonders heilig galt dann in Rom die Vesta, die Göttin des Herdes, der im Hause die Haustöchter, in der Stadt die Vestalinnen dienten.

Die Anfänge Roms.

Die älteste Geschichte der Stadt Rom, ihre Entstehung und erste Einrichtung verliert sich ganz in Sagen, die erst in späterer Zeit als ein zusammenhängendes Ganze — neben den einzelnen historischen Zügen in reicher poetischer Färbung ausgeschmückt — dargestellt wurden. Die einheimische ursprünglich einfachere Sage ist dann durch fremdartige Zusätze (besonders griechische Sagen) noch mehr entstellt und verwirrt worden, so dass der historische Kern nur schwer zu erkennen und die geschichtliche Bedeutung der ganzen Gründungssage Roms hauptsächlich nur darin zu setzen ist, dass sie mit der spätern Geschichte der Römer, mit den Staatseinrichtungen, der Religion, dem Kriegswesen, der Kunst und Literatur derselben in innige Verbindung getreten ist.

Die traditionelle übrigens vielfach gestalte Sage beginnt mit der angeblichen Einwanderung der Trojaner unter Aeneas nach Latium, wo er Lavinium gründete, von dem dann, wie schon erwähnt, Alba Longa durch des Aeneas Sohn, Ascanius (Julus), ausgieng. Der fünfzehnte Herrscher aus dem Geschlechte der Aeneaden war Procas. Dieser hatte zwei Söhne, Numitor, der dem Vater nachfolgte, und Amulius. Der Letztere stürzte seinen älteren Bruder vom Thron und machte dessen Tochter Rhea Silvia zur Priesterin der Vesta, damit sie ehelos bleibe im Dienste dieser Göttin und kein Nachkomme des Numitor den Thronraub ahnden könne. Als sie aber dem Gotte Mars die Zwillinge Romulus und Remus gebar, wurden auf Befehl des Amulius die Kinder am Tiberufer ausgesetzt, aber am Fuss des palatinischen Hügels ans Land getrieben, von einer Wölfin gesäugt, dann vom Hirten Faustulus aufgefunden

und von diesem und seinem Weibe Acca Larentia erzogen. Später als Königssöhne erkannt, hätten sie ihren Grossvater Numitor wieder auf den Thron gebracht und dann an der Stätte ihrer Errettung Rom gegründet. Bei dem Streit um die Herrschaft oder über die neu erbauten Mauern sei dann Remus von Romulus erschlagen worden.

Am palatinischen Hügel zeigte man noch in später Zeit die strohbedeckte Hütte des Romulus und den Feigenbaum, an dessen Wurzeln die Wölfin die Kinder gefunden und genährt hatte. — Soweit die Sage über die Entstehung der ewigen Stadt.

Anders lautet das Resultat der Forschung. Nach ihr entstand die Stadt Rom an der Nordgrenze des latinischen Gebietes, am Tiber, drei Meilen aufwärts von der Mündung, wo Sabiner, Latiner und Etrusker an einander grenzten. Bis dorthin ist die Schifffahrt bequem, und leicht liess sich hier, wo aus sumpfiger Niederung nahe Hügel sich erheben, eine Feste anlegen, die das Gut der umwohnenden Ackerbauer barg, wo sie ihren Handelsverkehr in Tausch und Verkauf üben, wo sie gemeinsame Heiligtümer haben konnten. So siedelte denn im 8. Jahrhundert v. Ch. auf einem Hügel eine lateinische, auf einem anderen eine sabellische Gemeinde sich an und aus ihnen beiden, den Ramnern und Titiern, entstand Rom, bald verstärkt durch eine dritte Gemeinde, die aus dem eroberten Alba herüberverpflanzten Luceres. Wie in einem grossen Manne der Geist des Volkes und seine weltgeschichtliche Bedeutung Gestalt gewinnt, so das ganze alte Italien in dieser Stadt. Der Schwerpunkt des Staates war und blieb im Ackerbau, aber neben den Bauernhöfen der weiten Flur entwickelte sich rasch das städtische Leben und Mommsen hat dies nicht blos aus dem Handelsvertrag, den Rom bei der Gründung der Republik mit Karthago schloss, sondern auch aus den alten Einrichtungen und Gesetzen nachgewiesen, kraft denen mit der grösseren Liberalität in der Gestaltung des Verkehrs das strengste Exekutionsverfahren Hand in Hand gieng.

Die Könige Roms.

Auch die Geschichte der sieben römischen Könige, welche fast zwei und ein halbes Jahrhundert (753—510) geherrscht haben sollen, ist grösstenteils sagenhaft. Abgesehen von inneren Gründen, ergibt sich das sagenhafte dieser Urgeschichte besonders daraus, dass die ältesten historischen Urkunden die annales maximi oder

pontificum, d. h. die alljährlich vom Pontifex maximus aufgezeichnete und auf weisser Tafel, öffentlich ausgestellte, kurzgefasste Jahreschronik, ebenso wie die frühesten fasti consulares oder Capitolini, d. h. das Verzeichnis der alljährlichen höchsten Magistrate im gallischen Brande 390 zu Grunde gegangen und darnach erst wieder künstlich ergänzt worden sind. Die bei dem Tode der Grossen gehaltenen Leichenreden, in denen die Ehrenerinnerungen der edlen Geschlechter gefeiert und oft übertrieben wurden, sowie die (für uns verloren gegangenen) epischen Lieder bildeten natürlich nur eine höchst unsichere Quelle. Aus diesen Quellen aber schöpften sowohl die alten Annalisten, d. h. die ältesten Geschichtschreiber der Römer, welche chronikenartig Jahr für Jahr mit den in ihm geschehenen wichtigen Ereignissen aneinander reihten, als auch selbst die grossen Historiker der Kaiserzeit wie Livius, Dionysius und Plutarch. Somit ergibt sich ein sicherer historischer Boden, ausgenommen da, wo fest gegründete, lang bestehende Institutionen und Rechtsverhältnisse uns leiten, erst nach der Königszeit.

Die Geschichtsforschung neuerer Zeit nimmt daher von den in der Sage genannten sieben Königen nur die letzten fünf als beglaubigt an, und betrachtet den Romulus und seinen angeblichen Nachfolger Numa Pompilius als blosse Personifikazionen, in der Weise, dass der Name Romulus die Gründung und erste politische Gestaltung, und der Name Numa Pompilius die erste religiöse Einrichtung des neuen Staates bezeichnet.

I. Periode. Die Zeit der römischen Könige (753—510 v. Chr.).

Romulus und Numa Pompilius.

Romulus (753—716) eröffnete zur Vermehrung der Bevölkerung am Abhange des kapitolinischen Hügels ein Asyl für heimatlose Leute, und lud, nachdem die Ehewerbungen der römischen Jünglinge in den benachbarten Städten mit Hohn zurückgewiesen worden waren, die Latiner und Sabiner zur Feier der zu Ehren des Neptun veranstalteten Spiele (Consualien). Mitten unter der Festfeier fielen die Römer über die Zuschauer her und raubten die aus dem Gebiete der Latiner und Sabiner herbeigeströmten Jungfrauen. Als die Väter und Brüder der Geraubten auf Rache auszogen, trugen die Römer über die Latiner (aus den Städten Caenina, Antemnae und Crustumerium) drei Siege davon, unterlagen aber den Sabinern von Cures, deren König Titus Tatius durch der Tarpeja Verrat die Burg auf dem Capitolinus einnahm. Da warfen sich die geraubten

Sabinerinnen unter die Kämpfenden und beschworen sie, dem morden ein Ende zu machen, da ihnen dieses die Väter oder die Gatten rauben müsste.

Diese Dazwischenkunft hatte den gewünschten Erfolg. Es wurde nicht nur Friede geschlossen, sondern die Sabiner (Tities) nahmen ihre Wohnsitze auf dem kapitolinischen und quirinalischen Hügel und vereinigten sich mit den Römern in einen Staat unter gemeinschaftlicher Regierung der beiderseitigen Könige. Als Tatius starb, wurde die nunmehrige „Zwillingsstadt" von Romulus allein beherrscht. Er soll, nachdem er die Bewohner von Fidenä und Veji besiegt, während eines Gewitters zu den Göttern entrückt worden sein. Das römische Volk aber verehrte ihn als Gott Quirinus.

Nach einjährigem Zwischenreiche folgte durch Wahl ein König aus dem Volke der Sabiner, der weise Numa Pompilius aus Cures, des Titus Tatius Eidam (715—672). Seine Regierung war eine durchaus friedliche und beschäftigte sich mit der Ordnung des römischen Religionswesens. Seine Satzungen wurden dargestellt als göttliche Eingebungen, erhalten durch die Vermittlung der Nymphe Egeria, mit welcher er verkehrte. Die religiösen Verrichtungen verteilte er in folgender Weise: Das Kollegium der Pontifices, deren Vorsteher Pontifex Maximus hiess, wachte über den gesammten Gottesdienst; regulierte den Kalender und schrieb die merkwürdigsten Ereignisse des Jahres in die Jahrbücher (Annales maximi) ein. Die Auguren verkündeten bei allen wichtigen öffentlichen Angelegenheiten die Zukunft aus der Beobachtung atmosphärischer Erscheinungen oder aus dem Fluge und Geschrei der Vögel. Ihre Beobachtung erstreckte sich auch auf das fressen der heiligen Hühner und auf die Eingeweide der Opfertiere. Die drei Flamines (Flamen Dialis, Martialis, Quirinalis) waren besonderen Gottheiten, dem Jupiter, Mars und Quirinus geweiht. Die Fetiales, deren Vorsteher Pater Patratus hiess, wahrten die Förmlichkeiten bei der Abschliessung von Verträgen, bei Friedensbündnissen und Kriegserklärungen. Die zwölf Salier feierten die Götter mit Waffentanz und Gesang und trugen jeder einen Schild (Ancile), dem als Friedenszeichen unter Numa vom Himmel gefallenen nachgebildet. 6) Die Vestalinnen unterhielten das ewige Feuer der Vesta und verwahrten die grössten Heiligtümer, z. B. das Palladium. Sie taten das Gelübde ewiger Keuschheit, und welche dagegen sündigte, wurde lebendig begraben.

Auch die ältesten Handwerkerzünfte, deren Mitglieder als minder ehrenhaft vom Waffenrechte ausgeschlossen waren, werden diesem Könige zugeschrieben. Und damit das Eigentumsrecht geachtet und in Handel und Wandel, Treue und Glauben geübt werde, stiftete Numa der Gottheit der Treue und des gegenseitigen Vertrauens, der Fides, Tempel und Verehrung. Dem doppelsichtigen Janus, dem Gotte alles glücklichen Beginnens und Fortganges, erbaute er eine Torhalle am Eingange des Forums, deren Türen in Kriegszeiten offen, im Frieden geschlossen waren, machte ihn zum Lenker des bürgerlichen Jahres und weihte ihm den ersten Monat.

Roms älteste Verfassung.

In Rom bildeten vor der Einwanderung der Plebs die latinischen Ramnes, die sabinischen Tities und die latinischen Luceres drei Gemeinden oder Tribus, von welchen die der Luceres an Rechten (Zulassung zum Königtum, zu den Priesterstellen und zum Senate) hinter den beiden andern zurückstand.

Jede der drei Gemeinden (tribus) zählte 10 Curien, jede Curie 30 Gentes, also die drei Gemeinden 30 Curien und diese 300 Gentes. Eine Gens bildete eine Genossenschaft, deren Mitglieder (Gentiles) durch gemeinschaftlichen Gottesdienst und durch einen gemeinschaftlichen Namen zu einem geschlossenen Ganzen verbunden waren. Die Gentes schickten aus den älteren jede einen, also zusammen 300 Abgeordnete in den Senat. Sie stellten zum Heere aus den jüngeren jede einen Reiter und 10 Fussgänger, also zusammen 300 Reiter und 3000 Fussgänger, welche ursprünglich die Stärke der Legion ausmachten. Die Reiter hiessen Celeres, und an ihrer Spitze stand ein Tribunus Celerum. Diese Einteilung bezog sich jedoch nur auf den herrschenden Teil in den 3 Gemeindeu auf die Vollbürger (Patrizier).

Neben diesen freien Bürgern, welche Rechtsgleichheit genossen, in dem gleichen einfachen Umwurf (toga) von weissem Wollenstoff erschienen und das Recht wie die Pflicht der Waffenübung hatten, gab es schon in den ältesten Zeiten Halbfreie oder Hörige, Clienten, Schutzgenossen genannt, von welchen jeder Gens eine Anzahl zugeteilt war. Es waren teils Abkömmlinge älterer Landeseinwohner, die von den erobernden Stämmen ihres Grundes und Bodens beraubt, aber dafür in ein religiöses Schutzverhältnis gestellt wurden, teils Sprösslinge ungleicher Ehen, freigelassene Knechte, angesiedelte

Fremde oder verarmte Grenzbewohner, die in Rom ein Unterkommen suchten.

Zwischen den Gentilen als Schutzherren und Patronen und den Clienten als Schutzbefohlenen bestand ein auf religiösem Grunde ruhendes Pietätsverhältniss mit gegenseitigen Pflichten und Rechten. Der Patronus hatte die ihm zugewandten Leute zu schützen und zu vertreten, wogegen diese ihn gleich einem Vater ehren und ihm gehorchen mussten.

Verschieden von den Clienten waren die später als Gegensatz zu den patrizischen Vollbürgern hervortretenden Plebejer, ursprünglich Bewohner bezwungener Nachbarstädte, die nach Rom übersiedelt, zwar persönlich frei waren und ein kleines Eigentum besassen, aber bürgerlich rechtlos neben den Patriziern standen, mit denen sie nicht einmal eheliche Verbindungen (connubium) eingehen durften. Doch scheinen die Plebejer, da sie trotz ihrer politischen Rechtslosigkeit mit den Patriziern zu einem staatlichen Gemeinwesen verbunden waren, in gleichen privatrechtlichen Verhältnissen wie die altbürgerlichen Einwohner gestanden zu haben. Ausserdem gab es noch Sklaven und Freigelassene.

Als der Ausgangspunkt der römischen Gemeinde ist die Familie anzusehen.

Der Vater (pater familias) gebot mit unbeschränkter Vollmacht über seine Kinder, die ihm gegenüber kein Recht irgend einer Art besassen und über deren Leben selber er verfügen konnte. Nur die sich verheiratende Tochter schied aus dem Familienbande und der väterlichen Gewalt aus, doch auch nur um in die ihres Gemahls oder Schwiegervaters einzutreten. Die Mutter, die Hausfrau (matrona), die daheim die Wolle spann, wie der Mann draussen den Pflug führte, stand geehrt und ebenbürtig neben demselben. Die Ehe, durch die confarreatio (das heilige Salzmehl) eingesegnet, unter Ebenbürtigen nach dem bestehenden Eherecht (connubium) abgeschlossen, galt als heiliger Bund. Aus ihr erwuchst die Familie, aus dieser das Geschlecht (gens). Demselben schlossen sich die Schutzbefohlenen oder Clienten an, und die Gesammtheit der Geschlechter bildete die Gemeinde (populus), deren Glieder alle Hausväter, die Patrizier waren.

An der Spitze der Gemeinde stand der König, in dessen Hand die höchste priesterliche, richterliche und militärische Gewalt gelegt war. Als oberster Priester brachte er die Nazionalopfer dar; als oberster Richter sass er entweder selbst an jedem neunten Tage (Nundinae, zugleich Markttag) vor Gericht oder er beauftragte Quaestores Par-

ricidii mit der Entscheidung, jedoch war von seinem Urteile eine Provocation an das Volk (die Curien) gestattet; diesen stand das Begnadigungsrecht zu. Als Oberfeldherr hatte er im Kriege unumschränktes Imperium und liess sich in der Stadt durch einen Custos Urbis oder Präfectus Urbi vertreten. Der König berief den Senat, um ihn über alle öffentlichen Angelegenheiten, die weder rein richterlicher noch rein militärischer Art waren, zu Rate zu ziehen, namentlich bei Frohnden, Landverteilungen und Angriffskriegen. Auch die Curien, die Versammlung der Patrizier (des populus Romanus), Comitia Curiata*) genannt, hatte er über Gesetze, über Krieg und Frieden zu befragen. Von ihnen liess er sich beim Antritt seiner Regierung durch ein Gesetz die Amtsgewalt (Imperium) übertragen. Trat er in seinem Amte auf, so schritten ihm 12 Lictoren voran, welche Rutenbündel (fasces) mit Beilen trugen. Die Königswürde war jedoch nicht erblich, sondern wurde durch Wahl übertragen, indem nach dem Tode eines Königs die Vollbürger zur Versammlung zusammentraten und einen Zwischenkönig (interrex) wählten, welcher mit Beistimmung der Bürger einen neuen König vorschlug. War die Genehmigung der Götter erfolgt, so erhielt der Gewählte das Imperium.

Sehr scharf ausgeprägt war bereits der Begriff des Eigentums. Der Dieb, wie der Schuldner verfiel, wenn er nicht zahlen konnte, in den Besitz des Klägers. Ebenso war Kauf und Verkauf aufs strengste geregelt. Die durch ihren Patron vertretenen Clienten und Schutzverwandten durften frei teilnehmen am Geschäftsverkehr und Gütererwerb, rechtlos aber war der Fremde, wo nicht besondere Verträge mit auswärtigen Staaten, Gegenseitigkeit der Rechte und des Schutzes entweder ausbedungen hatten oder er bei längerem Aufenthalt in der Stadt in die Clientel eines Vollbürgers trat.

Die fünf letzten Könige.

Dem Numa Pompilius folgte (672—640) der den Ramnes entsprossene Tullus Hostilius. In seine Regierung setzt die Tradizion den Krieg mit Alba, ein folgenreiches historisches Ereignis. Nach ihr hätten Römer und Albaner wegen gegenseitiger Kränkungen und Beraubungen einander den Krieg erklärt, seien aber übereingekommen, diesen durch einen Kampf von Drillingen der römischen Horatier und albanischen

*) Nach Mommsens römischen Forschungen sollen in den Curiatcomitien auch die Plebejer enthalten gewesen sein.

Curiatier entscheiden zu lassen; dasjenige Volk sollte sich dem andern unterwerfen, das in seinen Angehörigen unterliege. Der endliche Sieg des letzten der Horatier entschied zu Gunsten Roms.

Da die besiegten Albaner aber die Herrschaft Roms mit grossem Unmute ertrugen, so reizte ihr Dictator Mettius Fufetius die Bewohner der etruskischen Städte Fidenä und Veji zum Kriege gegen Rom, indem er ihnen versprach, mit seinen Truppen überzugehen. Der Verrat wurde entdeckt, Mettius Fufetius hingerichtet und Alba mit Ausnahme der Tempel zerstört, die Einwohner nach Rom auf den Caelius verpflanzt. Zu den römischen Geschlechtern trat so als drittes Element das der Luceres. Rom nahm nun die Stelle des zerstörten Alba ein, und damit den ersten Rang unter den latinischen Städten. Tullus ward später beim Opfer vom Blitze erschlagen.

Der Untergang des Tullus mahnte seinen Nachfolger Ancus Martius (670—616), den Tochtersohn des Numa, an die Herstellung und Ausübung der vernachlässigten Religionsgebräuche. Der fromme König führte aber auch Krieg. Vier latinische Städte, welche sich Plünderungen auf römischem Gebiete erlaubt hatten, unterwarf er und führte deren Einwohner nach Rom (auf den Aventinus) ab. Sie vermehrten den Stand der Plebejer, der von nun an eine immer grössere Bedeutung erhielt. Von der Erweiterung der Reichsgrenzen zeugt auch die Anlage der ersten römischen Kolonie Ostia an der Mündung der Tiber. Ueber diese schlug er eine Brücke (pons sublicius) und befestigte das Janiculum; auf der Südseite, wo durch neue Anbauten die Stadt offen lag, zog er die Fossa Quiritium. Beides förderte eben so sehr die kriegerische, wie die Handelsbedeutung Roms, welches fortan seiner Lage gemäss, zur „einheitlichen Grossstadt“ für die zum Seeverkehr herangereiften Latiner werden musste.

Die drei letzten Könige, Tarquinius der Alte (Priscus), Servius Tullius und Tarquinius der Hoffärtige (Superbus), gehörten dem etruskischen Stamme an, wie aus ihren Bauwerken und aus der Verpflanzung etruskischer Einrichtungen nach Rom hervorgeht.

L. Tarquinius Priscus (616—578) war der Sage nach der Sohn des aus Korinth vor dem Tyrannen Kypselos nach der etrurischen Stadt Tarquinii entflohenen Demaratus. Er heiratete dort die der Weissagung kundige Tanaquil, mit welcher er sich in Rom niederliess. Die Erscheinung eines Adlers, welcher dem Auswanderer am Janiculum den Hut vom Kopfe nahm und nach dreimaliger Umkreisung des Wagens wieder aufsetzte, deutete Tanaquil auf künftige hohe

Stellung. Durch Reichtum und Wohltätigkeit erwarb er sich die Achtung der Römer und selbst die Liebe des Königs Ancus, welcher ihn deshalb zu seinem Vertrauten und zum Vormund seiner Kinder machte; ja nach des Königs Tode wählte das Volk ihn sogar zum Könige. Unter seiner Regierung erscheint Rom auf einer ansehnlichen Stufe von Macht und Glanz. Mit Glück setzte er den Krieg gegen die Latiner fort und besiegte auch die Sabiner und Etrusker. Bauten vergrösserten und verschönerten Rom. Er begann die Vorarbeiten zum capitolinischen Tempel, sowie den Bau der Ringmauer. Abzugsgewölbe, Cloaken, machten den versumpften Teil trocken, in welchem er das Forum mit seinen Hallen anlegte. Auch der Circus maximus zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel, in welchem die grossen Spiele gefeiert wurden, ist sein Werk. Etruskische Insignien, Gebräuche und Festspiele kamen durch ihn nach Rom, und mit etruskischem Gepränge soll er den ersten Triumph gefeiert haben. Er bahnte auch die von seinem Nachfolger vollendete Aenderung der Verfassung an.

Nach Vollendung der Eroberung Latiums wollte er nämlich aus den zahlreich angewachsenen Plebejern drei neue Tribus bilden, welche dieselben Rechte wie die drei alten haben sollten. Allein wegen des Widerspruches des Auguren Attus Navius gegen jede Umgestaltung der auf göttlicher Sankzion beruhenden Staatsordnung begnügte er sich damit, die vornehmsten plebejischen Geschlechter in das Patriziat aufzunehmen, und diese „geringeren Geschlechter“ unter dem Namen der Ramnes, Tities und Luceres secundi den alten Geschlechtern beizufügen und die Zahl der Ritter auf 600 zu verdoppeln. Auch den Senat soll er auf 300 Mitglieder (durch Zulassung der Luceres?) vermehrt haben. Er fiel durch Meuchelmord, angestiftet von den Söhnen des Ancus, welche statt des Wahl ein Erbkönigtum herzustellen versuchten.

Servius Tullius und die Reform der römischen Verfassung.

Sein Nachfolger Servius Tullius (578—534), eigentlich Mastarna genannt, war auf seinen Zügen durch Etrurien, wo er die Herrschaft der Lucumonen stürzen wollte, auch nach Rom gekommen. Die Sage nennt ihn den Sohn einer Sklavin der Königin Tanaquil (daher sein Name Servius), den diese, weil sie einst das Haupt des auf dem Vorhofe schlafenden Kindes von Flammen umhüllt gesehen hatte, für etwas hohes bestimmt glaubte, wie ein königliches Kind erzog und später sogar zu ihrem Eidam machte. Seine Hauptwirksamkeit wandte er

der Reform der Verfassung zu. Bei der heranwachsenden Zahl der Plebejer, welche in der Stadt Rom, besonders aber in den Ortschaften der römischen Feldmark einen bedeutenden Bestandteil der Nazion bildeten, war es, wie schon Tarquinius Priscus erkannt hatte, zur Sicherung der inneren Ruhe und zum Wachstum des Staates notwendig geworden, dass ihnen Anteil am römischen Bürgerrechte und an den Angelegenheiten des Staates gestattet werde. Er teilte daher zuvörderst das römische Gebiet in 30 Regionen, die Stadt in 4 städtische, die Landschaft in 26 ländliche Bezirke ein und durchbrach damit die alte patrizische Einteilung nach den 3 Stämmen. Die Plebejer, welche zu einer dieser Regionen gehörten, bildeten eine Gemeinde unter dem Namen Tribus, an deren Spitze ein Tribunus stand, so dass nun den 30 Curien der Patrizier ebenfalls 30 Tribus der Plebejer entsprachen.

Dann schuf er, damit ein gemeinsames politisches Band die ganze Nazion umschlinge, eine neue, alle freien Einwohner des Staates, Patrizier und Plebejer, umfassende Einteilung in Centurien, welche zum Masstab das Vermögen (Grundeigentum) hatte und zugleich die Grundlage bilden sollte für die Bestimmung der Steuer und für die Verpflichtung zum Kriegesdienste. Die Patrizier wurden dadurch in keinen Rechten gekränkt, und die Hebung des Volksbewusstseins in den übrigen Staatsangehörigen trug wesentlich zur Kräftigung der gesammten Nazion bei. Den vornehmsten Bestandteil des Staates bildeten nach wie vor die Patrizier, und zwar in 18 Rittercenturien, welche aus sechs Centurien der von Tarquinius Priscus verstärkten Gentes, und aus 12 neuen, aus den reichsten Plebejern zusammengesetzten Centurien gebildet waren. Diese Ritter (equites) waren die eigentliche Reiterei im Kriege, deren Pferde auf Staatskosten gestellt wurden. Darnach folgten fünf Klassen mit 170 Centurien derjenigen Bürger, deren Vermögen nicht unter 12.500 Asses hinabstieg. Zur ersten Klasse gehörten 80 Centurien, bestehend aus Bürgern mit einem Vermögen von wenigstens 100.000 Asses; zur zweiten 20 Centurien mit wenigstens 75.000; zur dritten 20 Centurien mit wenigstens 50.000; zur vierten 20 Centurien mit wenigstens 25.000; zur fünften 30 Centurien mit wenigstens 12.500 Asses. Die Bürger dieser Klassen bildeten das Fussvolk und zwar dienten die der drei ersten Klassen als Schwerbewaffnete (Hopliten), die der vierten als Leichtbewaffnete, die der fünften als Schleuderer; zugleich waren sie nach dem Alter eingeteilt in juniores, welche vom 17. bis zum 46. Jahre zum Felddienste, und seniores, welche vom

46. bis 60. Jahre zur Verteidigung der Stadt bestimmt waren. Ausser den fünf Klassen gab es auch noch Centurien von Bürgern mit geringerem Vermögen, nämlich eine Centurie Werkleute (fabri) zwei Centurien Spielleute (liticines und cornicines), zwei Centurien accensi und velati, Reserven zum Ersatz der Gefallenen, eine Centurie Proletarier, die nur in besonderen Fällen aufgeboten wurden, und eine Centurie Capite censi, die wohl in der Rolle standen und mit dem Kopfe zählten, aber nicht in den Legionen dienten. Krämer und Gewerbtreibende, oder die sich als Fremde niedergelassen hatten, oder die des Bürgerrechts verlustig erklärt worden, waren von der Teilname am Staate ausgeschlossen, bezahlten aber ein Schutzgeld (aes) an die Staatskasse, woher sie Aerarii hiessen; von den Bewohnern der Stadt Caere, welche wegen eines Aufstandes ihr Bürgerrecht eingebüsst hatten, nannte man sie auch Caeriten. Im Ganzen zählte die Bürgerschaft 195 Centurien.

Zu welcher Abteilung jeder Römer gehörte, wurde alle fünf Jahre (lustrum) durch eine Schatzung oder Census bestimmt. Geschätzt wurden Ländereien, Häuser, Vieh, baares Geld, edle Metalle, Sklaven, und jeder Bürger war bei strenger Strafe verpflichtet, vorkommende Veränderungen in seinem Besitzstande gewissenhaft anzugeben.

Sämmtliche Centurien versammelten sich in den Centuriat-Comitien, in der Volksversammlung, welche alle Staatsbürger, Patrizier und Plebejer, umfasste, und die Souverainetät des gesammten Populus Romanus repräsentierte. Dieser Versammlung übertrug Servius Tullius dieselben Rechte, welche bisher die Comitia Curiata gehabt hatten, nämlich die Annahme neuer Gesetze, Entscheidung über Krieg und Frieden und Bestätigung des Königs (nachher der höheren Beamten überhaupt). Bei Gesetzen hatte sie nur den Antrag des vorberatenden Senats (senatus auctoritas) zu genehmigen oder zu verwerfen, und ihr Beschluss erhielt erst durch die Bestätigung der Curien Gesetzeskraft. Die Berufung zu dieser Versammlung, welche durch einen öffentlichen Anschlag geschah, war Sache des Königs (später der Consuln und Dictatoren), welcher auch den Vorsitz in derselben führte. Waren die Auspicien günstig, so stellten sich die Centurien in militärischer Ordnung auf dem Marsfelde auf; dann eröffnete der Vorsitzende die Verhandlung und bat (rogat) das Volk über den Antrag des Senates Beschluss zu fassen. Die Abstimmung (suffragium) geschah nicht nach Köpfen, sondern centurienweise, und zwar anfangs öffentlich, später aber geheim durch Täfelchen, und die Mehrheit der Centuriatstimmen entschied. Das

Uebergewicht hatten die Ritter und die Bürger der ersten Klasse, welche mehr Centurien zählten, als die übrigen zusammengenommen; deshalb wurde in späterer Zeit durch das Loos entschieden, in welcher Ordnung die Centurien stimmen sollten. Die Verkündigung des Resultates (renuntiatio) schloss die Verhandlung.

So waren jetzt auch die Plebejer allerdings zunächst mehr der Berechtigung nach als faktisch (da die Patrizier die Reicheren waren) zur Teilname am Staate berufen. Mit der servianischen Verfassung begann also der Ausgleich der Stände und die innere Entwicklung des politischen Lebens in Rom.

Aber nicht nur die Verfassung des Staates hat Servius geordnet, sondern auch die Stadt selbst zu einem abgerundeten Ganzen abgeschlossen, dadurch, dass er zu den schon bewohnten Hügeln 2 andere, den Viminalis und Esquilinus, hinzuzog und den Bau der von seinem Vorgänger begonnenen Ringmauer um die sieben Hügel vollendete.

Ferner brachte er Rom und Latium zu einem innigeren Zusammenhange, der die Unterwerfung Latiums unter Roms Oberhoheit vorbereitete. Bis jetzt hatten nämlich die Römer Teil genommen an der Festfeier der Latiner (den feriis latinis), welche im Haine der latinischen Gottheit Ferentina begangen wurde, jetzt baute Servius auf dem aventinischen Hügel der Stadt Rom einen für Römer und Latiner gemeinschaftlichen Bundestempel der Diana, in welchem die Römer in gleicher Weise den gemeinsamen Opferhandlungen vorstanden, wie im ferentinischen Haine die Latiner.

Doch alle diese Verdienste schützten den Wohltäter des Volkes nicht gegen den Hass der Patrizier und gegen den Ehrgeiz seines Schwiegersohnes Lucius Tarquinius und seiner entarteten Tochter Tullia. Er fiel als Opfer einer patrizischen Verschwörung, deren Haupt sein Schwiegersohn war.

Tarquinius Superbus.

Lucius Tarquinius Superbus oder der Tyrann (534—509) vollendete den schon früher begonnenen Bau des Capitoliums, der Burg Roms, mit dem dreifachen Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva. In der Cella des Jupiter wurden die sibyllinischen Bücher aufbewahrt. Diese enthielten teils Vorhersagungen, teils Ratschläge und Vorschriften, wie man sich in verschiedenen Lagen benehmen solle, und übten grossen Einfluss auf die Römer, indem man sie bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate zog.

Durch glückliche Kriege mit den Latinern und Volskern, die Tarquinius führte, gelangte Rom zu grosser Macht und Ansehen. Es wurde von den übrigen Städten Latiums als Haupt der latinischen Nazion anerkannt, nachdem Gabii, das dem Bunde sich entziehen wollte, durch eine List des Sextus Tarquinius erobert und unterworfen war.

Tarquinius soll zuerst römische Kolonien (Signia und Circeji am Meere) angelegt haben, um ärmere Bürger zu versorgen und die entfernten Eroberungen zu sichern; auch auf Kosten der Volsker vergrösserte er durch Eroberung Suessa Pometias den Staat. Nicht minder ausgedehnt erscheint die römische Schifffahrt und der Handel unter ihm. Mit den grossgriechischen Städten scheint ein lebhafter Verkehr stattgefunden zu haben, wie denn unter den letzten Königen überhaupt ein bedeutender Einfluss griechischer Bildung auf Rom stattgefunden haben muss. Auch mit Etruskern und Karthagern wurden Handelsverbindungen unterhalten, wie aus dem bei dem Geschichtschreiber Polybius erwähnten ältesten Handelsvertrage Roms mit Karthago vom Jahre 509 v. Ch. zu ersehen ist.

Uebrigens regierte Tarquinius gewalttätig und willkürlich. Die Verfassung und Einrichtungen des Servius wurden nicht beachtet; Steuern und Kriegsdienst nach Belieben gefordert, und selbst der Senat hintangesetzt. Die Gerichtsbarkeit wurde Mittel zu seiner Bereicherung wie zur Beseitigung seiner Feinde, er umgab sich mit einer Leibwache und bediente sich geheimer Späher. Durch entsetzliche Frohndienste bei dem Bau des Jupitertempels, sowie der bereits von Tarquinius Priscus in Angriff genommenen Cloaken, namentlich der Cloaca maxima, bedrückte er die Plebs. Es entstand deswegen eine allgemeine Erbitterung gegen den Tyrannen, die endlich durch die Freveltat seines Sohnes Sextus Tarquinius an der edlen römischen Frau Lucretia, der Gemahlin des Tarquinius Collatinus, während der Belagerung von Ardea in offene Empörung ausbrach, L. Junius Brutus, P. Valerius Publicola und andere riefen das Volk zur Rache und Freiheit auf; Tarquinius sammt seinem verhassten Geschlechte wurde durch Beschluss der Centurien-Versammlung auf ewige Zeiten aus Rom verbannt. (509.) (Regifugium oder Fugalia am 24. Februar gefeiert.)

II. Periode. Rom als aristokratische Republik (509—366 v. Ch.).

Die neue Verfassung.

Dem Sturze des Königtumes folgte eine Veränderung der Verfassung. An des Königs Stelle wurden in den Centuriat-Comitien

zwei patrizische Consuln (anfangs Prätoren genannt) mit einjährigem Imperium gewählt, welche während ihres Amtsjahres unverantwortlich waren und erst am Ende ihrer Verwaltung zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Sie waren wie die Könige die obersten Verwalter des Staates, die obersten Richter und Feldherren, nur die priesterlichen Funkzionen wurden einem auf Lebenszeit ernannten Opferkönig (oder rex sacrificulus) übertragen. In gerichtlichen Sachen standen ihnen zur Seite die Blutrichter (Quaestores paricidii), deren Amtstätigkeit jedoch später mehr auf die Verwaltung des Stadtschatzes übergieng, daher sie dann als Finanzbeamte Quästores aerarii hiessen. Als Feldherren hatten die Consuln Recht über Leben und Tod. Sie beriefen den Senat und die Volksversammlung und leiteten deren Verhandlungen als Vorsitzende. Ihre Gewalt ist vor und nach beschränkt worden, zunächst durch die Provocation, dann durch die Intercession der Volkstribunen und durch die Trennung der Censur und der Prätur vom Consulate. Nur in Zeiten der Gefahr konnte den Consuln durch einen Senatsbeschluss unumschränkte Gewalt (gleich der Dictatur) übertragen werden. Den zu übernehmenden Geschäftskreis bestimmten sie entweder durch das Loos oder durch Vereinbarung unter sich. Waren sie von Rom abwesend, so vertrat sie ein Stadtpräfekt. Wurde einem Consul der Heerbefehl über sein Amtsjahr hinaus verlängert, so war er Proconsul. Starb ein Consul während des Amtsjahres, so kam an seine Stelle ein Consul suffectus. Die zum Consulate gewählten hiessen vor dem Antritt des Amtes designati, gewesene Consuln consulares. Der Tag des Amtsantrittes war anfangs verschieden, später unabänderlich der erste Januar. Insignien der Consuln waren die mit Purpur verbrämte Toga (toga prätexta), der elfenbeinerne Stuhl (sella curulis) und 12 Lictoren mit Beilen in den Fasces. Nach ihnen wurde das Jahr genannt. Die ersten Consuln waren L. Junius Brutus und Tarquinius Collatinus. Der Senat, welcher durch des Tarquinius Superbus Verfolgung sehr zusammengeschmolzen war, wurde aus der Ritterschaft wieder zu 300 Mitgliedern ergänzt und in seiner Zusammensetzung aus den alten und neuen Mitgliedern bei Anreden patres (et) conscripti genannt. Er bildete die oberste Staatsbehörde, und sein Wirkungskreis erstreckte sich auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und der gesammten innern Verwaltung. Die Consuln beriefen ihn in der Regel in die Curia Hostilia und führten den Vorsitz bei den Verhandlungen, hielten Vortrag, forderten die Senatoren auf, ihre Meinung abzugeben, und liesen abstimmen durch die Discession. Die Majorität der Stimmen bildete einen vollgültigen Senatsbeschluss;

im Falle einer Intercession war der Beschluss nicht vollgültig, sondern nur ein Gutachten. Die Wahl in den Senat geschah durch die Consuln (auch Censoren). Eine Auswahl der zehn Ersten hatte den Vorrang, und unter diesen der Princeps Senatus. Eine besondere Auszeichnung der Senatoren war der breite Purpurstreifen an der Tunica. Die Centuriat-Comitien verblieben bei den Anordnungen des Servius, gewannen aber im Laufe der Zeiten immer grössere Macht. Durch die Provocation erhielten sie die Entscheidung über Leben und Tod in letzter Instanz. In gleichem Masse wurde die Macht der Curiat-Comitien beschränkt und konnten anfangs die Beschlüsse der Centurien nur Vollgültigkeit erlangen durch die Bestätigung der Curien, so mussten später die Curien bei einem zu beschliessenden Gesetze sogar noch vor der Abstimmung der Centurien schon im voraus ihre Genehmigung erteilen.

Die neue Verfassung änderte übrigens mehr die Personen in den höchsten obrigkeitlichen Stellen, als das Verhältnis zwischen den Patriziern und Plebejern, indem, wie bei der Verfassung des Servius, so auch jetzt die Patrizier eine überwiegende Macht behielten. Bürgerliche und priesterliche Aemter blieben ausschliesslich in den Händen der Patrizier, sie benutzten vorzugsweise die Staatsländereien und verschmähten das Connubium mit plebejischen Familien. So bildeten sie einen abgeschlossenen Adelsstand, welcher sich alle Herrschaft anmasste und dadurch bei der wachsenden Macht des Staates bald den hartnäckigsten Kampf zwischen beiden Ständen um Gleichheit der Rechte heraufbeschwor. Die Republik war also wegen des patrizischen Uebergewichtes eine aristokratische.

Die Kämpfe des jungen Freistaates.

Die junge Republik hatte gleich anfangs grosse Gefahren zu bestehen von Seiten der Tarquinier, welche es an Versuchen nicht fehlen liessen, die Königsherrschaft wieder herzustellen. Eine Gesandschaft derselben, welche sich zu diesem Zwecke in Rom aufhielt, arbeitete in Verbindung mit der königlich gesinnten Partei auf eine Empörung hin und zettelte eine Verschwörung an. Aber der Anschlag wurde entdeckt, die Teilnehmer ergriffen und die Söhne des Consuls Brutus als überwiesene Häupter der Verschwörung vom eigenen Vater zum Tode verurteilt und vor dessen Augen mit dem Beile hingerichtet.

Die eine Folge davon war, dass die Güter der Tarquinier vom Staate eingezogen und die königliche Domäne an der Tiber dem Mars geweiht wurde unter dem Namen Campus Martius, die

andere, dass selbst Tarquinius Collatinus auf Zureden seines Amtsgenossen Brutus nun sein Consulat niederlegte und durch freiwillige Verbannung Rom in seinem gesteigerten Hasse von der Furcht vor dem tarquinischen Geschlechte befreite. An seine Stelle trat Valerius, später wegen seiner volkstümlichen Gesinnung Publicola, Volksfreund, genannt. Die lex Valeria über die Provocation, wonach man gegen das Urteil eines Consuls an die Volksversammlung apellieren konnte, sowie die Bestimmung, dass derjenige verflucht sein sollte, der je die Königswürde wieder herzustellen versuchen würde, erwarben ihm diesen Beinamen.

Nach dem Mislingen jener Verschwörung erzählt die Sage von neuen Versuchen der Tarquinier mit Waffengewalt, die Herrschaft wieder zu erlangen. Bei diesen Kämpfen fiel Brutus im Einzelkampfe zugleich mit seinem Gegner, Aruns Tarquinius. Der vertriebene König war hierauf zuerst nach Caere, dann nach Tarquinii gegangen, und für ihn rückte Porsena, der Lars von Clusium, mit einem etruskischen Heere gegen Rom. Aber die Heldentaten des Horatius Cocles, Mucius Scävola und der Cloelia schreckten ihn so, dass er die Belagerung der Stadt aufgab. Statt seiner aber traten dann die gesammten Latiner für die Tarquinier auf. In dieser Bedrängnis wählten die Römer zum ersten Male einen Dictator*), A. Posthumius. Die Schlacht am See Regillus, 496, wo die Helden beider Heere, wie in der Ilias, sich im Einzelkampfe entgegentraten und fielen, und welche mit dem Siege der Römer endigte, machte die Rückkehr der Könige unmöglich. Der greise Tarquinius starb in Cumae. So die Darstellung der Sage, an welcher die Dichtung nicht geringen Anteil zu haben scheint.

Die historische Forschung zeigt uns hingegen neben und gegenüber diesen Sagen den Fall des Königstums um diese Zeit fast durch alle italienischen Völker hindurch. Zugleich aber zeigt sie uns zu derselben Zeit ein gewaltiges Ueberwiegen der etruskischen Macht

*) Der Dictator, „Gebieter", ward auf Anweisung des Senates von einem der beiden Consuln ernannt, um in Not und Kriegsläuften den getrennten Oberbefehl wieder in die Einheit der königlichen Gewalt zusammenzufassen, doch nur auf die Dauer eines Sommerfeldzuges (6 Monate); er ernannte sich sofort den Reiterobersten (magister equitum), der auf die Dauer seines Amtes sein untergeordneter Kollege war. Vor dem Dictator schwieg jede andere Gewalt, selbst eine Provocation an das Volk fand von seinen Entscheidungen nicht statt. Durch die lex Valeria eingeschränkt, verlor das Amt an Bedeutung und erlischt später ganz, bis es in den Bürgerkriegen wieder hervortritt.

an der Westküste Italiens noch über Latium hinaus, ein Umstand, mit dem vielleicht die Herrschaft der Tarquinier in Rom in Verbindung steht. Auch statt des friedlichen Abzuges des Porsena steht fest, dass das ganze rechte Tiberufer bis zum ciminischen Walde an die Etrusker abgetreten. dass selbst der Gebrauch des Eisens, anders als zu friedlichem Zwecke abgelobt ward. Aber dieser hohen Machtentfaltung folgte auch sehr bald der beginnende Fall. Zwei Gruppen von Völkern stehen damals in Italien feindlich gegeneinander: hier die Etrusker mit den Karthagern, dort die Griechen mit den Latinern. Vor Arica brach sich die Macht der Etrusker und die Karthager erlitten bald nachher die Niederlage auf Sicilien durch Gelon. Später folgte ein Sieg der verbündeten Städte Syrakus und Kyme über die Etrusker, in demselben Jahre, in welchem sich auch die Stadt Tarent der altitalischen Japyger erwehrte, die sie so lange bedrängt hatten.

Rom aber stand in diesem grossen Zusammenstosse der italischen Völker mit den Latinern zusammen. Ein Schutz- und Trutzbündnis mit 30 Städten derselben vom Jahre 493 zeigt, dass die Latiner schwerlich kurz vorher von Rom überwunden sein konnten, wie nach der Sage von der Schlacht am See Regillus gefolgert werden müsste. Denn es ist ganz wie unter Gleichberechtigten geschlossen und setzt Connubium, Festesgemeinschaft, freien Handelsverkehr und das Recht, auf dem gegenseitigen Gebiete Grundstücke erwerben zu können, fest. Ausser den Etruskern aber hatte Rom auch mit den kleinern Nachbarn, Aequern, Volskern etc. oft Krieg zu führen und zugleich einen lebhaften Verfassungskampf im innern zu bestehen.

Die Auswanderung der Plebs und das Tribunat (494 v. Ch.).

Der zwischen den Patriziern und Plebejern bestehende Gegensatz musste im Laufe der Zeiten zur Revoluzion führen. Aber durch die vielen Kriege mit den Nachbarvölkern, in denen auf den Plebejern die grössten Lasten ruhten, wurde ein neuer, für die innere Ruhe des Staates gefährlicher Gegensatz hervorgerufen, der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut. Während die Plebejer im Felde standen, konnten sie ihre Aecker nicht bestellen, und doch mussten sie Lebensunterhalt haben und Steuern bezahlen, und obgleich sie die Stärke des Heeres ausmachten und an Siegen und Eroberungen den Hauptanteil hatten, wurde ihnen der Anteil an den eroberten Ländereien versagt, welche die Patrizier für sich in Anspruch nahmen. Mancher hatte bei den verheerenden Einfällen

der Feinde ins römische Gebiet durch Brand und Plünderung Habe und Gut verloren. In der Not nahmen sie von Reichen gegen hohe Zinsen Geld auf ihre Grundstücke, verkauften sogar die ihrigen und ihre eigene Person, und so verpfändet (nexi) wurden sie nach altem Schuldrechte, wenn sie ihre Schulden, die durch das schlagen der Zinsen zum Kapital oft ins überschwengliche heranwuchsen, in bestimmter Frist nicht abtragen konnten, dem Gläubiger gerichtlich als Schuldknechte zugesprochen (addicti) und verloren ihre bürgerlichen Rechte (capite deminuti). Indem die Unglücklichen in den Zwangswerkstätten ihrer Gläubiger die Schuld durch ihrer Hände Arbeit abverdienen mussten, wurden sie oft auf das unmenschlichste mishandelt, und erduldeten neben schwerer Arbeit Geisselhiebe, Hunger und alle Drangsale der Knechtschaft.

In der Verzweiflung verweigerten sie endlich bei einem Kriegszuge gegen die Volsker den Kriegsdienst. Der eine Consul. P. Servilius, erleichterte für den Moment den Zustand der Verschuldeten, und machte ihnen Versprechungen auf Erleichterung auch für die Zukunft; der andere aber, Appius Claudius, hielt diese Versprechungen nicht, als die Plebejer siegreich heimgekehrt waren. Derselbe Vorgang wiederholte sich unter dem volksfreundlichen Dictator M. Valerius noch einmal, und nun zogen die Plebejer, die noch unter den Waffen standen, aus der Stadt auf „den heiligen Berg“ (mons sacer, in der Nähe des Anio), 494, und drohten hier ein getrenntes neues Gemeinwesen zu gründen. Erst nachdem sie unter Vermittelung des Menenius Agrippa das Versprechen erhalten hatten, dass hinfort eine Behörde zu ihrem Schutze gegründet werden sollte, kehrten sie nach Rom zurück.

Die wichtigste Folge der Aussöhnung war die plebejische Schutzobrigkeit, das Tribunat, die Einsetzung (anfangs zweier, nachher mehrerer auf ein Jahr gewählter) Volkstribunen (Tribuni Plebis), deren Person unverletzlich (sacro sancti) war. Eine der wichtigsten Pflichten der Volkstribunen war, die Plebejer gegen Ungerechtigkeit und Willkür der Patrizier zu schützen (jus auxilii), und zu diesem Zwecke musste ihr Haus bei Tage und bei Nacht den Schutzsuchenden offen stehen. Auf dieser Grundlage entwickelten sie nach und nach das Recht der Verhaftung (ius prensionis) selbst gegen die höchsten Magistrate, dann das Recht, Beschlüsse des Senates uud anderer Obrigkeiten durch ihr dazwischentreten (jus intercedendi) zu vereiteln. Als Wächter und Führer ihrer Schutzgenossen beriefen sie auch die Plebejer zu einer Versammlung nach den Tribus

(comitia tributa), welche anfangs nur über plebejische Interessen Beschlüsse (plebiscita) fasste, später aber alle Gegenstände des öffentlichen Wohles in den Kreis ihrer Beratungen zog, so dass ihre Beschlüsse gleiche Gesetzeskraft hatten, wie die der Centuriatcomitien. Die Wahl der Tribunen geschah anfangs durch die Centurien und wurde von den Curien bestätigt, war also von den Patriziern abhängig; später fand sie in den Tribut-Comitien statt, fern vom Einflusse der Patrizier. Als Beigeordnete der Volkstribunen sind die Aediles plebeji zu betrachten; sie standen ihnen wie den Consuln die Quästoren, als Aufseher, Marktmeister, Schriftführer und Schatzmeister der Gemeinde zur Seite, waren unverletzlich und wurden in der Folge gleichfalls in den Tribut-Comitien gewählt. Beide Aemter durften nur durch Plebejer bekleidet werden.

Fernere Kämpfe im innern und nach aussen.

Die Einrichtung des Tribunats war keine Schlichtung des Parteikampfes, sondern nur eine Organisazion, und dadurch eine Schärfung desselben. Die Plebejer sahen sich in dem, was sie bisher errungen, noch lange nicht gesichert, und strebten daher nach weiterem gesetzlichen Schutze vor dem Uebermut, oft sogar der offenen Gewaltthat, womit die Patrizier sie bedrohten. Als (491?) eine Hungersnot eintrat und endlich König Gelon von Syrakus Schiffe mit Getreide sandte, riet, wie erzählt wird, ein vornehmer Patrizier, Cajus Marcius, wegen seiner bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli bewiesenen Tapferkeit Coriolanus genannt, den Plebejern erst dann Brotkorn zu geben, wenn sie auf das Recht der Tribunen verzichtet hätten. Er ward deswegen von den Tribunen vor das Gericht der Plebs geladen und mit dem Tode bedroht, entwich jedoch aus Rom und gieng zu seinen bisherigen Feinden, den Volskern, nach der Stadt Antium. Mit diesen zog er gegen Rom und brachte die Vaterstadt in die grösste Not. Nachdem Senat und Priesterschaft vor ihm umsonst um Schonung gefleht, erweichten ihn endlich die Tränen der römischen Frauen, die ihm, seine Mutter Veturia und seine Frau Volumnia an der Spitze, fürbittend für Rom entgegenzogen. Heimgekehrt ward er angeblich von den erzürnten Volskern erschlagen. Nicht lange nachher brachte, um die Lage der Plebejer noch mehr zu verbessern, im Jahre 486 der Consul Sp. Cassius das erste Ackergesetz (lex agraria) ein, demzufolge das eroberte Gemeinland (ager publicus),

welches bisher den Patriziern anheimgefallen war, gleichmässig den Plebejern als freies Eigentum erteilt werden sollte. Unter vielem Widerspruche wurde das Gesetz angenommen und von den Curien bestätigt. Aber sobald sein Amtsjahr vorüber war, wurde er von den Patriziern des strebens nach der Königswürde verdächtig gemacht, als Hochverräter zum Tode verurteilt und enthauptet, sein Haus geschleift. Seitdem wurde das Ackergesetz häufig von den Tribunen erneuert; aber nachdem der Tribun Genucius, welcher die Consuln wegen Nichtvollziehung des Ackergesetzes vor Gericht lud, am Gerichtstage erdolcht in seinem Bette gefunden worden war, haben lange Zeit keine ähnlichen Versuche stattgefunden, und die Patrizier blieben nach wie vor im Genuss des Gemeinlandes, wofür sie nur eine geringe oder auch keine Pacht an die Staatskasse zahlten.

In den weitern Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern zerfiel auch das edle und stolze Patriziergeschlecht der Fabier, das sieben Jahre lang immer einen der Consuln gestellt hatte, als es sich mit den Plebejern aussöhnte, mit seinen Standesgenossen, verbannte, wie die Sage erzählt, sich selbst aus Rom und zog, 300 Häupter stark, zur Grenzwacht des Vaterlandes gegen die Vejenter an den Bach Cremera. Hier, von den Feinden in einen Hinterhalt gelockt, starben sie alle den Heldentod; nur ein noch nicht waffenfähiger Knabe blieb am Leben und setzte das ruhmreiche Geschlecht fort (477).

Die langwierigen Kriege mit den Nachbarn, besonders den Aequern und Volskern, dauerten inzwischen fort und führten bald zu schweren Niederlagen, bald auch zu einzelnen Heldentaten der Römer, wie eine solche z. B. dem Cincinnatus zugeschrieben wird; oft aber steigerten sie auch noch den Hass zwischen den Patriziern und Plebejern im innern des Staates. Pest und Landplagen kamen dazu, Rom's Aufschwung zu hemmen.

Indessen errang die Plebs doch ein neues wichtiges Recht. Schon früher hatte sie Versammlungen halten dürfen, aber nur als Volksversammlungen im heutigen Sinne, deren Resoluzionen (plebiscita) nur Meinungsäusserungen und nichts mehr waren. Sie geschahen nach Bezirken (tribus), deren Gesammtzahl damals geringer als in der Königszeit, 21 war (4 städtische und 17 ländliche). Durch den Tribunen Publilius Volero ward nun im Jahr 471 unter stürmischen Bewegungen durchgesetzt, dass die Plebejer unter der Führung ihrer Magistrate gesetzliche Versammlungen halten, in

denselben ihre ständischen Gutachten (plebiscita) fassen und diese Anträge an den Senat bringen durften, der, wenn er sie guthiess, sie zu bindenden Gesetzen (leges) machen konnte.

Das Decemvirat.

Bei den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Bestrebungen der Patrizier war es jedoch für die Plebejer von empfindlichem Nachteile, dass kein geschriebenes Gesetz die allgemeine Grundlage der Rechtspflege bildete, sondern die Richter nach altem herkommen oder nach persönlichem gutdünken, d. h. oft nach Willkür und Parteileidenschaft Recht sprachen. Deshalb schlug der Tribun C. Terentilius Harsa vor (462), es sollte eine Kommission von fünf Männern mit der Abfassung geschriebener Gesetze beauftragt werden. Zehn Jahre lang widersetzten sich die Patrizier dem Vorschlage mit aller Hartnäckigkeit. Es kam zu blutigen Auftritten, sogar Gewalttätigkeit wurde geübt gegen das Volk und seine Tribunen, welche alljährlich den Vorschlag erneuerten; dennoch mussten die Patrizier endlich nachgeben. Die Gesandschaft von drei Männern nach Athen, welches damals unter Perikles auf dem Glanzpunkte seiner Blüte stand, um von den griechischen Gesetzen zu eigener Belehrung Einsicht zu nehmen, mag wohl dem Reiche der Fabeln angehören. Für das Jahr 451 wurde ein Kollegium von zehn Männern (Decemvirat) aus den Patriziern gewählt, mit der Vollmacht Gesetze abzufassen, von denen keine Berufung ans Volk stattfinden konnte. Sie wurden mit consularischer Gewalt versehen, und während der Dauer ihrer Wirksamkeit war auch das Volkstribunat aufgehoben. Am Ende des Jahres hatten sie 10 Gesetztafeln vollendet, zu deren Abfassung der Grieche Hermodorus aus Ephesus war zugezogen worden. Zu ihnen fügten die Decemvirn des folgenden Jahres noch zwei Tafeln hinzu, und diese von Centurien und Curien bestätigten und auf ehernen Tafeln öffentlich zu Jedermanns Kenntnis aufgestellten Zwölf-Tafel-Gesetze (leges duodecim tabularum) bildeten Jahrhunderte hindurch die Gesetzgrundlage des römischen Staates. Aber während das erste Kollegium nach Beendigung des Amtsjahres seine Gewalt niederlegte, setzte das zweite seine Herrschaft über die gesetzliche Zeit fort und liess durch Willkür und Grausamkeit das Volk für seine Freiheit fürchten.

Es war besonders der kluge und stolze Appius Claudius, welcher seine anderen Kollegen so vollständig zu lenken verstand,

dass er die ihnen übertragene Gewalt in eine Tyrannis verwandelte.

Endlich, nachdem blutige Frevel, wie die Ermordung des edlen plebejischen Kriegers L. Siccius vorausgegangen, brachte die Gewalttat, die Appius Claudius gegen die Virginia, die Tochter des angesehenen Plebejer Virginius begieng, und den letztern dazu trieb, seine Tochter zu tödten, die Erbitterung des Volkes zum Ausbruche. Es erfolgte eine Empörung des Heeres, eine abermalige Auswanderung auf den heiligen Berg. Das stimmte nun die Patrizier zur Nachgiebigkeit und sie schickten zwei bei den Plebejern beliebte Senatoren, L. Valerius und M. Horatius, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Abschaffung des Decemvirats wurde beschlossen, ebenso die Wiedereinsetzung des Volkstribunats, worauf das Heer nach Rom zurückkehrte.

Jetzt wurde die alte Verfassung feierlich wieder hergestellt und nun errangen die Plebejer durch die neu gewählten Consuln L. Valerius und M. Horatius, welche die Vermittler zwischen den Patriziern und dem ausgewanderten Volke gewesen waren, 448, das Recht, dass ihre Plebiscita staatsrechtlich bindende Kraft erhielten. Diese leges Valeriae Horatiae sicherten ausserdem von neuem das Tribunat, das eben eingeführte Stadtrecht der zwölf Tafeln und die freie Provocation an das Volk, die nun auch der Dictator gestatten musste; mit Todesstrafe wurde bedroht, wer irgend ein Amt ohne Provocation wieder errichtete. Ausserdem aber ward das Consulat dadurch beschränkt, dass zwei Quaestoren (Kriegszahlmeister) zunächst freilich nur aus den Patriziern durch die neu errichteten Tribusversammlungen gewählt wurden (früher ernannt). Die Tribunen erhielten weiter das Recht, in der Senatssitzung gegenwärtig zu sein und gegen misliebige Beschlüsse desselben ihr Veto einzulegen (jus intercessionis).

Nach der Wiederherstellung der nun zu Gunsten der Plebejer erweiterten Verfassung, forderten die Tribunen auf Betreiben des Virginius und Icilius die gestürzten Zehnmänner vor Gericht. Appius Claudius und Sp. Oppius entleibten sich selbst im Gefängnisse, die übrigen entzogen sich der Verurteilung durch das Exil; das Vermögen aller wurde eingezogen.

Militärtribunat und Censoramt.

Von grosser Wichtigkeit für die Beförderung der Rechtsgleichheit zwischen beiden Ständen waren im Jahre 444 die

Rogationen des Tribunen C. Canulejus und seiner Kollegen. Dieser setzte das Connubium zwischen Patriziern und Plebejern durch. Darauf beantragten seine Kollegen die Teilung des Consulates zwischen beiden Ständen. Diesem Antrage widersetzten sich die Patrizier; allein zur teilweisen Befriedigung der Plebejer und zur einstweiligen Rettung des Consulates fanden sie einen Ausweg und bewilligten, dass künftighin anstatt der Consuln eine neue Obrigkeit, Kriegstribunen mit consularischer Gewalt auf ein Jahr von den Centurien gewählt würden. Die Zahl derselben belief sich bis auf sechs, worunter auch Plebejer sein konnten, aber die consularische Gewalt wurde dadurch verringert, dass im Jahre 435 die Censur davon getrennt und für dieses Amt eine neue Obrigkeit, zwei Censoren, auf fünf Jahre (später auf 18 Monate) aus dem Stande der Patrizier eingesetzt wurden. Den Censoren lag ob die Schätzung der Bürger und die Aufzeichnung derselben in die Bürgerlisten nach Vermögen und Stand, sie beaufsichtigten die Finanzverwaltung, leiteten die öffentlichen Bauten, verpachteten Staatsländereien und Zölle; als Sittenrichter hatten sie die Befugnis, in den Senat, Ritterstand und in die Tribus aufzunehmen, so wie in Folge unwürdigen Lebens aus denselben auszuschliessen. Rücksichtlich der höchsten Obrigkeit blieb jedoch dem Senate die Entscheidung vorbehalten ob im folgenden Jahre Kriegstribunen oder Consuln gewählt werden sollten; und noch häufig ist in folge dessen die Wahl von Consuln durchgesetzt worden, ja auch die Kriegstribunen wurden oft nur aus den Patriziern genommen. Doch erlangten die Plebejer bald nachher, im Jahre 420, den Zutritt wenigstens zu einem der alten Aemtern, dem der vier Quästoren.

Spurius Mälius.

Im Jahre 439 wiederholte sich ein Prozess, welcher in manchen Stücken dem cassianischen (S. 434) ähnlich war. Aber es war diesmal das durch Wohltätigkeit gewonnene Ansehen eines der reichsten plebejischen Ritter, zu dessen Verderben man das Gespenst des strebens nach der Königswürde wieder herauf beschwor. Sp. Mälius kaufte bei einer Hungersnot in Rom einen grossen Getreidevorrat und verteilte ihn unter die Bürger, den Armen umsonst, unter andere gegen einen mässigen Preis. Aber der vom Volke vergötterte Mann wurde von den Patriziern herrschsüchtiger Absichten beschuldigt, und auf die Anzeige, in seinem Hause würden geheime Versammlungen gehalten und Waffen

aufgehäuft, wurde der alte L. Quinctius Cincinnatus zum Dictator ernannt. Der Angeklagte entsprang unter die Volksmenge, aber der Magister Equitum Servilius Ahala verfolgte ihn und stiess ihn nieder. Der Dictator pries den Mord als etwas ruhmwürdiges, und das Haus des Mälius wurde geschleift. Der als Mörder von den Tribunen angeklagte Ahala entzog sich der Verurteilung durch das Exil.

Roms Einnahme durch die Gallier.

Indessen waren Sabiner, Aequer und Volsker von den Römern an der Spitze des Latinerbundes und der Herniker, die sich befreundet hielten, in langen Kämpfen vollständig besiegt; so dass sie die Stadt nicht mehr bedrohten. Auch begann man den im Felde stehenden Plebejern besonders für die Winterkriegszüge Sold zu zahlen. Immer mehr nämlich wurden die Etrusker vom gleichzeitigen Andrange vieler Feinde heimgesucht, namentlich von den Syrakusanern unter ihrem Tyrannen Dionysios, 406—367, der sie in ihrem eigenen Meere besiegte, 385, und auch von ihren ehemaligen Verbündeten, den Karthagern, die ihre Seemacht vernichten halfen. An ihrer Bekämpfung beteiligten sich vom Festlande her auch die Römer. Sie zerstörten von etruskischen Städten im Jahre 426 Fidenae und unterwarfen auf Vertrag Falerii 391 (völlig erst 341). Am wichtigsten aber war die Eroberung und Zerstörung Veji's, der alten Feindin Roms, deren Fall noch einmal die Sage im vollen Glanze umspielt. Nach zehnjähriger Belagerung, wie Troja, ward sie von dem berühmten Marcus Furius Camillus durch einen unterirdischen Minengang genommen, 396. Aber selbst Camillus, verhasst durch aristokratischen Stolz und durch den Uebermut seines Triumphes, musste vor einer Anklage der Tribunen, als sei er unredlich mit der Beute verfahren, in die Verbannung weichen.

Zu gleicher Zeit aber wurde die, einst auch bis weit in den Norden, bis zu den Alpen hinaufreichende etruskische Macht von einem neuen, in Italien einbrechenden Feinde bedroht.

Das letzte der in Italien sich ansiedelnden Völker war das der Gallier. Sie gehörten dem grossen, gleichfalls seiner Abkunft nach arischen Stamme der Kelten an. Die Kelten waren von kriegerischem Charakter, aber prahlerisch, zügellos, ohne Liebe zum Ackerbau und fester Bodenbenutzung und wenig ausdauernd. Doch zeigten sich bei ihnen nicht unbedeutende Anfänge höherer Kultur. Sie

waren in viele kleinere Stämme zersplittert und standen unter der Herrschaft eines kriegerischen Adels, der die Masse in Leibeigenschafts- und Clientel-Verhältnissen hielt. Ausserdem waren ihre Priester (Druiden) sehr einflussreich, und Dichter (Barden) aus ihrer Mitte bewahrten die alten Götter- und Heldenlieder. Ihr Gottesdienst war sehr geheimnisvoll, grausam und mit Menschenopfern verbunden.

Sie hatten sich in Gallien und Britannien verbreitet und waren in Nordspanien und Südfrankreich mit den alten Ureinwohnern, den Iberiern (Basken) zum Stamme der Keltiberier verschmolzen.

Angeblich zur Zeit des Tarquinius Priscus, doch wahrscheinlich erst in bedeutenderem Masse seit dem Ende des 5. Jahrhunderts, begannen sie nach Osten, teils in die jetzt deutschen Länder zwischen Donau und Alpen, teils in Italien einzudringen. Hier sanken die alten Etruskerorte Melpum (i. J. 396, als auch Veji fiel) und Felsina vor ihrem Angriffe. Auf des ersteren Stelle bauten sie Mediolanum (Mailand), auf des anderen gründeten die Bojer einer ihrer Stämme, Bononia (Bologna). Die ebenfalls keltischen Senonen nahmen ihre Sitze von Rimini bis Ancona hin. Letztere bedrohten auch Clusium, 391 v. Ch., das in der Not die Römer anrief. Diese schickten, um zu vermitteln, Gesandte, die aber gegen das Völkerrecht am Kampfe sich beteiligten. Als die Römer die geforderte Auslieferung der schuldigen verweigerten, zogen die Gallier, über 70,000 Mann stark, unter ihrem Brennus (Fürsten) gegen Rom, setzten über die Tiber, schlugen das römische Heer, 390, an der Allia, und zogen in die unverteidigte Stadt ein, die sie zerstörten. Nur das Capitol leistete Widerstand; vor einer beabsichtigten nächtlichen Ueberrumplung retteten es das Geschnatter der heiligen Gänse der Juno und die Tapferkeit des Marcus Manlius und nach siebenmonatlicher Belagerung liessen sich die Gallier, von Hunger und Pest bedrängt, durch Gold zum Abzuge bewegen. Die Sage lässt zwar die Römer, denen Brennus schon das „Vae victis“ zugerufen, nicht durch Gold, sondern durch das Eisen des Camillus befreit werden.

Noch oft ward dann im Laufe des 4. Jahrhundert mit den nach Süden streifenden gallischen Scharen gestritten, doch siegte die römische Ordnung von nun an stets über die gallische Zuchtlosigkeit; auch wuchs Roms Bedeutung, jemehr es Vorkämpfer der Zivilisazion ward. — Die Kelten setzten übrigens

ihren Wanderzug nach Osten später noch weiter fort, plünderten 280 Makedonien, Griechenland und sogar das delphische Orakel, ja setzten über den Bosporus nach Kleinasien über, wo die Galater als die östlichsten Kelten noch in der Zeit der ersten Verbreitung die Christentumes genannt werden. — In dieser Unglückszeit hatte sich vor allen Camillus ausgezeichnet. Als beim Abzug der Gallier viele verzagt rieten, Rom an der sicherer Stelle des ehemaligen Veji wieder aufzubauen, hatte er diesen Rat hintertrieben und die ewige Stadt am Platze ihrer ersten Gründung festgehalten.

In Rom herrschte auch nach dem gallischen Kriege wieder grosse Not und viele Plebejer gerieten durch den Druck patrizischer Selbstsucht wieder in harte Schuldknechtschaft.

Manlius, der edle Retter des Capitols, welcher die Not des Volkes durch Schuldentilgung und Verkauf des Gemeindelandes heben wollte, wurde auf des Camillus Veranlassung von den Patriziern geächtet und vom tarpejischen Felsen gestürzt. Doch liess der völlige Sieg der Demokrazie nicht mehr lange auf sich warten, es wurde vollendet durch die licinischen Gesetze.

Die Gesetze des Licinius Stolo und des Lucius Sextius.

Es waren zwei jüngere Volkstribunen, Licinius Stolo und L. Sextius, die es endlich unternahmen, für sämmtliche Beschwerden der Plebs gründliche Abhülfe zu schaffen, und sie scheinen dabei von den gemässigteren Patriziern unterstützt zu sein, wie von den Fabiern, denen die (ehrgeizige) Gattin des Licinius angehörte, den Manliern und Korneliern. So brachte Licinius 376 die drei Rogationen ein: 1) die gegenwärtige Schuldenlast soll dadurch vermindert werden, dass die bereits bezahlten Zinsen vom Kapital in Abzug gesetzt, der Rest aber in drei Jahresfristen getilgt wird; 2) um neue Verschuldung zu verhüten, soll den ärmeren Bürgern Land (ein Loos zu 7 Jugern) aus der Staatsländerei als Eigentum angewiesen, zu diesem Zwecke aber das Recht des Patriziers zur Besitzergreifung auf 500 Jugern Ackerland und auf Weide für 100 Ochsen und 500 Schafe beschränkt werden; ein für den Besitz der Staatsländerei zu erhebender Zins wird zum Solde für das Herr bestimmt; 3) zur Gewährleistung der plebejischen Rechte sollen statt der Kriegstribunen wieder Consuln gewählt werden, und je einer derselben notwendig ein Plebejer sein.

Ueber diese Anträge entspann sich indess ein furchtbarer Kampf von ungefähr 10 Jahren, zunächst in den Tributcomitien,

indem mehrere unter den Volkstribunen selbst gegen die Verfechter derselben Einsprache erhoben. Jedoch wurden Licinius und Sextius immer von neuem zu Tribunen gewählt und verhinderten längere Zeit die Wahl aller patrizischen Magistrate durch ihr „Veto“, so dass ein Interrex eintreten musste. Als die auswärtigen Feinde diese Unruhen benutzten, wurde Camillus nochmals zum Dictator erwählt, trat aber, da er kein Heer zusammenbringen konnte, zurück. Die Patrizier begriffen dann, dass sie nachgeben müssten, obschon selbst die besseren eine Verletzung der heiligen Gesetze der Väter darin sahen, wenn Plebejern, ursprünglich Fremden in Rom mit den Consulat das Recht die Götter zu befragen (Auspicien) erteilt würde. Der Senat fand indess wenigstens geraten, die beiden ersten licinischen Gesetzvorschläge zu genehmigen, wenn nur die Plebejer auf das Consulat verzichteten. Diess drohte eine Trennung unter der Plebs zu erzeugen. Nun erklärten aber die leitenden Tribunen, „die Gesetzesvorschläge seien ein unzertrennliches Ganze und müssten zusammen genehmigt oder verworfen werden.“

Endlich wurde nochmals wegen eines angeblichen Angriffes der Gallier auf Latium der greise Camillus zum Dictator ernannt, und dieser erkannte unter der fortdauernden Gährung, was die Zeit unwiderstehlich fordere. Die licinischen Rogationen wurden nach ungehemmter Annahme in den Tributcomitien durch den Senat an die Centurien gebracht und durch diese, wie durch die Curien zum Gesetz erhoben.

Durch die endliche Annahme der licinischen Rogationen (366) war der bedeutendste Schritt zur Gleichstellung aller Bürger getan. Die Patrizier zweigten nun freilich abermals ein neues Amt, dass des Prätors (das Richteramt) von dem den Plebejern zugänglich gewordenen Consulat ab, und erklärten dieses für ein ausschliesslich patrizisches (curulisches) Amt; ausserdem errichteten sie ein neues, das der zwei curulischen Aedilen. Diese waren die Vorsitzer bei den Festspielen, und hatten neben den zwei schon bestehenden plebejischen Aedilen, die Aufsicht über die öffentlichen Strassen, über die Verproviantierung der Stadt, und sogar einen Anteil mit am Richteramte (die Stadt und Marktpolizei) zu üben.

Aber nach und nach giengen alle diese Aemter mit an die Plebejer über; die Aedilität ward ihnen sogleich, 365, zugänglich; dann, 356, die Dictatur, 351 beide Censorstellen, 337 auch die Prätur. Im Jahre 339 hoben die leges Publiliae das patrizische

Bestätigungs- und Verwerfungsrecht, welches der Senat gegenüber den Gemeindebeschlüssen noch besessen, aber wol nur selten hatte in Kraft treten lassen, in der Art auf, dass sich derselbe bei Wahlen und neuen Gesetzanträgen im voraus über die verfassungsmässige Zulässigkeit derselben zu äussern hatte, was auf eine stetige Zustimmung hinauslief. Endlich 300 v. Ch. machte die lex Ogulnia auch das Amt der Pontifices, die von 5 auf 8 vermehrt wurden (wie die Auguren von 6 auf 9), für die Plebejer zugänglich. So war die vollständige Rechtsgleichheit zwischen Patriziern und Plebejern hergestellt und die moralische Kluft zwischen beiden ausgefüllt. Nunmehr begann das Zeitalter der Bürgertugend und Heldengrösse, worin beide Stände mit einander wetteiferten.

Die Sage von dem Opfertode des edlen M. Curtius, der einst in voller Waffenrüstung auf geschmücktem Rosse in einen gähnenden Schlund auf dem Markte gesprungen, um den Zorn der Götter durch die wertvollste Gabe, die Rom darbringen könne, zu versöhnen, ist wohl die sinnbildliche Andeutung der vaterländischen Hingebung, durch welche die klaffende Spalte im römischen Staatswesen geschlossen ward.

Das römische Wesen in dieser Zeitperiode.

In diesem langwierigen Kampfe beider Stände tritt das römische Wesen recht augenscheinlich hervor. Zähigkeit, Ausdauer, Kraft, sowie ein merkwürdiger Sinn für Gesetzlichkeit, Ehrfurcht vor dem bestehenden und vor den rechtlichen Formen sind die charakteristischen Merkmale desselben. Das konservative und das fortschreitende Element halten sich so ziemlich die Wage, und wenn auch endlich das letztere den Sieg davon trägt, so ist doch das erstere keineswegs vernichtet, sondern als eine sehr bedeutungsvolle Kraft in das Staatsganze aufgenommen. So geht die politische Entwicklung einen zwar langsamen, aber desto sicheren und gründlicheren Weg. Die gewonnenen Errungenschaften gehen nicht leicht wieder verloren, aber darum erhielt auch das römische Staatswesen eine ungemeine Festigkeit. Dieselben Grundzüge findet man auch in den römischen Sitten dieser Zeit. Diese waren sehr einfach. Luxus kannte man nicht. Die gewöhnlichste Beschäftigung war der Ackerbau, und selbst die vornehmsten beschäftigten sich persönlich damit. Der Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des römischen Wesens klebte freilich auch Nüchternheit und Trockenheit an; die Anmut und Leichtigkeit, die bewegliche Phantasie des Hellenen ist ihm

fremd. Dies sieht man besonders an der Religion, welche, so weit sie echt römisch war, über die früher geschilderten Vorstellungen der sabellischen und latinischen Völker nicht hinausgieng. Die Göttergestalten waren auch hier Abstrakzionen allgemeiner Begriffe, Naturerscheinungen oder Tätigkeiten; für jede eine besondere, daher sehr durchsichtig, nicht personifiziert, nicht geheimnisvoll, nichts menschliches, mythisches dabei, alle ganz genau abgegränzt und klassifiziert. Der römischen Gottheiten gab es daher unzälige; jede Gegend, jede Stadt, jedes Haus hatte seine Gottheit; nahm man fremde Landschaften oder Städte ein, so wurden ihre Gottheiten ebenfalls nach Rom übergesiedelt. Der Römer war sehr religiös; aber diese Religiösität war eine äusserliche, zeremonielle. Er unternahm nichts ohne den Rat der Götter, weil er einen glücklichen Erfolg haben wollte, glaubte aber diesen nur erreichen zu können, wenn er jene günstig stimmte, was durch religiöse Gebräuche geschah. Diese waren daher sehr kompliziert; der einzelne konnte sie unmöglich alle merken, die Priester spielten daher eine grosse Rolle, waren aber nicht selbständig, sondern der Staatsgewalt untergeordnet.

Ueberhaupt fehlte es den Römern an ursprünglicher poetischer Kraft. Oeffentliche Spiele, Festaufzüge, Tänze, Musik u. s. w. hatten sie damals eben so gut, wie die Griechen, aber es entwickelte sich an ihnen keine nazionale Poesie und Kunst, kein Volksepos, keine höhere Lyrik.

Dafür bildeten sie aber das Recht und den Staat aus. In beiden Beziehungen haben sie es allen andern Völkern zuvorgetan. Schon sehr frühe war ihr Sinn darauf gerichtet, die Rechtsbegriffe klar und deutlich hinzustellen und die richterliche Gewalt als eine öffentliche von allen Beschränkungen durch das Individium zu befreien. So stark auch noch das Recht des Hausvaters war, die Selbsthülfe, die Blutrache war schon sehr frühe aufgegeben worden. Der einzelne hat unumschränkte Disposizionsbefugnis über sein Eigentum.

Das Eigentum selbst wurde mit unnachsichtlicher Strenge geschützt. Beim Todesfall erben alle Kinder, auch die Töchter, gleichmässig. Der Fremde ist rechtlos, wenn er nicht einen römischen Schutzherrn annimmt; aber der Staat kann mit andern Völkern Verträge schliessen, die ihnen gewisse Rechte sichern. Der Verkehr ist durch dergleichen Verträge sehr gefördert worden.

Was den Staat betrifft, so ist die Eigentümlichkeit des antiken Staats in Rom noch viel schärfer ausgeprägt, als in Griechenland.

Das Individuum verschwindet gänzlich gegenüber dem allgemeinen. überall der gleiche Typus; aber jeder einzelne fühlt in sich die Pflicht, mitzuwirken zu der Grösse des Ganzen. Die Nichtachtung der Individualität tritt vielleicht nirgends schärfer hervor, als in der Sittenpolizei, indem der Censor schon sehr frühe Luxussteuern auferlegt, oder die einzelnen straft wegen nachlässiger Bestellung des Ackers, oder wegen Besitzes von zu viel Silberzeug. Mit einem Worte: der einzelne Bürger ist zunächst nicht für sich selber da. sondern für die Zwecke des Staates. Dieser Gedanke hatte die Römer bereits vollkommen durchdrungen.

III. Periode. Die Zeit der Demokrazie (366—30 v. Ch.).

a) Der Kampf um Italien 366—266.

Die Samniterkriege.

Durch die Einigkeit im innern und durch ein Bündnis mit den Latinern erstarkt, durch mehrfache Siege über die Gallier gesichert, deren viermalige Einfälle besonders durch die von F. Camillus gewonnene Vernichtungsschlacht am albanischen Gebirge, 349, waren zurückgeschlagen worden, konnte Rom, nachdem es auch die Macht der Volsker und Aequer gebrochen, an weitere Ausbreitung seiner Herrschaft über Italien denken. Den Weg zu derselben bahnten ihm die drei Samniterkriege.

Das kriegerische Bergvolk der Samniter hatte seine Macht vom adriatischen Meere an allmälig durch Campanien bis zum tyrrhenischen Meer ausgedehnt und durch die von ihnen ausgegangenen sabellischen Apuler und Lucaner, besonders durch letztere. bedeutenden Einfluss auf den Süden Italiens gewonnen. Im Westen Nachbarn der Römer geworden, gerieten sie mit diesen, nachdem die Kräfte der Etrusker schon geschwächt waren, in Kampf um die Oberherrschaft in Italien. Bei dem streben nach Erweiterung ihrer Macht stiessen sie auf die zwischen Latium und Campanien wohnenden Sidiciner, einen oskisch-samnitischen, aber auch den benachbarten Volskern verwandten Stamm, deren Hauptstadt Teanum war; und da diese zum Widerstand zu schwach waren, riefen sie die Campaner um Hülfe an. Aber auch die verbündeten Völker wurden von den überlegenen Samnitern besiegt, und da sie ihre fruchtbaren Länder vom Feinde verwüstet sahen, wandten sich die Campaner an die Römer und stellten sich unter ihren Schutz. Zwei consularische Heere rückten ins Feld. In Campanien schlug M. Valerius Corvus in blutiger Schlacht, worin die Samniter „in

den Augen der Römer Flammen gesehen, in ihren Blicken Raserei und Wut auf ihrem Antlitz,“ am Berge Gaurus (bei Cumä), den Feind. Sein College (A. Cornelius Cossus), welcher in Samnium eingerückt war, wurde zwar im Gebirgspasse von Caudium eingeschlossen; aber es rettete ihn die ausgezeichnete Tapferkeit des Kriegstribunen P. Decius. Ein zweiter Sieg, den darauf Valerius vereint mit seinem Collegen bei Suessula (zwischen Capua und Nola) davontrug, beendigte den Krieg nach kurzer Dauer (343—341). Zufolge des Friedensschlusses kam Capua unter Roms Herrschaft.

Während dieses Krieges erhoben sich die Latiner gegen Roms Oberhoheit. Die Gesandten derselben, welche völlige Gleichstellung mit Rom verlangten, so dass Senat und Consulat zwischen ihner geteilt werden sollten, entgiengen jedoch kaum der Wut des römischen Volkes. So reihte sich an den ersten samnitischen Krieg der latinische (340—338). Mit 2 Heeren rückten die Consuln T. Manlius Torquatus und P. Decius durch Samnium, von den Samniten unterstützt, in Campanien ein. Die Schlacht beim Vesuvius entschied Latiums Schicksal für immer. Obwohl vor der Schlacht die Consuln befohlen, es sollte jedes Vorpostengefecht vermieden werden, so nahm trotzdem des Manlius Sohn, auf Kundschaft ausgeschickt, die Herausforderung eines tusculanischen Reiters zum Zweikampf an, erlegte seinen Gegner und kehrte siegesfroh ins Lager zurück; aber beim Anblick der Spolien des erschlagenen verdüsterte sich das Angesicht des Vaters, welcher den ungehorsamen Sohn, den Kriegsgesetzen gemäss, enthaupten liess. Imperia Manliana war seitdem für grausame Befehle sprichwörtlich. Die Entscheidung der Schlacht ward vorzugsweise durch die Todesweihe des Decius herbeigeführt. Da der Haruspex dem einen Consul Glück, dem anderen Unglück weissagte, verabredeten beide, dass derjenige, dessen Flügel zuerst wiche, sich und das feindliche Heer den unterirdischen Mächten weihen sollte. Als des Decius Flügel wich, stürzte er sich darauf wütend in den Feind, Schrecken und Tod verbreitend, bis er von Geschossen durchbohrt niedersank.

Die Latiner wichen und des Manlius Sieg wurde ein vollständiger. Ein zweiter Sieg (bei Trifanum 340) führte dann die gänzliche Auflösung des latinischen Bundes (337) herbei. Die latinischen Städte mussten sich unterwerfen und römische Besatzung aufnehmen, einige erhielten das volle römische Bürgerrecht, und aus ihnen wurden zwei neue Tribus

gebildet, die meisten das Bürgerrecht ohne Stimmrecht; die Landtage (Feriä) wurden untersagt, und um die Blüte des Landes für immer zu vernichten, Connubium und Commercium auf jede einzelne Stadt beschränkt. Antium, die Stadt der Volsker, welche mit den Latinern verbündet war, musste sich nach verzweifelter Gegenwehr ergeben und seine Kriegsschiffe ausliefern, deren Schnäbel (rostra) die Rednerbühne zu Rom schmückten. In Campanien wurden zwei neue Tribus gebildet und durch Militärkolonien die Herrschaft der Römer daselbst befestigt.*)

Gereizt durch die Gründung der Militärcolonie Fregellae und einen römischen Angriff auf Palaeapolis (nahe bei Neapel) begannen die Samniten, die sich auf die kleinern Völkerschaften des sabellischen Stammes mit verliessen, den zweiten samnitischen Krieg. 326—304. Schon im Anfange erlitten sie jedoch schwere Niederlagen und baten um Frieden. Von Rom abgewiesen, ermannten sie sich und erfochten unter ihrem Feldherrn Gavius Pontius in den caudinischen Pässen, 321, einen demütigenden Sieg über die römischen Feldherren, die zugleich die für das nächste Jahr designierten Consulen waren. Pontius bot ihnen Frieden gegen freien Abzug an, schickte aber gleichwol das Heer unter das Joch. Der römische Senat kassierte aber den Vertrag und lieferte die Consulen dem Pontius aus, der sie jedoch grossmütig zurückwies. Der Kampf begann von neuem. Ob die Römer Luceria, welches sich unterdessen den Samnitern ergeben hatte, wieder erobert und dessen Besatzung durchs Joch geschickt, sowie die 600 Geisseln und die bei Caudium verlorenen Feldzeichen und Waffen wieder gewonnen und so die caudinische Schande wieder gerächt haben, ist trotz der römischen Erzählung zweifelhaft, dass sie vielmehr auch grosses Unglück erlitten, beweiset die füchterliche Niederlage des zum Dictator ernannten Fabius Rullianus bei Lautulae. Der Krieg scheint also mit abwechselndem Glücke geführt worden zu sein. Diese Lage der Dinge benutzten die Etrusker zu einem Aufstande. Gegen sie, welche die Stadt Sutrium belagerten, zog Fabius Maximus Rullianus. Er besiegte daselbst nicht nur ein grosses etruskisches Heer, sondern drang durch den bisher unbetretenen schauerlichen

*) Beide Kriege, der erste samnitische wie der latinische, sind mit Sieges- und Heldentaten ausgeschmückt, welche die neuere Kritik in Zweifel zieht, so den Sieg des Valerius Corvus am Berge Gaurus über die Samniter und den des Titus Manlius und Decius Mus am Vesuv über die Latiner.

ciminischen Wald, verbreitete durch Verwüstung Schrecken und Verderben, schlug zum zweiten Male (310) die Etrusker am See Vadimo, dann zum dritten Male bei Perusia und zwang sie zur Ruhe. Unterdessen stellte Papirius Cursor durch einen Sieg bei Longula das Waffenglück der Römer in Samnium wieder her. Umbrer, Gallier, Marser, Peligner, Aequer, Herniker und andere, welche sich mit den Samnitern verbündet hatten, wurden teils einzeln, besonders von Fabius besiegt, teils durch furchtbare Verwüstungen und Zerstörungen (im Lande der Aequer sollen in 50 Tagen allein 40 Ortschaften vorheert und verbrannt worden sein) zur Ruhe gebracht. Ein neuer Sieg über die Samniter bei Bovianum 305 machte dem Kriege endlich ein Ende. Die Samniter mussten Roms Oberhoheit anerkennen. Die Römer sahen ihre Herrschaft in Mittelitalien begründet und durch Militärkolonien und Militärstrassen befestigt.

Aber schon wenige Jahre nachher begann der dritte samnitische Krieg (298—290), indem die Samniter die von Rom beschützten Lucaner mit grossem Erfolge angriffen. Noch einmal riefen die Samniter die Italiker zur Erhaltung der gemeinsamen Freiheit unter die Waffen. Aber ein römisches Heer sicherte Lucanien, während Q. Fabius Maximus und P. Decius Mus in das samnitische Gebiet einrückten. Fünf Jahre hindurch wichen die Römer nicht aus denselben; die Samniter aber, ihr eigenes Land preisgebend, zogen nach dem Norden, um sich mit denjenigen Etruskern zu verbinden, die noch seit dem vorigen Kriege unter Waffen geblieben.

Dadurch ermutigt, erhoben sich auch die Umbrer, ja selbst die Gallier mit ihren Reitermassen und Streitwagen wurden von den Etruskern zu Hilfe herbeigerufen. Gegen diese Verbindung boten die Römer alle ihre Kräfte auf. In einer harten Entscheidungsschlacht bei Sentium in Umbrien, 295, siegte endlich das oben genannte Heldenpaar P. Decius Mus (der sich hier feierlich dem Tode weihte) und Q. Fabius Maximus Rullianus. Nun unterwarfen sich Umbrien und Etrurien; nach der heldenmütigsten Gegenwehr unterlagen die Samniter, die zu sterben geschworen hatten, ehe sie Freiheit preisgäben, dem Consul L. Papirius Cursor bei Aquilonia und nahmen endlich 290 von dem Consul M. Curius Dentatus den Frieden, durch welchen sie zu Rom in ein untergeordnetes Bündniss traten. In demselben Jahre unterlagen noch die letzten freien Sabiner. Abermals sicherten Militärkolonien, wie Minturnä an der

campanischen Küste, Hatria an der Ostküste im Lande der Sabiner, Venusia auf der Grenze Samniums, Apuliens und Lucaniens die neuen Eroberungen.

Der Krieg mit Tarent und Pyrrhos (282—272) und die Unterwerfung Italiens.

Die Tarentiner, welche schon mit den Samnitern gegen Rom im Bunde gestanden, hatten aus Furcht vor der wachsenden Macht und dem Zorn der Römer eine neue Vereinigung italischer Völker, im Süden der Samniter und Lucaner, im Norden der Etrusker, Umbrer nnd Gallier, zu Stande gebracht und die Warnung der Römer verschmähet. Recht bald fand Rom Veranlassung, nach beiden Seiten hin mit den Waffen einzuschreiten. Die Lucaner griffen die griechische Stadt Thurii an: diese aber begab sich unter römischen Schutz, und der Consul C. Fabricius Luscinius schlug die Lucaner, entsetzte die Stadt und legte eine römische Besatzung hinein. Im Norden war ein römisches Heer von den senonischen Galliern vernichtet worden: der römische Consul P. Cornelius Dolabella rächte diese Schmach, durch eine blutige Niederlage der Senonen, deren Land verwüstet, Weib und Kind in die Sklaverei geschleppt, Städte und Dörfer verbrannt wurden. Dieser Vertilgungskrieg setzte auch die Boier in Bewegung, welche, in Vereinigung mit den Etruskern, gegen Rom zogen, aber am See Vadimo 283 geschlagen und zum Frieden gezwungen wurden. Darauf folgte die Demütigung der Etrusker; und die Römer waren noch mit diesem Kriege beschäftiget, als schon König Pyrrhos von Epeiros auf italischem Boden stand, um den Tarentinern gegen Rom beizustehen.

Es bestand nämlich seit alter Zeit ein Vertrag zwischen Rom und Tarent, welchem gemäss römische Schiffe nicht über das Vorgebirge Lacinium hinaus in den tarentinischen Busen einlaufen durften. Trotz dieses Vertrages war aber eine kleine römische Flotte von 10 Schiffen, sei es nun zur Rekognoszierung der süditalischen Küste oder zum Beistand der römischen Besatzung in Thurii, über die bestimmte Grenze hinausgeschifft und durch Sturm, wie es heisst, in den Hafen von Tarent verschlagen worden. Die Tarentiner, welche den Vertrag für verletzt hielten, fielen über die Schiffe her, versenkten sie zum Teil und nahmen die Mannschaft gefangen, teils schlugen sie dieselbe in die Flucht. Sie giengen aber noch weiter, eroberten Thurii und nötigten die römische

Besatzung zur Kapitulazion. Eine römische Gesandtschaft verlangte Genugtuung, wurde aber verhöhnt und beschimpft.

Nun rückte ein römisches Heer ins tarentinische Gebiet ein, und das Handelsvolk, der drohenden Gefahr nicht gewachsen, rief den König Pyrrhos von Epeiros zu Hilfe, der nach seinen verunglückten Absichten auf Makedonien seine abenteuernden Eroberungsgelüste auf Italien richtete, um sich dort ein grösseres Reich zu erkämpfen.

Pyrrhos landete mit einem griechisch-makedonischen Heere von 25.000 Mann und 20 Elephanten, nachdem er zuvor im tarentinischen Busen durch Sturm viel gelitten und sich selbst durch einen Sprung ins Meer aus dem Schiffbruch gerettet hatte. Die im Sturm verlorene Mannschaft ersetzte er durch eine Aushebung der rüstigsten tarentinischen Jünglinge. Das erregte Verdruss unter einem Volke, welches an Kriegesdienst nicht gewohnt war; noch mehr aber die Zügellosigkeit der epeirotischen Soldaten und die dictatorische Strenge des Königs, mit der er Volksversammlungen, Theater, Lustbarkeiten und Spiele verbot und alle Kräfte der Tarentiner für seine Zwecke benutzte. Dem murren stellte er die Besatzung der Burg und der Tore entgegen.

Die erste Schlacht bei Herakleia (280) am Siris gegen den römischen Consul P. Valerius Laevinus wurde zu Gunsten des Pyrrhos entschieden, dem gleich die Völker Unteritaliens und die griechischen Städte zufielen.

Dagegen mislang ihm sein Angriff auf Capua, so wie sein Ueberraschungszug gegen Rom; nicht minder scheiterten sowohl seine, als seines beredten Gesandten Kineas Versuche, die Römer zum Frieden zu bewegen, an der Unbestechlichkeit des unerschrockenen Fabricius, an der vaterländischen Gesinnung der römischen Frauen und an der Festigkeit des alten blinden Senators Appius Claudius.

Im folgendem Frühjahre rückte Pyrrhos in Apulien ein, um durch die Eroberung von Venusia und Luceria sich dieses Landes zu vergewissern und lieferte den römischen Consuln, welche zum Schutz der Städte heranzogen, die Schlacht bei Ausculum Apulum (279), in welcher P. Decius Mus, der Enkel, sich den Todtengöttern geopfert haben soll. Auch hier siegte das Feldherrngenie des Pyrrhos; allein sein eigener Verlust war so gross, dass er ausgerufen haben soll, „noch ein solcher Sieg und ich bin verloren!“ Die geschlagenen Römer zogen sich in ihr Lager zurück und Pyrrhos,

welcher selbst in der Schlacht verwundet worden war, wagte nicht nur nicht dasselbe zu stürmen, sondern nahm den Rückzug nach Tarent. Er befand sich in übler Lage; obwohl Sieger, waren doch die Erfolge gering; die grossen Verluste in den Schlachten konnte er nicht durch neue Hilfe aus Epeiros ersetzen und auf seine italischen Bundesgenossen konnte er sich nicht verlassen. Um diese Zeit war es, wo ein Arzt sich dem Fabricius anbot, den König zu vergiften, aber ihm ausgeliefert wurde. Hingerissen von diesem Edelsinn, gab er den Römern nicht nur alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück, sondern trug ihnen (durch Kineas) abermals einen billigen Frieden an: aber der Senat wiederholte seine frühere Antwort, und nur ein Waffenstillstand wurde erwirkt.

Aus der Verlegenheit, in der er sich befand, rettete ihn eine Einladung der Syrakusaner, ihnen gegen die Karthager beizustehen, welche nach des Tyrannen Agathokles Tode (dessen Tochter des Pyrrhos Gemahlin war) einen grossen Teil Siciliens erobert hatten und ihre Hauptstadt bedrängten. Er liess in einigen unteritalischen Städten Besatzungen zurück und setzte mit seiner Hauptmacht nach Sicilien über, wo er den Krieg so glücklich führte, dass er die Karthager auf Lilybäum beschränkte. Aber seine tyrannische Regierung entfremdete ihm die Gemüter und veranlasste die bedeutendsten Städte, mit den Karthagern Verbindungen anzuknüpfen; wovon die Folge war, dass er die Insel fast wie ein feindliches Land behandelte und unermessliche Beute sammelte, womit er sich wieder nach Italien einschiffte.

Beim übersetzen wurde er von der mächtigeren Flotte der Karthager überfallen, verlor den grössten Teil seiner Schätze und Schiffe und landete, an Macht und Glück sehr heruntergebracht, in Tarent.

Die Samniter und Tarentiner, welche unterdessen von den Römern, die den Krieg in Italien eifrig fortgesetzt hatten, hart bedrängt worden waren, hatten Boten an den Pyrrhos gesandt und ihn um schleunige Rückkehr angefleht. Mit ergänztem Heere, die kriegsgewohnten Veteranen fehlten, zog er nach Samnium und lieferte dem Consul M. Curius Dentatus die Schlacht bei Beneventum (275), in welcher er eine völlige Niederlage erlitt. In den früheren Schlachten hatten die Elephanten viel zum Siege beigetragen; aber bei Beneventum schossen die Römer mit brennenden Pfeilen und trieben die wütenden Tiere auf ihre eigenen Leute, unter denen sie die grösste Verwirrung hervorbrachten. Pyrrhos gab

jetzt seine Pläne gegen Rom auf und beschloss Italien zu verlassen. Er versprach den Tarentinern, mit neuen Hilfsvölkern wiederzukommen, liess eine Besatzung zu Tarent unter Anführung des Milo zurück und schiffte sich nach Epeiros ein, wo er bei den makedonisch-griechischen Wirren (272) den Tod fand. Tarent hielt sich gegen die Römer bis ins dritte Jahr, wo Milo ihnen die Tore öffnete und selbst freien Abzug erhielt. Die mit Tarent verbündeten Völker wurden vor und nach geschlagen, Samniter, Lucaner und Bruttier mussten Roms Oberhoheit anerkennen und in ihre Städte römische Besatzungen aufnehmen.

Nachdem auch die Sallentiner in Calabrien und die Picenter im südlichen Campanien unterworfen worden, war die Unterwerfung Italiens vollendet (266) und Rom die Beherrscherin der ganzen italischen Halbinsel bis zu den nördlichen Grenzen Etruriens und Umbriens.

Politische Stellung der eroberten Gemeinden.

Die Bewohner der italischen Halbinsel unter römischer Herrschaft waren entweder Bürger mit voller Berechtigung, oder sie waren nur teilweise berechtigt, Untertanen und Bundesgenossen. Vollbürger waren diejenigen, welche das Recht hatten in den Volksversammlungen mitzustimmen (ius suffragii), Staatsämter zu bekleiden (ius honorum), eine gültige Ehe mit einer Bürgerin einzugehen (ius connubii) und Eigentum in Rom zu erwerben (ius commercii). Das Bürgergebiet erstreckte sich über die meisten Städte bis tief in Etrurien und Campanien. Die Vollbürger bildeten seit Latiums Unterwerfung 33, späterhin 35 Tribus. Die untertänigen Gemeinden, deren Bürger jedoch frei waren, zerfielen wieder in Municipien und Kolonien. Die Bürger der Municipien hatten kein Stimmrecht und keinen Anspruch auf Staatsämter; standen jedoch den römischen Gemeindebürgern privatrechtlich gleich im Ehe- und Erbrecht, im Handel und Wandel; einige Municipien verwalteten ihre Gemeinde-Angelegenheiten selbst durch ihre eigenen Behörden, andere wurden nach Auflösung ihres Gemeindewesens, von aus Rom geschickten Beamten regiert, was namentlich in Rücksicht auf die Rechtspflege durch einen Präfectus geschah (daher Präfecturen). Die Kolonien waren keine neu gegründeten Städte, sondern schon bestehende Orte, in welche die Römer eine militärische Besatzung legten zum Behufe der Behauptung einer gewonnenen Gegend, oder auch

römische Bevölkerung hin sandten, welche den dritten Teil der Ländereien in Besitz nahm und gegenüber der alten Bewohner den herrschenden Stand bildete und römisches Bürgerrecht hatte. Unter diesen nannte man diejenigen, welche vom latinischen Bunde ausgiengen (auch nach Latiums Unterwerfung), latinische Kolonien, und sie entbehrten wie die Municipien des vollen römischen Bürgerrechtes. In noch mehr untergeordnetem und je nach den geschlossenen Verträgen verschiedenem Verhältnisse standen die Bundesgenossen (socii Italici iuris, civitates foederatae), welchen die besonderere Verpflichtung oblag, mit Waffen und Geld dem römischen Staate beizuspringen und Hilfsvölker (auxilia) für den Krieg zu stellen. Ganz der Herrschaft und selbst der Willkür der Römer anheimgegeben waren die Untertanen (dediticii), die Einwohner mit Waffengewalt unterworfener Orte.

Eine wichtige innere Veränderung aus dieser Zeitperiode war die Aufnahme der Freigelassenen (libertini) durch den Censor Appius Claudius Caecus in die Plebs, um so die durch die Kriege verminderte Zahl der Kriegsdienstpflichtigen zu ergänzen. Jedoch beschränkten die folgenden Censoren Q. Fabius und P. Decius diese Freigelassenen auf die vier städtischen Tribus, und Fabius erhielt, weil er durch diese Massregel die ländlichen Tribus von der Zahl der neuen besitzlosen Bürger befreite und ihnen beim abstimmen in den Tributcomitien das Uebergewicht sicherte, den Beinamen Maximus, den er auf seine Nachkommen vererbte.

Die Küstenländer des Mittelmeeres um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr.

Mit der Eroberung von Apulien, Lucanien, Bruttium und vor allem Tarents waren die Römer tiefer und unmittelbarer in den Kreis der Mittelmeerländer getreten, welche das grosse Kulturgebiet der damaligen Welt bildeten. Auf die, den ganzen Orient zerrüttenden Kämpfe der Diadochenzeit war eine lange, nur wenig getrübte Friedenszeit gefolgt, in der diese Länder äusserlich glänzender aufgeblüht waren, als je zuvor. Unter ihnen hatte Griechenland zwar die Zeit seines genialen Geisteslebens bereits hinter sich, aber noch war Athen mit allen Denkmalen seiner ehemaligen Herrlichkeit geschmückt, und Korinth hatte an Reichtum, Handelsrührigkeit und Pracht noch nichts eingebüsst. Noch bildeten Sparta, so wie der ätolische und achäische Bund angesehene Militärmächte. Im Norden Griechenlands, über die ganze Halbinsel bis zum Ister

hin verbreitet, lag das unter den Antigoniden wohlgeordnete, stark bewehrte Makedonien, mit einem reichen kunstsinnigen Hofe und mit blühenden Küstenstädten, wie Philippi und Thessalonich. Kleinasien war seit den Tagen des Alexander bis tief in das innere hinein von griechischer Bildung durchdrungen. An der Südküste des schwarzen Meeres lagen die Königreiche Bithynien und Pontos, welches letztere sich bis zu dem Kaukasus hin ausgebreitet hatte. Auch blühten noch die griechischen Handelsstädte an dem Nordgestade des Pontos Euxinos und Byzanz, welches die Pforte zu diesem Meere bildete, war ein volkreicher, glänzender und üppig lebender Ort. An der Propontis lag das kleine Königreich der Attaliden, Pergamos, mit reichen Städten, wie Pergamon, Ephesos, Kyzikos. An den Südküsten Kleinasiens herrschte teils Aegypten, teils begann hier das syrische Reich der Seleukiden, mit den Hauptstädten Antiochia und Seleucia, und mit ungemessenen Grenzen bis gegen den Indus und über das vordere Hochasien hinausgreifend, und so das fernste Asien, Babylon, Arabien, selbst das Reich Açoka's und das ferne China mit dem Mittelmeer verbindend. Unter dieser Herrschaft begannen sogar die verwüsteten Städte Phönikiens wieder emporzublühen.

Beiweitem das reichste und bedeutendste Land war Aegypten, welches unter seinen Lagiden die Macht der alten Pharaonen wieder zu erreichen schien. Im Norden bis über Palästina ausgedehnt, im Westen bis an das fruchtbare Kyrene reichend, gieng seine Macht bis über die Katarakten des Nil hinaus, dessen Quellen sogar der damaligen Forschung nicht ferner lagen als der unsrigen. Dieses grosse und friedliche Land hatte schon nach dem Pyrrhischen Kriege die Freundschaft des aufstrebenden Roms gesucht. Seine Hauptstadt Alexandreia war im geistigen Glanz an die Stelle des alten Athens getreten und verdunkelte durch Handel und Reichtum alle anderen Städte, ausser Karthago. Auch in die nördlichen Buchten des Mittelmeeres erstreckte sich der allgemeine Verkehr. Am Adriameere schreckten zwar die Seeräuberflotten der Illyrier, doch blühte noch Epeiros in den Erinnerungen an Pyrrhos, und die Veneter im äussersten Norden hatten einen ausgedehnten Handel tief in die Länder der jenseits der Alpen wohnenden Barbaren hinein. Ebenso besass Massalia an der Südküste Galliens (dessen transalpinische Stämme mehr dem Ackerbau und dem Frieden ergeben waren, als die cisalpinischen) einen Handel, der die Rhone hinauf bis in die rheinischen und die atlantischen Gebiete gieng,

und die phokäischen Pflanzstädte in seiner Nähe erfreuten sich ähnlichen Gedeihens. Spanien endlich von Kelten, Iberern und Keltiberern bewohnt, seit den Anlandungen der Phönikier und Griechen schon in den Kreis der Kultur gezogen, hatte eine in viele Stämme geteilte, äusserst zahlreiche Bevölkerung und war reich an Heerden, Wäldern und Metallen. Zwischen diesen Küsten lagen die Inseln des Mittelmeers, nicht minder gesegnet durch Wohlstand und Gedeihen: das damals noch sehr fruchtbare Sardinien, das kriegerische Kreta, das kupferreiche Kypros, vor allem Rhodos, die Königin des östlichen Handelsverkehrs. Die herrlichste der Inseln aber war Sicilien mit seinen grossen Städten Syrakus, Messana, Akragas, Panormos, Drepana, Lilybäon etc. Ueberblicken wir diese gesammten Verhältnisse, so erscheint uns der Kranz der Mittelmeerländer in einer viel glücklicheren Blüte, als sie unsere heutige Zeit, in den meisten derselben aufzuweisen vermag. In diesen Kreis traten jetzt die Römer, die rückhaltslos in die Bahn der Eroberung sich werfen, zunächst nur, wie es scheint, um in schrankenloser Selbstsucht Knechtschaft zu verbreiten, auszusaugen und zu zertrümmern.

Karthago.

Alle Städte und Länder des Mittelmeerbeckens überragte aber damals weit an Blüte und Macht Karthago. Das semitische Wesen im Orient, dem arischen unterlegen, war hier in seiner zähen Unverwüstlichkeit aufs neue emporgewachsen und schien noch einmal die Welt beherrschen zu wollen.

Karthago (Karthada, Neustadt) eine phönizische (punische) Kolonie, wurde im Jahre 832 von Elissa (Dido) der Führerin der aus Tyrus flüchtenden aristokratischen Partei in der herrlichsten Gegend Nordafrikas, nahe der Stelle des heutigen Tunis, gegründet. Anfangs noch abhängig von den Ureinwohnern, denen Tribut gezahlt werden musste, hob es sich doch rasch zu grosser Blüte empor, da die von den tyrischen aristokratischen Geschlechtern regierten phönizischen Kolonien sich grösstenteils an Karthago anschlossen, so dass dieses als Erbe der phönizischen auswärtigen Besitzungen betrachtet werden konnte, als ihre alte Heimat die Freiheit einbüsste und von den Griechen überflügelt ward.

Die Karthager hatten den alten phönizischen Charakter bewahrt. Ohne sittliche Religion, ohne staatenbildenden Trieb, ohne Kunst, schmiegsam den Zeiten und nicht Beherrscher derselben, hatten sie mit kühnstem Handelsgeist und weitblickender Spekulazion

sich eine kaufmännische Weltherrschaft in den westlichen Meeren gegründet. Sie beherrschten die Küste Nordafrikas von Kyrene bis über die Säulen des Herkules hinaus. Die hier belegenen Reiche Numidien und Mauretanien waren lehnsabhängig und gewährten ihnen eine treffliche Reiterei. Zwanzig unterworfene Völker und dreihundert Städte zahlten ihnen Tribut. Die mit herrlichen Bauten geschmückte Stadt hatte noch bei ihrem Fall 700.000 Einwohner. Ausser dieser weithin sich erstreckenden Landmacht hatten sie auch die zinsenden, aber sonst ebenbürtig gestellten libyphönikischen Städte auf der Nordküste, Hippo, Hadrumetum, Cirta (Constantine), Thapsus, die beiden Leptis etc. in Abhängigkeit gebracht. Mit dem bereits verfallenden Utika bestand ein altes, pietätsvolles Bundesverhältniss. In Spanien, wo ihre Hauptbesitzung das alte Gades war, welches von Tyrus an sie übergegangen, beherrschten sie das heutige Andalusien und Granada. Aber ihre Schiffe giengen durch die Strasse von Gibraltar hinaus an die Westküste Afrikas, vielleicht bis zu den canarischen Inseln und Madeira hin und gegen Norden bis zu den Kassiteriden. Nach Süden hin durchschnitten ihre Karavanen die Wüste, und holten aus dem inneren Afrika's wilde Elephanten, die sie zum Kriegsdienst zu zähmen wussten, und von den Negern des Tsad-See's Gold, Elfenbein und schwarze Sklaven. Innerhalb des mittelländischen Meeres hatten sie die Balearen, Sardinien und Korsika kolonisiert, standen mit Rom und Massalia in Handelsfreundschaft und lange Zeit mit den Tyrrhenern im Bunde. So beherrschten sie einen Gesichtskreis von ungeheuerer Weite. Aber ihr Koloniesystem bestand entweder nur in der Begründung befestigter Handelsstationen oder sie machten aus den Bewohnern Sklaven für die auf dem eigenen Boden derselben angelegten Plantagen. Denn die Karthager waren auch dem Ackerbau nicht fremd: im Tal des Bagradas lagen in orientalischer Ueppigkeit Gärten und Lusthäuser meilenweit um die reiche Handelstadt, Aber auch hier arbeiteten gefesselte Sklaven statt freier Bauern auf den Feldern. Die auf Vertrag Unterworfenen waren überhaupt hart behandelt und bedrückt.

Die Verfassung Karthagos war überwiegend aristokratisch. An der Spitze des Staats standen zwei Suffeten (Richter), welche jährlich vom Rate aus den reichsten Geschlechtern gewählt wurden, Sie waren aber sehr beschränkt durch den Rat der Alten, aus 28 Mitgliedern bestehend, welcher die eigentliche Regierungsgewalt in seinen Händen vereinigte. Ausserdem bestand noch (mit ähnlicher

Befugnis wie die spartanischen Ephoren) das Richterkollegium (104 Männer), welche die Aufsicht über die Suffeten und den Rat führten, das eigentliche Bollwerk der Aristokrazie. Dazu kam für den Krieg ein erwählter Feldherr, der ausserhalb Karthagos diktatorische Macht hatte, aber nach Niederlegung seines Amtes verantwortlich war.

Eine Volksversammlung war wohl auch vorhanden, doch nur, wie es scheint, um die Anträge der Regierung entgegenzunehmen und zu bestätigen, und wohl auch bei den Wahlen mitzuwirken. Die aristokratischen Geschlechter hatten allein das Recht, zu den wichtigsten Aemtern gewählt zu werden. Die Kolonien und sonstigen Besitzungen der Karthager fanden sich in demselben Verhältnisse zu der herrschenden Stadt, wie sonst zu Tyrus, d. h. sie wurden unbedingt beherrscht, hatten keine Selbständigkeit, mussten aber dafür schwere Steuern zahlen. Die Finanzen waren trefflich geordnet. Karthago war die reichste Stadt der Welt, die Einnahmen ausserordentlich gross, seine Seemacht vom ersten Rang, und mittelst des Reichtum's, dessen sich der Staat erfreute, war er im Stande, jeden Augenblick grosse Söldnerheere zusammenzubringen.

Sicilien vor den punischen Kriegen.

Unter allen benachbarten Ländern nahm besonders Italien die Aufmerksamkeit der Karthager in Anspruch und hier wiederum Sicilien, über dessen Besitz sie unablässige Kriege mit den hellenischen Kolonien, besonders mit Syrakus führten. Dieses war nach der mislungenen attischen Expedizion (S. 317) durch die leidenschaftliche und zügellose Demokrazie, die damals in Syrakus triumphierte, unter die Tyrannis des Dionysios (406—367) geraten, der, eines Maultiertreibers Sohn, als kühner Söldnerführer sich zur höchsten Macht erhob.

Er musste zwar nach langem Kampfe im Frieden von 383 den Karthagern den westlichen Teil Siciliens abtreten, breitete jedoch seine Herrschaft im Südosten der Insel aus, griff auch nach Unteritalien hinüber, eroberte Rhegion und übte dort fortan den mächtigsten Einfluss, nachdem er die etruskische Macht erschüttert und selbst am adriatischen Meere die Städte Ancona und Hatria unterworfen hatte. Er begünstigte auch die Wissenschaften, wie er denn eine Zeitlang Platon an seinen Hof zog, versuchte sich sogar selbst in der Poesie und strebte in jeder Beziehung zu glänzen.

Nach seinem Tode brachen furchtbare Zerwürfnisse über Syrakus herein. Um seinen Sohn Dionysios II. stritten sich zuerst zwei

Parteien: eine gemässigt-monarchische, philosophisch-gebildete, an deren Spitze Dion stand; und eine willkürlich-absolutistische, deren Haupt Philistos war. Dion musste zuerst der letztern weichen, stürzte aber (357) Dionysios II., worauf er auf eine freisinnigere Verfassung einzuführen gedachte. Jedoch schon 354 wurde er ermordet. Nun geriet Syrakus unter die Soldatenherrschaft einiger Bandenführer, bis es (346) Dionysios gelang, sich abermals der Stadt zu bemächtigen. Er regierte hierauf in grausamster Weise, ergab sich den schnödesten Lüsten und stürzte den Staat in Elend und Verderben.

In dieser Not wandten sich vaterländisch gesinnte Syrakusaner an die Mutterstadt Korinth um Hilfe. Sie sandte ihren Bürger Timoleon, berühmt wegen seiner Freiheitsliebe, welcher (348) mit etwa 700 Kriegern in Sicilien erschien. Die Karthager, im Bündnis mit dem Tyrannen, suchten, wie wol vergebens, die Landung der kleinen Schaar zu verhindern. Timoleon schlug bald darauf den fünfmal stärkeren Feind und hauchte der republikanischen Partei in Sicilien neuen Mut ein. So von allen Seiten verstärkt, rückte er gegen Syrakus heran, Dionysios verlor den Mut, dankte ab, und wurde (344) nach Korinth verwiesen. Syrakus wurde befreit und eine gemässigte Demokrazie daselbst eingeführt.

Noch aber galt es einen schweren Krieg mit Karthago, welches aus allen Kräften rüstete und mit den ehemaligen Werkzeugen des Dionysios verbündet war. Auch aus diesem Kampf gieng Timoleon siegreich hervor. Er schlug die Karthager in einer grossen Schlacht am Krimisos (342), worauf sie den Krieg nur noch matt fortsetzten und endlich (339) um Frieden baten.

Jetzt war es die Sorge Timoleon's, die wieder gewonnene Freiheit dauerhaft zu befestigen. Er vertrieb überall die Tyrannen aus den Städten Siciliens, führte freie Verfassungen ein, stellte die alten Gesetze wieder her, verknüpfte die Städte durch einen Bund, wovon Syrakus das Haupt war und sorgte für die Wiederaufnahme der früheren Gewerbetätigkeit. In kurzem hob sich Syrakus zu dem alten Glanze empor. Nun zog sich Timoleon in die Einsamkeit zurück, starb aber schon 337; ein Jahr nach dem Tage von Chäroneia, der im Mutterlande die Freiheit der Hellenen brach.

Zwei Jahrzehende genossen die Syrakusaner der Freiheit. Kurz vorher hatten auch die Verhältnisse der griechischen Kolonien in Unteritalien eine erfreulichere Wendung gewonnen. Es gelang dort, einen wenn auch losen Bund der Städte zu Stande zu bringen,

von welchem Tarent das Haupt war, das Archytas, ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr, vortrefflich leitete (400—375).

Doch bald änderten sich die Verhältnisse. Die Staaten Unteritaliens ergaben sich wieder der Ueppigkeit und konnten mit genauer Not vor den andrängenden sabellischen Stämmen sich behaupten. In Syrakus aber brachen von neuem Spaltungen zwischen der Aristokrazie und der Demokrazie, oder vielmehr zwischen den reichen und unbemittelten Bürgern aus, welche Agathokles, ursprünglich ein Töpferjunge, aber durch Glück, Talent und Tatkraft von einer Stufe zur andern emporgestiegen, geschickt zu benutzen wusste, um sich zum Herrn von Syrakus zu machen (317). Er stützte sich auf die niedern Volksklassen, die er gegen die Reichen begünstigte, um unter ihrem Schutze eine unbeschränkte Herrschaft anzustreben, die er mit ebensoviel Schlauheit als Energie zu behaupten wusste.

Er wandte seine Waffen auch gegen aussen. In den Jahren von 312 bis 306 führte er einen Krieg mit Karthago, welcher durch häufige Glücksfälle merkwürdig ist. Eine Zeitlang war Agathokles in eine verzweiflungsvolle Lage gebracht, in Syrakus selbst belagert; es gelang ihm aber, sich durchzuschlagen, nach Karthago zu segeln und dort bedeutende Erfolge zu erringen. Später verliess ihn jedoch das Glück; mit genauer Not rettete er sich wieder nach Sicilien, wo er (306) mit Karthago einen nachteiligen Frieden schloss.

Von nun an suchte er seine Herrschaft in Sicilien und Unteritalien auszubreiten, und es gelang ihm, da er keine Mittel scheute, die sicilischen Städte, so weit sie nicht den Karthagern gehörten, zu unterwerfen und sogar auch in Unteritalien Eroberungen zu machen; auch Kerkyra nahm er weg. Im Jahre 289 starb er, wahrscheinlich an Gift, 72 Jahre alt.

Nach seinem Tode erlangten die Syrakusaner und Sicilianer die Freiheit nicht, sondern mehrere Häuptlinge stritten sich um die Herrschaft, während zugleich die Karthager Syrakus bedrängten. Die Syrakusaner sahen sich endlich genötigt, den König Pyrrhos von Epeiros um Hilfe anzurufen (278). Doch auch dieser vermochte sie nicht zu vertreiben und die Karthager brachten nach seinem Abzuge fast mehr als die Hälfte der Insel unter sich.

Der erste punische Krieg, 264—242.

Dieses Uebergewicht der Karthager in Sicilien, war aber den Römern, die durch den Besitz Unteritaliens die nächsten Nachbarn

der Insel geworden waren, lästig. Zwar bestanden zwischen ihnen und den Karthagern seit alten Zeiten Verträge — so einer vom Jahre 509, unmittelbar nach der Vertreibung der Könige. Aber schon in den letzten Kämpfen um den Besitz Unteritaliens war eine Erkaltung zwischen ihnen eingetreten. Die Karthager besorgten, die Römer möchten ihre Seemacht stärken, die seit dem Sturze des Königtums zur Unbedeutsamkeit herabgesunken war, während die Römer allen Grund hatten, den Karthagern die Absicht zuzuschreiben, sich Tarents zu bemächtigen. Als sie sich nun mit dem Könige Hiero von Syrakus, welcher 270 an die Spitze dieses Staates trat, ein ebenso kluger und einsichtiger, als wohlwollender Herrscher, gegen den Räuberstaat der Mamertiner (Marsmänner) in Messana verbanden, wurde dies die Veranlassung zum Kriege zwischen Rom und Karthago. Denn die Mamertiner riefen die Römer um Hülfe (264). Die Römer (der Senat schwankte, die Comitien entschieden) leisteten sie und setzten sich in Messana fest. Karthago erklärte jetzt den Krieg.

Der Krieg wurde zuerst in Sicilien von den Römern einerseits und den Karthagern und Hiero andererseits geführt, bis im Jahre 263 Hiero nach den ersten glücklichen Erfolgen der Römer auf deren Seite trat und mit ihnen ein Bündnis schloss, das bis an sein Lebensende 216 bestanden hat.

Die Römer drängten zwar die Karthager aus dem Felde und eroberten nach einer Belagerung und Schlacht die Stadt Akragas 262; aber diese warfen sich nun auf die Seefestungen, welche sie auf das hartnäckigste verteidigten. Die Römer erkannten daher wohl, dass sie ohne eine ansehnliche Flotte gegen die Karthager nichts auszurichten vermöchten. Diese wurde nun geschaffen. Innerhalb eines Zeitraumes von 60 Tagen stellten sie nach dem Muster einer an der italischen Küste gestrandeten karthagischen Pentere (Fünfruderers) eine Flotte von 100 dieser grossen Kriegsschiffe und 30 Trieren her. Durch Enterbrücken und starke Verwendung von Soldaten neben den Ruderern erfocht im Jahre 260 Gaius Duilius den ersten Seekrieg über die Karthager bei Mylä an der nördlichen Küste von Sicilien, den Liparen gegenüber. Aber es war nicht so leicht, auf die Dauer über diese kundigen Seeleute Herr zu werden. Der Krieg zog sich unter wechselndem Glücke hin, ohne dass eine Entscheidung erfolgt wäre.

Da beschlossen die Römer, die Feinde in ihrem eigenen Lande, in Karthago, anzugreifen. Im Jahre 256 gieng eine römische Flotte

mit einem bedeutenden Heere unter den Consuln M. Attilius Regulus und L.Manlius Volso unter Segel, schlug die karthagische bei Eknomos und landete bei Clupea 256. Die Römer nahmen Tunes, drangen dann in das platte Land vor, das sie ohne Widerstand bis drei Meilen vor Karthago besetzten und schlugen die karthagischen Heere, die sich ihnen endlich entgegenwarfen. Die Erfolge waren so bedeutend, dass der grösste Teil des römischen Heeres nach Italien zurückkehrte; nur 15,000 Mann unter Regulus blieben zurück. Die Karthager baten um Frieden. Regulus stellte aber so schwere Bedingungen, dass sie nun die äussersten Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges machten. Bald wandte sich das Glück von dem römischen Consul. Er wurde (255) bei Tunes von den Karthagern, die ein Grieche, Xanthippos führte, geschlagen und gefangen genommen; sein ganzes Heer wurde vernichtet, bis auf 2000 Mann, die sich nach Clupea durchschlugen. Dieses wurde zwar von der römischen Flotte befreit, die Flotte selbst aber gieng auf der Rückfahrt bei Camerina an der Südküste Siciliens durch Sturm grösstentheils zu Grunde.

Zwar eroberte eine neue römische Flotte die Stadt Panormus auf Sicilien und plünderte die afrikanische Küste, wurde aber auf dem Rückweg ebenfalls durch einen Sturm zerstört, so dass der Senat den Seekrieg aufzugeben beschloss. Dagegen erfocht der Consul L. Caecilius Metellus einen grossen Landsieg bei Panormus und führte 100 erbeutete Elephanten im Triumphe auf. Darauf machten die Karthager Friedensanträge, wurden aber damit zurückgewiesen.

Zur Unterstützung derselben hatten sie ihrer Gesandtschaft den gefangenen Regulus mitgegeben und ihn zuvor einen Eid schwören lassen, dass er, im Falle er nichts ausrichten würde, wieder in die Gefangenschaft zurückkehre. Regulus selbst aber wiederriet in Rom die Annahme der Vorschläge, weil die Schwäche der Karthager so gross sei, dass sie jetzt leicht bewältigt werden könnten; und als der Senat die Karthager abwies, so liess sich Regulus weder durch die Bitten seiner Gattin und Söhne, noch durch die Vorstellungen seiner Freunde zurückhalten, sondern kehrte, seinem Eide getreu, nach Karthago zurück. — Dass er in der Gefangenschaft starb, ist gewiss; dass er aber durch so ausgesucht grausame Martern getödtet worden sei, wie man in späterer römischer Zeit erzählte, ist nicht erwiesen, da Diodor und Polybius nichts davon erwähnen. Nicht einmal seine Sendung nach Rom darf als feststehend angenommen werden.

Dennoch konnten die Römer den bald darauf mit frischer Macht in Sicilien auftretenden grossen karthagischen Feldherrn Hamilkar Barkas, der zuerst von Monte Pellegrino (Eirkte), bei Panormus, dann vom Berge Exyx aus seinen Guerillakrieg begann, nicht aus der Insel verdrängen; vielmehr wurden sie nicht nur bei Drepanum, sondern auch im erneuerten Seekrieg (unter P. Claudius Pulcher) geschlagen, ja sie sahen sich nach dem Verluste einer neuen Flotte, die der Consul J. Pullus nach Lilybaeum führen sollte, ausser Stande gesetzt, die See zu behaupten.

Da stellte endlich die vermögende patriotische römische Aristokrazie aus Privatmitteln — da der Staat zu erschöpft war — eine neue Flotte von 200 Schiffen her. Der Consul G. Lutatius Catulus führte sie in die sicilischen Gewässer und erfocht (241) über die Karthager bei Aegusa (einer der ägatischen Inseln), einen so entscheidenden Sieg, dass sie um Frieden baten. Er wurde ihnen gewährt. Die Bedingungen waren Räumung Siciliens von Seite der Karthager und Zahlung von 3200 Talenten ($5^1/_2$ Mill. Taler) Kriegskosten, doch behielten sie ihre Unabhängigkeit und alle anderen Staaten ihrer Symmachie. Durch den Ausgang dieses Krieges war nicht nur die Supremazie der Karthager im Mittelmeere gebrochen, sondern die Römer hatten sich jetzt zu einer Seemacht aufgeschwungen, abgesehen davon, dass das wichtige Sicilien nunmehr in ihren Händen sich befand. War auch Syrakus unter Hiero noch selbstständig, so konnten die Römer doch über ihn, als ihren Bundesgenossen, unbedingt verfügen.

Die Ereignisse bis zum zweiten punischen Kriege.

Nach dem Frieden mit den Römern hatten die Karthager mit ihren Mietstruppen zu kämpfen (241—237), ein Krieg, der anfangs eine für Karthago sehr bedenkliche Wendung genommen hatte, bis Hamilkar ihn durch rücksichtslose Energie beendete. Diese Verlegenheiten der Karthager benutzten die Römer, um ihnen die Inseln Sardinien und Korsica wegzunehmen (238—237). Diese beiden Inseln und Sicilien waren die ersten „Provinzen“, nämlich ausserhalb Italiens gelegene Gebiete, die abweichend von denen der abhängigen Bundesgenossen geleitet und verwaltet wurden.

Bald darauf wurden die Römer (229—227) in einen Krieg mit den Illyriern an der dalmatischen Küste verwickelt, welche schon lange Seeräuberei auf dem adriatischen Meere getrieben und die griechische, wie die italienische Schifffahrt gefährdet hatten.

Der Krieg endete damit, dass die Illyrier sich anheischig machten, Tribut an die Römer zu zahlen und im jonischen Meere künftig nicht weiter, als bis Lyssos zu fahren. Zugleich setzten sich die Römer an der Küste fest, indem sie Skodra, Pharos, Kerkyra, Apollonia, Epidamnos und die Gemeinden der Atintanen und Parthiner an Abhängigkeit von sich brachten. Damit aber hatten sie den ersten Grund zur Herrschaft auch im adriatischen Meere gelegt. Die Griechen aber waren für diese Befreiung ihrer Küsten voll Dank gegen Rom und ehrten es auf mannigfache Weise.

Auch mit den Galliern brach ein neuer Krieg aus (226—220). Alle keltischen Völkerschaften, die in Oberitalien sassen und schon längst einen Angriff der Römer besorgten, die Boier, Insubrer, Lingonen, Anaren, Gäsaten taten sich zusammen und beschlossen Rom anzugreifen. Sie brachen siegreich nach Etrurien ein, erlitten aber bei Telamon (225) eine furchtbare Niederlage, worauf die Römer sie in ihren eigenen Sitzen aufsuchten und das Land bis zum Po eroberten. Die Gallier setzten aber jetzt einen verzweifelten Widerstand entgegen. Doch vom Consul M. Claudius Marcellus in zwei Schlachten geschlagen — in der zweiten bei Clastidium (222) fiel der König der Insubrer, Viridomar, selbst von der Hand des Consuls — wurden sie endlich vom Consul Cn. Cornelius Scipio völlig überwunden und ihr Land, ganz Oberitalien bis an die Alpen, unter dem Namen Gallia cisalpina zur römischen Provinz gemacht. Die Via Flaminia, an die sich später die Via Aemilia schloss, ward nach Norden über den Apennin geführt und die Kolonien Placentia, Cremona und Mutina wurden gegründet 220.

Der zweite punische Krieg (218—201).

a) Bis zur Schlacht bei Cannä (216). Hannibals Siegeslauf.

Als die Karthager ihre Stadt aus der furchtbaren Gefahr des Söldnerkrieges gerettet sahen und der Friede mit Rom um den teuren Preis der Abtretung Sardiniens erhalten war, da traten in ihrer Mitte zwei Parteien hervor. Die eine, an deren Spitze Hanno war, wollte den Frieden um jeden Preis, selbst um den, ihre Vaterstadt in noch bindenderen Formen abhängig zu sehen, sie verabscheute den Krieg, welcher ihren Handel störte und die Misbräuche der bestehenden oligarchischen Verfassung aufdeckte.

Die andere, an deren Spitze Hamilkar Barkas der siegreiche Feldherr der letzten Kämpfe stand, betrachtete den Frieden des

Lutatius nur als einen Waffenstillstand, den man brechen werde, sobald Karthagos Kräfte wieder erstarkt seien. Um aber alsdann den Krieg mit besserem Erfolge zu führen, als das erste mal, musste die kurzsichtige und korrupte Oligarchie gestürzt werden und eine volkstümliche und energische Regierung sich aus Staatsruder schwingen.

Dem Kampfe beider Parteien im einzelnen zu folgen, ist unmöglich, da die Ungunst der Zeiten keine punischen Quellen erhalten hat. Wie einflussreich aber Barkas selbst und wie mächtig seine Partei war, das zeigte sich in der gewaltigen und unabhängigen Stellung, die er als Oberbefehlshaber der Armee einnahm Der Hass der punischen Nazion, gereizt durch die Schmach der Wegname Sardiniens, ihrer wertvollsten Besitzung im Mittelmeere, hatte ihm diese Dictatur übertragen, er benützte sie, um seinem Vaterlande zum Ersatz für das verlorne Sicilien ein neues Reich in Spanien zu erobern und die Mittel zu einem Landangriff auf Italien zu schaffen. In neun Jahren, 238—229, dehnte der grosse Mann die wenigen Faktoreien, welche Karthago in Spanien besass, zu grossen Provinzialgebieten aus und schuf mit dem Ertrage der ausgebreiteten Silberminen, mit deren Schätzen er zugleich den Neid der feindseligen Partei in Karthago zum schweigen brachte und aus den Massen kriegerischer Männer, welche die zahllosen spanischen Völkerstämme lieferten und die er durch reichlichen Sold nicht minder als durch seine überlegene Persönlichkeit an die Sache Karthagos kettete, ein vortreffliches Heer, in dem ein ganz anderer Geist lebte, als in den bunt gemischten Söldnerschaaren, denen man seither die Waffen Karthagos vertraut hatte. So gründete er eine Herrschaft, die er, als er selbst im Jahre 229 im Kampfe gegen einen der Stämme Iberiens gefallen, wie ein erbliches Königtum seinem Schwiegersohne Hasdrubal hinterliess. Dieser dehnte in den 8 Jahren seiner Verwaltung, von 227—220, weniger durch Krieg, als durch die feine Politik, mit der er die iberischen Häuptlinge zu gewinnen wusste, den karthagischen Einfluss bis an den Ebro aus. Als Mittelpunkt dieser Herrschaft gründete er 228 Neu-Karthago, j. Kartagena. Die Römer hinderten diese Eroberungen nicht, denn sie waren durch die illyrischen und gallischen Kämpfe in Anspruch genommen; nur zuletzt schlossen sie mit der halbgriechischen Stadt Saguntum (Zakynthos) ein Bündnis und verboten den Karthagern den Ebro (Iberus) zu überschreiten. Als Hasdrubal durch Meuchelmord gefallen war, riefen die Truppen den jungen Sohn ihres

unvergesslichen Führers Hamilkar, den 29jährigen Hannibal, zum Oberfeldherrn aus, und die Volksversammlung in Karthago bestätigte diese Wahl. Sie stellte den grössten aller Feinde, die Rom jemals gehabt, an die Spitze eines tapferen, dem barcinischen Hause treu ergebenen Heeres, und die neue Stellung dieses Mannes, den sein Vater schon im neunten Jahre vor dem Altare des Götterkönigs den Römern ewigen Hass hatte schwören lassen und mit dem er auch seine beiden jüngeren Brüder, Hasdrubal und Mago, „seine Löwenbrut", im gleichen Sinne erzogen, bedeutete für das römische Volk einen neuen blutigen und gefährlichen Krieg.

Mit Hannibal, dem vollendeten Kriegsmann und Feldherrn, der zugleich ausgestattet mit seltenem staatsmännischen Geiste war, trat jetzt einer der grössten Männer der Geschichte an die Spitze der Karthager, ein kühner und umfassender Geist, dem das kleinste und grösste zugleich gegenwärtig war, der unerschöpflich an Hilfsmitteln durch keinen Unfall gebeugt, durch kein Glück verwegen gemacht wurde. Nachdem er in einigen Feldzügen gegen spanische Völkerschaften das Vertrauen des Heeres erworben oder befestiget hatte, begann er sein Unternehmen gegen Rom trotz der karthagischen Friedenspartei mit einem Angriffe auf Sagunt. Die Römer, von den Saguntinern mit Bitten bestürmt, sandten Gesandte an Hannibal, ihn vom Angriff auf die befreundete Stadt abzumahnen, doch dieser wies sie an den Senat von Karthago. Aber während des hin- und hergehens der Gesandten und während des Streites um den Sinn der Verträge war Sagunt nach heldenmütigem Widerstande erlegen,

Wenn auch die Erzählung, dass vor der Besitznahme die vornehmsten sich mit all ihren Schätzen verbrannt hätten, auf einer blossen rhetorischen Uebertreibung beruhen mag, so zeigt doch die lange 8 Monate andauernde Belagerung der Stadt, mit welcher Hartnäckigkeit sich die Saguntiner verteidigten. Die reiche Beute wurde teils nach Karthago geschickt, teils unter die Soldaten verteilt, teils diente sie dazu, die von Hannibal zum Kriege gegen Rom angesammelten Schätze zu vermehren. Als hierauf eine neue römische Gesandschaft zu Karthago erschien und Genugtuung und Hannibals Auslieferung von dem karthagischen Senate verlangte, dieser aber solches Ansinnen zurückwies, war der Krieg unvermeidlich geworden.

Hannibal beschloss nun den Plan seines Vaters auszuführen und die Römer in Italien anzugreifen, und zwar vom Norden der

Halbinsel her, wo er sich auf die den Römern feindlichen Gallier und Ligurer stützen konnte. Ausser diesen, welche der alte Hass gegen Rom, neu geschärft durch die Vorgänge der letzten Jahre, zu seinen natürlichen Bundesgenossen machen musste, mochte auch sein scharfes Auge jenseits des adriatischen Meeres in Philipp von Makedonien, der sich seit dem illyrischen Kriege gleichfalls von der römischen Machtentfaltung bedroht sah, ebenfalls einen Verbündeten gewahren.

Nachdem er zuvor durch zweckmässige Verteilung seiner Kriegsmacht Afrika und Spanien gesichert, brach Hannibal im Jahre 218 vom Ebro auf und überschritt die Pyrenäen und die Rhone, ohne von den Römern, die zu spät von Massilia ihm nachrückten, gehindert zu werden. Mit 59.000 Mann gelangte er an die Alpen, zog auf einem Umwege durch das Allobrogerland ins Tal der Isère (Isara), wahrscheinlich auf der alten Strasse, welche die Keltenschwärme stets gewählt, über den kleinen St. Bernhard und stieg an der Dora Baltea das Tal von Aosta hinunter nach Italien, wohin er nach den Kämpfen und Mühseligkeiten des Alpenüberganges noch etwa 26.000 Mann brachte. Fünf Monate nach seinem Aufbruche von Neukarthago, war Hannibal im cisalpinischen Gallien im Gebiete der befreundeten Insubrer mit seinem stark geschwächten Heere eingetroffen. Doch liessen ihm die Römer, die im Ganzen planlos und unentschlossen verfuhren, Zeit, seine Truppen vollständig zu erholen; sie hatten ein Heer unter Publius Cornelius Scipio nach Spanien, ein anderes unter Tiberius Sempronius nach Afrika werfen wollen. Das Potal war nur zufällig von etwa 20.000 Mann besetzt, welche gegen die bereits im Aufstand begriffenen Gallier eingerückt waren. An die Spitze dieser Truppen stellte sich der von Massilia zurückeilende Consul P. Scipio, nachdem er sein Heer mit seinem Bruder Cnejus nach Spanien gesandt. Zwischen der Sesia und dem Ticinus, unweit Vercelli, war ein erstes Reitergefecht, in welchem Scipio überwunden und nur durch den Heldenmut seines Sohnes gerettet ward. Doch zog sich Scipio geschickt über den Po, und nachdem Hannibal den Fluss gleichfalls übersetzt, in eine feste Stellung hinter der Trebia zurück. Mittlerweile war der andere Consul, Tib. Sempronius, den der Senat auf die Nachricht von dem vorgefallenen mit seinem ursprünglich zur Landung in Afrika bestimmten Heere aus Sicilien zurückberufen hatte zu seinem Kollegen gestossen. Allein er liess sich wider des weiseren Scipio Rat von Hannibal zu einer blutigen Schlacht an der

Trebia verleiten, in welcher nicht nur die Blüte des römischen Heeres auf dem Kampfplatze blieb, sondern nach welcher auch die römischen Feldherren genötiget wurden, sich nach Placentia und Cremona zurückzuziehen. In Folge des Sieges erhoben sich fast alle Gallier, stellten Hannibal über 60.000 Mann Fussvolk und 6000 Reiter und gaben ihm in ihrem Lande reichliche Winterquartiere. Jetzt richtete Hannibal seine weiteren Pläne darauf, die italischen Bundesgenossen zum Abfall zu bringen.

Im Frühjahre 217 brach Hannibal aus seinen Winterquartieren auf und rückte über den Apennin, anstatt des gewöhnlichen den schwierigern und desshalb von den Römern nicht vorausgesehenen Weg durch die Sümpfe des Arno wählend, in das innere Italien ein. So umgieng er die Defensivstellung der Römer. Ihm stand nämlich auf der cassianischen Strasse der von der Demokrazie neu gewählte Consul Gaius Flaminius entgegen, während der Kollege desselben, Gn. Servilius, die flaminische Strasse schützen oder auf der aemilischen operieren sollte. Durch heftige Verwüstung des Landes wusste jedoch Hannibal den Flaminius zu bewegen, ihm, ohne die Vereinigung mit seinen Kollegen abzuwarten, in Eilmärschen nachzurücken und schlug in den Engpässen am See Trasimenus die Römer bis zur Vernichtung. Der Consul war gefallen, Etrurien verloren, Rom selbst schien jetzt bedroht, so dass man hier die Tiberbrücke abbrach und einen Dictator, den Q. Fabius Maximus, erwählte.

Hannibal aber, der die Unangreifbarkeit der Stadt wohl kannte, ging über den Apennin und rückte durch das umbrische und picennische Gebiet gegen das adriatische Meer vor.

Jedoch scheiterte seine Hoffnung, dass die Bundesgenossen zu ihm übertreten würden; denn keine Stadt des umbrisch-sabellischen Stammes fiel zu ihm ab; auch vermied der neu gewählte Dictator jede Schlacht, so dass der Krieg einen völligen Stillstand erlitt, während dessen Hannibal alle Künste seines Genies vergeblich gegen die Besonnenheit und weise Vorsicht seines Gegners aufbot.

Dieses Verfahren, das dem Dictator den Beinamen des Zauderers, Cunctator, verschafft hat, war das gegen Hannibal geeignetste darum, weil diesem im fremden Lande schnelle Fortschritte nötig waren, wenn der erwartete Anschluss abtrünniger römischer Bundesgenossen ihm Verstärkung und Hilfsmittel, die er dringend bedurfte, zuführen sollte. In den beständigen Versuchen, seinen Gegner zu täuschen, verbrachte Hannibal den Rest des Jahres. Seine Winter-

quartiere wollte er in Campanien nehmen. Dabei wurde er von Fabius auf dem rechten Ufer des Vulturnus bei Casilinum eingeschlossen und gewann den Ausweg, der ihn durch Samnium nach Apulien zurückführte, nur durch Ueberlistung. Dennoch war Heer und Volk mit der zögernden Kriegführung des Fabius nicht einverstanden, da die Plünderung der treu gebliebenen italischen Bundesgenossen nicht abgewendet werden konnte.

Im folgenden Jahre 216, als des Fabius Amtszeit um war, trieb daher die Actionspartei in Rom zu einem entscheidenden Schritte. Die beiden neu gewählten Consuln, der aristokratische L. Aemilius Paullus und der demokratische C. Terentius Varro, erhielten ein Heer von 80.000 Mann und 6000 Reitern. Varro wagte bei Cannä am Aufidus in Apulien an dem Tage, wo er das (zwischen beiden Consuln wechselnde) Kommando hatte, übermütig eine Schlacht, die von Hannibal angenommen und vollständig gewonnen ward.

Diesmal hatte nicht, wie am Trasimenussee und an der Trebia die geschickte Benutzung günstiger Terrainverhältnisse, sondern fast ausschliesslich Hannibals überlegene Manövrierkunst und die vollendete taktische Ausbildung seines Heeres der Minderzahl wider die Mehrzahl zu einem Siege verholfen, wie über Römer noch keiner erfochten war. Durch die Schlacht von Cannä ward Roms militärische Kraft materiell und moralisch aufs tiefste erschüttert. Hannibal sah jetzt fast seine Pläne erfüllt. Bruttier, Lucaner, Samniter fielen von Rom ab, ebenso die wichtige Stadt Capua. Nur die griechischen Städte und die mittelitalische, latinische oder bereits latinisierte Bevölkerung blieben auch jetzt Rom noch treu. Nicht minder wichtig, als die militärischen, erscheinen die politischen Folgen dieser Schlacht. Ihr Resultat veranlasste Philipp von Makedonien im Jahre 215 mit Hannibal ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Rom abzuschliessen, wodurch diesem ein wegen seiner Nähe, Macht und Persönlichkeit doppelt gefährlicher neuer Feind erweckt ward. Auch Sardinien empörte sich in demselben Jahre und selbst in Syrakus trat der Enkel des 216 gestorbenen Hiero Hieronymos gleichfalls auf Karthagos Seite.

b) Gleichstehendes Glück beider Völker (216—207).

Trotz alledem verlor Rom den Mut nicht, und nie ist Roms Haltung grösser gewesen, als nach dieser furchtbaren Niederlage. Die grössten Anstrengungen wurden gemacht, ein neues Heer auf-

zustellen, überall die Zuversicht zu beleben und die Ueberzeugung zu wecken, dass die Rettung nur im Siege sei. Alles bis zu den Knaben, den Schuldknechten und sogar den Sklaven herab, war bewaffnet, und der Senat versöhnte grossherzig die Parteien, als er dem flüchtig von Cannä nach Rom zurückkehrenden Varro dankte, dass er nicht an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt.

Durch das Unglück belehrt, verliessen die Römer endlich das System, jedes Jahr neue Feldherrn an die Spitze des Heeres zu stellen und giengen zur dauernden Aufstellung erprobter Generale statt der bisherigen consularischen Feldherrn über. Besonders Marcellus führte sie wieder zu Siegen, 215, zuerst bei Nola; und da Hannibal es nicht wagte, Rom unmittelbar anzugreifen, seine Veteranenreihen sich lichteten, die eifersüchtige karthagische Regierung, von Hanno beeinflusst, versäumte, ihm neue ansehnliche Verstärkungen zu schicken, und auf die Italiker kein rechter Verlass war, so zog sich der Krieg in Unteritalien unter wechselndem Geschick in die Länge und kam hier in Campanien zum stehen, wobei natürlich nur die Römer gewinnen konnten.

Unter solchen Umständen richtete Hannibal seine Hoffnungen auf auswärtige Unterstützung. Nur noch von einem kräftigen zusammenwirken der Koalizion Karthagos, Syrakus und Makedoniens konnte der karthagische Heerführer den endlichen Sieg erhoffen. Aber seine Vaterstadt liess ihn im Stich und der König Philipp von Makedonien zögerte zu lange, dem Bündnis mit Hannibal gemäss, den Krieg an die Römer zu erklären. Als es endlich geschah, waren seine Unternehmungen schwach und matt, er versuchte nicht die allgemein erwartete Landung an der Ostküste Italiens, und endlich wussten ihm die Römer in Griechenland selbst Feinde zu erwecken. Eine Allianz des ätolischen Bundes Athens, Spartas, Messeniens und des Königs Attalus von Pergamon, von den Römern gegen Philipp zu Stande gebracht, hielt ihn so in Schach, dass nach einem 10jährigen traurigen Kriege (dem ersten makedonischen 215—205) er den Kampf aufgab und mit Griechen und Römern Frieden schloss.

Syrakus blieb zwar auch nach des Hieronymos Ermordung auf Karthagos Seite, doch eroberte nach 3jähriger Belagerung und heldenmütiger Verteidigung (bei welcher besonders der berühmte Mathematiker und Techniker Archimedes sich auszeichnete) Marcellus trotz der Landung eines karthagischen Heeres diese Stadt, 212, plünderte und zerstörte und beraubte sie ihrer Kunstschätze. Mit

m Falle Agrigents, 210, das der beleidigte Numidier Mutines den ömern in die Hände spielte, war ganz Sicilien wieder in ihre ewalt gekommen, und hatte auch von hier aus Hannibal nicht eiter Unterstützung, noch Erleichterung zu erwarten.

Auch auf dem andern Schauplatze dieses gewaltigen Krieges, ämlich in Spanien, waren die Römer siegreich. Hier führten seit 18 die Brüder Cnejus und Publius Scipio den Kampf gegen die arthager, welche zuerst aus dem Gebiet zwischen den Pyreäen und dem Ebro verdrängt wurden. Viele spanische Völkerchaften traten zu den Römern über, und durch eine Reihe von iegen, 216 bei Ibera, 215 bei Illiturgis und Intibili am Baetis, nachten sie es dem Hasdrubal, dem Bruder Hannibals, unmöglich, ach Italien zu ziehen und drangen zugleich selbst erobernd nach dem Süden vor, ja knüpften sogar Verbindungen mit dem Könige Syphax von Numidien an, um den Krieg nach Afrika zu versetzen. Als aber die beiden Scipionen nach Abschluss des Bündnisses mit Syphax ihre Macht teilten, erlitten sie von den Karthagern, denen der andere König Numidiens, Gala, durch seinen Sohn Masinissa Reiterei zuführen liess, bei Anitorgio und Urso zwei Niederlagen, in welchen sie selbst fielen. Der römische Ritter Marcius rettete den Rest des römischen Heeres über den Ebro. Da in Rom keiner der älteren Führer den Krieg in Spanien fortzusetzen wagte, so wurde des gefallenen Publius Scipio gleichnamiger Sohn mit dem Oberbefehle betraut, 211. Dieser, der schon als Jüngling die Bewunderung seines Volkes auf sich zog, als er im Reitergefecht am Ticinus seinen Vater rettete, focht 216, 19 Jahre alt, als Tribun bei Cannä und verhinderte damals den von einer Anzahl Jünglinge gefassten Plan, Italien zu verlassen. Er war ein Mann von edler körperlicher Schönheit, der griechische Bildung und ideale Begeisterung, sowie Feinheit der Sitten mit dem besonnenen praktischen Verstande und der ausharrenden Kraft der Römer verband. Scipio landete im Jahre 210 an der Mündung des Ebro und begann den Feldzug mit einer glänzenden Waffentat, der Eroberung des festen, mit zahlreichen Vorräten für die punischen Heere wohl versehenen Neukarthago. Die hier in seine Gewalt gefallenen spanischen Geiseln behandelte er gütig und gab sie frei. Dadurch gewann er alle Herzen, und zahlreiche spanische Häuptlinge und Städte traten zu ihm über. Der Sieg bei Baecula über Hasdrubal sicherte seine Eroberungen, doch konnte er weder dessen Rüstungen noch seinen Zug nach Italien hindern.

Hier war Hannibal seit 215 mehr auf die Defensive beschränkt gewesen. Zwar eroberte er in demselben Jahre, als Syrakus verloren gieng, Tarent, 212, und hoffte damit einen Landungsplatz für die langerwartete Bundeshilfe des Königs Philipp gewonnen zu haben. Dagegen wurde Capua von den Römern belagert, und umsonst machte er, um sie von der verbündeten Stadt abzulenken, einen Zug bis vor die Tore Roms (211). Capua fiel und ward grausam gezüchtigt. Eine Stadt nach der andern gieng jetzt für Hannibal verloren; (209) auch wieder Tarent, das gleich Capua fast vernichtet wurde. Zwar fand Marcellus bald darauf (208) bei Venusia seinen Tod, aber Hannibal sah sich allmählich auf den äussersten Südosten Italiens beschränkt. Jedoch litten auch die Römer, deren Finanzen in äusserster Not waren und deren Felder unbestellt blieben; besonders aber murrten die Bundesgenossen gegen den schwer lastenden Krieg. Da änderte sich die wechselvolle Scene des Krieges abermals. Hasdrubal war auf dem Wege nach Italien. Nach seiner Niederlage bei Baecula in Andalusien hatte er sich geschickt seinem Gegner zu entziehen gewusst, war nach Westen ausgewichen und hatte dann nach weitem Umweg die römischen Stellungen umgehend, die westlichen Pyrenäenpässe, erreicht und ein starkes und erprobtes Heer auf demselben Wege, den 11 Jahre früher sein Bruder gekommen war, dem grossen italienischen Kampfplatze zugeführt. 207 langte er in der Poebene unter den Kelten Oberitaliens, die sich mit Eifer ihm anschlossen, an. Es stand schlimm für Rom, wenn Hasdrubal seinen Marsch längs des adriatischen Meeres vollendete und sich mit seinem Bruder verband. Allein ein unglücklicher Stern waltete über seinem Unternehmen. Ihm rückte der Consul M. Livius Salinator entgegen und gegen Hannibal, der in Apulien blieb, um Nachricht und Weisung von dem Bruder zu erwarten, stand Gaius Claudius Nero. Durch das auffangen des von Hasdrubal an Hannibal gesendeten Boten in Kenntnis gesetzt, wo er seine Vereinigung mit dem Bruder beabsichtige, liess Nero gegen Hannibal nur ein Beobachtungsheer zurück und vereinigte sich in Eilmärschen mit seinem Kollegen. Am Flusse Metaurus, unweit Sena Gallica, schlugen beide Consuln alsdann mit Uebermacht den Hasdrubal (207). Dieser, als er alles verloren sah, suchte und fand den Tod im dichtesten Schlachtgewühl. In derselben Nacht noch zog Claudius zu seinem Heere zurück, das Hannibal gegenüberstand. Hannibal erkannte an den ihm von dem rohen Feinde ins Lager

geschleuderten Kopf des Bruders die verlorene Hoffnung und das Geschick Karthagos. Er gab Apulien und Lucanien auf und zog sich in den äussersten Winkel Italiens nach Bruttium zurück, wo er sich noch 4 Jahre mit Meisterschaft verteidigte. Zu spät hatten die Karthager ihn unterstützt, um den Sieg in Italien festzuhalten. Vergebens ward jetzt Mago, der dritte Sohn Hamilkar's, von Spanien und den Balearen aus, zu einer Landung in Ligurien veranlasst, die erfolglos blieb und ihn das Leben kostete.

c) Der Sieg der Römer über Hannibal (207—201).

Scipio hatte inzwischen nach einem neuen Siege über die beiden noch übrigen Feldherren, den Hasdrubal, einen Sohn Gisgo's, und Mago, des in Italien kämpfenden Hannibal's Bruder, in der Nähe von Baecula (207), ganz Spanien unterworfen und dachte bereits an einen Zug nach Afrika, den er durch einen Besuch beim numidischen Könige Syphax vorbereitete. Nach Dämpfung eines Aufstandes in seinem Heere und der Einnahme von Gades, des letzten Haltes der Karthager, war Spaniens Besitz gesichert, worauf der südliche und südöstliche Teil und die Ebrolandschaft (Aragonien und Catalonien) in eine römische Doppelprovinz (das diesseitige Spanien Hispania citerior oder Tarraconensis und das jenseitige Hispania ulterior oder Baetica) verwandelt wurde, die Keltiberer und Lusitaner blieben vorderhand noch frei.

Jetzt begab sich Scipio, im Jahre 206, mit reicher Beute nach Rom, wo ihn das Volk, ein rasches Ende des Krieges verlangend (205), zum Consul wählte. Er erhielt zwar die Erlaubnis zu einem Kriegszuge nach Afrika, aber vom Senate, der seinen Ehrgeiz fürchtete, nur wenig Hülfsmittel. Doch was der Staat nicht gab, tat der Patriotismus der Privaten, der Nazionalhass war stärker als der Parteigeist. Von Sicilien, wohin er mit nur 7000 Freiwilligen und 30 Kriegsschiffen abgegangen war, fuhr Scipio im Spätjahr 204 mit 30.000 Mann, 40 Kriegs- und 400 Transportschiffen nach Afrika über, landete am schönen Vorgebirge (Cap Farinas) und lagerte vor Utica.

Aber der noch immer bedeutenden Macht der Karthager gegenüber richtete Scipio anfangs nicht viel aus und musste die begonnene Belagerung aufgeben, als Syphax heranrückte. Es war dieser die Hauptstütze Karthagos, und derselbe König, mit dem

Scipio einst Verbindungen gegen Karthago angeknüpft, den aber Gisgos Sohn Hasdrubal dadurch an das karthagische Interesse geknüpft, dass er ihm seine schöne, einst dem Masinissa verlobte Tochter Sophonisbe (Zephania) vermählte. Im folgenden Jahre (203) war Scipio glücklicher, indem er in Verbindung mit Masinissa, der von Syphax aus seinem Reiche vertrieben, sich jetzt den Römern angeschlossen hatte, das ihm gegenüberstehende Heer des Syphax und der Karthager vernichtete und bald darauf diesen und seine Hauptstadt Cirta in seine Gewalt bekam.

Syphax endete später als Gefangener zu Alba im Lande der Aeduer, Masinissa hingegen ward wieder in sein Reich eingesetzt und vermählte sich sogleich mit Sophonisbe. Scipio aber, der den Einfluss der neuen Gemahlin auf Masinissa fürchtete, verlangte die Auslieferung der Römerfeindin. Masinissa, um sie dieser Schmach zu entziehen, übersandte ihr einen Gifttrank, den sie unerschrocken austrank, bewundernswert im Tode ob ihres Heldenmutes, wie im Leben durch ihren Geist und ihre Schönheit. Die Karthager riefen jetzt den Hannibal zurück. Ungern verliess dieser den Schauplatz seiner Siege und landete, Italien räumend, unbelästigt von den Römern, bei Leptis in Afrika. Ohne jedoch seine Ankunft abzuwarten, hatte indess der karthagische Senat schon mit Scipio über einen Frieden unterhandelt, als dessen Hauptbedingung dieser den Verzicht auf alle Besitzungen ausserhalb Afrikas aufstellte. Dem Frieden entgegen war aber das karthagische Volk, das noch Hoffnungen auf Hannibal's Rückkehr setzte. Durch seine Aufregung ward der zum Behufe der Unterhandlungen geschlossene Waffenstillstand gebrochen und Scipio forderte jetzt auch noch Busse für diese Beleidigung. Darüber erschien Hannibal und rückte von Hadrumetum, wo er nach seiner Ankunft eine feste Stellung genommen, landeinwärts nach Zama dem Karthago bedrohenden Scipio entgegen, betrat jedoch zuerst den Weg der Unterhandlung. Da aber diese Unterredung in Naraggara bei der die grössten Feldherren ihrer Zeit sich zum erstenmale persönlich gegenüber standen, fruchtlos blieb, so kam es zur Entscheidungsschlacht bei Zama (202), wo Hannibal eine völlige Niederlage erlitt; obwohl er selbst nach dem Zeugnisse der Gegner alles getan, was ein geschickter Feldherr tun kann und soll. Mit wenigen Reitern entkam er nach Hadrumetum und von dort nach Karthago. Hier riet er dringend zum Frieden, den er dann selbst im Namen seines Staates abschloss.

Die Bedingungen desselben waren hart und demütigend. „Die Karthager,“ so lautete ihr Hauptinhalt, „empfangen, was sie an Ländereien, Gebieten und Städten in Afrika vor dem Kriege besessen, als freies Besitztum zurück und verwalten dasselbe unabhängig von jeder äusseren Macht nach ihren heimischen Rechten und Gesetzen. Sie liefern den Römern sämmtliche Kriegsschiffe bis auf zehn aus und alle Elephanten bis auf die gleiche Zahl. Des Krieges mit Staaten ausserhalb Afrikas enthalten sie sich gänzlich und führen ihn mit afrikanischen nur mit Bewilligung der Römer. Was die Karthager an Liegenschaften, Städten und Gebieten dem Masinissa oder dessen Vorfahren entrissen, inner der näher zu ermittelnden Grenzen, das geben sie an diesen zurück. Als Kostenersatz zahlen sie an die Römer binnen fünfzig Jahren die Summe von zehntausend euboeischen Talenten (in jährlichen Raten). Als Gewähr und Bürgschaft sind 100 Geiseln zu stellen, welche Scipio frei aus der karthagischen Jugend wählt.“ Scipio erhielt den Beinamen Africanus, und keinen berechtigteren Triumph hat Rom gesehen, als den er feierte. In der Tat hat kein Krieg für die Geschichte Roms und der Welt grössere Bedeutung gehabt, als der zweite punische.

Jetzt hatte Rom Italien und Sicilien zum zweitenmale genommen und war daselbst im strengeren Sinne Herr geworden. Das Joch der Römer über alle nicht latinischen Italiker, namentlich über jene, die mit Hannibal verbündet gewesen, ward jetzt härter wie je und die Herrschaft über sie durch neue Kolonien (Salernum Puteoli u. a.) befestiget. Das alte gesunde, tüchtige Bauernleben Italiens aber hatte eine tödtliche Wunde erhalten, von der es nie wieder genas.

Rom hatte jetzt auch in Spanien festen Fuss gefasst und die Nebenbuhlerin nicht blos gedemütiget, sondern ihr auch in dem Nachbarfürsten Masinissa, dem auch das Reich des Syphax zufiel, einen Wächter gesetzt. Indem Rom mit Karthago gerungen, hatte es bereits einerseits die hellenische Welt und andererseits die westwärts ausserhalb des bisherigen Kulturgebietes gelegene Welt berührt. Alle Küstenstädte von Gades bis Massilia hin schlossen sich jetzt den Römern an. Das westliche Becken des Mittelmeeres war unterworfen. Karthagos Sturz, der mit dem Ende des Krieges entschieden war, öffnete den Römern die Bahn zur Weltherrschaft und gab ihrer Politik die Richtung, dass sie dieselbe betraten.

Die Begebenheiten bis zum Ende des dritten punischen Krieges.

Der zweite makedonische Krieg (200—197).

Als König Philipp III. von Makedonien (220—179) sich mit Hannibal gegen Rom verbunden und so den ersten makedonischen Krieg (215—205), geführt, hatte er Eroberungsabsichten auf Illyrien und Thrakien gehabt. Die Römer hatten ihn damals, wie gezeigt, durch die Griechen in Schach gehalten, waren dann auch dem 206 geschlossenen Frieden beigetreten und zwar, da der Krieg mit Karthago noch fortdauerte, ohne schwere Bedingungen zu stellen. Aber sie vergassen des Makedoniers feindselige Haltung nicht.

Philipp wollte jetzt seine Macht gegen den Osten hin verstärken. Er verband sich mit Antiochos dem Grossen von Syrien, zu einem Angriff auf Aegypten, wo der unmündige Ptolomaeos Epiphanes (204—181) den Thron bestiegen. Beide Herrscher wollten sich nach der Eroberung Aegyptens in das Reich teilen. Aegypten und Kypros sollte Antiochos, Kyrene und die übrigen Besitzungen nebst den griechischen Freistädten auf den Inseln und an der kleinasiatischen Küste Philipp bekommen. Der Angriff beider Könige erfolgte. Philipp griff die kleinasiatischen Städte und Inseln an: Lysimachia, Perinth, Byzanz, Kios, Chalkedon, Lampsakos, Chios, Thasos, Samos, Abydos (201), und brachte sie grösstenteils in seine Gewalt. Wie Rhodos und der König Attalos von Pergamon ihm entgegentraten, bekriegte er auch sie.

Aber die angegriffenen Staaten wandten sich jetzt an Rom, mit dem schon während des letzten makedonischen Krieges Verbindungen angeknüpft worden waren. Rom trat für die Angegriffenen ein, übernahm dem Wunsche der Aegypter gemäss, die Vormundschaft über den jungen Ptolemaeos Epiphanes, bestimmte den Antiochus von seinem Angriff auf Aegypten abzustehen und verlangte auch von Philipp, den Krieg gegen die griechischen Staaten aufzuheben, die bereits gewonnenen Orte zurückzuerstatten, und für die Entschädigung der Rhodier und Pergamener sich ein römisches Schiedsgericht gefallen zu lassen. Philipp gab eine ausweichende Antwort. Wie er aber um dieselbe Zeit auch Athen angriff, erklärten ihm die Römer den Krieg (200).

Der Krieg lief anfangs zu Gunsten Philipps. Seitdem aber der Consul Flamininus, der eine Vorliebe für griechisches Wesen hatte, an die Spitze der römischen Kriegsmacht trat (198), nahm alles eine andere Wendung. Er wusste diejenigen griechischen

Staaten, die es bisher mit Philipp gehalten oder neutral geblieben waren, auf seine Seite zu bringen. Philipp wagte noch eine Schlacht bei Kynoskephalae in Thessalien (197), verlor sie aber vollständig und musste sich zum Frieden entschliessen. Darnach verlor er alle seine auswärtigen Besitzungen, von Makedonien selbst einige Grenzstriche und die Landschaft Orestis, musste sich verpflichten, ohne Roms vorwissen keine Bündnisse zu schliessen, ausserhalb Makedonien und gegen römische Bundesgenossen überhaupt nicht Krieg zu führen, nicht mehr als 5000 Soldaten zu halten, seine Kriegsschiffe und die Elephanten an Rom auszuliefern, ausserdem 8000 Talente Kriegskosten zu zahlen und seinen Sohn Demetrios den Römern als Geisel zu übergeben.

Die Griechen aber gewannen sich die Römer dadurch, dass sie alle hellenischen Staaten für frei erklärten (196). Von nun an bekamen die Römer einen ungemeinen Einfluss auf die griechischen Angelegenheiten, den sie aber nicht dazu benutzten, um die Zwietracht, die unter den griechischen Staaten bestand, zu beschwichtigen. So wurde der Gegensatz, der zwischen dem achäischen Bunde und zwischen Sparta, das von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrscht ward, bestand, nicht ausgeglichen: Nabis, ein verworfener Mensch, sogar schonend von den Römern behandelt, damit er ein Gegengewicht gegen den Bund der Achäer bilde. Flamininus brachte grosse Beute und (jetzt zuerst) griechische Kunstwerke nach Rom.

Der syrische Krieg (192—190).

Nach der Demütigung Philipps von Makedonien wandten sich die Römer gegen Antiochos III. von Syrien, der seinen Verbündeten im Stiche gelassen hatte, aber den Krieg desselben mit den Römern benutzte, um unterdessen Aegypten von neuem anzugreifen und dessen auswärtige Besitzungen Kilikien, Syrien, Palästina wegzunehmen (190). Wie er nun auch gegen Kleinasien sich wandte, um die dortigen griechischen Städte und Pergamon anzugreifen, ebenso wie früher Philipp, so baten diese wiederum die Römer um Hülfe (197). Diese suchten zu vermitteln, doch vorderhand ohne Erfolg, ja Antiochus griff immer weiter um sich und suchte auch Thrakien zu erobern. Da die Römer noch mit ernsteren Massregeln zögerten, so hatte Antiochus Zeit, eine Koalizion gegen Rom anzubahnen. Im Jahr 195 kam Hannibal zu ihm, der auf Roms Antrieb von Karthago hatte flüchten müssen, und unterstützte

ihn in seinen Plänen. Karthago, Spanien, Griechenland, wo wenigstens die Aetoler seit dem letzten Kriege den Römern feindlich gesinnt, gewonnen waren, sollten zugleich mit Antiochos losbrechen. Mit den Aegyptern hatte er sich (197) ausgesöhnt: dem Könige sogar seine Tochter vermählt. Diese Umstände bestimmten endlich die Römer (192) den Krieg zu beschliessen.

Antiochos gieng (192) nach Griechenland hinüber und nahm Euboea; aber von den Hellenen schlossen sich ihm ausser den Aetoliern wenige Gemeinden an; auch die Erhebung in Karthago und Spanien kam nicht zu Stande. Die Römer aber schlugen den König (191) bei den Thermopylen, worauf er mit dem Reste seines Heeres nach Asien zurückkehrte. Ganz Griechenland wurde von den Römern besetzt; die dem Antiochos verbündeten Staaten machten mit ihnen Frieden, auch die Aetolier.

Nunmehr trugen die Römer, geführt von dem Consul Lucius Cornelius Scipio, der seinen Bruder Publius Cornelius Scipio, den Sieger von Zama, als Legaten, in der Tat aber als eigentlichen Leiter des Krieges bei sich hatte, denselben nach Asien hinüber. Vergebens suchte ihnen Antiochus den Uebergang über das Meer zu wehren; seine Flotten wurden überall geschlagen. Er selbst lieferte ihnen endlich die Entscheidungsschlacht (190) bei Magnesia im Hermostale am Sipylos, unweit Smyrna. Obwol noch einmal so stark, als die Römer, erlitt er gleichwol eine so furchtbare Niederlage, dass er um Frieden bat. Er erhielt ihn unter folgenden Bedingungen: Abtretung seiner sämmtlichen europäischen und kleinasiatischen Besitzungen westlich des Halys und Tauros; Zahlung einer Summe von 15.000 Talenten; Auslieferung der Elephanten und der Kriegsschiffe bis auf zehn; Verzicht auf das Recht, gegen die westlichen Staaten Angriffskriege zu führen oder auf ihre Kosten Land zu gewinnen, ferner das Recht, das Meer westlich von Kilikien mit Kriegsschiffen zu befahren; endlich Stellung von Geiseln, darunter seines Sohnes.

Die Römer behielten die abgetretenen Provinzen des Antiochus nicht für sich, sondern verteilten sie unter den König Eumenes von Pergamon, der als ihr treuester Bundesgenosse am besten bedacht ward, und unter die griechischen Städte, besonders Rhodos, das die lykische Küste bekam. Die Städte wurden grösstenteils für frei erklärt, die wenigen Staaten, die mit Antiochos sich verbündet hatten, wurden besiegt, so 189 die Aetolier und auch die Galater, die gefürchtetsten Soldkrieger Asiens. In ihren Lagerplätzen ward

unermessliche Beute gewonnen, doch nicht zum Vorteil der altrömischen Kriegszucht. L. Scipio erhielt nebst der Ehre des Triumphes den Beinamen Asiaticus. Durch diesen Krieg und die Art des Friedensschlusses erhielten die Römer auch in Kleinasien einen ausserordentlichen Einfluss. Namentlich Pergamon, das durch sie zum mächtigsten Reiche daselbst gemacht ward, blieb fortan ihr eifrigster Diener und die Römer benutzten es gegen Syrien und Makedonien ebenso, wie Numidien gegen Karthago.

So war binnen einem Dezennium auch die römische Autorität im Osten gegründet und die Gestalt der Dinge überhaupt gänzlich geändert. Noch nicht Beherrscherin, aber Schiedsrichterin der Welt, galten die Ansprüche Roms jetzt vom atlantischen Meere bis zum Euphrat; die Macht dreier Hauptstaaten war so gebrochen, dass sie ohne Roms Erlaubnis nicht einmal einen Krieg anfangen durften, und die schwächeren folgten von selbst, indem sie es sich alle zur Ehre rechneten, Bundesgenossen Roms zu heissen. Auf diesen Namen, mit dem man die Völker unterjochte, indem man sie einschläferte, gründete Rom dies neue politische System (divide et impera) und stützte es, teils durch die stete Aufhetzung und Begünstigung der schwächeren, gegen die mächtigen, wie ungerecht auch die Forderungen der ersteren waren, teils durch die Fakzionen, die es in allen, auch den kleinsten Staaten sich zu bilden wusste.

In dem Friedenschlusse mit Antiochos hatten die Römer sich auch die Auslieferung Hannibals bedungen, welcher während des Krieges dem Könige gute Dienste geleistet hatte, wenn ihm auch aus Eifersucht der Hofschranzen nicht der Oberbefehl gegeben worden war. Aber er entfloh nach Kreta, später zu Prusias, König von Bithynien, und unterstützte ihn in seinen Kriegen gegen Eumenes von Pergamon. Die Römer verlangten nun auch von diesem die Auslieferung des Karthagers. Prusias gieng darauf ein, Hannibal kam aber durch Selbstvergiftung zuvor (183); er war 67 Jahre alt. In demselben Jahre starb auch sein Ueberwinder, Publius Scipio, sowie der Leiter des achäischen Bundes, Philopoemen.

Der dritte makedonische Krieg (171—168 v. Chr.)

Makedonien war zwar durch den Frieden von 197 gedemütigt, aber nicht geknickt. Vielmehr dachte Philipp, ohnedies über die Römer erbittert, weil sie ihn für seine Hülfe im syrischen Kriege nach seiner Meinung nicht genug belohnt hatten, daran, einen neuen

Krieg gegen Rom zu beginnen, starb aber (179) darüber hinweg. Sein Sohn Perseus, der den römisch gesinnten Bruder Demetrios aus dem Wege hatte räumen lassen, nahm die Entwürfe des Vaters auf. Doch suchte er zuerst nach Bundesgenossen. Mit auswärtigen wollte es ihm nicht gelingen; auch wurden alle darauf bezüglichen Massnahmen des Makedoniers in Rom denunziert von dem pergamenischen König Eumenes, den Perseus dafür ermorden lassen wollte. Desto grösseren Beistand schien er von Griechenland erwarten zu können; aber es schien auch nur so.

In Griechenland, auch in den kleinasiatischen Städten, war die Freude über die römische Befreiung schnell verraucht. Die einsichtsvollen Patrioten erkannten bald, dass Rom ein noch gefährlicherer Feind sei, als Makedonien. Auch war in den achäischen Bund ein neuer Schwung gekommen, besonders unter der Leitung des trefflichen Philopoemen (253—183), der im Jahre 207 zum ersten Male zum Strategen gewählt worden war. Unter ihm wusste der achäische Bund nicht nur die beständigen Angriffe Spartas unter dem Tyrannen Machanidas, den Philopoemen selber im Treffen (206) gefällt, und Nabis († 192), zurückzuweisen, sondern bezwang auch Sparta und Messenien und nötigte sie zum Beitritte. Freilich gaben eben diese Staaten Anlass zu beständigen Streitigkeiten, bei welchen die Römer als Schiedsrichter auftraten, und meist zum Vorteil der dem achäischen Bund widerstrebenden Gemeinden. In dem Kampfe gegen Messenien gieng auch Philopoemen (183) zu Grunde. Seitdem wussten sich die Römer unter den Griechen eine landesverräterische Partei zu bilden, an deren Spitze Kallikrates stand, die alle ihre Plane unterstützte. Um so heftiger trat die patriotische Partei gegen Roms Uebermacht auf und lehnte sich lieber an Makedonien an, in welchem man den Vorkämpfer der nazionalen Sache erblickte. Allein, bei alledem war nicht zu verkennen, dass den Hellenen die rechte Einsicht, Mut und Entschlossenheit fehlten — ihre eigentliche Kraft war ja schon lange verloren gegangen — und dass ihre staatlichen Verhältnisse selbst an unheilbaren Gebrechen litten; Anarchie, Selbstsucht, Verschuldung, Räuberleben, all dies war in ungeheurem Masse bei ihnen vorhanden. Auch auf die Hellenen konnte sich also Perseus nicht verlassen, obschon er mit ihnen vielfache Verbindungen angeknüpft hatte.

Die Römer aber, nachdem sie sich hinlänglich von seinen Absichten überzeugt, glaubten endlich Ernst zeigen zu müssen. Sie verlangten von ihm die schwersten Zugeständnisse, die er nicht

bewilligen konnte, und begannen dann (171) den Krieg. In den ersten Jahren war Perseus glücklich, da die Römer schlecht geführt wurden. Drei Feldherren hintereinander, aus der bereits entarteten römischen Nobilität, richteten nichts aus; doch wusste auch Perseus weder sein Heer, noch seine Schätze recht zu gebrauchen. Endlich wurde als Feldherr Lucius Aemilius Paullus gegen ihn geschickt, der ihn in der Schlacht bei Pydna (168) aufs Haupt schlug. Das eroberte Makedonien wurde in vier Provinzen zerschlagen, diese scheinbar für frei erklärt, aber ausser aller gegenseitigen Verbindung gesetzt, das Land entwaffnet war fortan zinspflichtig an Rom. Perseus, der nach Samothrake geflohen, musste sich aber bald nachher den Römern gefangen geben, ward im Triumphe mit aufgeführt und starb im Kerker. Der Staatsschatz wurde durch die gewonnene Beute so bereichert, dass die Bürger Roms von nun durch 124 Jahre lang keine Vermögenssteuer (tributum) zahlten.

Auch Illyrien und Epeiros, die sich an Perseus angeschlossen, wurden in den Fall Makedoniens verwickelt. Beide traf dasselbe Schicksal, wie Makedonien. Illyrien wurde in 3 Einzelnstaaten aufgelöst, die weder Freizügigkeit noch Eherecht haben durften, Epeiros ward unterworfen und geplündert, 150.000 Einwohner als Sklaven verkauft. Offen traten die Römer jetzt auch im Orient und in Griechenland gegen ihre bisherigen Verbündeten als Herren auf. Den Rhodiern, welche in der letztern Zeit die Partei des Perseus genommen haben sollten und die wenigstens den Frieden zu vermitteln gedachten, wurden dafür ihre festländischen Besitzungen entrissen und ihr Handel durch allerlei Beschränkungen gelähmt. Der König Antiochos IV., Epiphanes von Syrien (176—164), der während des letzten makedonischen Krieges einen Versuch machte, sich Aegyptens zu bemächtigen, wurde durch das Machtwort der Römer gezwungen, sich zurückzuziehen, und Aegypten geriet für diesen Schutz der Römer in dauernde Abhängigkeit von dieser Macht. Sogar den König Eumenes von Pergamon fingen sie jetzt an kälter zu behandeln, da man ihn nach dem Sturze Makedoniens nicht mehr brauchte.

Aber am härtesten wurde mit den Griechen verfahren. Es begannen hier förmliche Hochverratsprozesse. Die in Perseus Heer gedient, wurden hingerichtet; gegen die wegen ihrer makedonischen Gesinnung Verdächtigen, Untersuchungen eingeleitet. Die römische Partei begann nun das Angeberwesen. Massenweise wurden die

namhafteren Patrioten nach Rom geschleppt; von den Achäern allein 1000 Geiseln. Hier wurden sie in strenger Gefangenschaft gehalten; Fluchtversuch mit dem Tode bestraft. Auf diese Weise glaubte man die nazionale Partei vernichtet zu haben. Rom gebot nun über Griechenland, wie über einen unterworfenen Staat.

Der dritte punische Krieg 149—146 und der achäische 146 v. Chr.

Mit der Schlacht bei Pydna war auch die Weltherrschaft der Römer, welche durch die Schlacht bei Zama inauguriert worden war, entschieden, obwol sie es noch unterliessen, im Osten eine neue Provinz einzurichten. Die Resultate dieses Kampfes sollten jedoch Siegern und Besiegten im höchsten Grade verderblich werden. Die raschen und ungeheuren Erfolge nämlich veränderten den ganzen Charakter des römischen Lebens und der römischen Staatszustände von Grunde aus. Am deutlichsten, wenn auch zunächst nur auf der Oberfläche, tritt diese Veränderung jetzt in den auswärtigen Beziehungen Roms zu Tage, wo wir die Stadt von nun an zu blossen Eroberungs- und Zerstörungskriegen weiter schreiten sehen, und wo Senat und Feldherrn nur die Künste einer macchiavellistischen Politik anwenden, lange, ehe die Bezeichnung dafür bestand; aber auch in das innere Verfassungsleben legte diese Machtzunahme Roms den Samen der Revoluzion und in seine Sitte und seine republikanische Tugend den Keim des Todes und Verderbnisses. Zuerst empfand Karthago diese veränderte Gesinnung.

Nach dem zweiten punischen Kriege versuchte Hannibal, den karthagischen Staat zu reformieren. Er stürzte die Oligarchenpartei, die zugleich römisch gesinnt war, veränderte die Verfassung im demokratischen Sinne und wurde selber an die Spitze des Staates gestellt. Aber die Römer, von allen Vorgängen unterrichtet, drohten und wussten seine Verbannung durchzusetzen, worauf er nach Syrien entfloh. Darauf kam die oligarchische Partei wieder ans Ruder. Demungeachtet wurde Karthago von den Römern beargwohnt, und die Händel, in welche der Staat mit dem Numidierkönig geriet, der sie beständig bedrängte, gaben den Römern Gelegenheit genug, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen und ihre übrig gebliebene Macht kennen zu lernen. Diese war allerdings nicht unbedeutend; der Reichtum Karthagos war noch ein sehr ansehnlicher. In Rom beschloss man desshalb, besonders auf Antrieb des alten M. Cato, die Vernichtung Karthagos und benutzte einen neuen Zwist dieses

Staates mit Masinissa dazu. Als die Karthager gegen diesen ein Heer rüsteten, stellten sich die Römer, als sei dies gegen sie gerichtet, und als es bald darauf zwischen Masinissa und den Karthagern zum schlagen kam, erklärten sie an die letztern den Krieg, da sie den Frieden gebrochen hätten (149) und schickten Flotte und Heer nach Afrika.

Die Karthager taten alles, um den Krieg abzuwenden, sie erboten sich zu jeder Genugtuung; auf begehren der römischen Consuln lieferten sie 300 Geiseln, ja sogar alle Waffen aus, um Rom zu versöhnen. Wie diese aber endlich verlangten, die Karthager sollten ihre Stadt zerstören und sich drei Meilen landeinwärts anansiedeln, da brach die lang verhaltene Verzweiflung aus und die Stadt erhob sich zum Todeskampfe. In der Tat leisteten sie bewunderungswürdiges, und in den ersten Jahren des Krieges konnten auch die Römer keine wesentlichen Vorteile erlangen, zumal sie sich nicht mehr auf Masinissa und nach dessen erfolgtem Tode (148) ebensowenig auf seine Söhne verlassen konnten und auch das römische Heer schlecht geführt ward. Endlich ward P. Cornelius Scipio (Sohn des Aemilius Paullus und durch Adopzion in die erlöschende Familie der Scipionen getreten, 147) an die Spitze des Heeres gestellt. Die Karthager, jetzt eng umlagert, wehrten sich in ihrer ungemein festen Stadt mit Heldenmut. Während Scipio den äusseren Hafen durch einen Damm sperrte, gruben sie aus dem innern einen Kanal ins Meer. Endlich erlag die Stadt, fast die ganze Bevölkerung suchte freiwilligen Tod in Kampf und Flammen (146). So war die Nebenbuhlerin Roms vernichtet; Scipio hielt feierlichen Triumph und ward mit dem Namen des jüngeren Africanus begrüsst.

Um dieselbe Zeit waren aber auch in Makedonien und Griechenland Feinde gegen die Römer aufgestanden. In Makedonien hatte ein gewisser Andriskos (Pseudo-Philippos), der sich für einen Sohn des letzten Königs, Perseus, ausgab (149), grossen Anhang gefunden. Von den Thrakern und selbst von den Byzantinern unterstützt, bemächtigte er sich des Landes. Ein römisches Heer, das ihm entgegenrückte, wurde geschlagen; er drang sogar bis Thessalien vor und knüpfte Verbindungen mit Karthago an. Dies alles war um so bedenklicher, als in Griechenland ebenfalls Veränderungen eingetreten waren. Hier kam (149) die antirömische Partei unter Diaeos, einem der nach Rom Geschleppten, deren Rest, gegen 300, im Jahre 151 wieder in die Heimat entlassen worden war, an

das Ruder des achäischen Bundes. Eine neue Mishelligkeit mit Sparta, welche die Römer wieder benutzen wollten, um ihr Schiedsrichteramt zu üben, gab Veranlassung zu entschiedener Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Römer (147). Schon rüsteten die Achäer, zunächst gegen Sparta, aber bei der steigenden Erbitterung gegen die Römer und ihre Forderungen schien es auch ihnen gelten zu müssen.

Die Lage der Römer war also bedenklich, wenn ihre Feinde sich verbanden. Aber daran fehlte es. Die Achäer, vorderhand durch das scheinbare einlenken der Römer beschwichtigt, überliessen den makedonischen Thronprädenten seinem Schicksale. Gegen ihn wurde nun ein tapferer und umsichtiger Feldherr, Q. Caecilius Metellus geschickt, welcher ihn (147) besiegte und gefangen nahm.

Und nun wollte man auch mit Griechenland ein Ende machen. Metellus verlangte noch einmal Nachgiebigkeit gegen die Vorschläge der Römer betreff Spartas. Wie aber als Antwort darauf die achäische Volksgemeinde in Korinth (146) Krieg gegen die Widerspenstigen beschloss, so gieng er zum Angriff über und schlug das achäische Heer, das Kritolaos führte, bei Skarpheia in Lokris aufs Haupt. Darauf rückte er gegen den Peloponnes vor. Die Achäer wählten Diaeos wieder zu ihrem Strategen. Dieser entwickelte eine grosse Tätigkeit, aber es fehlte ihm die Einsicht des Feldherrn, wie den Hellenen im allgemeinen der Mut. Auch war es nicht reiner Patriotismus, welcher die Führer der Kriegspartei leitete, sondern er war von vielen gehässigen Leidenschaften zersetzt. So kam es endlich zur entscheidenden Schlacht bei L e u k o p e t r a e (auf dem Isthmos). Die Römer führte der Consul Mummius, die Achäer Diaeos. Die letzteren wurden, wie nicht anders zu erwarten, überwunden, Korinth gleich darauf von den Römern erstürmt, ausgeplündert und endlich verbrannt. Ein furchtbares Gericht ergieng über diejenigen, die an dem Kampfe Teil genommen. Sie wurden entweder hingerichtet, oder in die Sklaverei verkauft.

So erlag auch Griechenland dem Schwerte Roms! Die absterbende Blume ward geknickt, aber ihr Same war in alle Welt zerstreut; die geistige Wirksamkeit Griechenlands berührte jetzt auch den Westen. Die Griechen wurden die Lehrer der Römer. Die Besiegten schlugen die Sieger in die Bande ihres Geistes.

Die Römer verliessen nun den bisher befolgten Grundsatz, keine weiteren Länder ihrer unmittelbaren Herrschaft einzufügen. Makedonien und Griechenland (unter dem Namen Achaja) wurden

(146) römische Provinzen; der Statthalter erhielt seinen Sitz in Makedonien, von ihm war auch Griechenland abhängig. Der Grosshandel kam jetzt in die Hände der Römer, welche besonders in Argos und Delos ihren Sitz hatten. Von Dyrrhachium und dem etwas südlich gelegenen Apollonia in Neu-Epeiros gieng die Hauptstrasse, die egnatische genannt, nach Osten bis Thessalonich, von da später bis zum Hebrus weiter. Ebenso wurde nach der Zerstörung Karthagos das karthagische Gebiet unter dem Namen Africa römische Provinz mit dem Handelsemporium Utica als Hauptstadt.

Die Unterwerfung Spaniens und Galliens. Viriathus. Numantia.

Spanien war schon nach dem zweiten punischen Kriege zur römischen Provinz erklärt worden; doch waren nicht alle Völkerschaften der Halbinsel tatsächlich überwunden und hatten überhaupt die Waffen in Spanien nie geruht. So war ein im Jahre 197 unternommener grosser Aufstand der Spanier (195) von M. Porcius Cato mit der völligen Unterwerfung des diesseitigen Spaniens beendet worden; später im Jahre 179 wurden dann auch die westlichen Keltiberer durch Tiberius Sempronius Gracchus unterworfen.

Diesem besonders gelang es auch, durch gute Vermittlung die Gemüter der freiheitsliebenden, kriegerischen, unruhigen spanischen Stämme zu gewinnen. Lange Zeit nach ihm war das Land ruhig geblieben. Aber seit 154 v. Chr. loderte von Lusitanien her ein Krieg auf, der sich über die ganze Halbinsel verbreitete.

Die Arrevaker, ein kriegerischer Stamm, setzten sich in Numantia (am Duero) fest und als diese endlich auf Vertrag bezwungen waren, reizte neue Treulosigkeit römischer Consuln und Feldherrn andere Stämme die Empörung fortzusetzen.

In dem Kriege, der nun geführt ward, tat sich bei den Lusitanern ihr Feldherr und König Viriathus, früher Hirt, Jäger und Räuber, auf ausgezeichnete Weise hervor. Er schlug die Römer zu wiederholten Malen, befreite ganz Lusitanien und trug seine Waffen auch in die Rom untertänigen Landschaften. Die Römer giengen (140) einen Vertrag mit ihm ein, wonach sie die Lusitaner als unabhängig, Virathus als König anerkannten. Aber der Consul Caepio brach diesen Vertrag und liess Viriathus verräterischer Weise ermorden (138). Lusitanien wurde jetzt bezwungen und musste unter Rom's Botmässigkeit zurückkehren.

Allein hiermit war der Kampf mit Spanien noch nicht zu Ende. Die Arrevaker setzten ihn fort, unterstützt von einigen andern Völker-

schaften und die Römer vermochten ihre Hauptstadt Numantia nicht zu nehmen, erlitten vielmehr hier die empfindlichsten Niederlagen. Sie sahen sich daher auch hier (736) zu einem Abkommen mit den Numantinern gezwungen, das der billig denkende Quästor Tiberius Gracchus zu Stande gebracht hatte. Doch wurde auch dies vom römischen Senate nicht genehmigt. Der Krieg gieng fort, aber zum Nachteil der Römer, bis diese sich endlich entschlossen, dem Besieger von Karthago, Scipio Aemilianus, den Oberbefehl zu übertragen (133). Dieser brachte endlich nach einer 15monatlichen Belagerung, die durch Hunger und Elend aufs äusserste gebrachte Stadt zur Unterwerfung (133). Die ganze iberische Halbinsel, die Nordküste ausgenommen, gehorchte jetzt den Römern. Auch die Balearen wurden 123 unterworfen.

Gleichzeitig mit den Kriegen in Syrien, Makedonien, Griechenland, Afrika und Spanien fanden fortwährende Kämpfe mit den Galliern in Oberitalien und Gallien statt. Im zweiten punischen Kriege hatten sich die cisalpinischen Gallier und Ligurer an Hannibal angeschlossen. Sie mussten dafür gezüchtigt werden. Doch ward die Ausübung der Rache den Römern nicht leicht; denn erst nach langem Kampfe vermochten sie die transpadanischen Gallier zu unterwerfen. Noch später erfolgte die Unterwerfung der Ligurer.

Den transpadanischen Stämmen liess man ihre Verfassung; sie sollten ein Bollwerk für die römischen Ansiedlungen südlich vom Po bilden, gegen das nachrücken der transalpinischen Gallier und gegen die Einfälle der räuberischen Alpenbewohner in Italien. Dagegen ward die Landschaft südlich vom Po, in unmittelbar römisches Gebiet verwandelt. Zu den alten, wieder hergestellten Festungen Placentia und Cremona kamen jetzt die neugegründeten Bononia (189), Mutina und Parma. Die ämilische Strasse lief jetzt längs dem Nordostrande des Apennin hin und verband Ariminium mit Placentia; auf sie traf bei Bononia von Aretium her die Via Cassia.

Schneller gieng die Eroberung des südlichen Galliens vor sich. Massilia wurde von den umwohnenden Völkerschaften bedrängt und die Römer, welche eben darin eine willkommene Veranlassung zur Einmischung erblickten, leisteten der Handelstadt Hülfe, fassten festen Fuss und legten, ihrem alten Unterjochungssystem getreu, die Kolonien Aquae Sextiae und Narbo an; die Arverner in der heutigen Auvergne, wurden Bundesgenossen und die Allobroger am obern Rhodanus Untertanen; so ward der südliche Teil des transalpinischen Gallien unter dem Namen Provincia, römische Provinz,

121 v. Chr. Während Rom auf diese Weise die gallischen Küstenlandschaften des Mittelmeeres mit seinen Polypenarmen umschlang, eroberte es zu gleicher Zeit unter der Führung von Metellus die dalmatisch-istrischen Küstenländer am Adria-Meer und legte (183) die Zwingburg Aquileja an, von wo aus es die neu unterworfenen Völker im Zaume hielt.

Der Orient.

Auch Pergamon geriet um diese Zeit in die Hände der Römer. Auf Eumenes II. folgte hier dessen Bruder Attalos II. (158—137), und dann des Eumenes Sohn, Attalos III. Philometor (137—132), mit welchem das Geschlecht der Attaliden erlosch. Dieser vermachte sein Reich den Römern, doch suchte es ihnen ein natürlicher Sohn des Eumenes, Aristonikos, streitig zu machen. Er hatte anfangs Erfolg, wurde aber bald (129) von den Römern besiegt, gefangen und hingerichtet. Pergamon wurde jetzt unter dem Namen Asien römische Provinz. Die übrigen Staaten Kleinasiens, auch Kappadokien, standen unter römischer Hoheit, und die dortigen Könige dachten vorderhand so wenig daran, sich dieser Bevormundung zu entziehen, dass sie sich vielmehr an serviler Schmeichelei gegen die Republik gegenseitig überboten.

Auch Aegypten und Syrien waren als Schutzstaaten der Römer zu betrachten. Sie entschieden über die Thronstreitigkeiten daselbst und schickten Kommissionen dahin, um dieselben in Ordnung zu bringen. In Aegypten stritten sich nach dem Tode Ptolemaeos V. Epiphanes (204—181), zwei Brüder um den Thron: Ptolemaeos VI., Philometor, und sein Bruder Physkon. Die Römer ordneten den Streit so, dass Ptolemaeos Philometor den Thron von Aegypten erhielt (181—145), während sein Bruder Physkon mit Kyrene abgefunden wurde. Nach dem Tode Philometors bemächtigte sich aber Physkon des ägyptischen Thrones als Ptolemaeos VII. Energetes II. (145 – 117).

Das syrische Reich zerfiel nach dem Tode Antiochos III. (187) immer mehr. Ihm folgte Seleukos IV., Philopator (187—176). Antiochos IV., Epiphanes (176—164), welcher das Reich auf Kosten Aegyptens auszudehnen suchte, musste vor dem Machtworte der Römer zurückweichen, und bewirkte durch seine Gewalttätigkeiten den Abfall Judäas. Nach seinem Tode stritten sich Demetrios, der Sohn des Seleukos IV. und Antiochos V. Eupator (164—161) um den Thron. Die Römer aber erklärten sich für den letztern, und

da er noch unmündig war, so übernahmen sie die Vormundschaft desselben. Doch Demetrios ermordete Antiochos und bestieg als Demetrios I. Soter (161—150) den Thron.

In Folge dieser Unruhen trennte sich eine Provinz nach der andern vom syrischen Reiche. Armenien machte sich schon zu Zeiten Antiochos des Grossen unabhängig. Judäa folgte unter Antiochos Epiphanes. Das parthische Reich, das unter Antiochos dem Grossen wenigstens die Oberhoheit Syriens anerkannt hatte, wurde wieder mächtiger, sein Herrscher Mithridates I. aus dem Hause der Arsakiden (175—136) griff das baktrische Reich an, warf es über den Haufen, und vereinigte es mit dem Partherreich; auch Persien, Babylonien und Medien wurden unterworfen, so dass das syrische Reich sich nur noch auf Syrien und Mesopotamien beschränkte. Das parthische Reich erstreckte sich wieder über ganz Iran bis an den Indus.

Die Römer als Eroberer.

Das römische Kriegswesen.

So war die römische Republik in Zeit von ungefähr anderthalb Jahrhunderten der mächtigste und angesehenste Staat der Welt geworden. Sie errang diese Erfolge einmal durch die moralische Versunkenheit oder Zersplitterung der Völker, mit denen sie zu tun gehabt; zweitens durch die Tapferkeit der römischen Heere; drittens durch kluge auswärtige Politik; viertens durch die Kraft, welche der Staat von den inneren politischen Einrichtungen erhielt.

Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir hinlänglich gesehen, wie das republikanische Wesen in Griechenland und in den, Kolonialstaaten innerlich zersetzt war. Die unumschränkte Monarchie welche dasselbe ablöste, entwickelte aber nur in den Händen kraftvoller Regenten, die selten waren, eine grössere Bedeutung. Sonst zeigten sich die Gebrechen, die notwendig damit verknüpft sind, die moralische Haltlosigkeit der Individuen, die Ausbeutung durch gewissenlose Statthalter, Selbstsucht und Verfolgung des eigenen Interesses auf Kosten des Ganzen, endlich Thronstreitigkeiten bei jeder Gelegenheit, und diese Reiche fielen daher beim ersten Sturme, der sie von auswärts traf, zusammen oder verloren ihre politische Selbständigkeit. Zumal einem Volke, wie dem römischen gegenüber, das die republikanische Tüchtigkeit und Einfachheit noch in so hohem Grade besass.

Aber ausserdem war auch das römische Kriegswesen dem aller andern Staaten überlegen. Langsam hatte es sich herangebildet. Das Volk nahm alle guten Einrichtungen, die es bei andern Nazionen kennen gelernt und deren Brauchbarkeit es erprobt hatte, bei sich auf und vervollkommnete auf diese Weise nach und nach das Kriegswesen ungemein. Vor allem unterschied sich das römische Heer dadurch von den meisten andern, dass es ein Nazionalheer war, ausgezeichnet durch Ehrgefühl der einzelnen, wie durch die musterhafteste Zucht. Jeder Bürger war Soldat und verpflichtet, von seinem 17. bis zum 46. Jahre Kriegsdienste zu leisten, doch erhielten die Krieger vom Jahre 304 an Sold. Niemand konnte ein öffentliches Amt bekleiden, ohne zehn Feldzüge mitgemacht zu haben; jeder Staatsbeamte musste Feldherr sein können. Proletarier und Freigelassene blieben, den Notfall ausgenommen, vom ordentlichen Dienste in den Legionen ausgeschlossen (erst später durch Marius wurden sie in dieselben aufgenommen); dagegen wurden sie zum Dienste auf der Flotte verwendet.

Das Heer war in Legionen eingeteilt, jede Legion 4—6000 Mann stark, wiederum in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln, und jede Manipel in 2 Centurien. Der Centurien rechnete man später 70 für die Legion, jede 60 Mann stark. Jede Abteilung wurde von entsprechenden Offizieren befehligt. Diese waren die Kriegsobersten tribuni militum, 6 bei einer Legion, wovon einer die ganze Legion befehligte, jeder der anderen je zwei Cohorten; die centuriones (Hauptleute) und die optiones. (Lieutenants).

Die Legion bestand aus vier Arten von Soldaten: die hastati, die in der ersten; die principes, die in der zweiten; die triarii, die in der dritten Linie fochten; und die velites, leichte Truppen. Die ersten beiden waren ausser Schild, Helm, Panzer, Beinschienen mit 2 Wurfspiessen (pila) und dem Schwert (gladius) bewaffnet, in welchem letzteren die Entscheidung lag. Die Triarier hatten Stosslanzen. Bei jeder Legion befanden sich ferner 300 Reiter, in 10 turmas und 30 Decurien eingeteilt, befehligt vom praefectus equitum.

Die römische Schlachtordnung hatte die hellenische und makedonische Phalanx, das tiefe geschlossene Quadrat, vertauscht mit einer grössern Beweglichkeit und Selbständigkeit der einzelnen Glieder. In der Tiefe waren die drei Treffen der hastati, principes und triarii; und in der Front befanden sich ebenfalls Zwischenräume zwischen den Cohorten. Sämmtliche Truppen waren so aufgestellt, dass die vordern sich mit Bequemlichkeit hinter die zweite und

dritte Linie zurückziehen konnten. Auf beiden Seiten der römischen Schlachtordnung standen die Truppen der Bundesgenossen und die Reiterei.

Besondere Sorgfalt wendeten die Römer auf ihren Märschen und bei der Befestigung des Lagers an. Der römische Soldat musste auf alle Fälle vorgesehen sein, hatte daher sehr viel zu tragen. Das römische Heer machte nirgends Rast, ohne ein vollständiges Lager mit Gräben, Wällen und Toren geschlagen zu haben, das zugleich eine Art Festung war. Bei Belagerungen bedienten sie sich der Ballisten und Katapulten und der Sturmböcke, sowie beweglicher Türme.

Die Kriegszucht war ausserordentlich streng. Vergehungen wurden hart bestraft. Dem Feldherrn stand das Recht über Leben und Tod zu und selbst für geringere Vergehen konnte er die Schuldigen mit Ruten auspeitschen lassen. Dafür wurde aber auch dem Tapferen um so grössere Ehre erwiesen. Die bedeutendsten Belohnungen waren Kronen: die Bürger, Mauer, Belagerungs- und Siegeskrone (corona civica, muralis, obsidionalis, triumphalis). Die grösste Ehre aber war der Triumph, das feierliche einziehen des Feldherrn in Rom an der Spitze seines Heeres und gefolgt von den überwundenen feindlichen Feldherren und Königen, eine Ehre, welche nur vom Senate oder vom Volke einem Feldherrn zuerkannt werden konnte.

Rom und die Provinzen.

Zeigten sich nun die Römer schon durch ihr vortrefflich geordnetes Kriegswesen, das sich durch den Nazionalstolz und die Vaterlandsliebe seiner Krieger, wie durch strenge Zucht auszeichnete, den andern Völkern überlegen, so beurkundeten sie durch die Art und Weise, wie sie die Unterworfenen zu ihrem Staate in Beziehung setzten, ihr politisches Talent.

Ihr Hauptaugenmerk war, die Verbindung der ihnen angehörigen Völker und Staaten mit ihnen so eng und fest zu machen, dass eine Auflösung nicht leicht gelingen konnte. Dazu gehörte einmal, dass überall die früher etwa bestandenen Eidgenossenschaften innerhalb einzelner Völker gelöst wurden und dass nur das staatsrechtliche Verhältnis der einzelnen Gemeinden (municipia) zu Rom geduldet wurde; zweitens dass im allgemeinen die materiellen Zustände der unterworfenen Völker durch die Verbindung mit Rom sich nicht verschlechterten, d. h. die Völker wurden nicht gedrückt, waren

frei von Grundsteuer und seit 167 auch von Tribut. Doch war, wie bereits (S. 451) erwähnt, das staatsrechtliche Verhältnis der Bewohner der italischen Halbinsel ein sehr verschiedenes, wie es denn in Rom als Grundsatz galt, die Unterworfenen durch ungleiche Behandlung in ihren Interessen zu teilen und es unterschied sich mit vollem Bewusstsein, das Italien der Togaträger (Italia togata, so genannt, nach der ihm eigentümlichen Tracht) von den gallischen und barbarischen Ländern.

Aber auch in den Ländern ausserhalb Italiens, in den Provinzen, giengen die Römer ebenfalls von dem Grundsatz aus, die bisher bestehenden Organisazionen, welche eine gegen Rom gerichtete Vereinigung der Bevölkerung erleichtert hätten, zu zerstören und ganz neue an deren Stelle zu setzen, ferner in Bezug auf politische Rechte einen Unterschied zu machen, zwischen freundlich gesinnten und ergebenen Gemeinden und solchen; die sich lau oder widerspenstig gezeigt hatten. Im Ganzen zerfielen die Provinzialstädte in drei Hauptklassen: Städte mit freier einheimischer Verfassung; Städte mit römischer Verfassuhg; eigentlich unterworfene Städte. Die Städte der ersten Klasse zeichneten sich durch folgende Vorrechte aus: Befreiung von einer römischen Besatzung, eigene Gerichtsbarkeit nach eigenen Gesetzen, Befreiung von Grundsteuer. Die Städte der zweiten Klasse waren die mit latinischem Recht, die jedoch von den italischen Städten dieser Klasse sich dadurch unterschieden, dass sie Grundsteuer und Tribut zahlen mussten. Die Städte der dritten Klasse bildeten den eigentlichen untertänigen Teil der Bevölkerung, waren in Bezug auf Besteuerung am schlechtesten gestellt und standen unmittelbar unter dem Statthalter der Provinz; doch hatten auch sie eigene Verfassungen mit Volksversammlungen und Behörden. Das glatte Land wurde in Gerichtssprengel (conventus, Diöcesen) eingeteilt.

Die Verwaltung der Provinzen wurden zuerst Prätoren, seit 149 Proprätoren oder Proconsuln übertragen, d. h. solchen Personen, welche vorher Prätoren oder Consuln gewesen waren. Beide unterschieden sich von einander im Rang und meist auch dadurch, dass dem Proconsul ein zahlreicheres Heer, wenn die Provinz unruhig war, beigegeben wurde als dem Proprätor. Die Besetzung dieser Statthalterschaften stand dem Senate zu. Sie galt in der Regel nur auf ein Jahr. Unterbeamte des Statthalters waren Legaten, ein Quästor und zahlreiche Schreiber. Der Statthalter hatte die ganze Militär- und Zivilgewalt in seinen Händen und nur die bevorzugten

Gemeinden waren von derselben frei. Die Einkünfte der Provinz wurden von den Quästoren verwaltet, welche die Statthalter begleiteten. Die Steuer aber wurde von den Steuerpächtern (publicani) eingetrieben, denen Geldhändler (negotiatores) zur Seite standen, von denen die Provinzialen gewöhnlich Anlehen erhoben, um die Steuern zu bezahlen. Statthalter, Steuerpächter und Geldhändler sogen die Provinzen meist gewaltig aus. Durch Einführung der römischen Sprache, ausser wo man griechisch redete, suchte man die Einwohner zu romanisieren.

Roms Verfassungszustände.

Die römische Verfassung hatte sich nachgerade zu einer eigentümlichen Mischung von Demokrazie und Aristokrazie durchgebildet. Das Volk war wohl der Souverain, und der geringe Rest von Bevorzugung der Vornehmen, welcher nach der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer in der Abstimmungsnorm der Centuriatcomitien geblieben war, wurde (wahrscheinlich 241) auch noch beseitigt, indem die fünf ersten Klassen gleich viel Stimmen, nämlich jede 70, 35 ältere und 35 jüngere, zusammen 350 erhielten, so dass sie auf die Abstimmungsweise in den Tributcomitien hinausliefen, sohin nicht mehr die Ritter und die erste Klasse allein die Entscheidung geben konnten. Gleichwohl war die römische Verfassung weit entfernt, von einer Herrschaft der Massen, ja selbst von einer reinen Demokrazie.

Denn erstens hatten die Proletarier, die in der sechsten Klasse sich befanden, gar keinen Einfluss in der Volksversammlung, da die Aenderung der Stimmenabgabe in den Centuriatcomitien sich nicht auf sie bezog und Freigelassene mit Sorgfalt davon fern gehalten wurden. Zweitens war durch die Teilung der gesetzgebenden Gewalt und anderer Befugnisse des souveränen Volkes unter die Centuriatcomitien und Tributcomitien einer unbesonnenen, von dem Augenblick beherrschten, die ganze Republik in Frage stellenden Tätigkeit des Volkes vorgebeugt.

Den Centuriatcomitien stand jetzt ausschliesslich die Wahl der höheren Magistrate zu: der Consuln, der Prätoren, der Censoren, der Curulaedilen; ferner die Entscheidung über Krieg und die höchste Gerichtsbarkeit in Kapitalvergehen. Die Tributcomitien wählten die ursprünglich plebejischen Magistrate; die Tribunen, plebejischen Aedilen, einen Teil der Militärtribunen, die niedern Magistrate (Quästoren u. a.) und Kommissionen zu besonderen Geschäften;

ferner hatten sie über Friedensschlüsse zu entscheiden. Die Gesetzgebung stand beiden Comitien zu; nur hatten bei den Centuriatcomitien die Regierung (der Senat und die Consuln) die Initiative, bei den Tributcomitien das Volk. Daher geschah es, dass die Gesetzgebung meistens von den Tributcomitien geübt ward. Auch eine ziemlich ausgedehnte Gerichtsbarkeit übten die Tributcomitien; namentlich kamen Klagen über Beamte vor sie. Auch konnte man an sie wegen Geldstrafen (Multen) Berufung einlegen.

Dagegen besass die Regierung, der Senat und die Consuln sehr bedeutende Rechte. Der Senat wurde ergänzt aus denen, welche die höchsten Magistrate bekleidet hatten, bis zum Quästor herunter; dem Censor aber stand das Recht der Wahl oder der Verwerfung zu — doch musste er später für letztere Gründe angeben. Die alte Normalzahl der Mitglieder, die 300 betrug, hatte mit der Vergrösserung des Staates zugenommen, ohne je geschlossen zu sein. Der Senat hatte die auswärtigen Angelegenheiten (mit Ausnahme der Kriegserklärung und der Friedensschlüsse, über welche in letzter Instanz den beiden Comitien die Entscheidung zukam) in der weitesten Ausdehnung unter sich; ferner stand Religion und Kultus unter ihm; sodann das ganze Finanzwesen, Verwaltung und Verwendung der Staatseinkünfte; er ernannte die Richter für alle bedeutenderen Gerichte; ebenso die Statthalter für die Provinzen; er hatte das Recht, durch die Consuln oder Prätoren die Centuriatcomitien zu berufen und besass hier die Initiative, d. h. das Vorschlagsrecht; ferner vermochte er auf sie den grössten Einfluss zu üben, durch die Augurien, die ebenfalls in seiner Hand sich befanden. Ausserdem hatte der Senat das Recht, einen Dictator zu ernennen, oder dem Consul dictatorische Gewalt zu verleihen, durch die Formel: Die Consuln mögen Sorge tragen, dass dem Staate kein Nachteil erwachse (videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat), wodurch für die Dauer der Gefahr alle gesetzlichen Bestimmungen ausser Wirksamkeit gesetzt wurden.

Die höheren Magistrate waren die Consuln, die Prätoren, die Censoren, die Curulaedilen. Die zwei Consuln hatten die gesammte Civil- und Militärverwaltung. Die Prätoren, zuerst zwei, nämlich urbanus und peregrinus, später sechs, waren die obersten Richter. Die zwei Censoren stellten das fünfjährige Staatsbudget auf, ordneten Zölle und Steuern an oder verpachten sie, waren überhaupt Verwalter des ganzen Staatsgutes. Ausserdem hatten sie die Beaufsichtigung der Sitten mit dem Rechte den Senat zu ergänzen,

Unwürdige aus demselben zu entfernen und Bürger zur Strafe aus einer Klasse in eine andere zu versetzen. Den zwei Curulaedilen lag insbesondere die Besorgung der grossen Festspiele ob; in die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei im weitesten Umfange, die gleichfalls in ihren Wirkungskreis gehörte, teilten sie sich mit den zwei plebejischen Aedilen.

Auch die Befugnisse und die Gewalt der Volkstribunen stiegen natürlich ausserordentlich seit der Gleichstellung beider Stände und seitdem die Volksbeschlüsse als allgemein bindend anerkannt wurden.

Es gab aber ausser diesen Magistraten noch geringere (minores), die von den Tributcomitien ernannt wurden. Dahin gehörten die Quästoren, deren Zahl zuerst zwei, dann vier, mit der Erweiterung des Reiches auf acht, unter Sulla auf zwanzig und unter Cäsar auf vierzig stieg. Ihr Hauptgeschäft blieb die Verwaltung der finanziellen Angelegenheiten im Frieden und Krieg und in den Provinzen. Als ein Gerichtshof für Prozesse, die das Eigentum betrafen, fungierten die decemviri litibus iudicandis; die Sicherheitspolizei oblag den triumviri capitales oder nocturni; für die Reinlichkeit der Strassen in- und ausserhalb der Stadt sorgten die quatuorviri und duumviri; die Aufsicht aber über das Münzwesen übten die triumviri monetales.

Oeffentliche Diener der Magistrate waren Schreiber (scribae); Ordonanzdiener (accensi); Lictoren, Vollstrecker der körperlichen Züchtigungen und der Todesstrafen; Amtsboten (viatores); Ausrufer (praecones).

Was das Gerichtswesen anbetrifft, so konnten natürlich die Prätoren nicht alle Fälle selber richten. Sie übergaben sie entweder an Einzelrichter oder an die Decemvirn. Für Straffälle waren sie von einem Kollegium von Geschworenen (centumviri) umgeben, welche sich in vier Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) sonderten, die über Erpressungen, über Bestechungen, über Verbrechen gegen den Staat und über begangene Veruntreuungen an den öffentlichen Geldern, Urteile fällten. Alle diese Gerichte waren mit Senatoren besetzt. Von den Gerichten konnte an die Comitien Berufung eingelegt werden: bei Kapitalvergehen an die Centuriatcomitien, in Multsachen an die Tributcomitien.

Die römische Verfassung war also sehr verwickelt; die verschiedenen Gewalten hielten einander das Gleichgewicht, und durch alle Einrichtungen leuchtet die Absicht hindurch, einmal die Freiheit der Bürger und des Volkes sicher zu stellen, zugleich aber auch

der Staatsgewalt die gehörige Kraft zu verleihen. Diese Verfassung verfehlte daher auch nicht, ihre guten Wirkungen zu äussern, so lange die Heiligkeit des Gesetzes anerkannt wurde und der altrömische Patriotismus, die altrömische Tugend und Einfachheit der Sitten bestand. Allein, hierin vollzog sich gerade während der Zeit der auswärtigen Erfolge eine grosse Veränderung.

d) Das Zeitalter der Bürgerkriege (133—31 v. Chr.).

Die Nobilität.

Während die römische Herrschaft sich unwiderstehlich im Osten, Süden und Westen der Welt des Mittelmeeres ausbreitete, waren in den innern, den sittlichen wie den sozialen und politischen Verhältnissen des Staates sehr bedeutende und zugleich sehr gefährliche Veränderungen vorgegangen. Am nächsten und schärfsten zeichneten sich die politischen Veränderungen. Im Laufe der Zeit, seit der Beseitigung der patrizischen Vorrechte, hatte sich fast unvermerkt eine neue mächtige Aristokrazie gebildet, die seit dem Ausgang des hannibalischen Krieges herrschend, ja allmächtig hervortritt.

Diese neue Aristokrazie war im Gegensatz zu dem alten rein patrizischen Adel teils patrizischer, teils plebejischer Abkunft; sie war ursprünglich ein reiner Beamtenadel. Aus den Nachkommen solcher Männer nämlich, welche hohe Staatsämter bekleidet hatten und die auch durch äussere, ebenfalls vererbende Ehrenabzeichen sich unterschieden (so durch die Ahnenbilder bei Begräbnissen und im Familiensaal, durch den goldnen Fingerring und durch die mit dem Purpurstreifen gesäumte Toga, toga praetexta u. a.) hatte sich allmählich ein neuer Adel gebildet, der mit dem Namen der Nobilität bezeichnet wird und dessen Mitglieder gewöhnlich Optimaten (nobiles) genannt werden.

Diese neue Aristokrazie, die aber nur nach und nach zu politischer Geschlossenheit gelangte, strebte im Laufe der Zeit immer entschiedener nach kastenartiger Begränzung und nach der Alleinmacht im Staate und trat so in die Fussstapfen des frühern Patriziats. Da sie ungemein reich war, erhielt sie einen grossen Einfluss auf die Masse des Volkes, hierdurch und auch besonders durch ihre Clienten auf die Volksversammlung und auf die Aemterwahl.

Die ersten Stellen (Consulat, Prätur, Censur, Aedilität) wurden fast ausschliesslich von der Nobilität besetzt, und es war eine

Seltenheit, wenn ein Mann, der nicht diesen edlen Familien angehörte, also ein „ahnenloser Neuling“ (homo novus) sich zu denselben emporschwang. Ebenso hatte die neue Nobilität mit Erfolg dahin gestrebt, den Senat und die Ritterschaft vollkommen zu ihren Organen zu machen. Die beiden Mittel nämlich, wodurch der Senat ergänzt wurde, das Anrecht gewesener kurulischer Beamten auf Sitz und Stimme im Senat, und die Berufung durch den Censor, legten die Ergänzung dieser obersten Regierungsbehörde so gut wie ganz in die Hände der herrschenden Aristokrazie. Der Ritterstand aber wurde immer mehr zu einem Sammelplatz vornehmer und vermögender Männer. Mit Einem Worte: zwei Klassen, die vornehmen Beamten und Familien, deren Zentralpunkt der Senat war und eine mächtige Geldaristokrazie, führten in der römischen Welt jetzt die entscheidende Stimme.

Diese Erscheinung erklärt sich unter anderem auch daraus, dass seit den auswärtigen Eroberungen eine grosse Veränderung in den Sitten und dem Charakter des römischen Volkes vor sich gegangen war. Dahin wirkte besonders die Annahme fremder, vorzugsweise hellenischer Bildung, welche, wenn auch auf der einen Seite Veredlung durch Kunst und Wissenschaft anbahnend, doch den ächt römischen Charakter brach und untergrub. Die Scipionen und Flaminine studierten nicht blos die Werke der Griechen, sie richteten auch ihr ganzes Leben nach den Formen der griechischen Eleganz ein. Damit im Zusammenhange stand ferner das sinken des religiösen Glaubens, indem die Annahme fremder Kulte (z. B. der Kybele-Dienst) zersetzend auf die römische Religionsanschauung einwirkte. Seit der Bekanntschaft mit dem Oriente rissen zahlreicher Aberglaube, geheime Weihen und selbst heimliche Greuel der Unsittlichkeit (Bacchanalien) ein. Bei den Vornehmen aber führte auch die hellenisch kritische Bildung zur schwächenden Umdeutung und zum Unglauben, so dass das festhalten der Formen in und um des Staates willen für viele die ärgste Lüge wurde. Auspicien nnd Augurien wurden jetzt nur zu häufig im Dienste politischer Parteizwecke misbraucht. Die unbeschränkte Gewalt der Nobilität erzeugte endlich Uebermut und Frevelsinn und der sich stets häufende Reichtum, Schwelgerei und Ueppigkeit. Verderblich wirkte namentlich das knechtische Asien, als es den Römern mit seinen Schätzen zugleich seine Lüste bot. Auch die sittlichen Bande der Familie, die strenge, altrömische Zucht, lösten sich jetzt auf. Besonders ergaben sich die Frauen dem grössten

Luxus und einer übertriebenen Kleiderpracht, ja, als man ihnen durch Luxussteuern Schranken setzen wollte, erregten sie einen förmlichen Aufstand und bewirkten dadurch die Zurücknahme des Gesetzes und die Aufhebung des alten Gebotes gegen Goldschmuck, bunte Kleider und Wagen.

Vergebens eiferte eine Gegenpartei wider diese die altväterlichen Sitten, Zucht und Einfachheit bedrohenden Neuerungen. An ihrer Spitze stand M. Porcius Cato, und die Strenge, womit dieser merkwürdige Mann, ein sabinischer Bauernsohn, als Censor gegen die neue Richtung auftrat, hat seinen Namen zum Sprichwort gemacht (Cato Censorius). Auf sein zureden wurden die griechischen Philosophen (der sophistische Akademiker Karneades, der Peripatetiker Kritolaos und der Stoiker Diogenes) aus der Stadt verbannt; die Rednerschulen geschlossen, die unzüchtigen Bacchusfeste und andere der Fremde entlehnte Kultusgebräuche mit Mysticismus, Wahrsagerei und Aberglauben untersagt, die Scipionen und L. Quinctius Flamininus der Bruder des Griechenbefreiers, als Sittenverderber bestraft und Gesetze gegen Schwelgerei und Prunksucht erlassen. So hielt er zwar die vollständige Korrupzion längere Zeit auf, aber er kämpfte mit Polizei und gerichtlichen Massregeln und verstand es nicht, den eigentlichen Ursachen der Verderbnis nachzuspüren und diesen abzuhelfen. Auch gieng die Unmoralität und Entartung von den Vornehmen bereits aufs Volk über. Auch hier verschwand die alte einfache Lebensweise und die mühevolle Beschäftigung mit dem Ackerbau immer mehr. Die jüngere Bevölkerung zog den Kriegsdienst, der neben der Anstrengung auch Genüsse und reiche Beute brachte, den bürgerlichen Geschäften vor. Die Soldaten schlossen sich am liebsten an solche Führer an, die sich ihren Neigungen und Gelüsten willfährig zeigten und da diese wieder der Unterstützung der in den Comitien stimmmenden Bürgersoldaten bedurften, um zu Amt und Würde zu gelangen, so sahen sie den Unarten, Plünderungen und Ausbrüchen roher Leidenschaften unter ihren Truppen nur zu häufig nach. Dieses haschen nach Volksgunst, dieses betteln um Stimmen bei den Wahlen, war die schlimmste Krankheit im römischen Staatswesen. Die Bewerber um Aemter suchten sich bei ihrem Umgange der Menge durch Schmeicheleien und Spenden aller Art zu empfehlen, besonders aber wetteiferten die Vornehmen durch verschwenderische Spiele die Gunst des niederen Volkes zu erlangen, um dadurch zu den obrigkeitlichen Aemtern gewählt zu werden. Diese öffentlichen Spiele geben gleich-

falls Zeugnis, dass die Verfeinerung und zunehmende Bildung nur die Oberfläche berührte; denn während die Nazionalspiele der Hellenen ein Sporn zu Grosstaten und edlen Bestrebungen waren, hatten die römischen Fechter- (Gladiatoren-Spiele) und Tierhetzen nur den Zweck, das sinnliche Wolgefallen am rohen und wilden zu nähren und die derbe Lust eines Soldatenvolkes zu befriedigen.

Immer mehr aber gewann das Volk Geschmack an diesem neuen Leben; es wollte beständig unterhalten sein und zog daher besonders die Männer hervor, die diesen Hang zu befriedigen wussten.

Die Folge davon war, dass nicht leicht einer mehr das Amt des Aedils, das zu den höchsten Würden führte, erhielt, der nicht durch Annehmlichkeiten aller Art, durch Spiele oder Schmäuse oder Kornausteilungen das Volk zu gewinnen vermochte. Da diess aber ungeheure Summen kostete und die Kosten der Spiele seit dem zweiten punischen Kriege nicht mehr aus der Staatskasse, sondern von den Aedilen selbst bestritten werden mussten, so wurden blos reiche, d. i. Männer der Nobilität zu diesem Amte, der Vorstufe aller höheren Aemter und in folge dessen auch des Eintrittes in den Senat, gewählt.

Die Aemter nämlich hatten eine bestimmte Folge und seit der lex annalis des Tribunen L. Villius (180), die zu Gunsten der Reichen die Wahlfreiheit beschränkte, auch ein bestimmt vorgeschriebenes Alter: der Quästor sollte 31, der Aedil 37, der Prätor 40, der Consul 43 Jahre haben; das ehrenvollste und letzte Amt war jetzt die Censur, die nur von Consularen (gewesenen Consuln) bekleidet wurde. Der alten Einrichtung der Dictatur aber bedurfte der so konsequent aristokratisch eingerichtete Staat nicht mehr. Sie schwand seit dem zweiten punischen Kriege.

An der Spitze des Staates zu stehen, war allerdings jetzt nicht mehr die leichte Aufgabe wie ehedem, wo die Verhältnisse einfach und leicht zu übersehen waren. Es erforderte nicht nur eine höhere Bildung und eine auf Erfahrung gegründete Einsicht, welche derjenige leichter erwarb, der unter Consularen, Prätoriern, Senatoren aufwuchs, als derjenige, welchen die Geburt diesen regierenden Kreisen ferner gestellt hatte, sondern auch bedeutenden Reichtum, denn die Aemter waren unbesoldet und erforderten einen Aufwand, dem der gewöhnliche Mann nicht mehr gewachsen war, so dass jetzt jeder unbemittelte von der Aedilität, mit der die Aemtercarriere begann, sich ausgeschlossen sah.

Freilich füllten sich dem Consul an der Spitze eines Heeres, das ein fremdes Reich bekriegte, oder an der Spitze einer Senatskommission, die ein besiegtes Land einzurichten kam, oder dem Prätor einer reichen Provinz leicht die Kassen wieder, die er als Aedil erschöpft hatte. So schuf das Geld die Macht und die Macht wieder das Geld. Aber aus dieser Aemterverwaltung gieng eine habsüchtige Ausbeutung der Provinzen zugleich mit einer allmähligen Zerrüttung der Stadtverwaltung Roms hervor.

Gegenüber den Nobiles, deren Macht sich besonders im Senate konzentrierte, schien die Opposizion vorzugsweise auf der Gemeindeversammlung zu beruhen, aber ihrer Natur nach hatte auch diese nur wenig Mittel, der neuen Oligarchie mit dauerndem Erfolge zu begegnen. Bei der immer grösser werdenden Zahl der Bürger, wurde die Leitung der Volksversammlung auch immer schwieriger. Versammlungen waren bei der grossen Ausdehnung der Wohnsitze der Bürger (vom südlichen Etrurien bis Capua) nicht möglich, und daher war das kernhafte Bürgertum, in die ländlichen Tribus eingereiht, nicht mehr im Stande, sich geltend zu machen und es fiel in der Regel die Entscheidung in den Comitien tatsächlich der Bevölkerung von Rom und der nächsten Umgebung zu, die auf so mannigfache Art zu entarten begann.

Das ganze Altertum kam überhaupt nicht auf den Schritt der neueren Zeit — die Repräsentazion. Vergebens suchten daher die Reformfreunde und Gegner der Nobilität (Popularen genannt), durch Einführung der geheimen Abstimmung in den Volksversammlungen (leges tabellariae; lex Gabinia 139, lex Cassia 137) diese dem Einflusse der reichen Aristokrazie zu entziehen. War auch dem Rechte nach die Bürgerschaft Inhaberin aller Gewalt, so regierte doch tatsächlich der Senat und durch ihn die Nobilität.

Nach aussen hin, traten ebenfalls bedeutende Nachteile hervor. Besonders wurden die italischen Bundesgenossen härter bedrückt. Diese Umwandlung trat gleich nach dem zweiten punischen Kriege ein, in welchem sie ohnehin so schwer gelitten. Das latinische Recht war beschränkt, die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes erschwert. Gleichwohl wälzte man den grösseren Teil der Kriegslast den Bundesgenossen auf, während sie nur den kleineren Teil der Siegesbeute erhielten. Es erwuchs aus diesen Verhältnissen eine tiefe Unzufriedenheit durch ganz Italien und eine Verleihung des römischen Bürgerrechtes war eben so sehr Bedürfnis, wie es seiner Erfüllung noch ferne stand.

Dabei nahmen zugleich die ländlichen Verhältnisse in ganz Italien eine verderbliche Wendung. Da der kleine Bauernstand die Konkurrenz mit dem billigen Getreide der Provinzen nicht aushalten konnte, so wurden seine Höfe von den reichen Römern aufgekauft und zu grossen Gütern (Latifundien) zusammengeschmolzen, die nun durch Sklaven bewirtschaftet wurden und den nicht mehr lohnenden Ackerbau gegen Weinbau und Weidewirtschaft vertauschten. Dadurch schwand die freie zugleich den echten altitalischen Soldaten erzeugende Bauernschaft. Und selbst die Sklaven mussten durch immer neue Einfuhr (meist von Kleinasien oder vom Sklavenmarkt auf Delos her) ersetzt werden. Die oft harte Behandlung der Sklaven aber führte auch häufig zu Empörungen. So war 134—131 v. Chr. ein verheerender Sklavenaufstand in Sicilien unter Eunus und Kleon ausgebrochen und wurde nur mit Mühe unterdrückt. In Sicilien war die Bewirtschaftung der Güter durch Sklaven schon seit der karthagischen Herrschaft besonders im Schwunge.

In der Stadt Rom waren namentlich die Ritter zu Geldspekulanten geworden. Sie bestanden ursprünglich aus den Reichen, die als Besitzer eines Vermögens von über 400.000 Sesterzen verpflichtet waren, im Kriege zu Ross zu dienen. Aus ihnen bildete sich ein besonderer Stand, der zwischen dem Senate und der Bürgerschaft mitten inne stand und sich besonders auf Bank-, zum Teil auf Wuchergeschäfte (negotiatores) legte oder auch die Provinzialeinnahmen pachtete. Die Ritter traten zu Kompagniegeschäften (societates) zusammen, übernahmen auf Akkord die Bauten, Lieferungen u. s. w. des Staates, so dass eine sehr ausgebildete Geldwirtschaft eintrat, während die Industrie verhältnissmässig wenig entwickelt war. Die Handwerke betrieben grosse Unternehmer und Fabrikanten durch ihre Sklaven, nicht die Kleinbürger. So waren letztere in stetem abnehmen begriffen und sanken auch moralisch zu Clienten der Optimaten und zum unruhigen Pöbelschwarm herunter. Dieser wurde noch vermehrt durch die zahlreichen Freigelassenen (libertini), die noch kein Bürgerrecht genossen. Es ward eine feile Menge, die auf stets vermehrte Feste und Getreidespenden rechnete. Die Hauptstadt der Welt sah sich auf überseeische Verproviantierung angewiesen, und so kam es, dass die Provinzen durch Getreidelieferungen und andere Leistungen ausgesogen wurden, indem sich die Beamten auf ihre Kosten die Gunst des römischen Volkes für zukünftige Wahlen zu erwerben suchten;

und bei der herrschenden Oligarchie war es schwer, ja fast unmöglich, dass die Unterworfenen über gewalttätige Statthalter klagen konnten. So entbehrte bereits das so glänzende römische Staatswesen seiner innern Gesundheit und musste im Fortgange der schlimmsten der Revoluzionen der sozialen (Besitz und Vermögen des einzelnen ergreifenden) anheimfallen.

Von den Gracchen bis zu Sullas Tod (133—78 v. Chr.).

Die Gracchischen Unruhen (133—121 v. Chr.).

Es fehlte allerdings nicht, wie schon früher bemerkt, an einer Opposizion gegen die neue Aristokrazie, auch nicht an Männern, welche einsahen, dass die Zustände einer gründlichen Heilung bedürften; aber niemand wagte dem Uebel tapfer auf den Leib zu rücken, weil man die Folgen scheute, die aus einem solchen beginnen erwachsen könnten.

Endlich tat dies Tiberius Sempronius Gracchus, der durch seine Mutter, die hochgebildete Kornelia, Tochter des Scipio Africanus, den grössten Geschlechtern Roms verwandt und angehörig war. Er glaubte, dass man vor allem dem um sich greifenden Proletariate steuern müsse, was am besten dadurch geschehe, dass man dem freien Bauernstande wieder aufhelfe. Er fand daher eine Abhilfe der sozialen Not nur in einer Erneuerung der licinischen Ackergesetze, die er, als er 133 Tribun des Volkes geworden, wieder einbrachte, aber insofern mässigte, dass er zwar beantragte, niemand solle mehr als 500 Morgen vom Gemeindelande in Besitz haben, doch solle jeder mündige Sohn noch 250 Morgen dazu behalten dürfen und für die auf demselben gemachten Anlagen solle eine Entschädigung vom Staate geleistet werden. Von dem zurückgegebenen Gemeindelande sollten den ärmeren römischen Bürgern und Bundesgenossen Loose von 30 Morgen nicht als Eigentum, sondern als unveräusserliche Erbpacht zugeteilt werden; auch seien Exekutoren zu ernennen, welche festzustellen hätten, was Staatsgut, was Privateigentum sei. So meinte Tib. Gracchus das städtische Proletariat zu mindern und einen neuen Kleinbauerstand zu schaffen.

Manche, wenngleich der Nobilität angehörige Männer, waren gleichfalls von der Ausführbarkeit und Heilsamkeit dieses Vorschlages überzeugt, so besonders der Censor Appius Claudius, der Rechtsgelehrte P. Crassus Mucianus; der Besieger Makedoniens und Griechenlands Metellus, aber die Mehrzahl der Optimaten trat dem

verwegenen Angriff auf ihre Stellung auf das entschiedenste entgegen und ergriff sofort mit Erfolg das Mittel der Intercession. Sie brachte den andern Volkstribun Octavius auf ihre Seite, und er legte sein Veto ein gegen die Abstimmung über Gracchus Vorschläge in den Tributcomitien. Da er auch bei wiederholter Besprechung des Gegenstandes von seinem Einspruche nicht abstand, so liess sich Gracchus leider zu einer ungesetzlichen Massregel hinreissen, indem auf seinen Antrag Octavius von der Volksversammlung des Tribunats entsetzt wurde. Mit diesem Schritte aber hatte er die Verfassung in ihren Grundlagen durch widergesetzlichen Eingriff in die Unverletzlichkeit des Tribunats angegriffen und die Bahn der Revoluzion betreten. Das gracchische Gesetz gieng nun allerdings durch, und er selbst, sowie sein Bruder Gaius und sein Schwiegervater Appius Claudius wurden zu Exekutoren ernannt.

Die Optimaten aber, die allein im Senate die Entscheidung hatten, verschoben ihre Rache bis zum Ende des Amtsjahres von Gracchus Tribunat, setzten aber inzwischen der Durchführung des Gesetzes alle möglichen Schwierigkeiten entgegen. Und in Tat war es bei dem langen Besitze schwer, das Staatsgut von dem Privatgut zu scheiden. Teils um seine Reformen vollenden zu können, teils um seiner persönlichen Sicherheit willen, wünschte daher Gracchus auch im folgenden Jahre wieder Tribun zu werden, während der Adel dies auf alle Weise zu verhindern suchte. In der Wahlversammlung kam es in folge dessen zu Tumulten. Der Senat ergriff jetzt diese Gelegenheit, um Gracchus des Hochverrats anzuklagen, und als der Consul Scaevola sich weigerte, die ihm übertragene dictatorische Gewalt gegen den Angeklagten anzuwenden, so stürmte die senatorische Partei selbst, geführt von Scipio Nasica, dem Oberpontifex, und gefolgt von ihren Clienten gegen das Volk heran. Gracchus und mit ihm dreihundert seiner Anhänger wurden in dem sich erhebenden Strassenkampfe erschlagen (132), ihre Leichen über Nacht in den Tiber gestürzt.

Die Aristokrazie hatte also Rache an ihrem Gegner genommen, und wütete auch noch eine Zeit lang gegen seine Anhänger. Doch wagte sie nicht, das von ihm durchgebrachte Gesetz selbst aufzuheben. Vielmehr wurde die Ackerverteilung ein paar Jahre fortgesetzt, und dann, als man glaubte, es sei genug geschehen, fallen gelassen. Scipio Aemilianus, des Gracchus Schwager, der im Prinzip der Sache nicht abgeneigt, aus Furcht aber vor einer Zerrüttung Roms den Neuerungen entgegentrat, war selbst für diese Ansicht.

Dafür, und weil er auch den Tod seines Neffen öffentlich gebilliget hatte, wurde er — wahrscheinlich von der Volkspartei ermordet (128). So weit war bereits die gegenseitige Erbitterung gestiegen.

Die Volkspartei sollte jedoch bald unter der Führung des Gaius Gracchus, des jüngeren Bruders des Tiberius, grosse Erfolge davon tragen. Gaius, den die Aristokrazie eine Zeit lang als Quästor in Sicilien aus Rom entfernt hatte, bewarb sich um das Volkstribunat und erhielt es für das Jahr 122; auch zum zweiten Male (121) wurde er gewählt. Leidenschaftlicher und zugleich beredter und in allem viel begabter als Tiberius, sowie vom Gedanken der Rache gespornt, trat er in entschieden revoluzionäre Bahnen. Seine Absicht war daher, nicht nur auf Hebung der niederen Klassen, sondern geradezu auf eine Veränderung der Verfassung zu Gunsten des Volkes gerichtet. Um aber dieses vorerst zu gewinnen, begann er mit Vorschlägen, welche die materielle Lage desselben verbesserten; so mit dem Vorschlag, aus den Staatsmagazinen Korn zu einem äusserst niedrigen Preise regelmässig an die Bürger abzuliefern (lex frumentaria) dann, wie schon sein Bruder Tiberius beabsichtigt hatte, die Schätze des Königs Attalos von Pergamon unter die neuen Landbesitzer behufs ihrer Einrichtung zu verteilen; endlich Bürgerkolonien innerhalb (und was neu war) ausserhalb Italien in dem ehemaligen Gebiete von Karthago anzulegen. Auch die Kriegspflicht in Bezug auf Last und Dauer des militärischen Dienstes (lex militaris) scheint er gemildert zu haben.

Was nun aber die rein politischen Gesetze betrifft, so setzte er es durch, dass in den Centuriatcomitien nicht mehr, wie bisher, von der ersten Klasse an der Reihe nach abgestimmt werde, sondern dass das Los über die Reihenfolge entscheiden sollte. Durch diese Einrichtung wollte er den moralischen Einfluss der Begüterten brechen. Den Senat unmittelbar aber griff er an und beeinträchtigte seine Macht durch ein Gesetz (lex judiciaria), welches die Richterstellen den Senatoren nahm und sie den Rittern, die hinfort die Geschwornenhöfe bildeten, überwies. Damit bewirkte er zugleich eine Spaltung innerhalb der Aristokrazie selbst, indem er den Ritterstand, der die Geldaristokrazie, die hohe Kaufmannschaft repräsentierte, den senatorischen (regierenden) Familien entgegensetzte. Die Ritter gewann er ausserdem durch die Anordnung, dass die Einkünfte der reichen Provinz Asien, des ehemaligen Königreichs Pergamon, verpachtet werden sollten, was auch nur der Geldaristokrazie, also vorzugsweise wieder dem Ritterstande zu Gute

kam. Endlich beschränkte er die Macht des Senates auch durch die Einrichtung, nach welcher die jedesmalige Kompetenz und Aufgabe der neu zu wählenden Consuln vor der Wahl dieser Beamten festgestellt wurde.

Von ihm rühren ferner auch die Gesetzvorschläge her, dass ein vom Volke abgesetzter Beamter von allen Aemtern ausgeschlossen sei, sowie, dass über keinen Bürger ein Todesurteil darf verhängt werden, es sei denn auf Geheiss des Volkes.

Zwei Jahre lang setzte so Gracchus alles durch, was er wollte, und war gestützt auf die Volksmasse, beinahe allmächtig; er entwickelte nach allen Seiten hin eine ganz ausserordentliche Tätigkeit als Agitator, als Verwalter, als Staatswirt, überall kontrolierend, eingreifend, überwachend und anregend. Endlich wusste die Aristokrazie auch ihm einen Volkstribun, Livius Drusus, entgegenzustellen, dem es gelang, des Gracchus Popularität dadurch zu untergraben, dass er ihn in volksfreundlichen Vorschlägen überbot. Da nun überdiess Gracchus mit seinem Vorschlag, das römische Bürgerrecht auf die italischen Bundesgenossen auszudehnen, das Proletariat der Hauptstadt vor den Kopf stiess, so gelang der Plan des Senats vollkommen. Für das dritte Jahr (121) wurde G. Gracchus nicht mehr zum Volkstribun gewählt. Als dann in diesem Jahre der von den Optimaten gewonnene Tribun Quintus Minucius die Aufhebung einiger Gesetze des Gaius Grachus beantragte, erhob sich ein Aufstand, den die Opt'maten benützten, die gracchische Partei mit Gewalt niederzuwerfen.

Der Consul L. Opimius, ein erbitterter Feind des Gracchus, vom Senate mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, führte persönlich die senatorische Partei wohlbewaffnet und organisiert gegen den Aventin, wo Gajus und sein Freund Flaccus die ihrigen gesammelt hatten. Die Höhe ward ohne Mühe von den Optimaten erstürmt, und Gaius, nach einem vergeblichen Fluchtversuche, liess sich am jenseitigen Tiberufer im Hain der Furina von seinem Sclaven tödten.

Auch Flaccus ward erschlagen und an 3000 der gracchischen Anhänger.

Dies war der Ausgang der Gracchen. Fast alle Pläne und Gesetze des Gaius und Tiberius giengen wenigstens für den Augenblick mit ihnen unter. Die gescheiterten Reformversuche hatten nur die Folge, dass jetzt zwei grundsätzlich geschiedene Parteien, die Optimaten und Popularen, in klar bewusster Feindschaft einander gegenüberstanden.

Nach dem Sturze der Gracchen kam die Macht wieder an die Optimaten und wurde mit noch grösserer Habsucht und Gewalttätigkeit geübt als zuvor. Nur was vom Gemeindelande bereits verteilt worden war, blieb den Empfängern; das noch vorhandene ward 111 v. Chr. geradezu durch ein Gesetz zum Privateigentum derer gemacht, die bisher sich im Besitz befanden.

Der jugurthinische Krieg (112—106 v. Chr.).

Die fortschreitende Entsittlichung der Nobilität zeigte besonders der numidische Krieg, 112—106 v. Chr. Er zieht die Hülle hinweg von der Schlechtigkeit der römischen Senatspartei, und daher seine grosse Bedeutung. Das unter römischer Schutzherrschaft (Clientel) stehende Königreich Numidien in Nordafrika, das sich von Mauretaniens Gränzen (dem heutigen Marokko), bis zur grossen Syrte dehnte und die römische Provinz Afrika von allen Seiten, ausser vom Meere her, umschloss, war nach Massinissas Tode auf seinen Sohn Micipsa übergegangen. Dieser hatte neben seinen eigenen Söhnen Hiempsal und Adherbal einen Sohn seines Bruders Mastanabal, Jugurtha erzogen.

Schon als Jüngling bei der Belagerung von Numantia, hatte dieser durch hochstrebenden Geist und kühnen Mut sich hervorgetan. Micipsa, um ihn zufrieden zu stellen, hatte ihm zum Erbe einen gleichen Teil an der Monarchie, wie seinen eigenen Söhnen bestimmt und das Testament unter die Garanzie der Römer gestellt. Nach seinem Tode entstanden Streitigkeiten. Jugurtha liess den Hiempsal ermorden und trieb den Adherbal so in die Enge, dass er nach Rom gieng, um dort Klage zu führen.

Der Senat sandte eine Untersuchungskommission unter Führung des L. Opimius, welche, von Jugurtha bestochen, günstig für ihn entschied, eine neue Ordnung der Erbschaft vornahm und bei abermaliger Teilung des Landes ihm die bessere Hälfte zuwandte. Sofort nach dem Abgange derselben überfiel Jugurtha den Adherbal, schloss ihn in der Stadt Cirta ein, hintergieng und bestach die abermals abgeschickte Kommission des Senates, nahm Cirta und liess den Adherbal grausam hinrichten und die Besatzung, Numidier und Italiker, niedermachen.

Auf Antrag des Tribunen Memmius, welcher dem Volke die Bestechlichkeit der römischen Senatskommission aufzudecken drohte, wurde endlich der Krieg gegen Jugurtha beschlossen und 111 ein Heer unter dem Consul Calpurnius Bestia abgeschickt. Dieser,

sowie der ihm beigegebene Legat Aemilius Scaurus eroberten einige Städte, gewährten aber dann ebenfalls, durch Geldspenden von Jugurtha erkauft, diesem einen vorteilhaften Frieden. Auf betreiben des Memmius wurde derselbe aber verworfen, und Jugurtha zur persönlichen Verantwortung unter dem Schutze sicheren Geleites nach Rom vorgeladen.

Jugurtha erschien, wusste aber (denn es lag im Interesse der Nobilität, ihn zu schonen) seine Vernehmung durch den von ihm gewonnenen Tribun G. Bäbius zu vereiteln und liess sogar in Rom selbst ungestraft einen anderen Vetter Massiva, der Ansprüche auf den numidischen Thron erhob, ermorden. Da ward er endlich aus Rom verwiesen und ihm der Krieg erklärt. Er soll Rom mit dem Ausruf verlassen haben, die Stadt sei feil, und würde bald ihren Untergang finden, wenn sich nur ein Käufer fände. Aber auch der ihm nachgesandte Consul Sp. Albius richtete im Reste des Jahres nichts aus, ja sein Bruder Aulus, den er als Befehlshaber zurückliess, als er zu den Wahlcomitien nach Rom gieng, liess sich von Jugurtha während des Winters in die Einöden des inneren Landes locken, wurde umzingelt und musste mit seinem Heere durchs Joch gehen.

Da brach in Rom der Unwille offen aus. Der Volkstribun Mamilius setzte eine Anklage gegen Opimius, Calpurnius, Albinus und andere Optimaten durch; sie mussten ins Exil. Der Senat aber sah sich jetzt genötiget, den Oberbefehl dem Q. Caecilius Metellus (Numidicus) zwar auch einem Optimaten, doch ausgezeichnet durch Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit zu übergeben.

Dieser schlug den Jugurtha in den Jahren 109 und 108, nachdem er im Heere die Zucht wieder hergestellt, in zwei entscheidenden Treffen (das grösste am Flusse Muthul) und brachte ihn so weit, dass bei den Gaetulern und beim König Bocchus von Mauretanien, seinem Schwiegervater, Hülfe suchen musste. Inzwischen hatte der Unterfeldherr des Metellus, Gaius Marius, Sohn eines Landmannes aus Arpinum, ohne höhere Bildung, aber tapfer und ehrgeizig, sich um das Consulat beworben und es (durch Verdächtigung des Metellus, dass er des eigenen Vorteils wegen den Krieg in die Länge ziehe) vom Volke erhalten, 107. Dieser homo novus, mit dem Oberbefehl in Numidien betraut, beendete den Krieg. Er überwand den Jugurtha und seinen mit ihm verbündeten Schwiegervater bei Cirta (207) und sein Quästor, Cornelius Sulla, erlangte durch kluge Unterhandlungen von Bocchus die Auslieferung desselben. Jugurtha ward in Marius Triumphe auf-

geführt, vom römischen Volke misshandelt und starb den Hungertod im Gefängnisse. Numidien bekam teils Bocchus, teils der Halbbruder Jugurthas Gauda, der letzte noch lebende Enkel Massinissas.

Der kimbrische Krieg (113—101 v. Chr.).

Während in den Wüsten des Atlas gekämpft wurde, bedrohte Rom von Norden her eine grössere Gefahr. Hierbei tritt das Alpengebiet zuerst hervor. Wo breitere Flusstäler und Ebenen sich bildeten, sassen keltische Stämme, in der heutigen Schweiz, im Neckar- und Maingebiet die Helvetier, nördlich vom Bodensee bis Böhmen hinein die Bojer, in den Ostalpen die Taurisker oder Noriker, weiter südwärts im Gebiet der Save die Carner. Die Rhäter mit den Etruskern verwandt im heutigen Graubündten, und Tyrol trennten die Cenomanen in Oberitalien von den Norikern, mit welchen die Römer in Freundschaft standen, sie machten häufige räuberische Einfälle in Italien.

Am Nordfusse der Alpen, im Tale der mittleren Donau, erschien nun um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ein wandernder Volksstamm, die Kimbern (d. i. Kempen) genannt, die von Norden (Jütland), angeblich durch grosse Ueberschwemmungen vertrieben, herkamen mit Weib und Kind, neue Wohnsitze zu suchen. Mit ihnen vereinigten sich, wie es scheint, erst später in Gallien die Teutonen, die von den Ufern der Ostsee ausgegangen waren. Vordringende Sarmaten sollen diese von dort weiter nach Westen gedrängt haben. Beide Völker waren, wie ihre Namen, ihr Körperbau und ihre Sitten andeuten, wohl germanische Stämme, denen sich später auf ihren südlichen Wanderungen auch keltische Schaaren angeschlossen haben mögen. Die Kimbern erschienen gegen 113 von der Donau aus im Gebiet der Noriker an der römischen Nordgrenze. Bei Noreja, unfern dem heutigen Klagenfurt, trafen sie auf die Römer und schlugen die von dem untüchtigen Optimaten Gn. Papirius Carbo geführten, trotz des von ihm versuchten Verrates vollständig. So traten die Deutschen in die Geschichte und sofort erzitterte vor ihnen die Welt.

Aber die Kimbern wandten sich zunächst nicht gegen Italien, sondern zogen gegen den Nordrand der Alpen entlang gegen Westen, setzten auch die Helvetier in kriegerische Wanderungen und brachen in Gallien ein.

Die Römer hatten auch nach dieser Seite hin, wie schon früher erwähnt worden ist, die Alpen überschritten, und nach Besiegung

der dortigen Völkerschaften, der Ligurer und der Allobroger, im Jahre 121 zum Schutze des befreundeten Massilia und seiner Tochterkolonien und zur Verbindung der Provinz Spanien mit Italien eine neue Provinz eingerichtet, welche von der (116) gegründeten Kolonie Narbo (Narbonne) den Namen Narbonensis erhielt, auch vorzugsweise provincia genannt ward. Dieses transalpinische Gallien erstreckte sich von den Alpen längs der Küste bis Tolosa; die nördliche Gränze bildeten die Sevennen und der Jura. Eine Strasse, die domitische, war bis an die Pyrenäen geführt.

Diese Provinz bedrohten die Kimbern und erfochten, als ihr Verlangen in dieselbe aufgenommen zu werden, von den Römern abschlägig beschieden worden war, nacheinander, 109—105, vier Siege über dieselben. Als ein Denkmal der Schmach optimatischer Heerführer konnte namentlich die furchtbare Niederlage bei Arausio (Orange) gelten (105), die Q. Servilius Caepio, der Räuber der Tempelschätze von Tolosa erlitt und die an blutigem Verlust der cannensischen gleichkam. Gallien ward die Beute der Sieger, die sich verwüstend über das Land hin ergossen.

In dieser gefahrdrohenden Lage richteten die Römer ihre Blicke auf Marius, als den einzigen Mann, von dessen Kriegstalenten man die kräftige Beschützung Italiens erwartete. Mit Umgehung herkömmlicher Formen, ward derselbe noch während seiner Abwesenheit in Afrika zum Consul ernannt. Und so mächtig war der Einfluss des Marius und das Vertrauen, dass er Rom retten würde, so gross, dass man auch in den folgenden 4 Jahren durch jedesmalige Neuwahl ihn im Consulate erhielt. Die Kimbern aber wandten sich statt nach Italien zu einem Einfalle nach Spanien, kehrten, von den Keltiberern zurückgewiesen, wieder nach Gallien um und verbanden sich an der Seine mit den von Norden kommenden Teutonen, den Helvetiern und gallischen Ambronen. Während der Zeit hatte Marius sie am Einfluss der Isara in den Rhodanus (Rhone), am Knotenpunkt der beiden Alpenstrassen, in einem festen Lager erwartet, inzwischen das römische Heer aufs neue diszipliniert, auch einen Kanal von der Rhone bis zum Meere gegraben. Jetzt erwartete er den herannahenden Angriff der Barbaren im wohlbefestigten Lager. Diese hatten sich, wahrscheinlich wegen der schwierigen Verpflegung, in 2 Heerhaufen geteilt. Die Teutonen wollten den Weg nach Italien über die Westalpen an der ligurischen Küste nehmen, die Kimbern von Norden her über den Brennerpass einfallen.

Marius liess die Teutonen und die mit ihnen verbundenen Ambronen trotz ihrer höhnenden Herausforderungen ruhig an seinem Lager vorüberziehen, dann folgte er ihnen und vernichtete sie bei Aquae Sextiae, 102. Noch auf dem Schlachtfelde erhielt er die Nachricht, dass er zum 5. mal zum Consul gewählt sei. Unterdessen waren die Kimbern mit den Tigurinern über den Brennerpass ins Etschtal hinab und hatten den Consul Q. Lutatius Catulus über den Po zurückgedrängt. Nach der Winterruhe zogen die Kimbern den Po hinauf, wurden aber in der Vernichtungsschlacht auf den raudischen Feldern bei Vercellae von den vereinigten Heeren des Marius und Catulus besiegt. Die Tiguriner, welche nicht stromaufwärts mitgezogen waren, kehrten nach der Heimat zurück. Von den Kimbern entrannen nur schwache Ueberbleibsel, eine grosse Zahl geriet in Gefangenschaft und vermehrte die unheilvollen Sklavenbehälter Italiens. So gross war der kimbrische Schrecken gewesen, dass Marius der dritte Gründer Roms genannt wurde und seine Partei durch ihn die entschiedene Oberhand im römischen Gemeinwesen erlangt hatte.

Zur Zeit dieses Krieges, 104, war auch ein neuer, höchst gefährlicher Sklavenaufstand in Sicilien ausgebrochen, dem ähnliche Unruhen in dem sklavenreichsten Teile von Unteritalien, sowie eine Erhebung der Sklaven in Cilicien zur Seite liefen. Erst im 4. Jahre der Empörung, gelang es, dieselbe vollständig zu unterdrücken.

Der Bundesgenossenkrieg (90—89).

Kaum war die Republik von den gefährlichen äusseren Feinden gerettet, so traten die inneren Parteien, die während jener Gefahren geruht, mit neuer Heftigkeit wieder hervor, und es entwickelte sich nun ein Kampf, bei welchem Marius als leidenschaftlich demokratisches Parteihaupt und unversöhnlicher Feind des Adels auftrat. Durch reichliche Geldspenden und getragen durch das Volk, das in ihm den Rächer und Nachfolger der Gracchen sah, war er zum sechsten male Consul geworden. In seinem Hass gegen die Optimaten, sah er sich auf die Häupter der allmählich sich immer lebhafter regenden demokratischen Partei hingewiesen, die sich seit dem Untergange der Gracchen keineswegs sittlich gehoben hatte. Dadurch aber und durch sein politisches Ungeschick, verscherzte er die günstigen Aussichten der Popularpartei. Schon seine abermalige Wahl war unter stürmischen Volksbewegungen vollzogen worden; er hatte für diesen Zweck sich zweier Demagogen bedient, des durch Mord zum Tribunat gelangten L. Appulejus Saturninus und des

leidenschaftlichen und durch die Optimaten persönlich schwer gereizten Servilius Glaucia.

Der erstere von gefürchteter und wirksamer Gassenberedsamkeit, brachte gleich beim Antritte seines Amtes neue Ackergesetze, Koloniebegründungen in Oberitalien, Makedonien und Sicilien, Landanweisungen an die Veteranen des Marius (zu je 100 Morgen) und endlich ein neues Getreidegesetz in Vorschlag, welches der Masse die vom Staate beschafften Kornvorräte fast ganz unentgeltlich gewährte. Um den Senat in seinem Ansehen noch mehr zu vermindern, setzte er den Beschluss durch, dass derselbe sich eidlich verpflichten sollte, jeden Volksbeschluss innerhalb fünf Tagen zu bestätigen. Diese Gesetze wurden mit Hülfe der Anhänger des Marius unter den gewaltsamsten Auftritten durchgesetzt, und seine Verbindung mit den Antragstellern machte Marius jetzt offenkundig, als er trotz seiner im Senate vorausgegangenen gegenteiligen Erklärung, das Ackergesetz zuerst beschwor und den standhaft sich weigernden Q. Metellus Numidicus ins Exil weisen liess.

Die Entfernung dieses Mannes schien die drei Demagogen in ihrer Herrschaft zu befestigen. Saturninus erlangte auch für das folgende Jahr das Tribunat, Glaucia jedoch, der sich um das Consulat bewarb, erhielt in Gaius Memmius, der zu Aristokrazie übergetreten war, einen Mitwerber. Diesen aber schlug Glaucias Rotte mit Knütteln todt; und dieser Fall brachte die Entscheidung. Der Senat nötigte die Consuln gegen die Mörder einzuschreiten. Wider seinen Willen musste Marius gegen seine bisherigen Genossen auftreten. Diese hatten das Capitol besetzt, mussten sich aber bald ergeben und wurden, als sie Marius zur Haft abführen liess (wahrscheinlich in der Absicht, sie zu retten), von den erbitterten Bürgern erschlagen. So hatte es Marius mit seiner Partei verdorben, ohne sich den Dank der Optimaten zu gewinnen.

Nach dem Ablaufe seines Consulates trat er vergessen und ungeehrt in das Privatleben zurück, während sein aristokratischer Gegner Q. Caecilius Metellus aus der Verbannung mit allen Ehren heimgerufen ward. Die schlimme Wirtschaft der Optimaten, blutige Kämpfe und Verbrechen beider Parteien, begannen von neuem. und um so höher stieg auch die Unzufriedenheit des Volkes und der italischen Bundesgenossen, welche seit Gaius Gracchus Anträgen in dumpfer Gährung begriffen waren.

Indessen gelangten doch edler denkende und in die Ferne tiefer blickende Männer der Nobilität (so Metellus, der Pontifex Maximus

Mucius Scaevola und der Augur desselben Namens u. a.) zu der Ueberzeugung, dass es zeitgemässer Reformen dringend bedürfe. Der um sich greifende Pauperismus, die Rechtspflege der Ritter, die als Anpächter der Staatsgefälle besonders bei Klagen über Erpressungen ihr richterliches Amt auf die empörendste Weise misbrauchten, die Regelung .der Verhältnisse der italischen Bundesgenossen boten Fragen dar, die einer rascher Lösung bedurften. Im Sinne dieser Reformpartei trat der Volkstribun M. Livius Drusus mit Vorschlägen auf. Dem Senate wollte er das Richteramt zurückgeben (lex iudiciaria); den Rittern wollte er 300 Sitze im Senate erteilen und so diesen verdoppeln, dem Volke sollte durch Brod und Ackerverteilung geholfen werden (es sollten hauptsächlich die von G. Gracchus bestimmten Kolonien wirklich ausgeführt werden).

Noch dringenderen Gefahren wollte er begegnen durch seinen Plan, das römische Bürgerrecht auf die italischen Bundesgenossen auszudehnen. Doch wagte er nicht dieses letzte Gesetz gleich mit einzubringen, da Volk, Ritter und Senat einstimmig dagegen waren. Ja man schalt den Tribunen einen Landesverräter, als bekannt wurde, dass die ersten Männer der Bundesgenossen häufig mit Drusus verkehrten. Die anderen Gesetze, in Einen Antrag zusammengefasst, giengen zwar durch, trafen aber auch auf allseitiges Mistrauen und Widerstreben, und wurden zuletzt durch einen Senatsbeschluss kassiert. Drusus selbst erlag dem Hasse seiner Gegner und wurde im Atrium seines Hauses durch Mörderhand niedergestossen. Sein Tod gab seinen Feinden völlig das Uebergewicht.

Nun aber erhoben sich die Italiker oder Bundesgenossen, die bisher den Kern der römischen Heere gebildet, aber immer mehr und mehr herabgedrückt worden waren, und verlangten das Bürgerrecht. Die Peligner, Marser, Sabiner, Picenter, Marruciner, Samniten, Apuler und Lucaner, sämmtliche Völker des alten sabellischen Stammes, verbanden sich eidlich, des Drusus Vorschlag durchzuführen. Mit des Drusus Fall, der Abweisung ihrer Bitten und dem trotzigen drohen der Römer, brach eine Empörung der gesammten Bundesgenossen aus. Der Aufstand begann in der Stadt Asculum, wo der Prätor Servilius wegen verdächtigen Benehmens eine drohende Ansprache an das im Theater versammelte Volk hielt; er wurde sofort von der wütenden Menge sammt seiner Begleitung niedergeschlagen, und um die Brücke vollständig hinter sich abzubrechen, alle in der Stadt anwesenden Römer ermordet.

Die Bundesgenossen erhoben die Stadt Corfinium unter dem Namen Italia zur Bundeshauptstadt, ein eigener Senat von 500 Mitgliedern ward gewählt, ebenso 2 Consuln und 12 Prätoren und mit mehr als 100.000 Mann der Krieg begonnen, der sich bald über ganz Italien ausbreitete. Nur die Etrusker und Umbrer hielten vor der Hand, die Städte latinischen Rechtes jedoch während des ganzen Krieges treu zu Rom. Die Gefahr für die Römer war um so grösser, weil ihnen in den Italikern nicht nur Gegner gegenüberstanden, gefährlich durch gleiche Bewaffnung und Kriegsübung, sondern auch diese von grossen Männern wie im Norden von Pompaedius Silo und im Süden von C. Papius Mutilus geführt wurden, welche List und Ausdauer in sich vereinigten und durch Kraft und Talent ganz geeignet waren, der Bewegung eine feste und bestimmte Richtung zu geben.

Es wurde sowohl in grossen Schlachten, als um die durch das Land zerstreuten Festungen gestritten. Alle tüchtigen Offiziere beider Parteien stellten sich jetzt der römischen Regierung zur Verfügung, Truppen wurden aus den Provinzen, namentlich aus dem diesseitigen Gallien und Numidien, Schiffe selbst aus Kleinasien herbeigezogen. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze kämpfte Marius meist glücklich gegen die Marser, doch erlitt der Consul Rutilius, als er gegen des Marius Rat unbesonnen die Offensive ergriff eine Niederlage und fiel in der Schlacht; auch Cnejus Pompejus Strabo, anfangs geschlagen, stellte später den Picentern gegenüber das Glück wieder her. Dagegen errangen auf dem südlichen Kriegsschauplatze (Campanien, Samnium, Lucanien) die Bundesgenossen trotz eines kühnen Streifzuges Sullas' so bedeutende Erfolge, dass auch die treu gebliebenen Etrusker und Umbrer im Norden abzufallen drohten. Da siegte Rom durch kluge Nachgiebigkeit. Im Jahre 90 erteilte man auf Antrag des Consuls L. Julius Caesar denjenigen Bundesgenossen, die sich den Aufständischen noch nicht angeschlossen, das Bürgerrecht; dann auch denen, welche sich nachher willig unterwarfen. Obschon im folgenden Jahre, 89, die Römer unter Marius und Pompejus Strabo im Norden und unter Sulla im Süden glücklicher kämpften, so bewilligten sie doch wegen der drohenden Haltung des Mithridates, König von Pontos, durch die im Jahre 89 von den Tribunen M. Plautius Silvanus und G. Papirius Carbo durchgesetzte lex Plautia Papiria allen darum nachsuchenden Italikern, welche sich binnen 60 Tagen melden würden, südlich vom Po das römische Bürgerrecht, die cisalpinischrn Gemeinden erhielten

das latinische Bürgerrecht. Sofort trat Spaltung unter den Feinden ein, viele baten um Frieden; die noch widerstrebenden wurden auch nach und nach unterworfen, die letzten, welche sich unterwarfen, waren die Samniten und Lucaner, 88 v. Chr. Die Folge dieses Krieges war die Emanzipazion von ganz Italien. Alle Völker von der Meerenge Siciliens bis zum Rubico hinauf, bildeten jetzt eine Gemeinde und konnten zu Rom ihre Hoheitsrechte in den Comitien ausüben. Um jedoch dem überwiegenden Einfluss dieser Neubürger vorzubeugen, wurden diese nur in 8 bestimmte Tribus eingeschrieben. Dadurch wurde bei ihnen eine dumpfe Gährung unterhalten, welche ehrgeizige Parteihäupter später gehörig zu benutzen wussten.

Der erste Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla (88—83 v. Chr.).

Nähere Veranlassung zum Ausbruch der Parteiwut in Rom bot der mithridatische Krieg, dessen Führung nicht nur Beute und Ehre, sondern auch gesteigerten Einfluss auf das Heer versprach. Schon seit dem jugurthinischen Kriege, zu welchem Marius vorwaltend Bürger der letzten Classe ausgehoben hatte, besonders aber seit dem Bundesgenossenkriege, in dem man zur Verteidigung der Stadt Freigelassene und Sklaven hatte bewaffnen müssen, war auch das römische Heer entartet. Es war nicht mehr das römische Volk in Waffen, sondern fast schon ein zusammengeworbenes Heer, in welchem die Reiterei und leichten Truppen beinahe ausschliesslich aus den Untertanen der Provinzen genommen wurden; mithin eine beutelustige Soldateska, die sich leicht blos an die Person des Feldherrn knüpfen liess, wenn dieser ihren Gelüsten entgegenkam. So bildete sich ein eigener, dem Bürgerstande schroff gegenüberstehender Soldatenstand. Die Optimaten beeilten sich daher, ihrem Liebling Sulla, der durch seine glänzenden Waffentaten im Bundesgenossenkriege sich beim Volk und Heer das grösste Ansehen erworben hatte, das Consulat zu verschaffen; und als gleich nach dem Bundesgenossenkriege der furchtbare mithridatische Krieg gegen den ganzen empörten Orient ausbrach, ward Sulla, der Consul dieses Jahres, zum Oberbefehlshaber in demselben ernannt.

Indessen hatten die inneren Bewegungen fortgedauert. Der Tribun P. Sulpicius Rufus, ein Mann senatorischen Standes, nahm die Bestrebungen des Drusus auf und beantragte unter anderem, dass die Italiker in alle bestehenden 35 Tribus aufgenommen werden sollten, wodurch ihre Zahl neben den Bürgern

Roms zur Geltung kommen musste. Dann erwirkte er auch einen Volksbeschluss, dass dem Sulla der bereits übertragene Oberbefehl in Asien abgenommen und dem Gaius Marius übertragen würde, der als Privatmann in Rom lebte und mit dem er zur Durchführung seiner Pläne sich verbündet hatte.

Dieser alte Feldherr und Held der demokratischen Partei hatte die unwürdige und kränkende Untätigkeit, zu welcher man ihn fortwährend verurteilte, jetzt um so tiefer und bitterer empfunden, als eben der Mann', der ihn überall kreuzte und überstrahlte, der in Afrika, in Asien und noch zuletzt im marsischen Kriege ihm verdienten oder gehofften Ruhm vorweg geholt hatte, — als Cornelius Sulla Consul geworden und ihm die Führung des Krieges in Asien übertragen war. Es gab daher nichts, wozu der bittere Hass gegen Sulla und seine Partei den Marius nicht vermocht hätte.

So begegneten sich zum drittenmale als Nebenbuhler diese beiden gewaltigen Menschen. „Gaius Marius, der Demokrat, rauh und hart von unbezähmbarer Leidenschaft, um so ehrgeiziger als er niedrig entsprossen, alle Lasten der Niedrigkeit mit Ingrimm getragen; ein grosser Feldherr aber klein in der Kunst den Staat zu lenken; und L. Cornelius Sulla, der Aristokrat, glänzend gebildet, dem Genuss mehr als dem Ruhme lebend, im Felde mehr den plötzlichen Blitzen seines Genies und Glückes vertrauend, als seiner dennoch listigen und kühlen Klugheit, die am meisten in Unterhandlungen und in den Aufgaben des Staatslebens glänzte"; es war, als ob in ihnen die Parteien verkörpert sich gegenüber getreten wären.

Sulla befand sich bereits bei seinen Legionen, die vor Nola standen, und rief sie, ihrer unbedingten Ergebenheit gewiss, als ihm die Boten den Willen des Volkes meldeten, zur Empörung gegen den ungerechten Beschluss auf. Er führte sie unter seinem Oberbefehl feindselig gegen Rom, eroberte die Stadt, vertrieb den Marius und verfolgte dessen Partei aufs grausamste. Die Gesetze des auf seinen Befehl getödteten Sulpicius hob er auf, ergänzte den Senat durch seine Anhänger und stellte die Stimmordnung der Centuriatcomitien nach der alten servianischen Verfassung wieder her, zugleich setzte er fest, dass von ihnen über keinen Antrag abgestimmt werden dürfe, der nicht zuvor vom Senate gebilligt sei. Dann begab er sich als Proconsul in den Krieg nach dem Orient. Marius war geächtet worden und hatte, aus Rom entkommen, sich

unter den wunderbarsten Abenteuern und Gefahren nach Afrika gerettet. In der Stadt war noch während Sullas Anwesenheit, neben dem Optimaten Gnaeus Octavius, der demokratisch gesinnte L. Cornelius Cinna zum Consul gewählt worden, hatte jedoch dem Sulla das Versprechen leisten müssen, nichts an der jetzigen Ordnung der Dinge zu ändern, überhaupt nichts gegen ihn zu unternehmen. Kaum aber hatte Sulla Rom verlassen, so wollte Cinna die sulpicischen Gesetze wieder herstellen und die verbannten, namentlich den Marius, zurückrufen, ward aber, von der Gegenpartei, geführt von seinem Mitconsul, durch ein grosses Blutbad auf dem Forum Roms, vertrieben und entsetzt. An seine Stelle wurde Cornelius Merula erwählt. Cinna und sein Genosse Carbo gewannen jedoch das bei Nola noch gegen die Bundesgenossen stehende Heer, zogen den für die volle Gleichstellung seines Volkes auftretenden Samniter Q. Sertorius an sich, forderten die italischen Bundesgenossen zu ihrem Beistande auf und riefen den Marius zurück. Vier Heere der Aufrührer näherten sich jetzt der Stadt, welche sich nach kurzer Belagerung ergeben musste. Plünderung und Mord bezeichneten den Einzug der Sieger.

Die angesehensten Häupter der Gegenpartei wurden schonungslos niedergemetzelt, so Octavius, die beiden Brüder Lucius und Julius Caesar, der berühmte Redner Antonius und Crassus; der Consul Merula öffnete sich die Adern, Catulus erstickte sich im Kohlendampf. Am ärgsten wütete der alte Marius, der rachebrütend seine Mörderschaar (die Bardiäer) die ärgsten Schandtaten verüben liess. Zugleich legte man Beschlag auf die Güter der Geächteten, hob die Verfügungen des Sulla auf und erklärte diesen selber für einen Feind des Vaterlandes. Marius erlangte nun sein 7. Consulat (86), starb aber bald darauf, von innerer Unruhe gefoltert, unter abwechselnden Ausbrüchen heftigen Zornmuts und zaghafter Kleinmütigkeit im 70. Jahre seines Alters. Seine Anhänger suchten sich in der Gewalt auf jede Weise zu behaupten. Cinna blieb 4 Jahre hindurch Consul und ernannte selbst seinen Kollegen. Der an Marius Stelle erwählte L. V. Flaccus gieng mit einem Heere nach Asien, um anstatt des geächteten Sulla den Krieg gegen Mithridates zu führen.

Der Krieg gegen Mithridates von Pontos (88—84 v. Chr.).

Unbeirrt durch den Sieg seiner Feinde in Rom, hatte unterdessen Sulla dem grossen Krieg im Orient die Stirn geboten. Seit

einem Jahrhundert hatten die Römer in Asien festen Fuss gefasst, ihre Heere wurden im Oriente heimisch und die furchtbarste aller Plagen, die römischen Zollpächter, war in Asien eingezogen, die Mishandlungen und Unterdrückungen wurden um so tiefer empfunden, als der soldatische Uebermut des Siegers die Hellenen wie die Asiaten im innersten verletzte. Als Rächer dieses hundertjährigen Druckes, der rohen Gewalt und unersättlichen Habsucht, erhob sich Mithridates VI., Eupator, König von Pontos. Seit den letzten makedonischen Zeiten hatte sich nämlich in dem östlichen Winkel des schwarzen Meeres, durch die Vorberge Armeniens und das Gebiet von Trapezos eingeengt, aus einer persischen Statthalterschaft das Königreich Pontos herangebildet, dem Umfange nach klein, aber von rauhen und kriegerischen Stämmen bewohnt. Die Fürsten dieses Landes führten ihre Abstammung auf die alten Könige von Persien zurück, wohl weniger wegen der Untrüglichkeit des Stammbaumes, als weil solche Herkunft in den Augen des Volkes geheiligtes Ansehen verlieh. Sie hatten sich trotz der Eroberung des Perserreiches durch Alexander auch in den Kämpfen der Diadochen zu behaupten gewusst, später Kappadokiens bemächtigt und den Königstitel angenommen. Die nach dem Vorteile des Augenblickes oft wechselnde römische Politik hatte zur Kräftigung des jungen Staates noch das ihrige beigetragen. Mithridates dem V., Euergetes, hatten die Römer für seinen Beistand im Kriege wider Aristoneikos gestattet, seine Herrschaft an der Südostküste des schwarzen Meeres auszubreiten. Er fiel durch Mörderhand in seiner neuen glänzenden Hauptstadt Sinope, und seine eigene herrschsüchtige Gemahlin stand im Rufe die Tat bewirkt zu haben; sie trachtete auch dem 11jährigen Sohne Mithridates VI. nach dem Leben. Durch List ihrer Verfolgung entronnen, gelangte dieser endlich nach einer Jugend voll Abenteuer und Gefahren zum sicheren Besitze des Thrones. Er war als Herrscher und Held gewaltig und gefürchtet, aber voll aller Laster des Orients und der Despozie, ein Mann von frühe gestählter Körperkraft, riesenmässigem Gedächtnisse, schnellem Urteile und ausgedehnter Sprachenkunde, der zugleich mit hervorragendem Feldherrntalent, verschlagene Gewandtheit in Unterhandlungen und eine durch Menschenkenntnis getragene Macht über die Gemüter besass. Dem weitstrebenden Ehrgeize dieses Königes war die römische Macht schon frühe ein Dorn im Auge; daher unversöhnlicher Hass und emsig vorbereiteter Entwurf zu ihrer Zertrümmerung.

Die Römer hatten ihm frühe Grossphrygien entrissen, und er vergass es ihnen nie. Ersatz suchte er in den Küstenländern des Pontos Euxinos, er unterwarf sich alle Völker um das schwarze Meer bis an die Donau, Albaner, Iberer, die Skythen, wie die Griechenstädte an der Küste, die Bastarner dienten wie die Sarmaten in seinem Heere. In Kleinasien riss er Bithynien, Kappadokien und Paphlagonien an sich und schloss mit dem Könige Tigranes von Armenien politisches und Familienbündnis. Seine Kriegsflotte beherrschte das schwarze und das ägeische Meer. Schon während der Gründung und Ausbreitung seines Reiches war es zu feindlichen Berührungen mit den Römern gekommen und Sulla damals (92 v. Chr.) Proprätor in Asien ihm mit Glück entgegengetreten.

Ein neuer Angriff des Mithridates auf den König von Bithynien, für den die Römer eintraten, führte zum Kriege, 88 v. Chr. Nachdem Mithridates ganz Asien bewaffnet und zur Unabhängigkeit aufgerufen, begann er den Kampf gegen Rom damit, dass er die römischen Statthalter Oppius und Manius Aquilius, welche die vertriebenen Könige von Kappadokien und Bithynien wieder einsetzen sollten, zurückschlug. Ganz Vorderasien, in welchem die Römer wegen ihrer Erpressungen gründlichst verhasst waren, fiel ihm durch diesen Sieg zu und seine Flotte erschien im Mittelmeere. Um aber die kleinen asiatischen Städte und Staaten an sich zu ketten, gab er den Befehl, alle Römer und Italiker ohne Unterschied an Einem Tage zu ermorden, und der Befehl wurde ohne Erbarmen gegen Geschlecht, Alter oder Stand pünktlich vollzogen; 80.000, nach andern 150.000 derselben sollen der Volkswut erlegen sein.

Auch die Statthalter Oppius und Aquilius wurden dem König ausgeliefert, letzterer auf einem Esel mit Hohn und Spott durchs Land geführt und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Mund gegossen. Des Königs Feldherr Archelaos setzte dann nach dem europäischen Griechenland über und rief die Hellenen zur Freiheit auf. Alle Inseln, Rhodos ausgenommen, unterwarfen sich, die Spartaner, Athener, Böoter erklärten sich für den König; alle Völker um das schwarze Meer kamen in Bewegung, Parther, Armenier, Syrer und Aegypter wurden zur Teilname am Kampfe aufgefordert. Ein Heer unter Ariarathes stand bereits in Thrakien und Makedonien. So war der Stand der Dinge als Sulla im Frühjahr 87 in Griechenland mit nur 30.000 Mann erschien, um den Fortschritten des pontischen Heeres Einhalt zu tun.

Italien hinter ihm war unter der Herrschaft der Marianer, vor ihm stand ein viermal stärkerer Feind, er selber hatte kein Geld, um die Soldaten zu bezahlen, er musste die Tempelschätze von Delphi und Olympia angreifen. Nachdem er den Archelaos und den Athener Aristion geschlagen, belagerte er, da jener sich in dem Peiraieus und auf Munychia, dieser auf der Akropolis befestigte, Athen, eroberte es nach einem mühsamen Winterfeldzuge und gab es der Plünderung preis. Hierauf wandte sich Sulla gegen Archelaos, der sich nach Böotien zurückgezogen und mit neuen Truppen verstärkt hatte, und schlug ihn bei Chaironeia, 86 v. Chr. Auch ein neues Heer, das Mithridates zur Behauptung Griechenlands unter Dorylaos abgeschickt, wurde nach heisser Schlacht bei Orchomenos (85) vollständig zersprengt.

Jetzt sandte Sulla seinen Unterfeldherrn L. Licinius Lucullus mit einem Heere nach Asien hinüber, wo die Bevölkerung bereits der Despozie des Mithridates müde, zur Erhebung bereit war. Inzwischen war auch das Heer der marianischen Partei unter dem Consul Flaccus in Asien erschienen, dieser aber bald darauf von seinem Legaten Fimbria (einst wilder Parteiführer in der Stadt und als Offizier Aufhetzer des zügellosen Heeres) in Nikomedia ermordet worden. Fimbria, der sich an die Spitze des Heeres stellte, schlug den Mithridates und schloss ihn in Pithana ein. Hätte sich Lucullus mit ihm verbinden wollen, so wäre der König verloren gewesen, so aber entkam er nach Mitylene. Um aber der Gegenpartei keine Hülfe zu danken, gewährte Sulla demselben jetzt Frieden, über den schon Archelaos unterhandelt hatte, und schloss ihn (84 v. Chr.) bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Dardanos ab. Mithridates musste sich auf sein väterliches Reich beschränken, alle Eroberungen herausgeben, 2000 Talente Kriegskosten zahlen und die Flotte ausliefern. Die griechischen Städte und Provinzialen Kleinasiens hatten mit 20.000 Talenten (34 Mill. Thlr.) ihren Abfall zu büssen. Inzwischen war auch das Heer des Fimbria zu dem beliebteren Sulla übergegangen, da dieser seinen Soldaten alle Lüste und Gewaltaten nachsah, und Fimbria hatte sich selbst den Tod gegeben. Nun schickte sich Sulla nach der siegreichen Beendigung dieses ersten mithridatischen Krieges an, zurückzukehren und im Besitze ungeheurer Geldmittel und seines ihm blind ergebenen Heeres seine Feinde in Rom zu züchtigen. Seinen Legaten L. Licinius Murena liess er mit den zwei fimbrianischen Legionen in Asien zurück, er

selbst landete im Frühjahre (83) mit nur 5 Legionen, 6000 Reitern und wenigen Hülfstruppen bei Brundisium.

Ausgang des Bürgerkrieges.

Auf die Kunde von der bevorstehenden Rückkehr des Sulla, traf Cinna die nötigen Massregeln, um sein Heer nach Illyrien zu übersetzen und den Kampf in Griechenland zu entscheiden, ward jedoch bei Einschiffung seiner Truppen durch eine Soldatenrevolte ermordet. Sein Kollege Papirius Carbo war nicht der Mann das gefallene Haupt der marianischen Partei zu ersetzen. Wohl betrug seine Streitmacht mehr als 200.000 Mann, aber diese bestanden grösstenteils aus unzuverlässigen und zuchtlosen Schaaren. Dagegen hatte Sulla ein erprobtes, ihm durchaus ergebenes Heer und wusste den Marianern die Italiker zu entfremden, indem er diesen versprach, sie als römische Bürger in die 35 Tribus einzuschreiben. Viele angesehene Männer, wie Metellus Pius, L. Crassus u. a. schlossen sich ihm an und verstärkten mit ihren Anhängern sein Heer. Den wichtigsten Zuzug, 3 Legionen, brachte der 23jährige Pompejus, der Sohn des Cn. Pompejus Strabo. Aufgefordert und ermuntert von den flüchtigen Optimaten rückte Sulla rasch vorwärts, vernichtete das Heer des unfähigen Consuls C. Norbanus Flaccus im ersten Anlauf bei Canusium und bewog die Legionen des anderen Consuls, L. Scipio, bei Teanum durch listig angezettelte Meutereien zum Abfall. Darauf neues einhalten und gegenseitige Waffenruhe des Winters. In Rom wurden Carbo und der jüngere Marius zu Consuln ernannt, aber die krampfhaftesten Anstrengungen blieben bei dem Mangel eines leitenden Oberhauptes vereinzelt, und Sertorius bereits an der Rettung Italiens verzweifelnd, zog sich nach Spanien zurück.

Zwei Jahre wurde der Krieg noch mit beispielloser Erbitterung geführt. Zwanzig Schlachten und grössere Gefechte wurden geliefert, ehe der Sieg errungen war. Metellus Pius schlug die Heeresabteilung des Carinas am Aesis in Umbrien und Sulla den aus dem Waffenplatz Präneste ihm entgegenziehenden jüngern Marius bei Sacriportus dergestalt, dass forthin die Wagschale sichtbar auf seine Seite neigte. Die blutige Schlacht von Clusium blieb unentschieden; in dem Treffen bei Faventia aber wurden die letzten Reste der Truppen des Norbanus und Carbo von Metellus völlig zerstreut und aufgelöst. Da alle Versuche, Präneste zu entsetzen, scheiterten, Carbo verzweifelnd nach Afrika entfloh, so unternahm Pontius Telesinus mit

seinem samnitischen Heerhaufen die Ueberrumplung Roms, „der Höhle, wo die Räuber Italiens hausten; denn bevor der Wald nicht ausgerottet, werde man der Wölfe nicht los.“ Die Erhaltung der Stadt beruhte jetzt auf Sulla, der, eilig zur Rettung heranziehend, hier beim collinischen Tore die letzte Entscheidungsschlacht lieferte. Unter den grössten Gefahren gewann er den Sieg, als Crassus mit dem rechten Flügel die schon verlorene Schlacht wieder herstellte. In Folge dieser Schlacht ergab sich auch Präneste, dessen Einwohner nebst der samnitischen Besatzung, im ganzen etwa 12.000 Mann, Sulla kaltblütig niederhauen liess. Der jüngere Marius hatte nach vergeblichem Fluchtversuche sich selbst getödtet.

Diese blutigen Vorgänge bildeten jedoch nur ein Vorspiel zu den Gräueltaten, die in Rom jetzt vorfielen. Hatte Marius in blinder Wut, roher Leidenschaft gemordet, so vergoss Sulla mit kalter Ueberzeugung Blut in Strömen. An 3000 bis 4000 gefangene Samniter, unter ihnen den schwerverwundeten Pontius Telesinus (den Aristomenes Italiens) liess er im Circus, nahe dem Tempel, der Bellona, wo er den Senat versammelt hatte, zusammenhauen, und mahnte die Senatoren, sich nicht durch das Geschrei einiger Uebeltäter, die am Leben gestraft würden, stören zu lassen. In den Comitien erklärte er, er wolle durch Veränderungen in der Staatsverfassung deren Zustand verbessern, sei aber entschlossen, alle Feinde der neuen Ordnung der Dinge zu vernichten.

Da brach nun alles Entsetzen, welches Soldatenwut, Habsucht und Privatrache hervorzubringen vermögen, über die unglückliche Stadt aus. Tausende schuldige wie unschuldige wurden auf den Strassen, in den Tempeln und Häusern gemordet, ehe noch Sulla, zum Dictator auf unbestimmte Zeit ernannt, durch seine Proskripzionslisten diejenigen bezeichnete, die zum Tode bestimmt seien. In allen Städten, die Sulla Widerstand geleistet, wurde Strafgericht gehalten. Die Mordwut verbreitete sich über ganz Italien. Ganz Samnium ward zur Wüste gemacht; Etrurien ward verödet. Jeder der einen Geächteten tödte, sollte 12.000 Denare (3000 Thlr.) als Lohn erhalten; wer ihm Aufname und Rettung gewähre, selbst mit dem Tode und der Einziehung des Vermögens bestraft werden. Die Güter der Geächteten wurden eingezogen, die Kinder derselben für enterbt und zu jedem öffentlichen Amte unfähig erklärt. Auf dem Forum waren die Proskripzionstafeln angeschlagen mit den Namen jener, die dem Tode verfallen waren, und wurden immer aufs neue ergänzt, ein Schrecken für diejenigen, die ihren Namen

suchten, weil sie dadurch Verdacht erregten und ein nicht geringerer für die, welche es unterliessen, weil sie einer furchtbaren Ueberraschung gewärtig sein mussten. Dazu das schändliche Getriebe der durch die versprochenen Belohnungen gestachelten Späher und Ankläger, so dass Habsucht und persönliche Rache dem politischen Hasse sich zugesellten. Man rechnet, dass mehr als 40 Senatoren, 1600 Ritter und überhaupt an 100.000 Menschen damals getödtet wurden.

Dies war die „sullanische Aernte“, die grossen „Aderlässe“ Italiens und so zerfleischten die beiden Parteien den Staat, indem sie ihn wechselweise nach der einen und nach der andern Seite zerrten.

Sullas Dictatur, Gesetze und Tod.

Auf diesem blutgedrängten Boden richtete nun der Dictator nicht etwa eine neue Tyrannis, sondern lediglich die alte aristokratisch oligarchische Regierung wieder auf. Es geschah dies durch eine Reihe von Gesetzen, die cornelischen, welche in die kurze Zeit von 82—79 fallen. Ein Gesetz bestimmte die Güter der in den Reihen der Feinde Gefallenen dem Verkaufe; ein weiteres entzog den Sulla feindlich gesinnten Munizipien ihr Bürgerrecht und einen Teil ihres Ackerlandes. Beide gaben dem Dictator die Mittel, seine Parteigänger und Soldaten zu belohnen. Die frühere Stufenfolge der Aemter stellte er wieder her. Prätor konnte nur werden, wer Quästor gewesen, Consul, wer Prätor, und dasselbe Amt durfte nicht zweimal innerhalb 10 Jahren bekleidet werden. Die Zahl der Quästoren wurde von 8 auf 20 gesetzt, die der Prätoren von 6 auf 8 vermehrt, und bestimmt, dass sie nach Ablauf ihres Amtsjahres in den Senat eintreten und damit die jährliche Ergänzung desselben bilden sollten. Da die Senatoren zugleich für unabsetzbar erklärt wurden, so fiel das Amt des Censors weg. Die Macht des Senats wurde wieder hergestellt und derselbe auf 600 Mitglieder ergänzt; in ihm sollte der eigentliche Schwerpunkt der Regierung liegen. Die Gerichtsbarkeit fiel an die Senatoren zurück und die Zahl der stehenden Gerichtskommissionen wurde vermehrt. Der Senat bestimmte die Consularprovinzen und der Statthalter blieb so lange in seiner Provinz, bis ihm der Senat einen Nachfolger schickte. Erpressungen in den Provinzen sollten mit Exil und Ersatz des Schadens geahndet werden. Die Priesterkollegien wurden vermehrt und erhielten wie in alter Zeit das

Recht der Selbstergänzung (Cooptation), so dass auch sie dem Einfluss der Volkswahl entzogen waren. Die Centuriatcomitien wurden, wie schon im Jahre 88, auf die servianische Ordnung zurückgeführt, den Tributcomitien ward die gesetzgeberische Gewalt entzogen, indem der Tribun sie nicht versammeln und keinen Antrag vor sie bringen durfte, ohne vorhergegangenes Gutheissen des Senates.

Ueberhaupt beschränkte Sulla das Recht der Tribunen zumeist dadurch, dass nach seiner Bestimmung die Verwaltung des Tribunats von der aller anderen Aemter ausschloss, weil er dachte, dass die geschmälerte Machtbefugnis dieses populären Amtes (er hatte es auf das Mass der Rechte zur Zeit der Einsetzung herabgedrückt) keinen Reiz für Männer von Ehrgeiz und Talent mehr bieten könne. Eine Reihe weiterer Gesetze ordnete verschiedene Gebiete der Rechtspflege und Polizei, gab Festsetzungen gegen Testamentsverfälschungen, Falschmünzerei, Vergewaltigung und Beleidigung, Meuchelmord und Giftmischerei; ein Aufwandgesetz beschränkte den Luxus bei Gastgelagen und Leichenbegängnissen und setzte die Preise für gewisse Lebensmittel herab, deren Wert und Reiz nur in ihrer Seltenheit und in ihren hohen Preisen bestand. Es charakterisiert aber diese Gesetzgebung und ihre Unhaltbarkeit, dass Sulla selbst in dieser Beziehung am wenigsten mit dem Beispiele der Mässigung vorangieng. Sein Heer belohnte Sulla durch Landanweisungen innerhalb Italiens und teilte an seine Veteranen 120.000 Loosteile auf Kosten der von ihm bestraften, abgefallenen italischen Munizipien aus. Dazu gab er 10.000 Sklaven, die fortan von ihm den Namen Cornelier führten, die Freiheit. Die Italiker behielten ihr Bürgerrecht. Zugleich ordnete er das Recht und die Einrichtung der städtischen Gemeinden durch ganz Italien. Jetzt erst erhielten sie eine gemeinsame Verfassung nach dem Muster der römischen, jedoch mit untergeordneter Bedeutung. Ihr Gemeinderat entsprach dem Senat, ihre zwei Richter den Consuln und Prätoren, andere Beamte den Aedilen u. s. f.

Nachdem Sulla diese Reakzion (82—79) durchgeführt, legte er, sein Werk im wesentlichen für vollendet achtend, die Dictatur nieder und gab seine ausserordentliche Gewalt dem Volke zurück. Er zog sich nach dem reizenden Puteoli ins Privatleben zurück und lebte dort dem Genuss und der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten. Wie viele seinesgleichen getan haben, sah auch Sulla sich stets als ein Werkzeug in der Hand der Götter an, glaubte in solcher Eigenschaft zu

handeln und ihres besonderen Beistandes gewiss zu sein und hatte sich daher selbst in vornehmer Verachtung des Lebens und der Grösse den Beinamen Felix (der Glückliche) gegeben. Er starb im Jahre 78, 60 Jahre alt, am Blutsturz, nach andern an der Pthiriasis. Noch seinen Scheiterhaufen umringten die höchsten Ehren, die Senat, Ritterschaft und Volk zu verleihen vermochten. „So hatte die römische Revoluzion ihren ersten Kreislauf vollendet. Ausgegangen von den edelgemeinten Reformen der Gracchen, fortgeschritten zum heftigsten Gegensatz der Parteihäupter, die ihre persönlichen Interessen in die sachlichen Fragen mischten und zur wilden Demagogie entartet, geriet die Bewegung zuletzt in die Hand von Soldatenführern und schloss mit der Militärdictatur und einer siegreichen optimatischen Reakzion, der sich der Staat einstweilen willig fügte.“

Die Zeit des Cnejus Pompejus.

Der sertorianische Krieg 79—73; der Sklavenkrieg 73—71 v. Chr.

Die nur durch militärische Gewalt neu begründete Herrschaft des Senates hatte von vorn herein auch nur auf einem Manne beruht und mit dem Tode desselben begann das schwanken des Staates aufs neue. Niemand war da, der mit dem gefürchteten Ansehen Sullas denselben leiten konnte, wohl aber waren die Elemente zu einer neuen Umwälzung in reicher Menge vorhanden. Neben der grollenden demokratischen Partei, die in dem Blute der zahllos Gemordeten nur unterdrückt, aber nicht vertilgt worden, standen mächtige unzufriedene Klassen, wie die ihres jungen Stimmrechtes wieder beraubten Freigelassenen, die mehrfach geschmälerten Kapitalisten des Ritterstandes, dann die Masse der zu Gunsten der sullanischen Soldatenkolonien von Haus und Hof vertriebenen Grundbesitzer und Bürger, die das Land als Bettler und Räuber überschwemmten; endlich waren selbst die sullanischen Soldaten zum Teil auf den schlimmen Weg geraten, ihre neuen Güter schnell zu verschlemmen, um sich dann nach neuem leichten und blutigen Erwerb zu sehnen. So riefen denn Parteihass und Leidenschaft wieder neue Erschütterungen hervor, welche nach Aufhebung der sullanischen Einrichtungen und nach langen und blutigen Kämpfen zuletzt zur Gründung einer Monarchie führten. Schon der Consul des Jahres 78 M. Aemilius Lepidus versuchte einen Umsturz der sullanischen Verfassung zu Gunsten der Popularen. Er sammelte ein Heer in Etrurien, und bedrohte schon die Tiberbrücke und

Rom, da vernichtete ihn der Senat durch seinen Mitconsul C. Lutatius Catulus und durch Cnejus Pompejus (77 v. Chr.). Dieser letztere nun, geb. 106, war es, der jetzt das grösste Anrecht auf die Stellung Sullas zu haben schien und der auch den Weg für die neue monarchische Richtung bahnte. Vieles kam ihm hierbei zu statten. Er hatte durch rechtzeitigen Beitritt die Gunst Sullas erworben, diesem späterhin durch Vernichtung der Reste der marianischen Partei auf Sicilien und in Afrika wesentliche Dienste geleistet und war daher von ihm als Feldherr und mit dem Namen Magnus (der Grosse) begrüsst worden; ja hatte, wenn auch nach einigem widerstreben Sullas, sogar die Ehre des Triumphes sich zu erringen gewusst, obwohl er weder Consul noch Prätor war, was sonst durchaus dazu erfordert wurde.

Dem Ritterstande entsprossen, Soldat von Kindesbeinen an, besass er Tapferkeit, Beharrlichkeit und Kraft zu entbehren, aber bei alle dem mehr die Eigenschaften des Kriegers, als des Feldherrn; im politischen Leben aber, wo seine Eitelkeit ihn zur höchsten Stelle drängte, fehlte ihm jedoch ebensowohl der rasche Entschluss, den günstigen Moment zu ergreifen, wie das überwiegende Talent ihn herbeizuführen. Von persönlicher Würde und verhältnismässig in einer verderbten Zeit von persönlicher Unbescholtenheit, war er doch lau für das Gute und, die ihn kannten, hielten ihn für versteckter, aber nicht für besser als Sulla. Pompejus hatte anfänglich noch zu Lebzeiten Sullas die Bestrebungen des Lepidus unterstützt, später aber, als er das planlose des Unternehmens erkannte, sich der herrschenden Partei wieder zugewendet. So konnte es ihm daher nach Sullas Tode nicht an Gelegenheit fehlen, seine Lorbeeren zu vermehren; ja das Glück verschwendete an ihm seine Gunst, um ihm das wichtigste fast ohne Mühe zuzuwenden. Die erste Stufe seines neuen Ruhmes war der Krieg gegen den Marianer Sertorius (79—73 v. Chr.). Dieser treffliche Mann, ein Sabiner aus Nursia, unter den Gegnern Sullas vor allem durch Edelmut und Klugheit sich auszeichnend, ein Gefährte des Marius schon seit dem Kimbernkriege, hatte nach dem Tode desselben, als er unter der Führung untüchtiger Männer die demokratische Sache in Italien verloren sah, sich in seine Proprätur nach Spanien begeben. Durch die Sullaner von hier vertrieben, hatte er sich nach Afrika geflüchtet, ja soll auf den Gedanken geraten sein, ganz aus dem Getümmel der Welt zu fliehen und sich auf die sogenannten Inseln der Seligen (die Canarien) zurückzuziehen, was jedoch seine Genossen

nicht billigten. Er landete daher an der mauretanischen Küste, wo eben eine Empörung ausgebrochen war und schloss sich derselben an. Hier schlug er nicht nur den König von Mauretanien, sondern auch ein römisches Heer, das Sulla demselben zu Hülfe geschickt, und blieb jetzt, besserer Zeiten harrend, daselbst. Der Ruf seiner ritterlichen Taten jedoch hatte auch die Aufmerksamkeit der aufständischen Lusitanier erregt, die in dem kriegserfahrenen Mann einen neuen Viriathus zu finden glaubten und sie liessen ihn durch Abgeordnete einladen, in dem Kriege, welchen sie gegen die sullanischen Offiziere führten, ihr Anführer zu werden. In der Hoffnung, die marianische Partei wieder emporzubringen, folgte Sertorius diesem Rufe gerne und hatte bald von Lusitanien aus siegreich seine Macht über ganz Spanien verbreitet (seit 79 v. Chr.). Gegen die Beharrlichkeit und Kriegskunst, mit der dieser zweite Hannibal, wie ihn seine Soldaten nannten, das Land verteidigte, hatten bisher die römischen Heere und Befehlshaber umsonst sich versucht. Selbst Quintus Metellus, ein tüchtiger, wenn gleich zu methodischer Feldherr der Nobilität, den Sulla gegen ihn gesandt, vermochte nichts gegen ihn auszurichten, da Sertorius jeder entscheidenden Feldschlacht auswich und einen Guerillakrieg führte. Verstärkt durch die Reste der Truppen des auf Sardinien verstorbenen Lepidus, die dessen Legat Perperna nach Spanien geführt, wuchs des Sertorius Macht noch mehr und er traf jetzt Einrichtungen, die für Rom ungemein gefährlich zu werden schienen. Ein aus den Häuptern der Emigranten gebildeter Senat von 300 Mitgliedern verwaltete die pyrenäische Halbinsel nach Art des römischen; Korsaren vermittelten den Verkehr zur See mit Italien und Kleinasien, ja selbst Mithridates schloss ein Bündnis mit dem Demokratenführer. Durch Milde und Gerechtigkeit gewann Sertorius die Eingebornen, gründete in Osca (Hueska) eine Akademie, in der ihre Söhne in der römischen und griechischen Literatur unterrichtet wurden und wusste durch sein freundliches volkstümliches und ritterliches Wesen die Phantasie des Volkes und die Streitlust der Krieger zu wecken und beleben. Endlich wurde Pompejus, der bisher nur als Ritter unter seinem eigenen Oberbefehl gestritten, mit proconsularischer Gewalt gegen ihn gesandt, 77 v. Chr. Nachdem auch er anfangs Verluste erlitten, dann aber mit Metellus vereinigt die Unterfeldherren des Sertorius besiegt hatte, ward ihm dennoch der Sieg nur dadurch zu teil, dass Sertorius von seinem neidischen Genossen Perperna, der nach dem Kommando strebte, bei einem

Gastmahl im spanischen Osca meuchlerisch ermordet wurde. Perperna, der jetzt den Oberbefehl übernahm, ward von Pompejus geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Ein Teil der Emigranten wurde in Gallien als Gemeinde der zusammengelaufenen angesiedelt, einem anderen die Rückkehr in die Heimat gestattet. Auf die Trophäen aber, die er in den Pyrenäen auf der Grenze von Spanien und Gallien errichtet, setzte Pompejus die grosssprecherische Inschrift, dass er 876 Städte von den Alpen bis zum äussersten Spanien den Römern unterworfen habe.

Der Sklavenkrieg 73—71.

Während in Spanien gekämpft wurde, war in Italien, wie schon früher in Sicilien und Kleinasien es geschehen, wieder ein höchst gefährlicher Aufstand der Sklaven und Gladiatoren ausgebrochen. Ausser der ungeheuren Menge von Sklaven, welche die grossen Familien zu Rom zur Bebauung ihrer grossen Güter unterhielten, wurden nämlich, bei dem immer zunehmenden Wohlgefallen des Volkes an den Fechterspielen, ganze Schaaren von Sklaven in Thrakien, Gallien und anderwärts von Spekulanten aufgekauft, welche dieselben in eigenen Gladiatorenschulen einüben liessen, um sie dann an diejenigen, die dem Volke Spiele geben wollten, zu verdingen. Die Hauptanstalten zur Erziehung dieser Fechter befanden sich zu Ravenna und Capua. Die Härte nun, mit welcher der Besitzer der Fechterschule zu Capua seine Sklaven behandelte, bewog eine Anzahl solcher, welche lieber für ihre Freiheit als für die Schaulust des römischen Volkes ihr Leben einsetzen wollten, aus dem Sklavenzwinger auszubrechen. An ihrer Spitze standen zwei Kelten, Krixus und Oenomaus, und der Thraker Spartacus. Ausserhalb der Stadt bemächtigten sie sich eines für ihren Herrn bestimmten Waffentransportes und verbargen sich in den Schluchten des Vesuv, wo ihre Zahl bald zu einer beträchtlichen Schaar anschwoll. Sie wurden der Landschaft umher durch ihre Streifzüge so lästig, dass die Einwohner sich ihrer nicht erwehren konnten und sich nach Rom um Hülfe wandten. Eine gegen sie geführte Truppenabteilung ward geschlagen, und als der Prätor Varinius mit 2 Legionen gegen sie heranzog, wichen sie über den Silarus zurück. Hier schlugen sie den Varinius und erbeuteten sein Lager. Jetzt verbreitete sich der gefährliche Aufstand über Lucanien, Campanien und Bruttium, und die Städte und Dörfer dieser Landschaften litten schwer durch die Grausamkeit des immer mehr anschwellenden

Sklavenhaufens, dessen wilden Rachedurst und zügellosen Plünderungsdrang der edle und umsichtige Geist des Spartacus vergebens zu beschränken, vergebens auf ein praktisches Ziel, die Wiedergewinnung der verlornen Heimat, hinzulenken suchte.

Um den Brand zu tilgen, der bereits über ganz Italien sich zu verbreiten drohte, sandte man im nächsten Jahre die beiden Consuln gegen die Empörer.

Der eine Haufe derselben, unter Krixus, wurde auch von dem Prätor Q. Arrius, dem Legaten des Consuls L. Gellius am Garganus in Apulien, vernichtet; um so glänzender aber focht Spartacus, ein tapferer Soldat und tüchtiger Führer, in dem Apennin und Oberitalien. Hinter einander erlagen ihm der Consul Cn. Lentulus, der Consul Gellius, der Prätor Arrius und zuletzt, bei Mutina, der Statthalter des diesseitigen Galliens, C. Cassius. Mit 120.000 Mann bedrohte er jetzt, nachdem er auf Verlangen seines Heeres den beabsichtigten Zug über die Alpen, behufs der Rückkehr in die Heimat, hatte aufgeben müssen, Rom, und plünderte Italien. Im höchsten Grade aufgebracht wider Feldherrn und Heere, die den Staat gegen Sklavenbanden nicht zu schützen vermochten, übertrug der Senat dem Prätor M. Licinius Crassus den Befehl über acht Legionen. Crassus hatte schon unter Sulla in den bürgerlichen Kriegen Geschick und Mut bewiesen und in der Schlacht vor den Toren Roms mit Ruhm gekämpft, später durch glückliche Spekulazionen, namentlich durch Güterkauf bei den Proskripzionen Sullas und durch Häuserbau nach dem grossen Brande in Rom, sowie durch Wucher und Staatspachtungen sich ein kolossales Vermögen erworben und durch geschickte gerichtliche Verteidigung auch der bedenklichsten Fälle, nach Gunst bei der Menge gestrebt. Ihn trieb die Habsucht, wie den Pompejus die Eitelkeit. Crassus stellte nun die verfallene Kriegszucht durch Schrecken wieder her; er liess einen Teil der geschlagenen Truppen dezimieren, und schützte durch Besetzung der Apenninenpässe die bedrohte Hauptstadt. In dem nächsten Gefechte schlug er den Spartacus und nötigte ihn, sich durch Lucanien nach Rhegium zurück zu ziehen, von wo aus er auf Schiffen der Seeräuber nach Sicilien überzusetzen gedachte, um dort auf geeigneterem Boden den Kampf fortzusetzen. Die Seeräuber nahmen den bedungenen Preis, fuhren jedoch, nachdem die Habe des Sklavenheeres zum teil schon auf ihren Schiffen war, treulos davon. Diesen Aufenthalt hatte Crassus benutzt, um die bruttische Halbinsel, auf welcher Spartacus stand, durch einen Wall

von 7 deutschen Meilen Länge von Meer zu Meer abzusperren: aber Spartacus durchbrach in dunkler Nacht die Befestigungslinie und marschierte wieder nach Lucanien. Hier jedoch brach Uneinigkeit unter den Sklaven aus. Die Kelten und Germanen trennten sich unter eigenen Führern von Spartacus und wurden vereinzelt von Crassus aufgerieben (Sonderkampf am Bergwalde Sila). Den Spartacus nötigten seine Truppen in Apulien, sich dem Crassus entgegenzustellen zu dem entscheidenden Treffen am Flusse Silarus. Vor der Schlacht stiess er sein Ross nieder, um mit den seinen die gleiche Gefahr zu teilen, in der Schlacht starb er den Heldentod. Mit ihm fielen die tapfersten seiner Leute, die übrigen zerstreuten sich und wurden in vereinzelten Schaaren niedergemacht oder aufgefangen, um den Sklaventod am Kreuze zu sterben. Längs der Strasse von Capua nach Rom standen 6000 Kreuze mit gefangenen Sklaven. So wurde der Sklavenkrieg im Jahre 71 von Crassus beendigt. 5000 aus der letzten Schlacht entronnene Sklaven waren nach Oberitalien geeilt, um von da sich über die Alpen zu retten. Diesen begegnete Pompejus, als er mit seinem Heer aus Spanien zurückkehrte und hieb sie nieder. Er meldete hierauf dem Senat: „Crassus habe den Feind in einer Schlacht überwunden, er aber den Krieg mit der Wurzel ausgerottet.“ So erhielt die bereits bestehende Eifersucht zwischen Pompejus und Crassus, den diese Anmassung ungemein verletzen musste, neue Nahrung.

Das erste Consulat des Pompejus und Crassus.

Zwischen Pompejus und den Optimaten war seit dem sertorischen Kriege eine Verstimmung eingetreten. Pompejus hatte zwar von vornherein auf Seite der Sullaner gestanden und für eine Hauptstütze des Senates gegolten, aber die Nobiles vom reinen Blute hatten den Mann aus dem Ritterstande doch nie als ebenbürtig angesehen. Nur halb gezwungen und mit Unwillen hatte der Senat dem jungen, unmässig gestiegenen Manne, den man zugleich beneidete und fürchtete, das ausserordentliche Kommando gegen Sertorius übergeben, und ihn so dem Quintus Metellus, der ganz zu den ihrigen gehörte, an die Seite gestellt. Pompejus aber warf dem Senate vor, dass er in Spanien nicht genugsam von ihm unterstützt worden sei. Jetzt nun kam er an der Spitze eines ergebenen Heeres nach Italien zurück und trat als ruhmreicher Sieger und als Beendiger des spanischen und Sklavenkrieges mit neuen grossen Ansprüchen auf. Vor den Toren Roms forderte er

für seine Soldaten Landanweisungen, für sich den Triumph und das Consulat für das folgende Jahr. Der Senat war nicht geneigt zu willfahren, denn die beiden letzten Forderungen waren jedenfalls gesetzwidrig. Consul konnte ja nur werden, wer von der Quästur an die Staffeln der Ehrenämter der Reihe nach durchgemacht und Pompejus war noch nicht Quästor gewesen; aber auch der Triumph konnte gesetzlich nur dem zugestanden werden, der die ordentliche höchste Gewalt bekleidet hatte. Da der Senat sich also schwierig zeigte, so trat jetzt Pompejus, bisher Schwert und Schild der Senatspartei, offen zur Volkspartei über, um mit ihrer Hilfe die Oligarchie zu stürzen und sich so den Weg zur höchsten Macht zu bahnen. Crassus, der ebenfalls noch an der Spitze eines bedeutenden Heeres stand, hätte allerdings jetzt dem Pompejus und der Demokrazie gegenüber noch ein Gegengewicht bilden können, und der Senat glaubte um so eher auf ihn hoffen zu dürfen, da Pompejus die im Sklavenkrieg erworbenen Lorbeeren ihm hatte entreissen wollen. Aber auch dieser dachte mehr an das eigene, als an das Staatsinteresse und hielt es somit für geratener, seine Verstimmung gegen Pompejus einstweilen zu unterdrücken und auf dessen Seite zu treten. Gegen eine so mächtige Verbindung wagte der Senat nicht anzukämpfen, er bewilligte daher den beiden Feldherren das Consulat für das nächste Jahr, ausserdem dem Pompejus den Triumph und Landanweisungen für seine Soldaten, dem Crassus eine Ovazion.

Wetteifernd bemühten sich jetzt Pompejus und Crassus um die Gunst des Volkes, aber letzterer trat weit hinter den Besieger des Sertorius zurück. Crassus speiste bei einem grossen Opfer, das er dem Herkules darbrachte, die gesammte römische Bürgerschaft an 10.000 Tischen und teilte Getreide auf drei Monate unter die Menge aus; Pompejus aber beseitigte die ohnehin schon mehrfach erschütterte und angefochtene sullanische Gesetzgebung.

Die tribunicische Gewalt, der schon im Jahre 75 durch das aurelische Gesetz, dass diejenigen, welche das Tribunat bekleidet, nicht mehr von den übrigen Ehrenämtern ausgeschlossen sein sollten, eine der sullanischen Fesseln abgenommen war, wurde wieder in ihrem vollen Umfange hergestellt, nicht blos um sich das Volk zu gewinnen, sondern um fortan in den Tribunen Werkzeuge seines eigenen Ehrgeizes zu haben. Durch den Prätor Aurelius Cotta entzog er auch dem Senate die ausschliessliche Rechtspflege, so dass hinfort die Richter nur zu einem Drittel aus den Senatoren, zu

zwei Drittel aus Rittern und Aerartribunen (Soldzahlmeistern, unmittelbar von den Tribus gewählt) genommen wurden.

Auch die Censur, welche Sulla abgeschafft hatte, ward mit ihrer fünfjährigen Dauer wieder erneuert und durch dieselbe der Senat von verhassten Persönlichkeiten, namentlich den Gegnern des Pompejus gereinigt; ebenso erhielten die Ritter durch Wiederherstellung der gracchischen Steuerhebungsordnung für die Provinz Asien ihre früheren Vorteile zurück. So hatte Pompejus die von Sulla gegründete Aristokratenherrschaft, als deren Hauptstütze er anfangs gegolten in seinem ersten Consulate zusammengerissen und war nun der hochgefeierte Liebling des Volkes geworden. Wie sehr ihn aber auch nach der Dictatur gelüstete, zu gewaltsamen vorgehen, zum durchbrechen der gesetzlichen Schranken, fehlte ihm doch der Mut. Nach seinem Consulat und seiner Aussöhnung mit Crassus entliess er sein Heer, das er nur aus Sorge vor diesem auch nach dem Triumphe noch immer vor der Hauptstadt zusammen gehalten hatte, und benahm so dem Staate die Furcht, dass es zwischen ihm und Crassus zu einem Kampfe um die Alleinherrschaft, wie sie Sulla besessen, kommen werde. Es unter seiner Würde haltend, nach Niederlegung des Consulates die Verwaltung einer Provinz anzunehmen, blieb er in den Jahren 69 und 68 als Privatmann in Rom. Er lebte zurückgezogen und zeigte sich dem Volke selten und nie ohne ein grosses Gefolge, wodurch er sich ein hohes vornehmes Ansehen zu geben suchte. So wartete er in stolzer Behauptung seiner Würde es ab, bis sich ihm wieder eine neue Gelegenheit zu glänzender Tätigkeit eröffnete, und diese fand sich bald.

Der Seeräuberkrieg 67—66 v. Chr.

Seit der Zerstörung Karthagos und der Demütigung von Rhodos, dessen Kriegsflotte sie weggenommen, hatten die Römer ihre Seemacht verfallen lassen. Eine Folge davon war, dass der Seeraub, der auf dem Mittelmeere nie gefehlt, unbeschränkt aufwucherte und von Jahr zu Jahr wuchs. Die Seeräuber, die hauptsächlich in Kilikien und Kreta ihre befestigten Schlupfwinkel besassen und in den allzeit seeräuberischen Neigungen der dortigen Einwohner einen Anhaltspunkt fanden, hatten sich zu einer förmlichen Rom feindlichen Kriegsmacht organisiert, plünderten und brandschatzten die Küsten, Inseln, Häfen und Tempel Italiens und des Mittelmeeres bis zu den Säulen des Herkules, schleppten vornehme

Römer als Gefangene fort, um hohes Lösegeld zu erpressen (Caesar), störten Handel und Wandel und schnitten Rom die bereits unentbehrliche Zufuhr aus den Provinzen ab. Man rechnete über 400 von den Piraten eingenommene, oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon. Aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Seeräubern fortgeschleppt und als Sklaven an die römischen Gutsbesitzer und Händler, die sogar mit ihnen im freundlichen Verkehr standen, verkauft zu werden.

Die Unruhen des Bürgerkrieges, die Bedrückung der Provinzen und die heimliche Unterstützung des Mithridates hatten die Ueberhandnahme dieser ungeheuren Misstände noch gefördert, und vergeblich hatten die Römer wiederholt Flotten und Feldherrn zur Vertilgung der Seeräuber ausgesendet. Der Consul Publius Servilius Vatia hatte im Jahre 79 in einem blutigen Treffen die Piraten geschlagen, viele Städte derselben an der Küste Kleinasiens erobert und sodann in einem dreijährigen Feldzuge (78—76) in dem berg- und schluchtenreichen Isaurien zahlreiche ihrer Felsennester zerstört (weshalb er den Beinamen Isauricus erhielt); aber das Uebel war dadurch doch nicht mit der Wurzel ausgerottet. Bald nach seiner Rückkehr brach es von neuem und mit noch stärkerer Gewalt los. Im Jahre 74 sandte man den M. Antonius, den Sohn des Redners und Vaters des Triumvir, mit ausgedehnten Vollmachten gegen die Piraten; allein dieser erntete durch seine ungeschickte Kriegführung nur Schimpf und Schande.

Die Zustände wurden immer ärger, schmachvoller und unerträglicher. Die römische Flotte räumte den Kampfplatz, die Legionen sogar warteten den Winter ab, um ungefährdet von den Seeräubern über das Meer zu kommen. Die ganze Verwaltung des Staates geriet ins stocken und aller Verkehr war gehemmt. Die Geldsendungen der Statthalter und Pächter fielen in die Hände der Piraten, die Handelsvölker konnten nichts erwerben, Zölle und Staatseinkünfte minderten sich, die Felder in der Nähe der Küsten blieben unbebaut, und in Italien und Rom drohte wegen der gesperrten Getreidezufuhr Hungersnot und Teuerung. Dem Zustande musste ein Ende gemacht werden. Da trat im Jahre 67 der Tribun Aulus Gabinius, ein herabgekommener Mann aber guter Soldat und ein geschickter Unterhändler, vielleicht von Pompejus veranlasst, mit dem Antrage auf, man solle einem Consular auf drei Jahre mit unumschränkter, proconsularischer Gewalt und ohne Verantwortlichkeit

den Oberbefehl über das ganze Mittelmeer vom Osten bis zu den Säulen des Herkules und überall 10 deutsche Meilen weit ins Land hinein übertragen, ihm 15 Legaten mit prätorischer Gewalt aus der Mitte der Senatoren, 200 Schiffe, so viele Truppen zur Bemannung als er nötig finde und 6000 attische Talente bewilligen. Niemand war es verborgen, wer dieser Consular sein solle.

Die Oligarchie setzte daher alle Mittel in Bewegung, um den Antrag zu hintertreiben und die Errichtung dieser neuen militärischen Dictatur zu beseitigen. Allein dieselbe wurde trotzdem dem Pompejus, der sich scheinbar gegen die Annahme so grosser Vollmachten sträubte, von dem Volke übertragen, ja dieses erhöhte noch die Zahl der Schiffe und Mannschaft. Noch an demselben Tage sank das Getreide zu seinem gewöhnlichen Preise herab. Pompejus entsprach aber auch den auf ihn gesetzten Erwartungen in glänzender Weise. Er machte von der ganzen ihm zur Verfügung gestellten Macht Gebrauch, zog mit ihr ein Netz über alle Meere und schnitt die Seeräuber von allen Zufluchtsstätten ab. In 40 Tagen war das westliche Meer gereiniget von Spanien bis Italien und Sicilien und der Weg war den Getreideschiffen nach Italien wieder frei. Die Treibjagd in dem westlichen Meere hatte viele Seeräuber nach dem Osten nach Kilikien getrieben. Dorthin verfolgte sie Pompejus (trotz der ihm von den Optimaten bei seinen Rüstungen bereiteten Hindernisse), besiegte sie in einem Seetreffen bei Korakesion und zwang sie zur Unterwerfung. Sie überlieferten jetzt ihre Städte und Inseln mit den reichsten Vorräten an Kriegs- und Seebedürfnissen und neunzig grosse und viele kleinere Kriegsschiffe. Ausserdem waren dem Sieger 20,000 Gefangene in die Hände gefallen, die er jedoch mit kluger Milde behandelte und fern von der Küste ansiedelte. So war endlich die Herrschaft über das Meer im Sommer 67 den Römern zürückgegeben und durch den leicht und glücklich geführten Krieg abermals der Ruhm des Pompejus gemehrt worden.

Der zweite (83—81) und dritte mithridatische Krieg (74—62).

Gleich unmittelbar nach Beendigung des Seeräuberkrieges erwarteten den Pompejus abermals neue Ehren, indem er durch das manilische Gesetz den Oberbefehl gegen Mithridates erlangte.

Bei seinem Abzuge in Asien hatte Sulla den gewesenen Prätor L. Licinius Murena mit einem Teile des Heeres — den zwei Legionen, die von dem Marianer Fimbria zu ihm übergetreten — zurückgelassen. Dieser erneuerte bald den Kampf gegen Mithridates

mehr aus Begierde nach einem Triumph, als weil der pontische König mit der vollständigen Rückgabe Kappodokiens zögerte. Doch verlief dieser zweite mithridatische Krieg (83—81) meist nachteilig für die römischen Waffen, bis Sullas Machtgebot den Friedensstand vom Jahre 84 wieder herstellte. Murena aber hatte seinen Zweck erreicht; der Dictator Sulla bewilligte seinem Günstling, trotz seiner unglücklichen Kriegführung einen Triumph. Uebrigens war es Mithridates mit der Erhaltung des Friedens nie Ernst. Er hatte rastlos fortgefahren an der Nordküste des schwarzen Meeres auf der taurischen Halbinsel (in der Krim) und im Osten neue Hilfsmittel für den Kampf gegen Rom sich zu bereiten. Als daher Bithynien mit dem Tode des römischen Klientelkönigs Nikomedes III. laut seines Testamentes an die Römer kam, griff Mithridates von neuem zu den Waffen. Er hatte sich ausser mit den barbarischen Völkern an der Donau, auch mit den Seeräubern, ja selbst mit Sertorius in Verbindung gesetzt, der ihm tüchtige Offiziere zusandte. Mit einem gewaltigen Heere (120000 Mann zu Fuss, 16000 Reiter und 100 Sichelwagen) fiel er in Bithynien unter dem Vorwande, das Land für des Nikomedes Sohn in Besitz zu nehmen, ein. Gegen den römischen Consul Aurelius Cotta gewann er einen Sieg zu Wasser und zu Lande bei Chalkedon und schloss ihn darauf in Zyzikos ein. Aber schon war für den schwer bedrängten Hülfe nahe. Sein kriegserfahrener Kollege L. Licinius Lucullus rückte mit einem Heere zum Entsatze herbei, griff den Mithridates an und bereitete ihm eine entscheidende Niederlage, die ihn zum Rückzuge nach Pontos nötigte (73). Auch ein neu gesammeltes Heer des Mithridates wurde bei Kabeira, nahe dem Halys, abermals geschlagen und zerstreut (71), so dass Mithridates nur von 2000 Reitern begleitet zu seinem Schwiegervater, den König Tigranes von Armenien, flüchtete. Lucullus, der inzwischen die Unterwerfung von Pontos durch Eroberung von Eupatoria, Amisos und Sinope (70) vollendet hatte, verlangte von Tigranes die Auslieferung des Mithridates und begann, als dieser sie verweigerte, den Krieg. Mit wenig mehr als 10000 Mann rückte er über den Euphrat und errang über Tigranes bei seiner Hauptstadt Tigranocerta (69) einen glänzenden Sieg. Nach Eroberung dieser Stadt, wo unermessliche Beute (an Gold allein 8000 Talente) den Römern in die Hände fiel, rückte jetzt Lucullus, da Tigranes, von Mithridates zur Fortsetzung des Krieges angespornt, die Völker des östlichen Asiens zu den Waffen rief, unter glücklichen Gefechten auch gegen des Tigranes zweite Hauptstadt

Artaxata, am Araxes unweit Erivan vor (68 v. Chr.) und besiegte in der Nähe derselben die beiden Könige. Doch dies war der Wendepunkt seines ausserordentlichen Waffenglückes. Hier fern von Rom in der winterlichen Gegend Hocharmeniens begannen die römischen Soldaten, besonders die der alten fimbrianischen und valerischen Legionen zu murren und durch die Wühlereien des frechen Publius Clodius angeregt, artete die Unzufriedenheit derselben in offene Meuterei gegen den strengen und seiner aristokratischen Gesinnungen wegen verhassten Feldherrn aus und Lucullus sah sich zur Umkehr genötiget. Er nahm seinen Rückzug zuerst über den Tigris nach dem armenischen Mesopotamien, wo er noch Nisibis eroberte, musste aber von hier, da seine Soldaten sich weigerten einen neuen Feldzug zu unternehmen, noch weiter über den Euphrat zurück. So ward aus dem siegreichen Feldzuge eine Niederlage. Denn Mithridates folgte alsbald und eroberte, nachdem er den Unterfeldherrn des Lucullus, den Triarius, nach tapferster Gegenwehr, bei Zela (67) bis zur Vernichtung geschlagen, wieder sein Reich. Beim Senate in Rom hatten inzwischen auch die Ritter und Staatspächter gegen Lucullus gewirkt. Er hatte bei Ordnung der Verhältnisse der asiatischen Provinz, die Einzahlung der von Sulla aufgelegten Kontribuzion, welche durch unmenschliche Plackereien auf das sechsfache hinaufgetrieben war, auf billiges Mass zurückgeführt und durch strenge Gesetze den übertriebenen Zinsforderungen der Wucherer und den Willkürlichkeiten der Pächter ein Ende gemacht. Dies hatte ihm der Dank der Provinzialen, aber den unversöhnlichen Hass der römischen Ritterzunft und ihrer Blutsauger erweckt. So ward Lucullus zurück gerufen. Aber niemand hatte Lust, den frei gewordenen gefährlichen Posten gegen Mithridates zu übernehmen, auch des Lucullus Nachfolger, der dazu designierte, Consul M. Acilius Glabrio, nicht. Da trat im Anfang des Jahres 66 der Tribun C. Manilius, wahrscheinlich von Pompejus bestochen, mit dem Gesetzvorschlage auf, dass dieser, der an der Südküste Kleinasiens in den Winterquartieren stand, zum Oberbefehlshaber gegen Mithridates und Tigranes mit unumschränkter Vollmacht ernannt werden sollte. Bei der für Pompejus begeisterten Volksstimmung wurde der Gesetzvorschlag, den auch mehrere angesehene Männer, wie der Consular Servilius Isauricus, der Prätor Cicero, in der noch vorhandenen Rede und der Volksfreund Julius Caesar empfahlen, einstimmig angenommen, und Pompejus mit dem Oberbefehle betraut. Dieser zog sogleich über den Taurus, um auf dem Felde des Lucullus zu ernten.

Nach Abschluss eines Bündnisses mit den Parthern, denen er Mesopotamien zusicherte, begann er mit teilweise neuen Truppen den Feldzug und rückte von Galatien aus, wo er in Danala eine unfreundliche Begegnung mit Lucullus gehabt, in Pontos ein. Mithridates, eine Schlacht vermeidend, wich vor ihm nach Kleinarmenien zurück, wohin ihm Pompejus folgte. Hier gelang es ihm im Quellgebiete des Flusses Halys durch nächtlichen Ueberfall, an der Stelle, wo er später Nikopolis gründete, das Heer des Mithridates gänzlich zu vernichten. Nur mit wenigen Begleitern war dieser nach Kolchis entkommen und flüchtete von dort, als auch der armenische König sich von ihm lossagte und sogar einen Preis auf seinen Kopf setzte über den Phasis nach seinen bosporanischen Besitzungen. Pompejus aber hatte sich nach der Flucht des Mithridates gegen Armenien gewendet, wohin ihn der seinen Vater bekriegende jüngere Tigranes gerufen hatte, und war bis in die Nähe von Artaxata vorgegangen. Dort ergab sich Tigranes, als er sah, wie dem Pompejus und seinem Sohne eine Stadt nach der andern zufiel, demütig der Gnade des römischen Feldherrn. Er bekam sein Reich, nachdem er um 6000 Talente gebüsst worden und seine Eroberungen, Syrien, Phönizien und Kappadokien abgetreten, in den ersten ursprünglichen Grenzen zurück. Mithridates hatte inzwischen zu Pantikapaeon (j. Kertsch in der Krim) neue Rüstungen gemacht und gedachte den Krieg durch die Donauländer nach Italien zu tragen, tödtete sich aber, nachdem sein Heer und sein eigener Sohn Pharnakes sich gegen ihn empört hatten, selbst. So endete dieser letzte gewaltige äussere Feind, den Rom gehabt. Pompejus hatte ihn fast bis zum Kaukasus verfolgt, auf diesem Zuge die Iberer und Albaner Völker, deren Namen man bis dahin nicht gekannt hatte, unterworfen, und sie genötiget, Roms Oberhoheit anzuerkennen. Dann war er aber bei Kolchis am Phasis wegen der Schwierigkeiten des ferneren Vordringens nach Amisos zurückgekehrt. Dort nahmen jetzt die kleinen Herrscher des östlichen Asiens ihr Schicksal aus seiner Hand. Zwölf Könige erschienen zu gleicher Zeit huldigend vor dem Bürger Roms, und wie ein zweiter Alexander ordnete dieser den Orient. Kilikien seit 67 Provinz, ward erweitert, Syrien und Phönizien wurden zur Provinz eingerichtet, Pontos ward teils zur Provinz Bithynien geschlagen, teils dem Pharnakes, dem Sohne des Mithridates als bosporanisches Reich zurückgegeben. Schutzstaaten wurden Kappadokien unter dem wieder eingesetzten Ariobarzanes, Galatien unter

Dejotaurus, Komagene im obern Mesopotamien mit der Hauptstadt Samosata unter Antiochos Asiaticus aus dem Hause der Seleukiden, Kolchis unter Aristarchos. In Palästina, wo die beiden hasmonäischen Brüder Hyrkanos und Aristobulos und ihre Anhänger die Pharisäer und Sadduzäer sich bekämpften, entschied, von den Pharisäern herbeigerufen, Pompejus sich für den ersteren, eroberte am Sabbat die Stadt Jerusalem und den Tempel, dessen allerheiligstes er betrat, und setzte den Hyrkanos unter römischer Schutzherrschaft als König ein, während er den Aristobulos zum Triumph aufsparte. Nach dieser grossartigen Umgestaltung des Orients schickte er sich zur Heimkehr nach Rom an. Staatsmännischen Blick hatte Pompejus auch durch die Begünstigung der freieren städtischen Gemeinwesen des Orients bewiesen. Verödete Städte erhielten Ansiedler, neue wurden gegründet und in ihrer inneren Verwaltung meist ganz selbständig gemacht. Sie bildeten so Vorposten der latino-hellenischen Kultur und der römischen Herrschaft.

Die catilinarische Verschwörung.

Während der Abwesenheit des Pompejus ruhten in Rom die Parteikämpfe nicht. Die unter seinem und des Crassus Consulat entfesselte Demokrazie benutzte ihren Sieg, um durch mancherlei Gesetzvorschläge und persönliche Anklagen die Macht der Optimaten noch mehr zu schmälern und dadurch die Befugnisse der Volksgemeinde und des Volkstribunats zu erweitern. Waren auch alle diese lärmenden Kämpfe von verhältnissmässig geringem Belang, so dienten sie doch dazu, das Volk in Aufregung zu erhalten und die Erbitterung der Parteien zu vermehren. Zu den hervorragendsten Männern der Aristokrazie gehörten damals M. P. Cato und M. T. Cicero. Ersterer, geb. 97, war ein Urenkel des Censors Cato, nüchtern und sittenrein wie jener, dabei gründlicher Kenner des Griechischen und begeisterter Anhänger der Stoa, die ihn Ehrgeiz wie Sinnengenuss verachten lehrte. Er suchte in der Aufrechthaltung der altrömischen Zustände das Heil des Staates und war sein Leben lang der treueste Anhänger der Republik, an deren Fortbestand er seine ganze Kraft setzte.

Letzterer war, zu Arpinum geboren, im Consulatsjahre seines Landsmannes Marius, 106 v. Chr., der Sohn eines Ritters, dankte sein emporkommen allein seinem Talent und hohem streben, besonders seiner glänzenden Redegabe. Nachdem er sich nach dem Vorbilde der

Griechen durch Studien in Athen und Rhodos ausgebildet, war er zuerst durch gerichtliche Verteidigungen bekannt geworden und hatte als Quästor in Sicilien (76) nach seiner Rückkehr den Blutsauger dieser Provinz, den Verres, vor Gericht und zur Strafe ziehen helfen. Von diesen Anfängen gieng er, ein „homo novus“, in grössere politische Tätigkeit über, ward Aedil (70), Prätor (67) und als solcher empfahl er den Antrag des Manlius, um sich dem Pompejus gefällig zu zeigen und an dem mächtigen Manne für seine weiteren Bestrebungen eine Stütze zu haben.

Sein höchstes Ziel jedoch war das Consulat. Cicero hatte einen regen Sinn für Vaterland, Recht und Freiheit, war aber mehr ein Mann des Gefühls als der konsequenten Tat. Neben diesen beiden standen noch als Stützen der Senatspartei, und mit ihnen wetteifernd, in standhafter Hingebung für die Verfassung, Q. Lutatius Catulus, Metellus Pius, Quintus Hortensius und L. Licinius Lucullus, letzterer jedoch seit seiner Rückkehr aus Asien mehr zurückgezogen und, wie Hortensius, üppigem Kunst- und Sinnengenuss lebend.

Die Demokrazie wurde jetzt vorzüglich durch den jungen C. Caesar und durch Marcus Crassus geleitet, welche, bereits eng untereinander verbunden, öffentlich noch für Pompejus, insgeheim aber schon gegen ihn wirkten. Sie beide waren einem Umsturz der dermaligen Ordnung um so weniger abgeneigt, als des Pompejus glänzende Erfolge fürchten liessen, dass an die Stelle des Senates bald ein einziger (Pompejus) treten und eine Militärherrschaft aufrichten würde. Deshalb wollten sie die Abwesenheit desselben benützen, um die Herrschaft der Optimatenpartei zu stürzen und die Leitung des Staates selbst an sich zu reissen.

Ausser den Männern mit demokratischen Tendenzen, befanden sich jedoch in Rom noch eine Menge von Personen, welche gleichfalls auf einen Umsturz der Verfassung hinarbeiteten, doch nicht aus volksfreundlichen oder freiheitlichen Beweggründen, sondern weil sie bei der allgemeinen Anarchie aus ihren zerrütteten Vermögensumständen herauszukommen hofften. Es war dies die grosse Menge der durch Ausschweifungen und Verschwendung ruinierten Aristokraten und ehrgeizigen Demagogen, so wie der Veteranen Sullas, die nur in einer totalen Zerstörung aller geordneten Staatverhältnisse Rettung aus ihren Schulden erwarteten. In ihrer Begier auf eine Revoluzion mit ihrem Gefolge von Aechtungen, Güterkonfiskazionen und Mord und Gräuel aller Art, waren sie stets bereit, sich auf die Seite aller jener zu stellen,

welche Veränderungen beabsichtigten. Das Haupt dieser anarchischen Partei war der Prätor Lucius Sergius Catilina. Entsprossen aus altpatrizischem, aber verarmten Geschlechte, hatte er von frühester Jugend an seine bedeutende Geistes- und Körperkraft zum Dienst des Lasters und Verbrechens verwenden gelernt. Unter Sulla aus Geldgier und angeborner Mordlust seine Hände mit Blut sogar naher Verwandter befleckend (er ermordete Bruder und Schwager, später auch Sohn und Gattin), hatte er doch nicht ein seine Lüste befriedigendes Vermögen erworben. Meister aber in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung, besass er die ungemeine Geschicklichkeit, die Menschen an sich heranzuziehen und zu gewinnen, und so erlangte er, trotz seines schmachvollen Rufes die Quästur (77) und die Prätur (69). Da er als Proprätor von Afrika (68—66) sich arge Erpressungen erlaubt hatte und deswegen mit einer Anklage bedroht war, wurde er durch Senatsbeschluss von der Bewerbung um das Consulat für das Jahr 65 ausgeschlossen; und da ihm eine etwaige Verurteilung für alle Zeit die Aussicht auf das Consulat benahm, so suchte er auf dem Wege der Gewalt zu seinem Ziele zu gelangen.

Deshalb verband er sich (66) im geheimen mit P. Autronius Paetus und P. Cornelius Sulla, welche zu Consuln erwählt, wegen Amtserschleichung vor Antritt ihres Amtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurteilt worden waren und mit einer Anzal anderer Unzufriedenen um am 1. Januar 65 die neu gewählten Consuln und mehrere Senatoren zu ermorden, worauf dann Catilina und Autronius das Consulat übernehmen sollten. Aber die Sache kam heraus und die Consuln trafen Vorsichtsmassregeln. Als am 5. Februar das Verbrechen ausgeführt werden sollte, gab Catilina aus Uebereilung das Zeichen zu früh und die Tat unterblieb. Aus Mangel an Beweisen scheute der Senat eine Untersuchung. Aber Catilina in Schuldennot und verzweifelter Bedrängnis gieng auf dem einmal betretenen Wege weiter. Er gedachte, von der Anklage wegen Erpressungen durch Bestechung losgesprochen, im Jahre 64 das Consulat zu erringen, alsdann nach Art des Sulla die Verhältnisse umzuwerfen und sich aus seiner Schande und Not zu befreien. Auch diesmal blieben die Pläne der Verschworenen nicht ganz verschwiegen; einer aus ihrer Mitte, Curius, hatte seine Geheimnisse seiner Buhlerin Fulvia mitgeteilt und durch dieses kam manches unter die Leute. Das war auch der Grund, warum bei

der Consulwahl vor allen Catilinas Gegner, M. Tullius Cicero, durchgieng.

Allein, unerschüttert durch sein Misgeschick, und getrieben von Rachsucht und Stolz, bereitete Catilina nun alles vor, um nötigenfalls auf dem Wege der Gewalt für das nächste Jahr (62) zum Consulat zu gelangen. Cicero aber, welcher das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, trat jetzt seit Erlangung des Consulats entschieden auf die Seite der Senatspartei. Aus diesem Grunde bekämpfte er das höchst verderbliche Ackergesetz des Tribunen P. Servilius Rullus und verhinderte dessen Annahme, und ebenso verteidigte er den alten Senator C. Rabirius, mit dessen Anklage Caesar und die Volkspartei die Macht des Senates zu beschränken und das Ansehen des Tribunates zu heben suchten. Seinen Kollegen Antonius, der mi Catilina in gefährlicher Verbindung stand, wusste er auf seine und des Senates Seite zu ziehen, indem er ihm die reiche Provinz Makedonien überliess, welche ihm durchs Loos fürs nächste Jahr zugefallen war; auch gelang es ihm dem Senate dadurch einen festeren Halt zu schaffen, dass er den Ritterstand eng mit dem senatorischen verband. Besonders war er die leitende Seele bei allen Veranstaltungen, die gegen Catilina gerichtet waren. Mit Rücksicht auf diesen hatte man die bestehenden Gesetze über Amtserschleichung verschärft und die Consulswahl aus Furcht vor ihm verschoben. Cicero hatte auch durch grosse Versprechungen die Fulvia und durch sie den Curius gewonnen, der den Verräter spielte und den Consul von allen Schritten und Absichten des Catilina benachrichtigte. So erfuhr er, dass die Verschwornen in einer Versammlung beschlossen hatten, in den Consularcomitien ihn zu tödten und dann das Consulat für Catilina zu erzwingen.

Diese Umtriebe teilte er dem Senate mit, welcher erklärte, die Republik sei in Gefahr und die Consuln für die Sicherheit des Staates verantwortlich machte. Kriegerische Rüstung, deren Zweck das Volk nicht kannte, setzte die Stadt in Bestürzung und Trauer. Bei der Wahl selbst unterlag jedoch Catilina der bewaffneten Gegenpartei. Nun beabsichtigte er zum Heere, das C. Manlius, einer seiner Genossen, bei Fäsulä in Etrurien gesammelt hatte, abzugehen und die Fahne des offenen Aufstandes zu erheben; bevor er jedoch die Stadt verliess, sollte Cicero aus dem Wege geräumt werden. Aber auch dieser Plan ward zu schanden und Cicero donnerte im Senate gegen Catilina, der mit gewohnter Frechheit erschienen war, seine erste catilinarische Rede, worauf dieser wütend

Rom verliess. Am folgenden Tage hielt Cicero seine zweite catilinarische Rede vor dem Volke, in der er ihm die Entweichung des Catilina mitteilte und sein Verfahren gegen ihn rechtfertigte; jetzt ward dieser und Manlius geächtet und der Consul Antonius gegen sie gesandt. Auch die in Rom zurückgebliebenen Verschwornen, an ihrer Spitze Publius Lentulus Sura und der Consular Gaius Cethegus wurden bald darauf entdeckt und durch die den Gesandten der Allobroger mitgegebenen aufgefangenen Briefschaften überführt und verhaftet. Obwol Kapitalverbrechen zur Aburteilung vor die Comitien gehörten, liess Cicero auf das Gerücht, die Gefangenen sollten mit Gewalt befreit werden, von dem Senate die Bestrafung derselben beschliessen. Vergebens drohte und mahnte Gaius Caesar und auch Crassus nichts gewaltsames zu tun, Cicero, besonders aber Cato, sprachen für den Tod, und die Führer der Verschwörung wurden im Gefängnisse erdrosselt. Die Tat ward vom Volke mit Jubel aufgenommen und Cicero als Vater des Vaterlandes begrüsst; ein Moment in seinem Leben, dessen er sich später in Ausdrücken ungemessenen Selbstlobs nur zu oft gerühmt hat; doch war es jedenfalls der Höhepunkt desselben. Auf die Nachricht von der Vernichtung der Verschwornen in Rom und dem Heranzuge des Antonius hatte sich ein grosser Teil der Truppen des Catilina wieder verlaufen. Mit dem Reste seiner Freischaar, lauter verzweifelten Leuten, wollte sich Catilina über den Apennin nach Gallien retten, fand aber durch Metellus Celer die Pässe verlegt, und wurde bei Pistoria von Petrejus, dem Legaten des Antonius, der eine Krankheit vorschützte, um nicht gegen Catilina kämpfen zu müssen, am 6. Januar 62 geschlagen. 3000 Leichen deckten das Schlachtfeld, unter ihnen die des verwegenen Führers, welcher, nachdem er lange geschickt und tapfer den Kampf geleitet und geführt, den Tod in den Reihen seiner Landsleute gesucht und gefunden hatte.

Das erste Triumvirat. Gaius Julius Caesar.

Der Sieg über Catilina hob den Mut und die Zuversicht der Senatspartei bedeutend und sie gedachte, sofort mit mehr Energie, als in der letzten Zeit geschehen war, den umstürzenden Absichten jener Männer, die durch die früheren Bewegungen sich einen Einfluss begründet und zu einer persönlichen Stellung gelangt waren, welche dem Senate zum Opfer zu bringen, ihnen nicht einfallen konnte, entgegenzutreten. Besonders gefährlich erschien ihr der rückkehrende Pompejus. Dieser hatte im Orient als unumschränkter

Gebieter gewaltet, und für ihn wirkte bereits in Rom die populäre Partei, so dass es ihm frei zu stehen schien, die Rolle des Sulla nur nach entgegengesetzter Richtung hin zu erneuern; ja bei der Zersetzung aller Parteien und bei der ihn ermunternden Volksgunst konnte er nach der Krone greifen, sobald er sich nur zu entschliessen vermochte.

Auch scheint er ähnliche Wünsche wirklich gehegt zu haben, denn schon im Jahre 63, mehr als ein Jahr vor seiner Rückkehr, war sein Vertrauter, Q. Metellus, aus dem Lager nach Rom gekommen, hatte sich für das folgende Jahr zum Volkstribun wählen lassen und suchte als solcher, in Verbindung mit dem Haupte der Volkspartei, Gaius Julius Caesar, dem Pompejus das Consulat und das Kommando gegen Catilina, der damals noch im Felde stand, zu verschaffen. Doch wurde dies durch die Senatspartei, besonders Cato, vereitelt, und die Vorschläge des Metellus fielen.

Gegen Ende des Jahres 62 landete Pompejus mit seinem Heere in Brundisium. Ohne die in jüngster Zeit vorgekommenen Feindseligkeiten der Senatspartei zum Vorwande eines Bürgerkrieges zu nehmen, in welchem ihm der Sieg und die Begründung einer dauernden Dictatur gewiss schien, entliess er, zur allgemeinen Verwunderung, sein Heer und reiste als Privatmann, nur von wenigen Freunden begleitet, nach Rom, denn noch immer wiegte er sich in der Hoffnung, das Volk selbst, der unsicheren Zustände endlich müde, werde ihn eines Tages bitten, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen.

Aber nur zu bald musste er merken, dass der Senat in dem Feldherrn ohne Heer nur den Bürger erkannte. Der glänzende Triumph, welchen er jetzt feierte, war daher fast die einzige Freude, die er erntete. Als er nachher verlangte, der Senat solle alle seine in Asien getroffenen Verfügungen gut heissen und seinen Veteranen Land anweisen, widersetzte sich derselbe, und in ihm besonders Lucullus und Cato, auf das entschiedenste, und tat jetzt alles um des Pompejus Ansehen zu vermindern und seine Popularität zu schwächen. Dieser aber, vom Glücke bisher verwöhnt und auf einen solchen Empfang nicht gefasst, verlor wirklich an politischer Bedeutung und da er aus Mangel demagogischer Talente sich nicht zum Herrn der Situazion zu machen verstand, schien der Senat sein Spiel gewonnen zu haben. Erbittert zog sich Pompejus zurück. Auch Crassus hatte sich seit der catilinarischen Verschwörung zuwartend von dem politischen Schauplatze zurückgezogen. Beide bisher einander feindlich gesinnte Männer, suchte nun der energische

und gewandte Führer der Volkspartei, Gaius Julius Caesar, der von nun an in den Vordergrund der Geschichte tritt, in engere politische Verbindung zu bringen.

Gaius Julius Caesar, geb. 100 v. Chr., von einem vornehmen Geschlechte, das sich von den Königen des alten Roms, ja von Venus und Anchises herleitete, war durch seine Tante, die des Marius Gemahlin gewesen, und durch seine erste Gattin, eine Tochter Cinnas, mit der demokratischen Partei von Jugend an verbunden. Er vereinte die feinste Geistesbildung mit einem ausdauernden gewandten Körper, und obwohl er sich der Weichlichkeit und den Wollüsten Roms nicht fern hielt, blieb ihm doch ein kühner, ungebrochener Sinn. Er hatte den edlen Mut gehabt, sich dem Dictator Sulla zu widersetzen, als dieser von ihm Scheidung von seiner Gemahlin Cornelia, Cinnas Tochter, verlangte. In die Acht erklärt, wodurch er die Würde eines Priesters des Jupiter, zu der, als 13jährigen Knaben, ihn der alte Marius erhoben, verlor, wie die Aussteuer seiner Gemahlin und das eigene Vermögen, floh er, fieberkrank, von Mördern verfolgt und mit Mühe dem Tode entrinnend, nach Asien zum König Nikomedes von Bithynien. Endlich wurde er auf Fürbitten seiner Verwandten von Sulla begnadigt, aber ungern und mit dem Bemerken, dass in diesem Caesar mehr als ein Marius stecke und man sich hüten möge vor dem nachlässig gegürteten Knaben. Nach Sullas Tode nach Rom zurückgekehrt, trat er als Gegner der Restaurazionsregierung auf und begann seine öffentliche Laufbahn mit Prozessen gegen einzelne Sullaner, die sich durch Gewalttaten berüchtigt gemacht hatten. Hiebei bekundete er nicht nur sein ausgezeichnetes Rednertalent und sein volkstümliches bestreben, sondern schürte auch, da die senatorischen Gerichte die Verurteilung der Angeklagten verweigerten, die Unzufriedenheit gegen das damalige Regiment. Um dem Hasse der vielvermögenden Gegner auszuweichen, begab er sich nach Rhodos im Winter 76, um unter der Leitung des berühmten Rhetors Molon sich weiter in der Redekunst auszubilden. Auf dieser Reise war es, wo er, von den Seeräubern gefangen, die heitere Kühnheit seines Geistes, wie sein Feldherrn- und Herrschertalent vielverheissend offenbarte. Im Jahre 68 bekleidete Caesar die Quästur, das Amt, welches die kurulische Laufbahn eröffnete und liess beim Leichenbegängnis seiner Tante, der greisen Julia, der Witwe des Marius, das Bild ihres Gatten wieder vortragen; auch richtete er später als Aedil (65) die Trophäen des Marius auf dem Capitol

wieder auf, so sich bereits durch jeden seiner Schritte als Haupt der Popularen bezeichnend. 63 ward er Pontifex maximus, 62 Prätor. Im Jahre 61 gieng er zum zweitenmale und jetzt als Proprätor nach dem jenseitigen Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht ziehen lassen wollten, so borgte ihm Crassus, mit dem er bereits in enger Verbindung stand, für die lästigsten Dränger 880 Talente; aber dies war kaum der vierte Teil, welchen er haben musste, um sagen zu können er habe nichts.

Seine Kriegstaten in Spanien erregten Aufsehen und das Heer begrüsste den glücklichen Feldherrn als Imperator. Mit frischgewonnenem Feldherrnruhme, der ihm bisher noch gefehlt, und reichen Schätzen, deren er so sehr bedürftig war, kehrte Caesar im Laufe des Sommers 60 aus der Provinz zurück, und bewarb sich zugleich um den Triumph und das Consulat.

Entschlossen und mit sicherem Schritte seine Bahn verfolgend, wusste er jetzt den mit allen Parteien gespannten Pompejus für sich zu gewinnen, und ihn, ein diplomatisches Meisterstück, auch mit dessen Gegner, seinem alten Verbündeten Marcus Crassus auszusöhnen. So verband jetzt Caesar den militärischen Ruhm des Pompejus, den Reichtum des Crassus und seine eigene Popularität, wie sein Genie zu gemeinsamen Ziel, wornach „nichts im Staate geschehen sollte, was einem von den dreien missfällig wäre“. Die Verbindung dieser drei ehrgeizigen Männer, „der Bund der Klugheit mit dem Ruhme und Reichtum, durch welchen der eine steigen, der andere behaupten, der dritte gewinnen wollte“, spottweise Triumvirat genannt, blieb übrigens noch einige Zeit geheim, wurde aber bald an den Früchten kennbar und lähmte wie eine unsichtbare Macht alle Schritte der Gegner. Nach dem Abschlusse des Triumvirats gab Caesar seine Tochter Julia dem Pompejus zur Gemahlin, wodurch die Verbindung dieser beiden Männer noch enger ward. Jetzt erhielt er durch die vereinte Hilfe seiner Verbündeten, nachdem er als Bewerber um das Consulat auf den Triumph verzichtet, im Jahre 59 auch dieses Amt; doch gelang es der Senatorenpartei neben ihm noch ihren Candidaten, M. Bibulus, als zweiten Consul durchzubringen. Dieser aber wurde gleich anfangs bei dem Versuche einer Opposizion gegen seinen Kollegen dermassen zurückgeschlagen, dass er sich während seines ganzen Consulates nicht mehr hervorwagte. Witzlinge sprachen daher von dem Consulat des Julius und Caesar. In seinem Amte aber entwickelte Caesar von jetzt an eine Tätigkeit und Energie, die seine Gegner erschreckte.

Da der Senat opponierte, liess er durch das Volk die Einrichtungen des Pompejus in Asien bestätigen und durch ein Ackergesetz 20.000 ärmeren Bürgern, namentlich altgedienten Kriegern (Veteranen des Pompejus) in Campanien Land anweisen. Die Ritter verpflichtete er sich durch das Gesetz, dass den Staatspächtern in der Provinz Asien ein Teil des Pachtzinses erlassen werden sollte, suchte aber dabei schon jetzt das Schicksal der Provinzen zu lindern und ihrer Bedrückung zu wehren. Andere, ebenfalls gegen den Senat gerichtete Gesetze, liess er durch die Volkstribunen beantragen, so durch Clodius, der, aus dem berühmten Geschlechte der Claudier, seinen Adel abgelegt hatte um Tribun zu werden, das Gesetz, dass den armen Bürgern umsonst Getreide gespendet werden solle; ferner dass an den Concilientagen keine Auspizien beobachtet werden, sodann, dass die Bürger wieder politische Genossenschaften (collegia) bilden dürften; endlich dass den Censoren das Recht der Rüge beschränkt ward.

Die wichtigste Angelegenheit für Caesar aber war die Regelung seiner künftigen Stellung. Er wünschte nämlich ein bedeutendes militärisches Kommando; der Senat jedoch, welchem nach der Verfassung schon vor der Wahl der Consuln die Bestimmung über deren Verwendung im zweiten Jahre oblag, hatte in der Voraussicht, dass Caesar zum Consul gewählt würde, beschlossen, dass die Consuln des Jahres 59 keine auswärtigen Provinzen erhalten sollten. Man wollte, um dem gefährlichen Manne den Weg zu reichen Geldmitteln und zu einem Militärkommando abzuschneiden, ihm nach Ablauf seines Consulates eine unbedeutende Verwaltung in Italien übertragen. Caesar selbst tat keinen Schritt gegen diesen Beschluss, wohl aber veranlasste er den Volkstribun P. Vatinius, dass er ihm durch das Volk verschaffe, was der Senat ihm vorenthielt. So ward ihm denn durch den Gesetzvorschlag des Vatinius von dem Volke das cisalpinische Gallien sammt Illyricum mit 3 Legionen auf 5 Jahre als Provinz zugesprochen. Jetzt fügte der bestürzte Senat, um schlimmeres zu verhüten, auf Antrag des Pompejus noch das jenseitige Gallien hinzu mit einer 4. Legion. Bevor Caesar in die Provinz abgieng, sorgte er noch dafür, dass die Gesetze, welche er während seines Consulates durch das Volk und gegen die Auspizien (Himmelsbeobachtungen) seines Kollegen einseitig durchgesetzt hatte, gesichert wurden. Ueber dieselben sollten ausser Pompejus und Crassus die Consuln des nächsten Jahres wachen, L. Piso, der Vater von Caesars dritter

Gemahlin Calpurnia, und A. Gabinius, der Günstling des Pompejus. Cicero aber und Cato, von denen sein Werk besonders bedroht schien, liess er durch den Tribunen Clodius aus Rom entfernen. Ersterer wurde in die Verbannung geschickt, weil er bei der Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung gesetzwidrig gehandelt hatte, letzterer erhielt den ehrenvollen Auftrag, das Königreich Kypros für den römischen Staat einzuziehen. Jetzt erst, nachdem er bis zum Ende des März 58 vor den Toren Roms verweilt hatte, um durch seine Nähe den Angriffen des Clodius Nachdruck zu geben, gieng er eilends in seine Provinz ab, wo seine Gegenwart höchst nötig war.

Caesar in Gallien.

Mit dem Abgange in seine Provinz begannen Caesars Pläne sich zu enthüllen. Das jenseitige Gallien öffnete ihm eine reiche Bahn des Ruhmes und der Beute und mit der diesseitigen Provinz beherrschte er wie von einer Akropolis aus Italien und Rom und behielt die Fäden der Ereignisse in sicherer Hand. Die Südküsten Galliens, schon längst von Puniern und Griechen betreten, gehorchten damals bereits den Römern, die seit der Unterwerfung der Allobroger auch das Rhonegebiet bis Genf (Genava) hinauf beherrschten. Aber das wichtige innere Land des heutigen Frankreichs mit seinen uralten gegen Britanien und Germanien sich erstreckenden Handelstrassen, mit seinem fruchtbaren zu reichen Kolonien geeignetem Boden war den Römern noch nicht erschlossen. Die Bevölkerung trug die Züge des keltischen Stammcharakters, war aber zur Zeit, wo sie Caesar kennen lernte, bereits in einem Zustande der Erschlaffung. Zwar war sie schon längere Zeit sesshaft geworden und hatte Städte und Mauern bauen gelernt, aber der unruhige, nomadische Geist herrschte noch immer in ihr. Unter der Herrschaft eines stolzen prahl und prunksüchtigen Adels und des noch mächtigeren Priesterstandes (Druiden), der das Volk zuerst zu einer Art Einheit verknüpfte, hatte kein Stand der Freien emporzukommen oder sich zu erhalten vermocht. In viele Stämme geteilt lebten die Völkerschaften in ewigen Fehden untereinander und wenn auch das Bedürfnis der Sicherheit grössere Vereinigungen hervorrief, so war doch der Vorrang in denselben nicht selten Gegenstand blutigen Streites. In sich zerrüttet, waren sie daher weder der über den Rhein vordringenden Germanen sich zn erwehren im Stande, noch der von Süden anrückenden Römer. Ihre wichtigsten Bünde waren

damals im Süd-Osten des Landes die Aeduer und Sequaner, die zu den Römern neigten, im diesseitigen Osten zwischen Seine und Rhein die Belger, die sich den Germanen anschlossen, ausser diesen, die sich noch selbständigen Aemoriker in der Normandie und Bretagne und die Aquitaner im Süd-Westen an der Garonne. Als Caesar in seine Provinz kam, waren gerade die Helvetier in der Absicht aufgebrochen, sich in Gallien selbst niederzulassen, 58 v. Chr. Die Möglichkeit einer Behinderung gar nicht in Betracht ziehend, hatten sie bei ihrem Abzuge ihre Häuser niedergebrannt. Caesar, der um keinen Preis diesem kriegerischen Volke gestatten wollte, sich in der Nähe der römischen Provinz festzusetzen, hielt sie anfangs durch Unterhandlungen hin und sperrte ihnen während dieser Zeit die Engpässe auf der linken Seite der Rhone unterhalb Genf. Als sie dann trotz seines Verbotes den Zug fortsetzten und auf dem Umwege über den Jura in Gallien eindrangen, überfiel er sie beim Uebergang über die Saone (Arar) und zwang sie endlich durch einen Sieg bei Bibracte zur Umkehr in die verlassene Heimat. Sofort an diese Unternehmung schloss sich jetzt die Beschützung der Aeduer, welche jetzt den siegreichen Caesar um Beistand gegen die germanischen Sueven anriefen. Diese hatten unter der Führung ihres Kriegsfürsten des Ariovist, den Rhein überschritten. das Land der Sequaner erobert und durch neue nachrückende Scharen verstärkt, machten sie Miene, ganz Gallien unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Noch denselben Sommer 58 begann Caesar den Krieg mit Ariovist und nachdem er seine vor den Deutschen zagenden Truppen ermutigt, schlug er, den religiösen Aberglauben der Germanen klug benützend, dieselben in der Nähe von Vesontio (Besançon) und trieb sie über den Rhein zurück. Die Erbschaft des Ariovist, die von jenem beherrschten Völker, also fast das ganze mittlere Gallien, kamen jetzt unter die römische Herrschaft. Diese raschen Fortschritte Caesars veranlassten die belgischen Stämme zu einem Bunde zusammenzutreten und ein gewaltiges Heer zu rüsten. Aber die Einigkeit unter den zahlreichen Bundesgliedern wurde nur zu bald getrübt und das Gesammtheer löste sich auf. So unterwarf jetzt Caesar die einzelnen mit Leichtigkeit und bezwang zuletzt auch die tapferen Nervier — wohl ursprünglich deutscher Abkunft — in der blutigen Schlacht am Sabis (Sambre) 57. Schon das dritte Kriegsjahr (56) sah die römischen Legionen im Nordwesten im Kampfe mit den Küstenvölkern, den Venetern, Unellern u. a. Sie wurden in einer grossen

Seeschlacht (der ersten im atlantischen Meere) besiegt, während gleichzeitig die Legaten P. Crassus, des Triumvirs trefflicher Sohn, die Aquitaner, Sabinus die Völker der Nordküste unterwarf. So schienen drei Kriegsjahre genügt zu haben, um ganz Gallien den Römern untertan zu machen. Aber das Werk war gefährdet, als deutsche Stämme die Usipeten und Tenkterer, wahrscheinlich von den Belgen herbeigerufen, den Niederrhein überschritten und in Gallien einfielen. Indess wandte Caesar auch diese Gefahr ab, indem er ihre Scharen, nicht ohne Treulosigkeit, an dem Zusammenflusse von Maas und Rhein im mörderischen Kampfe vernichtete, 55 v. Ch. Jetzt schlug Caesar eine Pfahlbrücke zwischen Bonn und Koblenz über den Rhein, um die Deutschen durch einen Zug in ihr eigenes Land zu schrecken. Die Sigambrer aber, denen der Angriff galt, zogen sich vor ihm in ihre Wälder zurück und nach 18tägigem Aufenthalte und Verwüstung des sigambrischen Gebietes kehrte auch Cäsar wieder über den Rhein zurück. Denselben Plan verfolgte er bei einer Landung, in Britannien, 55, sowie bei einer späteren Wiederholung beider Züge (54 nach Britannien, wo er bis über die Themse vordrang) und 53 über den Rhein bei Andernach. In beiden Ländern wollte er die römische Macht zeigen und so die Völker abschrecken nach dem römischen Gallien zu kommen und die Gallier gegen Rom zu unterstützen. Zugleich bezweckte er aber mit diesen Unternehmungen seinen Taten in den Augen der Römer noch grösseren Glanz zu verleihen, denn über den Rhein und Ozean hatte sich noch kein Römer gewagt. So meldete jetzt Caesar, dem inzwischen der Oberbefehl auf neue 5 Jahre verlängert worden war, Siege über bisher nie genannte Völker nach Rom. Aber die Unterwerfung Galliens war doch nur eine scheinbare und noch stand dem grossen Werke Caesars eine schwere Probe bevor. Der Freiheitssinn der Nazion war noch nicht gebrochen und während seiner Abwesenheit in Britannien verbreitete sich insgeheim über das Land eine Verschwörung, die die Vernichtung der Unterdrücker zum Ziele hatte. Noch wurden die vereinzelten Aufstände der Treverer unter Induciomarus, der Eburonen unter Ambiorix niedergeschlagen; aber die schreckliche Härte, mit der Caesar gegen die besiegten vorgieng, führte abermals neue Erhebungen im mittleren und südlichen Gallien herbei. Namentlich gelang es jetzt dem talentvollen und tapferen Arverner Vercingetorix, während Caesar im Winter 53—52 im diesseitigen Gallien verweilte, die Macht fast aller gallischen Stämme zum Unabhängigkeitskampfe gegen Rom

zu vereinigen. Caesar war zwar schnell herbeigeeilt, aber weder konnte sein Unterfeldherr Labienus Paris (Lutetia Parisiorum) nehmen, noch gelang ihm selbst ein Sturm auf Gergovia (unweit Clermont). Der Kampf wurde blutiger, als es alle bis dahin in Gallien geführten Kämpfe gewesen waren und hätte beinahe die Folge aller vorhergehenden Kriegsjahre zu nichte gemacht. Aber der keltischen Nazion fehlte Eintracht und Ausdauer und Caesars Genie und Tätigkeit waren beispiellos. Der letzte Akt des blutigen Dramas wurde der Kampf gegen das von Vercingetarix auf das hartnäckigste verteidigte Alesia (im östlichen Hochlande von Langres). Um diese feste Stadt drängte sich schliesslich die Entscheidung des schweren Kampfes zusammen. Caesar, der sie belagerte, wurde hier von dem ungeheuren Entsatzheere der Gallier angegriffen, aber es gelang ihm, sowohl den Sturm des Entsatzheeres, als den Ausfall der Belagerten auf die römische Doppellinie abzuschlagen, und der wiederholte Versuch endete mit der vollständigen Niederlage des Keltenheeres. Nun lieferte sich Vercingetorix selbst in die Hand Caesars, um durch dieses Opfer das Verderben so viel als möglich von der Nazion auf sein Haupt abzulenken. Bis auf einige kleinere noch nötig werdende Züge gegen die Bellovaker und andere Völker im Süden war jetzt die Unterwerfung Galliens vollendet. Das gallische Land trat jetzt ein in den Verband der römischen Provinzen und der Eroberung folgte die Organisazion. Caesar traf seine Einrichtungen mit möglichster Milde und Schonung, damit das Land sich baldigst beruhige, denn bereits gestalteten sich in Rom die Verhältnisse so, dass er voraussichtlich seiner Legionen auf einem anderen Schauplatz bedurfte.

Von den alten Zuständen blieb, was der neuen Ordnung nicht geradezu hinderlich war und mit der Einführung der römischen Sprache, des römischen Rechts- und Münzwesens und der Aufnahme vornehmer Gallier in den römischen Bürgerverband, begann die Romanisierung des Landes. Diese Anfänge aber waren der Keim einer ebenso folgenschweren als reichen Kulturentwicklung. Die überlegene griechisch-römische Zivilisazion drängte die untergeordnete heimische in den Hintergrund. Neue Wege und Länder erschlossen sich ihr und zum erstenmal wurde durch die Taten Caesars der höheren Kultur, wie sie das griechische Volk geschaffen, das römische sich angeeignet und eigentümlich gestaltet hatte, der Weg in den Norden gebahnt. So war die Eroberung Galliens durch Caesar ein Ereignis von grösster welthistorischer Bedeutung. „Ein ungeheurer

Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, ward jetzt durch Caesar der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee, hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte." Was Alexander der Grosse für den Osten, das war Caesar für den Westen. — Aber dieser Krieg äusserte auch auf die römischen Verhältnisse die mächtigste Rückwirkung. War noch im Jahre 60 Pompejus unbestritten der erste unter den drei Männern, so änderte sich durch die gallischen Siege das Verhältnis sehr bald zu seinen Ungunsten. Nicht nur zeigte sich Caesar als den ersten Feldherrn seiner Zeit, das reiche Land, die Tribute, die lang aufgespeicherten Tempelschätze Galliens, die Beute aus den eroberten Städten gaben ihm auch ungeheure Geldmittel, sowohl seine Schulden zu tilgen, als auch mit königlicher Freigebigkeit seine Anhänger zu unterstützen, neue zu gewinnen und seine Feinde zum schweigen zu bringen. Einen Teil der Siegesbeute benutzte er auch, um in der Hauptstadt kostbare Bauten aufführen zu lassen (so die Basilica Julia am Forum) und glänzende Schauspiele dem Volke zu geben. Noch wichtiger aber war es, dass ihm dieser 8jährige Krieg ein Heer geschaffen, kriegstüchtig und tapfer wie kein anderes und dem Feldherrn unbedingt ergeben. Caesar hatte somit seine Zwecke erreicht. Der Zauber des Ruhms und des Reichtums, so wie seine in Gallien herangebildeten Legionen (darunter die tüchtigen deutschen Kohorten, denn mit Caesar beginnt die immer wichtiger werdende Sitte, dass Deutsche in römischen Sold treten) sollten ihm nun bald Rom dienstbar machen.

Auflösung des Triumvirats.

Inzwischen hatte Caesar die Verhältnisse in Rom nie aus den Augen verloren. Dort waren ohne ihn die Triumvirn nicht im Stande gewesen, ihre Macht gefürchtet zu halten. Pompejus besonders zeigte so wenig Geschick Meister der Lage zu bleiben, dass sich Clodius, das frühere Werkzeug der Triumvirn, durch den sie die Verbannung des Cicero bewirkt hatten, nicht nur gegen ihn auflehnte und Politik auf eigene Hand zu treiben begann, sondern auch bald gegen die julischen (von Caesar eingebrachten Gesetze) Umsturzversuche machte. Dieser stürmische und freche

Demagoge beherrschte jetzt, nachdem er sich der Gunst des Pöbels durch verschiedene dem Staat verderbliche Gesetze versichert, durch seine bewaffneten Banden den Markt und die Strassen Roms. Er scheute sich nicht, Pompejus in jeder Weise vor den Kopf zu stossen, und dieser der Besieger dreier Erdteile, spielte bei dem Kampfe gegen den Demagogen die kläglichste Rolle. Kein Wunder, wenn einem solchen Herrscher gegenüber auch die Zuversicht der Verfassungspartei aufs neue wuchs. Diese bekämpfte daher den Clodius mit seinen eigenen Waffen, indem sie seinen bewaffneten Banden die ihres Gesinnungsgenossen des Milo entgegenstellte und es so schon im Jahre 57 erreichte, dass Cicero sogar durch einen Beschluss der Centuriatcomitien wieder zurückgerufen wurde. Seine Rückkehr ward zu einer Reihe von Demonstrazionen benutzt, die ebenso gegen die Triumvirn gerichtet war, wie sie zu Ciceros Ehre bestimmt waren. Um Clodius zu demütigen, hatte auch Pompejus Ciceros Rückberufung unterstützt und wandte sich bald darauf an den neu erstärkten Senat, um von diesem ein Amt und eine Tätigkeit zu erhalten und Caesars gallischen Siegen gegenüber nicht ganz in das Dunkel zurückzutreten. Auf Ciceros Anregung, der sich ihm für seine Zurückberufung dankbar zu zeigen wünschte, erhielt er wirklich vom Senate proconsularische Gewalt und die Praefectura annonae (die Aufsicht über das Getreidewesen im ganzen römischen Reiche). Weiter gehende Anträge jedoch, die der Tribun Messius einbrachte, ihm auch ein Heer und eine Flotte zur Verfügung zu stellen, wies der Senat aus Mistrauen zurück und vereitelte ebenso einen anderen Lieblingsplan des Pompejus, den vertriebenen König Ptolemäus Auletes von Aegypten an der Spitze eines Heeres in sein Reich zurückzuführen. (Derselbe ward später von Pompejus Anhänger Gabinius ohne Befehl des Senates in seine Würde wieder eingesetzt.) Die Kühnheit der Gegner der Triumvirn war aber bereits so gestiegen, dass sie es schon wagten, die Machthaber selbst zu beleidigen, indem sie die vertrautesten Anhänger derselben vor Gericht zogen; ja für das Jahr 55 gedachte sich Domitius Ahenobarbus, einer der eifrigsten Optimaten, um das Consulat zu bewerben und sprach es offen aus, dass eine seiner ersten Massregeln sein werde, Caesar aus Gallien abzurufen.

Diese Umstände veranlassten die Zusammenkunft der Triumvirn zu Luca im Jahre 56, wo sie ihren Bund jetzt aufs neue befestigten. Hier ward beschlossen, dass dem Caesar das Proconsulat um 5 Jahre verlängert werde und ihm dann frei stehen solle, sich abwesend

um das Consulat zu bewerben. Besonders vorteilhaft aber schienen die Vertragsbestimmungen für Crassus und Pompejus; beide sollten im Jahre 55 das Consulat bekleiden und Crassus dann die Provinz Syrien, Pompejus Spanien erhalten. Dadurch ward Pompejus wieder Befehlshaber eines Heeres und seine Stellung in Rom eine ganz andere; Caesar aber erkaufte sich die Möglichkeit, das grosse Werk durchzuführen, das er in Gallien begonnen. Die Zusammenkunft in Luca war auch eine äusserst glänzende gewesen, es hatten sich unter den Anhängern der Triumvirn gegen 200 Senatoren und so viele höhere Magistrate eingefunden, dass 120 Lictoren beisammen waren. Diesmal war es Caesar, dem alles huldigte und er bewies seine Macht über die Gemüter auch besonders dadurch, dass er Pompejus und Crassus wieder versöhnte. Beide waren nämlich damals wieder in grosser Spannung, da auch Crassus sich von Pompejus getrennt und mit den Häuptern des Pöbels ihm entgegengearbeitet hatte. Auf die Kunde von dieser Vereinbarung verstummte sofort die Opposizion des Senats, und die Wortführer derselben, wenige ausgenommen, suchten schleunigst ihren Frieden zu machen. Pompejus und Crassus setzten jetzt ihre Wahl doch nicht ohne Anwendung von Gewalt durch und liessen dann als Consuln des Jahres 55 Caesar den Oberbefehl in Gallien verlängern, während ein Gesetz des Tribunen Trebonius dem Pompejus, auf eben so lange Zeit Spanien, seinem Kollegen das reiche Syrien verlieh. Es war demnach das geschehen, worüber die Triumvirn sich zu Luca verständigt und das Bündnis der drei schien daher fester als je zu sein. Da folgten hintereinander zwei Ereignisse, die den Dingen eine neue entscheidende Wendung gaben. Im Jahre 54 starb des Pompejus Gemahlin, Caesars Tochter, die liebenswerte und von ihrem Gatten auch wirklich geliebte Julia, und mit ihrem Heimgange löste der Tod ein Band, das Pompejus an Caesar gefesselt hatte; im Jahre 53 endete Crassus, der erste aus der Zahl der Triumvirn in dem Kampfe gegen die Parther, durch den er neue Schätze zu erwerben gehofft.

Crassus hatte am Ende seines Consulates sich angeschickt, nicht nur sogleich nach Syrien zu gehen, sondern er traf auch Vorbereitungen, einen Krieg mit den Parthern zu beginnen, die den unter römischer Clientel stehenden König von Armenien bedrohten. Während er aber von unersättlicher Geldgier getrieben, die Tempelschätze Syriens plünderte und mit Erpressungen die Zeit hinbrachte, rüstete der Partherkönig Orodes ein tapferes Heer von Lanzen-

reitern und berittenen Bogenschützen aus und besetzte Mesopotamien. Ihm rückte jetzt Crassus mit einem Heere von 50.000 Mann, darunter 7 römische Legionen, über den Euphrat entgegen.

Den Rat des armenischen Königs Artavasdes misachtend, wagte er sich, dem zureden des verräterischen Araberfürsten Abgarus nachgebend und den sicheren Weg verlassend, in die Wüste nördlich vom mesopotamischen Tiefland. Hier überfielen das ermattete Heer plötzlich die parthischen gepanzerten Reiterschaaren und Bogenschützen. Die Legionen, welche gegen die ihnen neue Kampfart nichts vermochten, mussten nach grossem Verluste und nachdem des Crassus heldenmütiger Sohn Publius gefallen, den Rückzug gegen die armenischen Berge antreten. Auf demselben wurde der Feldherr von den entmutigten Truppen zu einer persönlichen Unterredung mit dem feindlichen Führer gezwungen und von diesem verräterisch getödtet, unweit Karrhae, 53 v. Chr. Höhnend füllten die Sieger den bleichen Mund des unersättlichen mit Gold. Das ganze Heer gieng unter oder verfiel der Sklaverei. Einen kleinen Rest rettete des Crassus Quästor, Cassius Longinus, der auch Syrien vor dem nachfolgenden Andrange der Parther schützte. Auch dieses Nazionalunglück traf die Einigkeit der Triumvirn, denn Caesar hatte seit langem in Crassus einen politischen Freund besessen.

Pompejus war indessen nach seinem Consulate, statt in seine Provinz abzugehen, in Rom geblieben und hatte von dort aus durch Legaten Spanien verwalten lassen. Er suchte in der Hauptstadt der republikanischen Partei, die vorzugsweise noch im Mittelstande ihre Stärke hatte, entgegenzuarbeiten und so seine Macht durch Ränke aller Art zu vermehren. Unter blutigen Unordnungen wurden zweimal die Consulwahlen verhindert, weil republikanische Kandidaten unter diesen der energische Titus Annius Milo, Aussicht hatten obzusiegen, und Pompejus die Dictatur für sich notwendig machen wollte, ein Plan, der vorzüglich an Cato's kräftigem Widerstand scheiterte. Fast täglich kam es in dieser Zeit auf dem Markte und in den Strassen Roms zu gewalttätigen Auftritten. Da geschah es, dass der Pöbelanführer Clodius auf der appischen Strasse in der Nähe Roms bei einem zufälligen zusammentreffen mit Milo, in einem Handgemenge verwundet und nachher in dem Hause, wohin man ihn gebracht, von Milo's Leuten getödtet ward (13. Januar 52). Der Pöbel, über den Tod seines Führers erbittert, trug den Leichnam des Clodius in die Curia Hostilia und verbrannte ihn hier sammt dem Gebäude. Diese Gelegenheit benützte Pompejus, er zog jetzt

Truppen in die Stadt, besetzte das Capitolium und zwang den Senat, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen. Als solcher im Besitze dictatorischer Gewalt stellte er mit Nachdruck die Ordnung wieder her, und suchte durch Gesetze wider Gewalttat und wider Amtserschleichung den innern Unruhen vorzubeugen. Die Vorfälle auf der appischen Strasse und die damit zusammenhängenden Verbrechen wurden einem Spezialgerichtshof überwiesen und die Schuldigen beider Parteien strenge bestraft, unter ihnen auch Milo, der nach Massilia in die Verbannung gieng. Nachdem Pompejus sieben Monate allein das Consulat verwaltet, nahm er sich endlich einen der Führer der aristokratischen Partei, den Metellus Scipio, mit dessen Tochter, er sich kurz vorher vermählt hatte, zum Mitconsul. Beides, sowohl Vermählung, als freiwillige Teilung der Gewalt, geschah vorzugsweise deshalb, um sich der optimatisch-aristokratischen Partei zu nähern und sich ihrer Unterstützung zur Beseitigung Caesars zu versichern. Zwischen diesem und Pompejus hatte sich nämlich seit Julias Tode und des Crassus kläglichem Ende die frühere Freundschaft mehr und mehr gelockert. Schon früher hatte Pompejus einen Antrag Caesars auf Erneuerung ihrer verwandtschaftlichen Bande zurückgewiesen; seit seiner Verbindung mit der aristokratischen Partei gewannen die Eifersucht auf den wachsenden Ruhm desselben, sowie die Verhetzungen seiner neuen Freunde der Optimaten das Gemüt des Pompejus ganz. Der Entscheidungskampf zwischen den beiden Machthabern um den Alleinbesitz der Gewalt bereitete sich immer offener vor.

Caesar und Pompejus. Der zweite Bürgerkrieg (49—48).

Von jetzt begannen nun alsbald die versteckten Angriffe gegen Caesar. Man verlies das Gesetz, dass niemand sich abwesend um ein Amt bewerben solle, um Caesar entweder das Consulat, oder, wenn er käme, seine Stellung in Gallien zu entwinden. Als Caesar nicht in die Schlinge gieng und auf den ungesetzlichen Aufenthalt des Proconsuls in Rom aufmerksam machte, suchte man diesen Einwurf durch Verlängerung der spanischen Statthalterschaft des Pompejus auf weitere 5 Jahre zu entkräften. Die Intriguen gegen Caesar wurden in der nächsten Zeit fortgesetzt, aber Pompejus hatte den günstigen Zeitpunkt, seinen Gegner zu übermannen, versäumt. Mitten unter den heissen Kämpfen mit Vercingetorix verlangte Caesar für die dem Pompejus bewilligten Provinzen die Erlaubnis,

auch abwesend um das Consulat werben zu dürfen und führte noch obendrein die stolze Sprache erlittener Unbill.

Pompejus, zu unentschlossen Gewalttätigkeiten anzuwenden und zu wenig gerüstet, um es mit Glück zu können, gab eingeschüchtert nach und half zur Bewilligung des verlangten, ohne jedoch aufzuhören, den gefährlichen Gegner durch kleinliche Beleidigungen zu reizen. In demselben Jahre, da Caesar Gallien völlig unterjochte, verlor man in Rom die Zeit, mit leeren Nergeleien und kam zu keinem handeln. Als endlich der Consul Marcellus im Senate den Antrag stellte, Caesar vor der anberaumten Zeit von seiner Statthalterschaft abzuberufen, um ihn vor der Bewerbung um das Consulat seiner Macht zu berauben, schwieg der von Caesar bestochene Paulus Aemilius. Der Tribun Curio, ein äusserst talentvoller Mann, aber ohne allen sittlichen Charakter und von Caesar durch Bezahlung seiner durch wüstes Leben aufgehäuften Schulden (gegen 60 Millionen Sesterzen), ganz in dessen Interesse gezogen, lähmte die Wirkung des Antrags durch die Forderung auch dem Pompejus seine Statthalterschaft zu nehmen. Dieser lenkte daher ab, liess aber durch den Senat 2 Legionen des gallischen Heeres zurückfordern. Caesar gehorchte, beschenkte jedoch die entlassenen Soldaten auf das reichlichste, während falsche Gerüchte von der Unzuverlässigkeit seiner Truppen den Pompejus irre führten.

Von neuem suchte Marcellus Caesar des Oberbefehls zu berauben, während Cato für diesen Fall eine Anklage gegen den in den Privatstand zurückkehrenden vorbereitete, aber Curio trat fortwährend dazwischen und als dieser nach beendigtem Tribunate sich nach Ravenna in Caesars Lager begab, trat der schlaue Tribun M. Antonius an dessen Stelle. Caesar hielt noch immer zurück, anerbot sich neuerdings durch den nach Rom zurückgesendeten Curio zurückzutreten, wenn Pompejus das gleiche tue und wartete herausfordernde Schritte seiner Gegner ab. Auf ein Gerücht hin, Caesar beginne seine Legionen in das diesseitige Gallien zu ziehen, beauftragte der Senat den Pompejus mit Kriegsrüstungen zur Sicherheit Roms. Die Tribunen Antonius und Cassius, die vergebens intercediert hatten, begaben sich nun, wie Schutz heischend, zu Caesar nach Ravenna. Diesem ward jetzt ein bestimmter Tag gesetzt, bis zu dem er sein Heer sollte entlassen haben, wenn er nicht als Feind des Vaterlandes angesehen werden wollte.

Caesar, nahm die Nichtbeachtung der tribunicischen Intercession zum willkommenen Vorwand als Verteidiger der Volksfreiheit aufzutreten und entschloss sich zum Krieg. Er stand mit nur einer Legion, der 13. am Flusse Rubico, der seine Provinz von Italien trennte; überschritt er diesen, so begann er den Krieg gegen das Vaterland (Mitte Januar 49). Als er so nach langem sinnen über den verhängnisvollen Schritt plötzlich einen seiner Trompeter das Schlachtzeichen blasen hörte, rief er aus: „Lasst uns dahin ziehen, wohin uns der Wink der Götter und die Ungerechtigkeit der Feinde rufen. — Der Würfel ist geworfen!" — sprengte mit seinem Pferde in den Fluss und seine Soldaten folgten ihm (49). Bei Caesars schnellem vordringen zeigte es sich, wie ungerüstet und unvorsichtig Pompejus und der Senat den Krieg herausgefordert hatten. Nur mit 6000 Mann hatte Caesar Italien betreten, aber die Strasse nach Rom lag ihm offen. — Das hatte Pompejus nicht erwartet. Er, der noch vor kurzem in törichtem Wahne geäussert, er könne mit seinem Fusse Legionen aus der Erde stampfen, sah sich jetzt ohne Heer und musste vor seinem Nebenbuhler, welcher in Eilmärschen herannahte, Rom verlassen.

Die Senatoren wurden von ihm aufgefordert, nach Capua zu folgen, die etwa widerstrebenden aber bedroht, als Feinde angesehen und behandelt zu werden. Der Aufbruch selbst geschah in solcher Hast, dass Pompejus wohl den Schlüssel zur Schatzkammer, nicht aber den Schatz selbst entnahm. Caesar inzwischen vor Corfinium angekommen und durch zwei gallische Legionen und andere Zuzüge bereits 40.000 Mann stark, brachte hier den erwählten Consul Domitius mit der Stadt und allen in der Ausrüstung begriffenen Rekruten in seine Hände, liess ihn jedoch nebst mehreren in seine Gewalt geratenen Senatoren ungekränkt abziehen und gewann so durch seine Grossherzigkeit, mit der er auch an anderen Orten in gleicher Weise verfuhr, sich immer mehr und mehr die begeisterte Zustimmung des Volkes. Er setzte jetzt den grössten Eifer daran, Pompejus auf dem Wege nach der Hafenstadt Brundisium, wohin sich dieser von Capua zurückgezogen, zu erreichen, um ohne Zeitverlust die Entscheidung dem Schwerte anzuvertrauen. Es gelang ihm jedoch nicht, den Gegner auf italischem Boden zu einer Entscheidungsschlacht zu nötigen, denn eben als er Brundisium erreichte, schiffte sich Pompejus mit dem Reste seines Heeres ein. Ohne irgendwo ernstlichen Widerstand zu finden, besetzte nun Caesar die wichtigsten Städte und kam als Sieger auf kurze Zeit nach Rom, wo

er den Staatsschatz mit Beschlag belegte, sonst aber mit grösster Milde auftrat und auch hier die Gemüter für sich gewann. Ein Zeitraum von 60 Tagen hatte genügt, ihn zum Herrn von Italien zu machen. Caesar hatte dadurch vieles gewonnen, aber noch nicht alles. Nachdem er den Bau von zwei Flotten angeordnet, war das nächste Augenmerk des raschen Siegers nun auf Spanien gerichtet, wo Afranius und Petrejus die pompejanische Sache verfochten. „Er wollte erst die Truppen ohne den Feldherrn, dann den Feldherrn ohne die Truppen schlagen.“ Auf dem Wege dahin verschloss das republikanisch gesinnte Massilia ihm die Tore; er übertrug aber dem Legaten Trebonius die Belagerung dieser Stadt, um selbst nach Spanien zu eilen, wo er des Pompejus Legaten mit einem starken Heere bei Ilerda (jetzt Lerida am Segre in Catalonien) stark verschanzt fand. Nach einem unentschiedenen Treffen schloss er, allen Hindernissen der Natur und Gefahren trotz bietend, die Gegner ein und zwang sie zur Uebergabe. Den beiden Feldherren schenkte er die Freiheit und entliess auch die Soldaten unverletzt in ihre Heimat, viele derselben aber traten freiwillig in seine Dienste. Dann unterwarf er das jenseitige Spanien, wohin sich der Pompejaner Varro zurückgezogen hatte. Auf dem Rückwege ergab sich ihm auch Massilia, dessen Flotte bereits durch einen Seesieg vernichtet war und das Hunger und Not zur Uebergabe zwangen. Die Stadt ward entwaffnet und musste durch grosse Geldsummen Leben und Freiheit ihrer Bewohner erkaufen. In Rom wieder angelangt, liess er sich zum Dictator ernennen, legte aber diese Würde schon nach 11 Tagen wieder nieder, nachdem er sich selbst zum Consul gemacht. Da der Plan des Pompejus, die Hauptstadt von aller Zufuhr abzuschneiden und so Caesar durch die Not der Bürger zu schaden, immer deutlicher sich zeigte, so liess er, um die Stadt zu verproviantieren, durch seine Legaten Sicilien und Sardinien besetzen. Als aber Curio von Sicilien nach Afrika übersetzte, wo der König Juba von Numidien zu den Pompejanern hielt, ward derselbe durch anfängliches Glück und einen Sieg vor Utica zu kühn geworden, am Bagradas mit seinem ganzen Heere vernichtet. Auch eine andere Heeresabteilung, so wie eine Flotte, die Caesar gegen die Pompejaner nach Illyrien gesandt, gieng verloren. Dennoch behielt er den Haupterfolg dieses Jahres und brach im Beginn des folgenden gegen Pompejus selbst auf.

Dieser, der noch immer über das Meer, die östlichen Provinzen und Clientelstaaten gebot, hatte inzwischen ein Heer von

11 Legionen und eine Kriegsflotte von 500 Segeln zusammengebracht. Während des Sommers und Herbstes aber hatte sich um ihn auch ein auswärtiges Rom gebildet. In Thessalonich waren gegen 200 Senatoren zusammen, darunter Cato und Cicero, den Caesar früher vergeblich zu gewinnen gesucht; die Partei benahm sich, als repräsentierte sie den Staat. Eine Flotte unter des Bibulus Befehl gestellt, konnte bei gehöriger Wachsamkeit Caesars Ueberfahrt leicht verhindern, doch war er seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Caesar landete im Anfange des Jahres 48 in Sturm und Gefahr mit der Hälfte seines Heeres — für das gesammte hatte er nicht Schiffe genug — glücklich am akrokeraunischen Vorgebirge. Empfindlicher Mangel an Lebensmitteln aber auf dem von der Uebermacht der Gegner beherrschten Boden trieb ihn jetzt zu raschem handeln, nachdem mit Glück und Verwegenheit Antonius ihm die andere Heereshälfte nachgeführt hatte. Bei einem Sturme aber auf die Verschanzungen des Pompejus bei Dyrrhachium, das er zu belagern begonnen, erlitt er jedoch eine solche Niederlage, dass er vernichtet worden wäre, wenn die Gegner den Sieg zu benutzen verstanden hätten.

Geschlagen, doch nicht entmutiget, wandte er sich jetzt mit kühnem Zuge, den Pindos überschreitend, östlich ins innere Thessaliens, teils der besseren Verpflegung wegen, teils um den Pompejus von der Küste weg zu locken. Dieser, anstatt jetzt das preisgegebene Italien anzugreifen, folgte in seinem Siegesrausche dem schlauen Gegner auf das von ihm selbst gewählte Schlachtfeld von Pharsalus. Hier erlag Pompejus, obwohl er ein über die Hälfte stärkeres Heer befehligte, der weit überlegenen Kriegskunst seines Nebenbuhlers, unter dessen Kerntruppen auch germanische Kohorten sich befanden, so vollständig, dass er, aller Fassung beraubt, sein Heil durch die Flucht suchen musste (9. August 48 v. Chr.). Die Trümmer des geschlagenen Heeres, für das kein Sammelplatz bestimmt gewesen, retteten sich teils nach Spanien, teils nach Afrika. Das reiche Lager fiel dem Sieger in die Hände. Des Pompejus Papiere verbrannte Caesar, ohne sie gelesen zu haben, den Gefangenen gab er die Freiheit und liess ihnen ihr Eigentum zurückstellen. Gefallen waren gegen 30.000 Pompejaner. Pompejus selbst erreichte über Larissa unter dem Schutze der dunkeln Nacht die Mündung des Peneus und setzte auf einem Handelsschiffe nach Lesbos über, wo er zu Mitylene seine Gemahlin und seinen Sohn Sextus zu sich nahm. Da er weder in Rhodus, noch in Kilikien Teilnahme

fand, segelte er auf den Rat seines Günstlings, des Griechen Theophanes von Mitylene, nach Aegypten, um dort bei dem jungen Könige Ptolemäus IX., dessen Vater ihm die Wiedereinsetzung in sein Reich verdankte, Schutz zu suchen. Die Ratgeber des jungen Königs aber, welcher für sich die Hülfe Caesars bei dem Streite mit seiner Schwester Kleopatra zu gewinnen gedachte, liessen ihn, bei seiner Landung meuchlings niederstossen, worauf Gemahlin und Sohn beim Anblick der grässlichen Tat das weite Meer suchten. „So endete an demselben Tage, an dem er 13 Jahre zuvor über Mithridates triumphirend in die Hauptstadt eingezogen war, auf einer öden Düne des unwirtlichen Strandes der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Grosse geheissen und Jahre lang Rom beherrscht hatte.

Der alexandrinische, pontische, afrikanische und spanische Krieg.

Caesar war dem flüchtigen Pompejus in grösster Eile und mit wenigen Truppen nach Aegypten gefolgt. Er landete mit 35 Schiffen in Alexandria, wo ihm die Mörder des Pompejus dessen Haupt entgegentrugen. Die Tränen, welche er bei dem Anblick vergoss, waren nicht erheuchelt. Obwohl die Aegypter meinten, er werde nun sogleich umkehren, um die Reste der Pompejaner, die sich nach Spanien und Afrika geflüchtet hatten zu verfolgen, beschloss er doch vorerst die Angelegenheiten daselbst zu ordnen.

Den Tronstreit, der zwischen Ptolemäus IX. und dessen Schwester und Gattin Kleopatra herrschte, entschied er jetzt zu Gunsten dieser letzteren, die ihn durch ihre Reize gefesselt. Da brach der Groll der Bevölkerung in helle Flammen aus. Alexandria, unterstützt von dem bisherigen meist pompejanisch gesinnten römischen Besatzungsheere, erhob sich gegen den neuen Herrn. Mit geringer Truppenmacht in die Burg eingeschlossen, bedurfte er seiner ganzen Feldherrngrösse, um sich zu halten, bis ihm König Mithridates vom Pergamon und römische Verstärkung Entsatz brachte. Jetzt schlug er die Aegypter, deren König im Nil ertrank, und setzte die Kleopatra unter römischer Oberhoheit zur Herrscherin ein. So endete 48 der alexandrinische Krieg.

Nachdem er im ganzen neun Monate in Aegypten verweilt, brach er nach Asien auf, das in vollen Kriegsflammen stand. Des Mithridates Sohn, Pharnakes, hatte während des Bürgerkrieges sich der Herrschaft über Pontos, Kleinarmenien und Kappadokien bemächtigt. Mit einer einzigen Legion griff Caesar das feindliche

Heer an und vernichtete es (47 bei Ziela). In Bezug auf den nur 5 Tage währenden Feldzug schrieb er an einen Freund in Rom die berühmten Worte: veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte!) Das bosporanische Reich erhielt Mithridates von Pergamon, sein Retter in Alexandrien, des Pharnakes Halbbruder. Nachdem Caesar in Kleinasien das alte Uebel, das schon so oft zu Empörungen geführt, den Steuerdruck, gemildert, kehrte er mit reicher Beute beladen nach Italien zurück.

Die Nachrichten von den Siegen Caesars hatten in Rom entsprechende Eindrücke hervorgerufen. Schon gleich nach der Schlacht bei Pharsalus waren vom Volke die Bildsäulen des Sulla und Pompejus umgestürzt worden. Auch der Senat blieb in Bezug auf Caesar mit Zeichen der Anerkennung nicht zurück. Er verlieh, entgegen der bisherigen Ordnung, dem Sieger das Consulat auf 5, die Dictatur auf Ein Jahr, die tribunicische Gewalt für immer. Bekleidet mit dieser Machtfülle war Caesar auf italischem Boden angelangt. Auf dem Wege von Tarent nach Brundisium kam unter anderem auch Cicero ihm entgegen. Obwohl derselbe längere Zeit auf Seite der Feinde Caesars gestanden, suchte doch dieser ihn auf freundliche Weise zu bestimmen, ihm nach Rom zu folgen, um sich wieder den Staatsgeschäften zu widmen. Doch dieser zog es vor, fern den politischen Kämpfen der Wissenschaft zu leben.

In Rom angekommen, wo während seiner Abwesenheit Unruhen von denen erregt worden waren, welche als Frucht des Bürgerkrieges Proscripzionen, Schulden- und Mietserlasse gehofft hatten (in diesen Kämpfen war auch Milo gefallen), stellte er die Ordnung wieder her und beruhigte auch seine murrenden Soldaten, welche statt eines neuen Krieges in Afrika die verheissenen Belohnungen und Entlassung begehrten durch sein kühnes und hochherziges Auftreten und mit einem Worte. („Quirites“ statt Commilitones.) Dann setzte er mit seinem Heere nach Afrika über, welches nach der Schlacht bei Pharsalus der Sammelplatz der Häupter der pompejanischen Partei geworden war. Hier stand unter Anführung des Sextus und Cnaeus (der Söhne) und des Metellus Scipio (des Schwiegervaters des Pompejus), dann des Cato und der Legaten Afranius und Petrejus ein mächtiges Heer, das von dem Könige Juba von Numidien unterstützt wurde. Anfangs musste er sich längere Zeit mit wenigen Truppen gegen einen weit zahlreichern Feind behaupten und konnte erst nach und nach in Zwischenräumen sein Heer vervollständigen. Schon drohte der kleine

Krieg ihn aufzureiben, da erfolgte die Schlacht bei Thapsus, die dem afrikanischen Kriege zu Gunsten Caesars mit einem Schlage ein Ende machte (46 v. Chr.). Cato, der die Freiheit nicht überleben wollte, tödtete sich, seinen republikanisch stoischen Grundsätzen getreu, selbst zu Utica. Juba und Petrejus fielen ebenfalls durch Selbstmord, eben so entleibte Metellus Scipio, im Begriff gefangen zu werden, sich selbst, während den in Gefangenschaft geratenen Petrejus Caesars Soldaten, seiner Hinrichtung zuvorkommend, tödteten. Nur Labienus und Sextus Pompejus waren nach Spanien gekommen, wohin schon vor Caesars Landung Cnaeus Pompejus gegangen war.

Nun kehrte Caesar nach Rom zurück und feierte einen viertägigen Triumph über Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika. Der Siege über römische Heere wurde bei dem Schaugepränge nicht gedacht. Er erhielt die Dictatur von dem Senate auf 10 Jahre und ward mit allen Ehren gleich einem Halbgotte überhäuft. Schon jetzt begann er seine grossen Reformen.

Aber noch einmal rief ihn die Empörung und Ansammlung seiner Feinde, die in Spanien, besonders in Corduba unter den Söhnen des Pompejus, Cnaeus und Sextus Pompejus stattfand, in diese Provinz. In der letzten schweren Schlacht bei Munda (auf dem Wege nach Corduba gelegen), besiegte er auch diese letzten Feinde, 45 v. Chr. Wie schwierig aber ihm dieser Sieg bei Munda geworden, bezeugt sein eigenes Geständnis, dass er oft um den Sieg, hier aber um sein Leben gekämpft habe. Cnaeus Pompejus fiel auf der Flucht, Sextus, der nicht in der Schlacht gewesen, entkam in das nordöstliche Spanien und hielt sich hier, von Caesar nicht beachtet, als Freibeuter bis nach dessen Tode. Als Herr des Erdkreises kehrte Caesar nach Rom zurück.

Caesars Alleinherrschaft. Sein Tod.

Nun hatte Caesar das Ziel seiner Wünsche erreicht, er war Alleinherrscher, die Republik war zu nichte, ein leerer Name, wenn auch ihre Formen zum grossen Teil noch bestehen blieben. Wie bedeutend auch Caesar bisher als Feldherr uns durch die Grossartigkeit seiner Pläne, durch die Kraft in der Ausführung, durch die Besonnenheit in der Benützung der errungenen Siege erscheint, so verdienen doch noch grössere Bewunderung seine Leistungen als Staatsmann und Reichsordner. Die organisatorische Tätigkeit, die er während der Zeit seiner Alleinherrschaft entfaltete, beweist,

dass es ihm nicht blos um Befriedigung seines Ehrgeizes oder seiner Herrschsucht zu tun gewesen, sondern um eine eingehende wirkliche Reform des römischen Reiches. In freier Grösse fasste er seinen Sieg nicht als einen Sieg einer Partei, sondern in seinem Geiste erhob sich die Idee einer neuen Form des römischen Staates und des antiken Lebens überhaupt. Es zeigte sich dies schon in der grossen Milde gegen seine bisherigen, politischen Feinde. Er erliess keine Todesurteile, keine Proscripzionen, ausser höchstens gegen solche, die nach der Verzeihung nochmals konspirierten, und auch dann sollten weder Weib noch Kinder des verurteilten darunter leiden. Keine Grausamkeit, keine niedrige Rache entweihte seinen Sieg. Er bewies aber auch kein Mistrauen wider seine politischen Gegner und verschmähte es darum, sich mit einer Leibwache zu umgeben, wie sonst Tyrannen zu tun pflegten, oder überhaupt einen Militärdespotismus aufzurichten. Hingegen war er zur Ueberzeugung gekommen, dass die bisherige republikanische Verfassung für Rom nicht mehr passe, teils wegen der grossen Ausdehnung des Reiches, teils wegen der Entsittlichung des Volkes. In der steigenden Leidenschaft der Eroberung hatten die Herren der Welt die Besonnenheit verloren und sie standen doch vor der grossen Aufgabe, welche die volle Weisheit der Herrschaft verlangt: die Völker, welche sich im Laufe der Zeiten herangebildet, die Staaten, welche sie gegründet, zu gliedern und mit einander verwachsen zu lassen, sie nach einem volkswirtschaftlichen Plane zu ordnen und jedem Gliede seinen Beruf und seine Arbeit zuzuweisen. Nach einer langen Reihe von Eroberern verlangte diese Aufgabe einen Organisator. Es musste daher eine einheitliche Leitung an die Stelle der vielköpfigen treten. Diese einheitliche Leitung aber konnte nur Caesar selbst übernehmen und er betrachtete sich also gewissermassen als den Vertrauensmann des römischen Volkes, als den Repräsentanten desselben, zu dessen Wohle und in dessen Auftrage er die Regierung führe. Obschon er in der Tat König war, wies er doch anfangs den königlichen Titel zurück und begnügte sich damit, alle Aemter sich übergeben zu lassen, welche die Staatsgewalt nach allen Richtungen hin in sich einschlossen. So war er Dictator auf Lebenszeit, Censor, Consul und, indem man ihm persönliche Unverletzlichkeit und das Recht der Intercession übertrug, auch Tribun in einer Person. Doch wollte er dem Volke die politische Freiheit nicht rauben. Die Aemter der Prätoren, Quästoren und Aedilen wurden vermehrt und dadurch unwichtiger gemacht, aber in dieser neuen Gestalt förderten sie die

Verwaltung und befriedigten den Ehrgeiz vieler. Er liess die Comitien bestehen, die nach wie vor gesetzgebende Faktoren blieben, und durch deren Bestätigung allein die von ihm vorgeschlagenen Gesetze Gültigkeit erlangten. Dadurch behielt das Volk die Souveränität, wenigstens dem Prinzipe nach; obgleich er durch seine Empfehlung einen fast unbedingten Einfluss auf die Wahlen ausübte. Den Senat, den er auf neunhundert Mitglieder vermehrte, setzte er zu einer blos beratenden Behörde herab. Die ausführende Gewalt jedoch blieb ganz allein in der Hand Caesars, der als dauerndes Amt auch dasjenige eines Imperators übernahm, weil es die Einheit des militärischen Kommandos und der obersten richterlichen und Administrativgewalt, sowie die freie Verfügung über die Finanzen des Staates umfasste. So war im Grunde eine Wiederholung des alten Königtums, wenn auch unter neuem Namen entstanden. Auch die äussere Form erinnerte daran. Caesar trug bei allen feierlichen Gelegenheiten das Triumphalgewand und den Lorbeerkranz, und thronte im Senat, dessen Erster (princeps) er war, sowie bei Gericht und bei den Spielen auf goldenem Stuhl. Auch die Münzen des Staates trugen sein Bild und Inschrift. Als so Caesar alle Machtvollkommenheit der Herrschaft in sich vereinigte, welche seit jener Zeit nach seinem Namen Caesar das „Kaisertum" der Herrscher genannt wird, gieng er nun an die gliedernde Ordnung der Hauptstadt des Reiches und der Provinzen.

In Rom lebten damals 320.000 Köpfe von den Kornspenden aus den Staatsspeichern. Er beschränkte diese Gaben an Müssiggänger bis auf 150.000 und schickte 80.000, die in Rom keine Arbeit fanden als Ansiedler in die überseeischen Provinzen. Er löste die von den Demagogen zu ihrem Parteizwecke misbrauchten Vereine und Genossenschaften auf und stellte die Gewerbstätigkeit, den Verkehr und den Markt unter Sicherheitsgesetze und Aufsicht der Staatsorgane. Die Vermögensverhältnisse waren durch die verschwenderische Weise der Aristokraten, sich einen Anhang unter der Menge zu erkaufen, die Dienstverhältnisse der arbeitenden Klasse in den Bürgerkriegen ganz in Unordnung geraten und die Geldmänner benutzten dieses zu beispiellosem Gewinn. Caesar als Censor brachte durch provisorische Wuchergesetze gegen die Geldmächte und durch Luxusgesetze gegen die Verschwender, sowie durch Unterstützung der Aristokraten aus seinen Mitteln die nötige Hülfe, um diese Gruppen des Volkes in der Gliederung des römischen Staates zu erhalten.

Durch die Einwanderung aus den Provinzen war das Gleichgewicht in der Verteilung der Bevölkerung gestört worden; in Rom hatten sich die Müssiggänger angehäuft und auf dem Lande fehlten die Arbeitskräfte, wodurch die freie Bauernwirtschaft in Italien und den Provinzen verfiel. Ein arbeitsamer, sittlicher Mittelstand, gleich frei vom Uebermut des Reichtums, wie von der ängstlichen Verkommenheit der Armut, war fast nicht mehr vorhanden. Caesar half durch eine neue Ackerbauordnung, welche einen tüchtigen Kern von Landwirten schuf. Er verteilte die vom Staate eingezogenen Güter der Geächteten sammt den übrigen Staatsländereien an seine Veteranen, die an Arbeit und Mühen gewohnte, abgehärtete Männer waren, auf ihren Zügen in verschiedenen Ländern sich Erfahrungen gesammelt hatten und nicht wie unter Sulla in Militärkolonien verbunden, sondern überall in Italien, zwischen altgesessenen Landwirten verteilt, Musterbauern wurden. Mit kluger Rücksicht auf den etwa aus dem Kriegsleben zurückgebliebenen Hang nach Wechselung, sollten sie ihren geschenkten Besitz nicht vor 20 Jahren veräussern dürfen.

Dagegen verteilte Caesar wieder die verarmten und verkommenen Glieder des Volkes und die aus allen Teilen des Reiches nach Rom und Italien zugelaufenen Glücksjäger und Landstreicher in die fernen Provinzen, und begünstigte und förderte die Auswanderung der mit den neuen Verhältnissen Unzufriedenen, um die entvölkerten Provinzen durch Kolonisazion zu stärken. Nach Gallien wurden neue Bürgerkolonien abgeführt und die Städte Beterrae (Beziers), Arelate (Arles), Arausio (Orange), Forum Julii (Frejus), Nemausus (Nimes) durch neue Ansiedler vergrössert und mit Rechten ausgestattet. Auch die alten Kulturstädte Korinth, Karthago und der syrische Hafenort Berytos, die durch Notstände und Schicksalsschläge herabgekommen waren, empfiengen Kolonisten aus Italien und entfalteten sich zu neuer Blüte. Die Arbeit der Freien gegenüber der Sklavenarbeit begünstigte er durch Erneuerung der alten Verordnung, dass die Herden und Grundbesitzer wenigstens den dritten Teil der Hirten und Feldarbeiter unter den Freien wählen sollten, und um dem Vater einer zahlreichen Familie die Heranziehung seiner Kinder zu erleichtern, sicherte er ihnen bürgerliche Vorrechte.

Caesar kräftigte das Gemeindeleben, indem er eine neue Gemeindeordnung für Italien erliess, in welcher er die Rechte und Freiheiten der Städte erweiterte und ihnen freie Wahl ihrer

Magistrate und die niedere Gerichtsbarkeit nach römischem Rechte sicherte; Zugeständnisse, die auch die Bürgerkolonien und Municipien im jenseitigen Gallien und in anderen Provinzen erlangten. In ähnlicher Weise sorgte er für ein gedeihliches Verhältnis der Provinzen, indem er sich bemühte, bei der Verteilung derselben an die Proconsuln und Proprätoren, billige und gerechte Männer an die Spitze der Verwaltung zu bringen. Zur Kräftigung ihrer Selbständigkeit vermehrte er die Rechte und Freiheiten der Provinzialen und verminderte und ordnete mit Einsicht ihre Abgaben und Leistungen. Die cisalpinischen Gallier am linken Poufer erhielten das römische Bürgerrecht und politische Gleichberechtigung mit dem italischen Hauptland. Auch der spanischen Handelsstadt Gades (Cadis) wurde das römische Bürgerrecht erteilt. Dem Verkehre in dem grossen Reiche wendete er gleiche Sorgfalt zu.

Als Pontifex maximus mit der Leitung der Jahresrechnung betraut, verbesserte er den Kalender und ordnete die Zeitrechnung in einer Weise, dass sie durch ihre Genauigkeit sich dem allgemeinen Verkehr empfehlen konnte. (Siehe S. 6.) Wie in der Zeitrechnung wurden für Mass, Gewicht und Geldwährung gemeingiltige Satzungen erlassen und die römischen Gold- und Silbermünzen zum Reichsgelde für alle Provinzen erhoben, wenn auch dabei noch einzelnen Städten das Prägungsrecht kleiner Scheidemünze bewilligt wurde. Caesar entwarf den Plan, das Bett des Tiber bis an die Mündung zu erweitern und bei Ostia einen tiefen sichern Hafen mit einer sichern Rhede anzulegen und durch eine Strasse über den Apennin das Festland zwischen dem tyrrhenischen Meere und der Adria für den Verkehr in einer Weise zu überbrücken, dass die Hauptstadt des Reiches auch dessen Haupthandelsplatz werden konnte. Er gab den Auftrag, die Gesetze und Rechtsbestimmungen in einem allgemeinen Gesetzbuch zu sammeln und zu ordnen und so aus den Rechtsordnungen, welche der Verkehr zwischen den Römern und Nichtrömern im Laufe der Zeiten ins Leben gerufen und zu einer unübersehbaren Masse privatrechtlicher Satzungen angehäuft hatte, ein allgemeines Reichsgesetzbuch für Italien und die Provinzen zu schaffen. Dazu kamen Pläne, wie die der Gründung einer grossartigen Bibliothek zu Rom der Plan, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, den Isthmos von Korinth zu durchstechen u. dgl. m. Eine grossartige Unternehmung gegen die Parther, um die Niederlage bei Karrhä zu sühnen, und eine andere gegen die Barbaren nördlich von den

Alpen und der Donau, namentlich gegen die Geten, sollte sein Werk abschliessen. Da traf ihn mitten in der Ausführung seiner grossen Entwürfe der Dolch seiner Gegner. Sein zunehmender Stolz und sein immer mehr hervortretendes Selbstbewusstsein, sowie sein sichtbares Streben nicht nur nach der Gewalt, sondern auch nach dem Titel und der äusseren Ehre eines Alleinherrschers, hatten die Bildung einer Verschwörung gegen sein Leben veranlasst. Die Teilnehmer derselben waren teils alte aristokratische Republikaner, wie der an der Spitze stehende, dem Caesar innig befreundete und für die Idee der Freiheit begeisterte, hochsinnige M. Junius Brutus, teils persönlich Ehrgeizige und Unzufriedene, wie C. Cassius Longinus, teils aber auch solche, welche nur die allerniedrigsten und selbstsüchtigsten Motive bewegten. Das Gerücht, dass an den Iden des März im Senat der Antrag gestellt werden solle, dem Dictator ausserhalb Italiens den Königtitel zu verleihen, weil nach dem, wie man glaubte, durch Caesar beantragten Ausspruche der sybillinischen Bücher die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, liess die Verschworenen diesen Tag zur Ausführung ihres Vorhabens wählen. Als Caesar trotz aller Warnungen in der Sitzung des Senats am 15. März 44 erschien, wurde er von den Verschwornen auf ein verabredetes Zeichen überfallen und sank, von 23 Dolchstichen durchbohrt, am Fusse der Bildsäule des Pompejus, die seine Milde wieder aufgerichtet, nieder, noch bis zum letzten Hauche von demselben würdevollen Anstande beseelt, der in allen Lagen eines tatenreichen Lebens der geheime Zauber seiner Persönlichkeit geblieben war. Durch seinen plötzlichen Tod war, wie bei Alexander dem Grossen, die Lösung seiner Aufgabe abgebrochen worden, indem seine Nachfolger schwach und schwächer derselben erlagen und die grossen ererbten Entwürfe, verwischten und verkehrten. Rom hatte unter ihm jedenfalls seinen Höhepunkt erreicht. Es schien auf dieser Höhe unter Augustus stehen zu bleiben, während es schon sank und schneller und schneller wie ein überwachsener Baum vermoderte, um neuen Staatengebilden Platz zu machen und den unausgeführten Plan in neue Hände zu legen.

Das zweite Triumvirat.

Durch Caesars Ermordung wurde der römische Staat aufs neue in Krieg und blutiges Unheil zurückgestossen. Die Mörder hatten beschlossen, die Leiche des Tyrannen in den Tiber zu werfen, sein Vermögen einzuziehen und seine Gesetze und Ein-

richtungen aufzuheben; als sie aber nach Ausführung ihres Mordes die Senatoren, deren Beifall und Anschluss sie erwartet hatten, mit Bestürzung aus der Curie fliehen und auch das Volk sich von ihnen fern halten sahen, suchten sie erschreckt und ungewiss, was zu beginnen, Sicherheit auf dem Capitol.

So bekam M. Antonius, Caesars Freund und Mitconsul, den die Verschwornen auf des Brutus Rat verschont hatten, freien Raum. Sofort bemächtigte er sich des Staatsschatzes und gewann zugleich an M. Lepidus, dem magister equitum Caesars, der an der Spitze eines Heeres vor Rom stand, eine Stütze. Nachdem ihm Caesars Wittwe Calpurnia, die sich zu ihm geflüchtet, ihres Mannes Papiere und Kasse eingehändigt, benutzte er dieselben gleichfalls zur Begründung seiner Macht.

Ihm entgegen stand Cicero, der im Senate es durchsetzte, dass eine allgemeine Amnestie verkündet wurde, wogegen aber Antonius es erreichte, dass alle von Caesar als Dictator getroffenen Verfügungen Geltung behalten sollten. So schien jetzt zwischen den drei Parteien, den Verschwornen, dem Senate und den Caesarianern, Versöhnung gestiftet. Bald aber regte Antonius in der Volksversammlung durch Verlesung von Caesars Testament, in welchem fast jeder Bürger bedacht war, sowie durch die Leichenrede, die er dem ermordeten Helden hielt, das Volk zur Wut gegen dessen Mörder auf.

Diese, mit Mühe dem Tode entronnen, erkannten, dass sie in Rom nicht mehr sicher seien, und die Häupter derselben verliessen daher mit Genehmigung des Senats die Stadt und begaben sich in die Provinzen, deren Verwaltung ihnen noch von Caesar verliehen war; Marcus Brutus nach Makedonien, Cassius nach Syrien, Decimus Brutus nach Gallia cisalpina. Antonius, jetzt Herr der Stadt, gab nun, auf Caesars Papiere sich berufend, für Bestimmungen Caesars aus, was er wollte und was ihm nützte, und verschaffte sich mit Caesars Geld Anhänger und Freunde; die Veteranen desselben gewann er durch Ackerverteilungen. Da er eine Provinz in der Nähe Roms wünschte, liess er sich jetzt durch Volksbeschluss, das bereits dem D. Brutus übertragene diesseitige Gallien zuweisen und bewog auch den Senat, ihm die Führung der zum parthischen Feldzuge bestimmten Legionen Caesars zu übergeben.

Unterdessen war in Rom der Grossneffe Caesars, der 18jährige Gaius Julius Caesar Octavianus, ein Enkel von Caesars Schwester Julia, den dieser an Sohnes statt angenommen und zu seinem

Haupterben eingesetzt hatte, von Apollonia her angekommen. Er war im vorigen Herbste von seinem Grossoheim nach Illyrien vorausgeschickt worden, um sich in Mitte der zum parthischen Kriege bestimmten Truppen zum Anführer auszubilden und zugleich seine Studien fortzusetzen. Nach dem Tode Caesars eilte er sogleich ohne Truppen nach Rom, wo er anfangs mit grosser Vorsicht und Bescheidenheit auftrat und dem Volke versprach, dass er die Vermächtnisse seines Adoptivvaters auszahlen werde.

Da Antonius ihn aber wie einen Knaben behandelte und unter dem Vorwande, Caesars Kassen seien leer gewesen, mit der Auszahlung der Vermächtnisse zögerte, zahlte Octavianus dieselben von seinem eigenen Vermögen und gewann sich so eine starke Partei. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, die Mörder seines Adoptivvaters zu bestrafen und in dessen Stelle einzutreten; verstand es aber mit meisterhafter Verstellung, seine Absichten zu verbergen, so dass Senat und Aristokrazie ihn ganz auf ihrer Seite wähnten, und an ihm ein Gegengewicht gegen den bisher auf das Volk sich stützenden Antonius zu haben glaubten. Dieser hatte bereits den Feldzug gegen Decimus Brutus unternommen, um ihm das jenseitige Gallien mit Gewalt zu entreissen, und belagerte denselben in Mutina.

Jetzt aber erklärte der Senat den Antonius für einen Feind des Vaterlandes und schickte die beiden Consuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa gegen ihn ins Feld. Auf Ciceros Antrag, der damals im Senate seine Philippiken gegen den Antonius schleuderte, bestimmte er ferner, dass auch Octavian als Proprätor mit seinem aus Caesars Veteranen selbst geworbenen Heere sie begleite. In den Kämpfen dieses sogenannten mutinensischen Krieges, im Anfang des Jahres 43, wurde nun Antonius geschlagen und Brutus entsetzt; die beiden Consuln aber fanden den Tod. So gebot daher nun Octavian über die drei Heere. Der Senat aber glaubte jetzt den Zeitpunkt, wo Antonius unschädlich gemacht worden war, benützen zu sollen, um auch den bereits gefürchteten Erben Caesars gleichfalls zu stürzen. Der Oberbefehl über die durch den Tod ihrer Führer verwaiseten Truppen ward daher an Decimus Brutus übergeben und diesem die Verfolgung des geschlagenen Antonius übertragen. Da wechselte der erbitterte und bei den Truppen alles vermögende Octavian seine Rolle, womit er bisher die Senatspartei getäuscht, und knüpfte mit Antonius, den er inzwischen durch seine Untätigkeit hatte entkommen lassen, und mit M. Lepidus, dem Statthalter Galliens, zu

dem Antonius sich geflüchtet, Unterhandlungen an. Er selbst aber zog mit seinen Legionen nach Rom, erzwang wider den Willen des Senats für den Rest des Jahres 43 für sich und G. Pedius das Consulat und liess auf Antrag seines Kollegen, trotz der früheren Amnestie, durch Volksbeschluss ein ausserordentliches Gericht zur Bestrafung der Mörder Caesars und aller Mitwisser des Mordes anordnen. Nach dieser Einleitung verliess er die Hauptstadt, um scheinbar den Krieg wider Antonius und Lepidus fortzusetzen; aber inzwischen hatte bereits sein Amtsgenosse Pedius, der Verabredung gemäss, die früher gegen dieselben gefassten Beschlüsse aufheben lassen. Nachdem diess geschehen, traf Octavianus mit Antonius und Lepidus auf einer Insel des Flüsschens Lavinus (Lavino) oder des Rhenus (Reno), in der Nähe von Bononia (Bologna), zu geheimen Beratungen zusammen. Hier schlossen die drei Männer nach dreitägiger Beratung folgenden Vertrag. Sie nahmen unter dem Titel Triumvirn auf 5 Jahre die höchste Gewalt zur Ordnung des Staates in ihre Hand, verteilten die Provinzen des Westens unter sich und beschlossen den Krieg gegen M. Brutus und C. Cassius, die sich im Osten des Reiches festgesetzt. Antonius und Octavian sollten diesen Krieg führen, Lepidus, um für die Interessen des Bundes Sorge zu tragen, in Rom bleiben. Den Soldaten wurden 18 der blühendsten Städte Italiens zur Belohnung ausgesetzt.

Im November 43 zogen die Triumvirn von Bologna nach Rom, wo sie ihre Uebereinkunft durch ein Manifest bekannt machten. Ehe sie aber den Kampf gegen Caesars Mörder begannen, sollte die Gegenpartei in Rom durch Proskripzionen vernichtet werden. Deshalb erfolgten solche blutiger und schonungsloser, als die des Sulla. Octavian gab den Cicero, den er früher Vater genannt, dem Hasse des Antonius und seines wilden Weibes Fulvia preis; dieser opferte seinen Oheim L. Caesar, Lepidus seinen Bruder; an 300 Senatoren und 2000 Ritter fielen als Opfer. Ihr eingezogenes Vermögen sollte die Geldmittel zur Führung des Krieges gegen die Republikaner verschaffen.

Nach diesen Blutszenen zogen Antonius und Octavian gegen Brutus und Cassius (Philippensischer Krieg, 43—42). Letzterer hatte Syrien, ersterer Makedonien in seiner Gewalt; beide verfügten über zahlreiche Truppen (80.000 Mann) und bedeutende Hilfsmittel. Sie hatten, von Sardes aufbrechend und nach Europa übersetzend, die Offensive ergriffen. Aber bei Philippi, der Hauptstadt Makedoniens,

ward Cassius besiegt und stürzte sich in sein Schwert; zwanzig Tage nachher unterlag Brutus, der in der ersten Schlacht auf seinem Flügel siegreich gewesen war, ebendaselbst und fiel durch eigene Hand. Seine Gemahlin Porcia, eine Tochter des Cato von Utica, wollte seinen und den Untergang der Republik nicht überleben und endete gleichfalls durch freiwilligen Tod, indem sie glühende Kohlen verschlang. Die Reste der Republikaner waren gefallen, oder giengen zur Partei der Sieger über, nur wenige flüchteten zu Sextus Pompejus.

Nach der Schlacht bei Philippi teilten Antonius und Octavian ihre Truppen und trennten sich. Antonius gieng in die östlichen Provinzen des Reiches, um Asien und Aegypten, die es mit den Gegnern gehalten hatten, zu unterwerfen, während Octavianus nach Italien zurückkehrte und die versprochene Ackerverteilung an seine Veteranen vornahm. Antonius hatte inzwischen plündernd Griechenland und Kleinasien durchzogen. In den Städten desselben fröhnte er den ausschweifendsten Lüsten und der üppigsten Schwelgerei, hielt sogar in Ephesus einen prächtigen Einzug als Gott Bacchus und bedrückte durch ungeheuere Erpressungen und wiederholte Steuerauflagen die Provinzialen auf das ärgste. Hierauf beschied er Aegyptens Königin Kleopatra vor seinen Richterstuhl nach Tarsus in Cilicien, um sie für die dem Cassius geleistete Hülfe zur Verantwortung zu ziehen. Die Königin fuhr als Aphrodite geschmückt, umgeben von schönen Knaben und Mädchen und Frauen, im Anzuge von Liebesgöttern, Nereiden und Grazien, auf einem mit allem Luxus ausgerüsteten Schiffe unter dem Schalle lieblicher Musik den Fluss Kydnos hinauf, gleichsam als besuche Aphrodite den Bacchus, um mit ihm ein Freudenfest zu feiern. Sie fesselte durch den Zauber ihrer Reize den Triumvir dergestalt, dass er ihr nach Alexandria folgte und dort zum Sklaven beispielloser Genusssucht herabsank. Unterdess hatte Octavianus durch die Ackerverteilung in Italien, wodurch die Grundeigentümer vieler Orte gewaltsamer Weise vertrieben und das grösste Elend verbreitet wurde, den perusinischen Bürgerkrieg erregt (41—40). An die Spitze der Unglücklichen und Unzufriedenen stellte sich auf den Rat der Fulvia, welche dadurch ihren Gemahl zur Rückkehr aus Aegypten zu zwingen gedachte, der Bruder des Triumvir, der Consul Lucius Antonius. Aber von Octavianus, den Lepidus unterstützte, geschlagen, musste sich dieser nach Perusia (daher der Name des Krieges) werfen und nach kurzer Belagerung dem Sieger ergeben, der die eroberte Stadt durch Plünderung und

grausame Hinrichtungen büssen liess. Auf Fulvias Ruf war inzwischen endlich ihr Gemahl Antonius mit einer bedeutenden Flotte bei Brundisium gelandet; mit ihm trat Sextus Pompejus in Unterhandlung, und es drohte ein Bürgerkrieg gegen Octavian auszubrechen.

Aufgehalten wurde dieser nur durch den Tod der Fulvia, welchen Octavianus zu dem brundisinischen Vergleiche benutzte. Ihm zufolge wurde das Triumvirat erneuert und das römische Reich so geteilt, dass Antonius die östlichen, Octavianus die westlichen Provinzen auf fünf Jahre erhielt, während Lepidus im Besitze von Afrika blieb. Zur Befestigung dieses Bündnisses gab Octavianus dem Antonius seine Schwester, die schöne und tugendreiche Octavia zur Frau. Aber noch musste auch Sextus Pompejus gewonnen werden. Dieser hatte nach der Schlacht bei Munda sich als Seeabenteurer herumgetrieben, nach Caesars Tode ein Heer gesammelt und von den Republikanern unterstützt, ausser Sicilien auch Sardinien und Corsika erobert. Die See beherrschend, schnitt er Rom die Zufuhr ab und bedrohte es mit Hungersnot. Die Triumvirn schlossen daher den Vertrag zu Misenum im Jahre 39 mit ihm, wonach er die drei italischen Inseln, das Consulat und die Provinz Achaia, ausserdem eine Entschädigung für sein verlorenes väterliches Vermögen erhalten sollte. Dagegen verflichtete er sich Italien mit Getreide zu versehen. So hatten die Römer, statt des einen grossherzigen und genialen Herrschers, jetzt vier selbstsüchtige Parteihäupter gewonnen, die noch einmal den Erdkreis mit Verwirrung und Jammer erfüllten.

Octavianus und Antonius. Die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.).

Von den vier Machthabern erlag zuerst Sextus Pompejus. Die ihm verheissenen Zusagen wurden mangelhaft ausgeführt, er zerfiel mit Octavian und es kam zum Kriege. Octavian führte diesen anfangs unglücklich. Als aber sein geschickter Freund, der damalige Consul, M. Vipsanius Agrippa ihm eine neue Seemacht schuf, ward Sextus Pompejus zweimal bei Mylae und Naulochos an der Nordostküste Siciliens geschlagen und musste nach Asien flüchten (36 v. Chr.). Dort fiel er im folgenden Jahre dem Legaten des Antonius in die Hände und ward auf dessen Befehl zu Milet hingerichtet. Gleichzeitig hatte Lepidus Sicilien erobert, entzweite sich aber mit den beiden andern Triumvirn wegen seiner Ansprüche auf den Besitz der ganzen Insel. Im Kampfe gegen Octavian, von seinen Soldaten verlassen, musste er sich der Grossmut desselben, die ihn verschonte, ergeben.

Er ward aller seiner Würden, mit Ausname des Oberpriesteramtes, entkleidet und starb in stiller Zurückgezogenheit zu Circeji (12 v. Chr.). Das römische Gemeinwesen war nun zwischen dem Caesar Octavianus und M. Antonius geteilt. Ersterer blieb in Rom, im Mittelpunkte aller Entscheidungen, und beherrschte von hier aus den Westen. Schon jetzt gieng ein Teil der Macht und Ehren, die der grosse Caesar besessen, auf ihn, den Erben seines Namens, über. In Italien und Rom begannen geordnete Zustände wieder. Mit Feldzügen gegen die Grenzvölker in den Alpen, in Illyrien und Pannonien beschäftigte er das Heer und gewann sich durch seine Klugheit die Neigung der Legionen und des Volkes.

Unterdessen war das Ansehen des Antonius immer mehr durch sein empörendes Verhältnis zu Kleopatra, so wie durch mislungene Unternehmungen gesunken. Gegen die Parther, welche Syrien, Palästina und Phönizien erobert hatten, hatte er seinen Legaten Ventidius geschickt, der sie über den Euphrat zurücktrieb. Ein Feldzug aber, den er selbst, in Verbindung mit dem Könige Artavasdes von Armenien, (36 v. Chr.) unternahm, hatte ein ungünstiges Ende, und Antonius entgieng kaum dem Schicksale des Crassus. Darauf nahm er zwar den abgefallenen armenischen König gefangen und führte denselben zu Alexandria im Triumph, bei welchem er mit den Insignien des Gottes Bacchus durch die Strassen fuhr, auf. Hier aber prasste er nun mit Kleopatra, die ihn wieder ganz durch ihre Reize gefangen hatte. Er verschenkte an sie und ihre Kinder die Kronen Asiens, die von seiner Laune abzuhängen schienen, und konnte doch bei alledem die kühn vordringenden Parther kaum hindern, sich fast des ganzen Orientes zu bemächtigen.

Der Senat misbilligte sein Verfahren, Octavian zerfiel mit ihm wegen seiner übel behandelten, zuletzt von Antonius verstossenen Schwester Octavia; ohnehin musste über den höchsten Herrscherplatz endlich das Schwert entscheiden. Als Antonius daher von dem Senate die Bestätigung der gemachten Schenkungen verlangte, nahm dieser auf Antreiben des Octavian ihm den Oberbefehl über die östlichen Provinzen und erklärte an Kleopatra den Krieg. Für sie trat jetzt Antonius, dem der Krieg eigentlich galt, für den Senat Octavian ein.

Von Kleopatra begleitet, zog Antonius mit einem Landheere von 100.000 Mann zu Fuss und 12.000 Reitern und einer Flotte von 800 Schiffen nach Griechenland, vergeudete aber die Zeit, wo er den noch ungerüsteten Gegner in Italien hätte angreifen können, mit

Schwelgereien in Ephesos und Athen und verliess sich dann auf die Entscheidung zur See. Octavian erschien mit seiner Heeresmacht im nächsten Frühjahre. Sein Landheer betrug nur 80.000 Mann zu Fuss und 12.000 Reiter, seine Flotte nur 250 Segel; aber die Truppen waren zuverlässig und seine Schiffe, beweglicher als die schwerfälligen Fahrzeuge des Antonius, wurden von einem Agrippa geführt. Bei Actium, nördlich vom ambrakischen Meerbusen, begegneten sich zuerst die Flotten am 2. September (31. v. Chr.). Kleopatra floh mit 60 Schiffen noch vor der Entscheidung und Antonius eilte ihr nach. Der übrige Teil der Flotte erlag erst nach tapferer Gegenwehr; das Landheer an der nahen Küste ergab sich, nachdem es 7 Tage vergeblich auf die Rückkehr des Führers geharrt, dem Octavian. Antonius und Kleopatra waren inzwischen nach Alexandria geflohen, wo sie mit geschmückten Schiffen, um nicht ausgeschlossen zu werden, wie Sieger landeten. Sie trafen dann Anstalten zur Verteidigung des Landes.

Erst im nächsten Jahre gieng Octavian über Athen und Samos nach Asien, wo bereits alles ihm zufiel, verfuhr mit der Milde Caesars und betrat dann den Boden Aegyptens. Als er auf Alexandria losmarschierte, rückte ihm Antonius mit einer Flotte und einem Landheere entgegen. Aber die Flotte trat auf die Seite des Octavian und das Landheer wurde geschlagen. Da stürzte sich Antonius, getäuscht durch die falsche Botschaft, Kleopatra habe sich den Tod gegeben, in sein Schwert. Noch atmend vernahm er, die Nachricht sei unwahr und liess sich zu ihr tragen, um wenigstens in ihrer Nähe seinen Geist auszuhauchen. Kleopatra, nachdem sie vergebens versucht hatte durch ihre Reize den Octavian zu fesseln, gab sich, um der Schmach, im Triumphzuge in Rom aufgeführt zu werden, zu entgehen, selbst den Tod, wie einige sagen durch Gift, das sie trank, nach andern dadurch, dass sie sich eine giftige Natter an die Brust setzte. Aegypten ward römische Provinz. Ueber das Reich gebot fortan nur Ein Imperator.

IV. Periode. Rom unter Kaisern (30 v. Chr. bis 476 v. Chr.).

Caesar Octavianus Alleinherrscher.

Die grosse Revoluzion war nun geschlossen. Alle Blicke richteten sich auf den rückkehrenden Octavian, dem jetzt nirgends mehr Widerstand entgegentrat. Unter welchen Formen auch immer das Ergebnis der letzten Kämpfe ausgesprochen werden mochte,

dieses Ergebnis stand fest, es war die Monarchie, gestützt auf das Heer und die Erschöpfung des Volkes, dessen Parteien in dem hundertjährigen Kampfe sich gegenseitig aufgerieben hatten.

Nach dem prächtigen Siegeseinzuge des Octavianus in Rom, der verschwenderischen Pracht der Spiele und der Grossmut der Geschenke an Soldaten und Volk begann der Sieger von Actium mit Hilfe seiner Freunde, des staatsklugen Gaius Cilnius Maecenas und des Feldherrn M. Vipsanius Agrippa, die Monarchie unter Beibehaltung der republikanischen Formen herzustellen. Gewarnt aber durch das Schicksal seines Adoptivvaters war seine nächste Sorge zugleich auch darauf gerichtet, diese Herrschaft zu befestigen, und indem er ihr einen Rechtstitel verschaffte, dauerhaft zu machen. Er gieng dabei mit grosser Klugheit zu Werke und das Mittel dazu war ihm die Vereinigung der alten städtischen Aemter auf seine Person.

Schon gleich nach seiner Rückkehr erhielt er durch Senatbeschluss den bleibenden Imperatortitel und damit die höchste Militärgewalt im Staate. Sodann liess er sich die censorische Gewalt übertragen, um den Senat von allen ihm missliebigen Elementen zu reinigen und einen neuen, ihm vollkommen ergebenen zu schaffen (29). Darauf ward er vom Senate auf Antrag seines Vertrauten Agrippa (27) zum Princeps senatus ernannt, welcher bescheidene Titel den Uebergang bilden sollte zum Principate über die Nazion. Dazu kam, dass er jetzt von Jahr zu Jahr, bis 24 v. Chr., sich zum Consul ernennen liess und ausser Italien über alle Provinzen die proconsularische Gewalt bekleidete. Hier nahm er auch als Imperator die Purpurtoga und den goldenen Kranz, während er in Rom nur das Bürgergewand trug. Im Anfang des Jahres 27 erklärte er scheinbar alle ihm übertragene Gewalt niederlegen und in den Privatstand zurücktreten zu wollen, liess sich aber vom Senate erbitten und übernahm zunächst wieder das Imperium. So besass er dieses wichtige Amt nun in legitimer Weise und nicht durch eigenmächtige Verlängerung, nahm es aber nur auf 10 Jahre und liess sich dann wieder wählen. Diese Sitte der Decennalien und Quinquennalien wurde auch von den folgenden Imperatoren dem Scheine nach beibehalten. Jetzt empfieng er auch den Namen Augustus. Als solcher galt er für heilig und geweiht, ja man errichtete ihm Statuen und Altäre und gab ihm die Bezeichnung des göttlichen (Divus). Einige Jahre später (23) wurde ihm auch auf Lebenszeit die tribunicische Gewalt übertragen und zwar mit der

bedeutenden Veränderung, dass sich dieselbe nicht blos auf die Stadt Rom, sondern auf das ganze römische Reich erstrecken sollte. So wurde er Schutzherr aller Bürger, der eigentliche Vertreter des Volks und für seine Person unverletzlich, bekam ferner dadurch das Recht der Intercession, und da man aus dem ganzen Reiche an ihn provocieren konnte, auch das oberste Begnadigungsrecht und es ward für ihn der verhasste Titel eines Dictator überflüssig. Im Jahre 19 wurde er zum Sittenaufseher (Magister morum), welches Amt der Censur entsprach, und zum Consul auf Lebenszeit ernannt. Dieses Consulat schloss das alljährliche ordnungsmässige nicht aus, jedoch sanken die beiden Jahresconsuln zu Gehilfen und Geschäftsführern des Monarchen herab. Nach Lepidus Tode (12) nahm er endlich auch das Amt eines Pontifex maximus und damit die höchste Autorität in allen religiösen Dingen in seine Hand.

Je höher aber Augustus jetzt über allen Römern stand, desto mehr hatte er sich scheinbar mit ihnen auf den Fuss bürgerlicher Gleichheit gesetzt und jede persönliche Auszeichnung vermieden. Nichts erinnerte an den Princeps, wenn er ohne Begleitung der Lictoren in den Strassen Roms einhergieng. In dem Senate verschmähte er die Auszeichnung, welche man jedem Consul erwies; die Senatoren mussten sitzen bleiben, wenn er in den Senat kam oder abgieng. Er stimmte in den Comitien wie ein anderer Bürger, erschien vor den Gerichtshöfen als Zeuge und liess sich verhören und widerlegen. Auch sein häusliches Leben stimmte zu dieser Rolle schlichter Bürgerlichkeit. Sein Haus auf dem palatinischen Hügel zeichnete sich weder durch Geräumigkeit, noch Pracht aus, ja sein inneres gewährte ein Bild der Einfachheit alter Zeiten. Nur eine Erscheinung verriet den Herrscher. In einem Flügel des Palastes befand sich das Praetorium (die Behausung der Leibwächter).

Die Namen und Formen der bisherigen Verfassung waren demnach alle geblieben, dem ungeachtet hatte dieselbe in der Tat eine ungeheure Veränderung erlitten, weil sämmtliche republikanische Staatsgewalten, jetzt von einem einzigen und zwar dauernd ausgeübt wurden.

Als Imperator besass der Caesar (ein Titel, der gleich dem Titel „Augustus“ auf alle Nachfolger des Octavianus übergieng und aus dem später das deutsche Wort Kaiser entstand) den Heeresoberbefehl, das Recht der Aushebung und Besteuerung, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Leben und Tod; als Princeps des Senates, Consul, Censor und Tribun hatte

er die Regierungsgewalt, die richterliche Gewalt, die er, soweit sie nicht dem Senate übertragen ward, durch 12 Prätoren ausüben liess, und die ausübende Gewalt (die Exekutive). Die Consulswürde verlieh ihm auch das Recht, Edikte, Verfügungen zu erlassen, wogegen die Gewalt, Gesetze zu geben, den vom Monarchen beeinflussten Comitien blieb, die auch die Wahlen zu den Aemtern vornahmen. Der fast aller Selbständigkeit beraubte Senat ward zwar noch immer als Verleiher aller Würden, selbst des Imperiums, angesehen, und ihm war auch die höhere Gerichtsbarkeit übergeben, einzelne Rechtshändel, die sich Augustus selbst vorbehielt, ausgenommen; doch hatte schon im Jahre 24 Augustus als Censor denselben auf 600 Mitglieder, die nicht blos aus Römern, sondern aus Italikern und Provinzialen ernannt wurden, beschränkt und später durch Erhöhung des Census von 400.000 auf eine Million oder 1200.000 Sesterzen nur den reichsten den Eintritt in das Senatskollegium möglich gemacht. Neu gegründete, ganz vom Caesar abhängige Aemter waren die des Praefectus urbi, eines mit richterlichen Befugnissen in Kriminal- und Appellazionssachen bekleideten Polizeipräsidenten und des Präfectus praetorio, des Oberbefehlshabers der Leibwache der Prätorianer, die der Senat dem Kaiser zugewiesen.

Des Augustus äussere Kriege und Unternehmungen.

Die von Augustus unternommenen Kriege hatten vornehmlich Sicherung der alten und Gewinnung neuer vorteilhafter Grenzen zum Zwecke. Aus diesem Grunde wurden die Feldzüge in den fernen Osten und Westen des Reiches unternommen. So wurde, um die untere Donau als Grenze zu gewinnen, im Jahre 29 Moesien erobert, und Agrippa vollendete in einem sechsjährigen Kriege, 25—19, gegen die wiederholt sich empörenden Asturer und Kantabrer die Unterwerfung Spaniens. Um dieselbe Zeit wurden in den Alpen die Salasser vernichtet, im Tal von Aosta, Augusta Praetoria gegründet und die Strasse des kleinen Bernhard gesichert. Im Orient war Augustus zu verschiedenen Malen selbst.

Im Jahre 25 v. Chr. wurde Galatien zu einer Provinz eingerichet, 7 n. Chr. Judäa nebst Samaria unter einem besonderen Prokurator mit Syrien vereinigt.

Auf einem Zuge zur Sicherung der Euphratgrenze gegen die Parther gab der König Phraates auf die Nachricht von dem Eintreffen des Augustus in Syrien (20) die von Crassus und Antonius (i. J. 53 u. 36) erbeuteten Adler und Gefangenen zurück.

Des stärksten Schutzes bedurfte es gegen die Deutschen. Um im Norden eine natürliche Grenze gegen die Germanen zu haben, liess Augustus die noch ununterworfenen Völker zwischen den Alpen und der oberen und mittleren Donau durch seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus angreifen. Tiberius drang von Helvetien aus, Drusus durch das Etschtal vor, und nach harten Kämpfen war um das Jahr 15 v. Chr. die Unterwerfung dieser Gegenden vollendet. Hier wurden nun die Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum (Pannonien, Westungarn, war schon seit 34 unterworfen) gegründet, zugleich mit Städten, wie Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), Augusta Vindelicorum (Augsburg), denen später Regensburg (Reginum), Salzburg (Juvavia), Wien (Vindobona) u. a. m. sich anreihten.

Im Westen bildete seit der Eroberung Galliens durch Julius Caesar der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und dem römischen Reiche. Auf dem linken Rheinufer lagen die an Gallien angeschlossenen Bezirke Germania superior und Germania inferior. Auch hier erwuchsen später aus römischen Kastellen allmählich Städte: Strassburg (Argentoratum), Mainz (Moguntiacum), Bingen (Bingium), Coblenz (Confluentes), Cöln (Colonia Agrippinorum), Xanten (castra vetera). Seit 13 v. Chr. befehligte hier des Augustus jüngerer Stiefsohn Drusus, während der ältere Tiberius an der Donaulinie stand. Beide Ströme sollten die Operazionsbasis werden, von wo aus Germanien erobert würde. Aber der Angriff von der Donau her ward durch die stets sich erneuernden Empörungen der Pannonier verhindert. Während Tiberius noch mit der Unterwerfung Pannoniens und Dalmatiens zu tun hatte, unternahm Drusus vom Rhein aus um 12 v. Chr. seine Feldzüge gegen die norddeutschen Stämme. Er verband durch einen Kanal den Rhein mit der Zuydersee, und mit Batavern und Friesen im Bunde griff er die Bructerer an, indem er mit einer Flotte und mit einem Landheer aufwärts drang, 12 v. Chr. Nachdem er im folgenden Jahre die Burg Aliso, unweit der Lippe gegründet, drang er über die Weser gegen die Cherusker vor, 11 v. Chr. Dann schaffte er sich, 10 v. Chr., einen festen Stützpunkt für fernere Unternehmungen, indem er den ganzen Rhein abwärts von Mainz bis Xanten Kastelle anlegte, und drang darauf, 9 v. Chr., diesmal vom Main aus erst bis zur Werra, dann aber bis östlich vom Harz, ja bis zur Elbe vor. Hier war das Ende seiner Züge: wie erzählt wird, trat ihm eine „weise Frau" entgegen, warnte ihn weiter vorzudringen und schreckte ihn mit

der Weissagung seines nahen Todes. Auf dem Rückwege starb er, erst 30 Jahre alt. Ihm folgte im Oberbefehl sein Bruder, der arglistige Tiberius. Dieser wusste die Uneinigkeit der germanischen Stämme so wohl zu benutzen, dass er sich der Unterwerfung aller zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen rühmen konnte. Schon erhoben sich römische Märkte und Ansiedlungen im deutschen Lande, römische Kaufleute durchzogen es nach allen Richtungen. Schon lernten deutsche Fürsten von Römern, in deren Dienste sie traten, Kriegs- und Regierungskunst. Durch treulosen Verrat gelang es Tiberius 40.000 Sigambrer aus dem innern Deutschlands am Rhein anzusiedeln; dann vom Oberbefehl in Germanien abberufen, wandte er sich von Italien aus gegen Marbod. Dieser markomannische Heerkönig war in das keltische Bojerland (Böhmen) eingezogen, hatte es unterworfen und eine Militärmonarchie nach römischem Muster begründet. Bisher war es mit den Römern in gutem Einvernehmen gewesen, allein seine Macht wuchs zu sehr an, so dass Tiberius den Auftrag erhielt, ihn durch einen Feldzug zu vernichten. Vom Rhein und Norddeutschland her sollten Truppen mitwirken. Doch ein Aufstand der Völker an der unteren Donau der Dalmater und Pannonier machte schwere Feldzüge nötig, 5—9 v. Chr., und Tiberius ward dorthin gerufen, der Zug gegen Marbod vertagt. Unterdessen verfuhr Quinctilius Varus, ein späterer Nachfolger des Tiberius, in Norddeutschland bereits wie der Verwalter einer römischen Provinz. Längere Zeit ertrugen es die Deutschen. Als er aber ihr einheimisches Recht durch das römische verdrängte und alle römischen Erpressungskünste, wie er sie vordem in dem knechtischen Syrien geübt, in Bewegung setzte, da schwoll nach deutscher Art unter dem Druck langsam, aber furchtbar, der deutsche Zorn und Freiheitstrotz. In Arminius, Segimers Sohn, einem jungen Cheruskerfürsten, erstand dem Volk ein Rächer. Fünfundzwanzig Jahre alt, von edlem Geschlecht, tapferer Hand und schnellem Geist hatte er im römischen Dienst römische Kriegskunst und List gelernt. So bereitete er nun eine Empörung der norddeutschen Stämme, der Bructerer, Marsen, Angrivarier, Chatten und vor allem seiner Cherusker, vor. Auch Marbod ward aufgefordert, blieb jedoch (obwohl selbst noch kurz zuvor bedroht) dem Bunde fern. Varus stand sicher in seinen Quartieren an der Weser und verachtete die Warnungen des Cheruskerfürsten Segestes, der aus Hass gegen Arminius zum Verräter ward. Als die Eidgenossenschaft gebildet war, empörte sich der Verabredung gemäss ein kleiner fern

wohnender Stamm. Varus brach zu seiner Unterwerfung auf und liess sich von Arminius mit deutschen Hilfstruppen begleiten.

Aber an den Westabhängen des Osning (im Teutoburgerwalde, unfern den Quellen der Ems und Lippe und dem römischen Fort Aliso) ward er in dreitägiger furchtbarer Schlacht vernichtet. Die drei besten Legionen Roms mit ihren Adlern giengen verloren, Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Gerade als Tiberius sich nach seiner Rückkehr aus Pannonien zum Triumphe anschickte, traf die Schreckensbotschaft von dieser furchtbaren Niederlage in Rom ein. Der greise Augustus und mit ihm die Stadt zitterten vor einem möglichen Angriff der Germanen; doch begnügten sich diese frei zu sein! — Zweimal schloss Augustus zum Zeichen des Weltfriedens den Janustempel, im Jahre 10 und 25 v. Chr.

Militär- und Zivil-Verwaltung des Reiches.

Das römische Reich reichte unter den ersten Kaisern vom atlantischen Ozean bis zum Euphrat, und vom Rhein und der Donau bis zum Atlas und bis zu den Wasserfällen des Nil; es bestand aus den 25 Provinzen, deren Verwaltung der Caesar mit dem Senat teilte. Die caesarischen oder nicht völlig unterworfenen und beruhigten Provinzen, die noch immer militärische Ueberwachung nötig hatten, standen unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers; die senatorischen, die nur einer friedlichen Verwaltung bedurften, wurden von Proconsuln ohne ein imperium regiert, welche der Senat und das Volk jährlich zu wählen hatte, natürlich mit besonderer Berücksichtigung der fürstlichen Wünsche und Empfehlungen. Die Provinzen in Europa waren zunächst die bekannten: Gallien, Spanien, die 3 italienischen Inseln, Makedonien, Achaja; dann die später erworbenen: an der unteren Donau Thrakien und Mösien, weiter an der Donau herauf Pannonien; am adriatischen Meer Illyricum; von dem adriatischen Meer bis gegen Salzburg, Noricum; von da an über Tyrol bis nach Graubündten, Rhätien, zwischen den Alpen, der Donau und dem Inn bis an den Bodensee, Vindelicien. — In Asien war, ausser der alten Provinz Asia oder Kleinasien, Syrien mit Palästina, Kilikien und Bithynien; die Inseln bildeten unter dem Namen Kreta eine eigene Provinz. In Afrika war zu dem alten karthagischen Gebiet, aus dem die ursprüngliche Provinz Afrika bestand, hinzugekommen Numidien und Mauritanien im Westen, Kyrenaika und Aegypten im Osten. Später kam zu diesen römischen Besitzungen

noch England bis zu den Grampiangebirgen und die Länder am Euphrat. — Also, ein ungeheures Reich, auf etwa 109.000 Quadrat-Meilen eine Bevölkerung von nahe 120 Millionen Menschen! —

Alle diese Provinzen waren durch die trefflichsten Landstrassen mit einander verbunden, die trotz aller Schwierigkeiten des Bodens in das Land geführt wurden und wovon noch heute in Deutschland die Ueberreste der an vielen Orten gefundenen Strassenzüge zeugen. In die Grenzprovinzen wurden die Legionen verlegt, aus deren Standquartieren und Militärkolonien neue Städte entstanden. Das Heer erhielt überhaupt eine ganz neue Einrichtung; es wurde jetzt eine stehende Kriegsmacht zur Verteidigung der Grenzen mit einer bestimmten Dienstzeit von 16 bis 20 (die der Prätorianer von 12 bis 16) Jahren und statt der früheren Länderverteilungen, mit regelmässigem Sold und einer festen Belohnung nach zurückgelegten Dienstjahren. Die Aushebungen geschahen, soweit nicht freiwillig eintretende zur Genüge vorhanden waren, durch das ganze Reich hin, indem nun auch die Provinzen dienstpflichtig wurden. Man durfte das Gesammtheer auf 340.000 Mann schätzen. Dazu kam die kaiserliche Leibgarde, 9 Kohorten, nämlich die zerstreut in und um Rom einquartierten Prätorianer (eine Elitetruppe mit doppeltem Sold), ausserdem eine Stadtbesatzung von 3 Cohorten, eine Leibwache von Germanen und 400 batavischen Reitern und schliesslich 2 grosse Flotten, die die Ordnung und Sicherheit auf der See schützten, eine in Misenum, die andere in Ravenna stationiert.

Das ganze Reich wurde von jetzt an viel sorgfältiger und regelmässiger verwaltet als bisher; es hatte nun einen bleibenden Herrn und seine Provinzen dienten nicht mehr der jährlich neu zu sättigenden Habsucht nach schnellem Reichtum strebender Proconsuln und Proprätoren. Die Beamten erhielten jetzt ein bestimmtes Gehalt und, um den Erpressungen zu steuern, wurden die Einkünfte der Länder nicht mehr wucherischen Pächtern überlassen, sondern in regelmässigen Steuern unmittelbar erhoben.

Die regelmässige Verwaltung und Besoldung erforderte natürlich vielmehr Geld als die republikanische Regierung, unter der einzelne Grosse, freilich mit dem den Völkern abgepresssten Gelde, den grössten Teil der Staatsbedürfnisse bestritten. Man bedurfte daher ausser den Hafenzöllen und dem Ertrag der Bergwerke, ausser dem Pachtgeld aus den Staatsländereien und den Zehnten der Kolonisten noch verschiedener Steuern: einer Consumzions- und

Grundsteuer, einer Erbschaftssteuer von 5 Prozent und einer ebenso hohen Manumissionssteuer von den freigelassenen Sclaven. Die Staatseinnahmen können auf ungefähr 150,000.000 Taler veranschlagt werden, davon kostete die Armee allein 50,000.000, Getreidespenden mindestens 5,000.000; dazu kamen Geldgeschenke, Congiarien, Donative, die Spiele namentlich, die ludi magni, die vom 4. bis 19. October dauerten. Der Unterricht kostete den Staat nichts, er war rein Sache der Privaten; die Studienanstalten zu Rhodos, Athen, Alexandrien bestanden durch eigene Stiftungen fort. Die Verwaltung der Gemeinden fiel diesen selbst zur Last. Dennoch aber blühten die Provinzen unter der verbesserten Rechtspflege und Verwaltung und bei den vielen Anstalten, die zur Hebung des Handels und Gewerbfleisses getroffen wurden, sichtbar wieder auf. Ueberhaupt war in Beziehung auf äusseres Wohlbefinden die damalige Welt besser daran als in irgend einer der früheren Zeiten. Gallien und Hispanien nahmen italische Kultur an und begannen sich durch Handel und Industrie zu heben; in den östlichen Provinzen lebte der alte Kunstfleiss wieder auf und die asiatischen Städte traten vielfach an die Stelle Griechenlands, welches unter der römischen Herrschaft von allen Provinzen am meisten verloren hatte; Afrika und Aegypten wurden die ergiebigsten Kornkammern, und das durch die ewigen Kriege entvölkerte und verödete Italien nahm durch Weinbau und Viehzucht einen frischen Aufschwung.

Die 2 Millionen zuchtloser und arbeitscheuer Menschen in Rom (so hoch wird die Bevölkerung der Stadt mit Hinzurechnung der Fremden geschätzt) konnten allerdings nicht gebessert und für die Arbeit gewonnen werden; ihre Zahl aber wurde gemindert durch Ausweisungen, Gründung von Kolonien und andere Massregeln. Die zurückbleibenden wurden in Ruhe gehalten durch Sorge für ihre Ernährung und ihr Vergnügen und durch eine meisterhaft eingerichtete Polizei. Römer und Provinzialen standen von nun an sich gleich, insofern sie Untertanen eines Einzigen waren, und das bewirkte bald eine grössere Ausgleichung aller Reichsangehörigen.

Die Bedeutung der Bevölkerung Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger war nämlich schon dadurch vermindert worden, dass alle Italer das römische Bürgerrecht erhalten und Augustus die Verpflichtung, persönlich in den Comitien abzustimmen, durch die Erlaubnis, Stimmzettel einzuschicken, aufgehoben hatte. Rom war also fortan nur der Sitz der Regierung und die grosse Hauptstadt des Reiches. Ebenso erhielt durch Einteilung in Bezirke die

Verwaltung Italiens eine grössere Einheit; doch bestanden noch die früheren Namen der einzelnen Völker mit einem Scheine der alten Bundesverfassung in den darauf bezüglichen Religionsfesten fort. Italien hatte jedoch vor den übrigen Provinzen noch immer manche Vorrechte voraus. Zwar bestanden dort wie in Italien städtische Gemeinden, die ihre eigene innere Verwaltung, einen Stadtrat und Obrigkeiten hatten; doch besassen die Provinzialstädte nicht die Selbständigkeit wie die italischen. Ihre Rechte waren also, wie zur Zeit der Republik, verschieden. Die Einwohner waren teils römische Bürger, die das Connubium und Commercium, den Schutz gegen Leibesstrafen und die Provokazion an den Kaiser gegen die Entscheidung der Magistrate hatten, teils Latiner, welche nur das Commercium, teils Peregriner (Ausländer), welche auch das Commercium nicht hatten. So verschieden berechtigt aber auch die einzelnen Communen waren, so strebte das Reich nicht blos nach immer grösserer Vereinfachung, sondern auch nach immer grösserer Uniformierung, Ueberwachung und Besteuerung. Aber auch auf anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit zeigten sich die Segnungen des Friedens. Die Wissenschaften und Künste fanden eine erhöhte Pflege und der Herrscher selbst nahm sie (freilich nur um von der Beschäftigung mit der Politik abzuziehen), in seinen besonderen Schutz. Er gründete öffentliche Bibliotheken und begünstigte mit seinem Freunde Mäcenas jede literarische Tätigkeit, vorzugsweise aber die Poesie, welche unter ihm in Rom ihre höchste Blüte erreichte.

Römische Sittenzustände. Augustus Familie.

Wie glänzend aber sich auch das römische Reich unter Augustus ausnehmen mochte, so fehlte es doch nicht an sehr bedeutenden Schattenseiten. Trotz aller Klugheit und Milde des Princeps hatte man doch das Bewusstsein, dass die Republik untergegangen und dass die Freiheit, die man genoss, nur eine scheinbare sei; ja gegen Ende von Augustus Regierung machte man bereits allerlei darauf bezügliche Erfahrungen. Selbst die Literatur, so grosse Vorzüge sie auch hat, trägt im ganzen doch den Charakter einer Hofliteratur.

In diesem Gefühle des Verlustes der Freiheit stürzte sich nun die römische Bevölkerung in Vergnügungen aller Art, und Augustus begünstigte absichtlich dieses Wesen. Der Luxus der republikanischen Zeit wurde jetzt noch überboten und die Sittenlosigkeit nahm in grauenhafter Weise überhand; Augustus Familie gieng selber

mit dem Beispiel voran, und die von ihm begünstigte Dichtung förderte nicht minder die Leichtfertigkeit.

Zugleich war durch die Bekanntschaft mit griechischer Literatur und Philosophie die römische Staatsreligion aufs tiefste erschüttert worden. Der gebildete suchte nun mehr allein Trost in der Philosophie, sei es bei den Epikureern oder Stoikern, oder der neueren Akademie, auch wohl im Eklekticismus, d. i. in einer Auswahl aus den verschiedensten Systemen; der Unglaube war jetzt Mode geworden. — Dicht neben der Freigeisterei wucherte aber auch der Aberglaube und bei den ungebildeten fand eine Religionsmischerei und eine vorherrschende Hinneigung zu orientalischen, mystischen und orgiastischen Kulten statt. Das sittliche und religiöse Leben stand am Ziele. Augustus suchte zwar gegen das eine, wie das andere allerlei Vorkehrungen zu treffen und gab zur Sittenverbesserung im geschlechtlichen und ehelichen Leben verschiedene Gesetze. So setzte die lex Julia, 18 v. Chr., schwere Strafen auf Ehebruch und andere Laster der Unkeuschheit, strafte Ehelosigkeit und setzte Belohnungen und Vergünstigungen für Familienväter aus; ähnliches geschah im Jahre 9 n. Chr. durch die lex Papia Poppaea. Damals verbannte er auch einen der leichtfertigsten Dichter (Ovid) aus Rom, und versuchte die Staatsreligion, namentlich den Tempelbesuch zu heben. Es wollte ihm aber zu seinem Schmerze nicht gelingen. Zuletzt musste er auch noch das Unglück erleben, dass er als Erben seiner Würde und Macht keine Persönlichkeit zurücklassen konnte, die sein Vertrauen und seine Liebe gewonnen hätte. August war dreimal verheiratet: mit Clodia, Scribonia und Livia. Von seiner zweiten Gemahlin Scribonia hatte er eine Tochter, Julia. Er trennte sich aber von Scribonia und heiratete, 38 v. Chr., die Livia, die Frau des Tiberius Nero. Von dieser hatte Augustus selbst keine Kinder, aber aus Livias erster Ehe waren zwei Söhne vorhanden, Drusus und Tiberius. Augustus wünschte zuerst seinem Neffen Marcellus, dem Sohne seiner Schwester Octavia, die Nachfolge zu sichern, weshalb er ihn mit Julia vermälte. Nach dessen frühzeitigem Tode musste Julia den Agrippa heiraten, Augustus Vertrauten und ersten Feldherrn, dem er zumeist seine militärischen Erfolge verdankte, und nach dessen Tode sollten seine und Julias Söhne, Gaius und Lucius Caesar, die Augustus adoptierte, die Thronerben sein. Aber sie starben beide noch vor Augustus hinweg und der dritte Sohn, Agrippa Posthumus, ward später wegen seiner Rohheit von dem Kaiser selbst nach der Insel Planasia verbannt; Julia aber,

die sich zum dritten male, im Jahre 10, mit ihrem von seiner Gemahlin Vipsania Agrippina geschiedenen Stiefbruder Tiberius verheiratet hatte, führte ein so zügelloses Leben, dass auch sie im Jahre 2 von ihrem Vater auf die Insel Pandataria, welchen Gefängnisort sie später mit Rhegium vertauschen musste, verwiesen wurde.

Jetzt brachte Livia, die das Gerücht beschuldigte, das Geschlecht des Augustus durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben, es endlich dahin, dass Augustus ihren Sohn den Tiberius, der von ihm zurückgesetzt lange in selbst gewählter Verbannung auf Rhodos geweilt später aber in Germanien sich ausgezeichnet hatte, adoptierte und zu seinem Nachfolger ernannte, 3 n. Chr.; doch musste dieser selbst wieder seinen Neffen, den Germanicus, adoptieren. Augustus starb im 76. Lebensjahre zu Nola in Campanien, bei der Rückkehr von dem Geleite, das er dem nach Pannonien gehenden Tiberius gegeben, 19. August 14 n. Chr.

Die Regierung des Augustus war eine Zeit der vorherrschend materiellen Interessen gewesen und er ein Meister in der Kunst unter äusserlicher Ruhe und Behaglichkeit alle Regungen der Freiheit und Selbständigkeit zu ersticken. Ein scharfer Verstand, schlaue Besonnenheit, und ein gewaltiger Ehrgeiz waren die Grundzüge seines Charakters. Mit klarer Ueberlegung und festem Willen hatte er es unternommen, die Alleinherschaft zu erringen und sich zu sichern. Seine Herrschsucht war von keiner Massregel zurückgebebt, die ihm Förderung auf seiner Bahn versprach. Zu blutigen Massregeln griff er nicht aus Lust am morden, sondern, weil sein Zweck sie gebot oder zu gebieten schien. Aber als Rom zu seinen Füssen lag, hatten die Blutscenen ein Ende, und von da an gab er nur Beweise von Versöhnlichkeit, Milde und manchen anderen rühmlichen Eigenschaften.

Die vier Kaiser aus dem julisch-claudischen Hause (14—68 n. Chr.).

Tiberius Claudius Nero (14—37 n. Chr.) war fünfundfünfzig Jahre alt, als er dem Augustus folgte. Er war ein geistvoller und kräftiger, aber von Natur finsterer und zur Härte und Grausamkeit geneigter Mann. In der Kunst der Verstellung übertraf er noch den Augustus. Anfangs weigerte auch er sich mit erheuchelter Bescheidenheit, die schwere Bürde der Regierung zu übernehmen, wohl nur, um sie sich vom Senate desto feierlicher und förmlicher übertragen zu lassen und seine Stellung mehr zu sichern.

Deshalb wurde auch der junge Agrippa posthumus sogleich nach Augustus Tode auf angeblichen Befehl desselben durch einen Centurio getödtet; von dem edlen Germanicus aber war keine gewaltsame Erhebung gegen seinen Adoptivvater zu erwarten. An der Donau und am Rhein jedoch empörten sich trotz alledem die Legionen, schon jetzt zeigend, dass neben den Caesaren die Macht der Heere stehe. Den Aufstand in Pannonien beschwichtigte des Tiberius Sohn Drusus, dem der Vater den Sejanus zu seiner Unterstützung beigesellt, zwar leicht, schwieriger war es die Legionen am Rhein, die den Germanicus zum Imperator erheben wollten, zur Ruhe zu bringen. Doch trat dieser selbst denselben kräftig entgegen und beschäftigte die Truppen durch neue Taten in Deutschland (14—16 n. Chr.). Durch ihn ward Roms Waffenehre wieder hergestellt. Vom Rhein aus drang er, 14. n. Chr., ins Land der Marser ein, hieb die wehrlos bei einem Festschmaus überfallenen zusammen und zerstörte ihr Heiligtum. Dann griff er, 15 n. Chr., die Chatten und Cherusker an, erreichte die Wahlstatt der Varusschlacht und bestattete die bis dahin unbegrabenen Gebeine seiner Landsleute. Aber von Arminius entflammt, dessen Weib Thusnelda — er hatte sie bald nach seinem Siege ihrem Vater Segestes entführt — von diesem ihrem eigenen Vater den Römern ausgeliefert war, erhoben sich noch einmal, Cherusker, Chatten und Bructerer gemeinsam, und kaum entgieng das rückkehrende römische Heer dem Lose des Varus. Dennoch drang, 16 n. Chr., Germanicus auf der von seinem Vater geschaffenen Wasserstrasse bis an die Weser und schlug Arminius östlich von diesem Fluss in zwei Schlachten bei Idisiavisus (Heerwiese?) und am Steinhuder Meer. Doch hielt er es für geraten zurückzukehren und erfuhr nun mit seiner Flotte, die sich auf 10.000 Kiele belief, noch zuletzt die Schrecken des nordischen Meeres.

Da rief ihn der argwöhnische Tiberius zu andern Taten in den Orient; „die Deutschen könne man ihren eigenen Uneinigkeiten überlassen.“ Daselbst endete Germanicus 19 n. Chr., wie man allgemein glaubte, an Gift, dass ihm Cn. Piso, der Statthalter Syriens, beigebracht. Von der Zeit an ruhten die Eroberungskriege der Römer gegen die Deutschen. Dort war es indessen auch zwischen Arminius, dem Leiter der Eidgenossenschaft der freien nordischen Völker, und dem Erobererfürsten Marbod im Süden zum Kampfe gekommen. Marbod geschlagen, suchte bei den Römern Hülfe, die ihn bald ränkevoll (durch den Gothen Katualda) seines Reiches berauben

liessen, ihm aber dann in Ravenna Aufnahme gewährten, wo er noch 18 Jahre lang das Gnadenbrot derselben genoss. Arminius sank unter den verräterischen Dolchen seiner eigenen Verwandten im 37. Jahre seines Alters, im 12. nach seinem Siege im Teutoburgerwalde. Lange priesen ihn noch die Heldenlieder seines Volkes. Er selbst war nach der Römer Zeugnis unstreitig der Befreier Deutschlands, vielleicht der erste, der auf eine Einigkeit desselben gehofft.

Tiberius Reichsverwaltung zeichnete sich in den 7 ersten Jahren seiner Regierung durch strenge Aufrechthaltung der Ordnung und des Friedens, durch weise Sparsamkeit und durch grossartige Freigebigkeit bei öffentlichen Unglücksfällen aus. Besonders steuerte er noch kräftiger als Augustus den Bedrückungen der Provinzen, und diese erkannten die Wohltätigkeit seiner Herrschaft dankbar an.

Der knechtische Sinn aber, der die Römer mit wenigen Ausnahmen beseelte, wie der Hass des Volkes gegen ihn, gab seiner despotischen Denkart eine immer schroffere Richtung. Er nahm den Comitien die gesetzgebende Gewalt wie das Wahlrecht und übertrug beides dem Senat, der nun mit bereiter Knechtschaft dekretierte, was Tiberius vorschrieb. Tiberius errichtete jetzt ausserordentliche Gerichtshöfe gegen Hochverrat (Majestätsgerichte). Nicht nur Handlungen, selbst unbedachte Worte wurden mit Tod und der Einziehung des Vermögens bestraft und das schamlose Gewerbe der Angeber (Delatoren) wuchs jetzt ohne Grenzen in Rom und Italien. Traf anfangs sein Mistrauen, das ihn zu immer grösserer Härte verführte, nur einzelne und mässigte sich Tiberius so lange Germanicus lebte, so stieg nach dessen Tode und mit zunehmendem Alter seine Grausamkeit, und aus Ueberdruss an Geschäften und Sucht nach überreizenden Genüssen entfremdete er sich den Regierungspflichten immer mehr. Ein gefügiges Werkzeug seines Absolutismus fand er an L. Aetilus Sejanus, dem Präfecten der Prätorianer. Dieser, dem er mehr und mehr die Gewalt überliess, riet dem Caesar, die prätorischen Cohorten in ein einziges Lager bei Rom zusammenzuziehen, eine gefährliche Massregel, weil sie dadurch später die Herren Roms und selbst der Kaiser wurden, und überredete ihn auch, das geräuschvolle Rom zu verlassen und sich auf die Insel Capreae (Capri) zurückzuziehen. Hier überliess er sich den unnatürlichsten Ausschweifungen. Sejanus aber, der selbst nach Herrschaft strebte, räumte jetzt durch Gift des Kaisers Sohn

Drusus hinweg und beseitigte mehrere andere Glieder der kaiserlichen Familie, unter ihnen des Germanicus Wittwe Agrippina nebst ihren zwei Söhnen, durch Verbannung oder Gefängnis. Als Tiberius aber endlich erkannte, dass Sejan sich selbst den Weg zur Herrschaft bahne, ja fast schon Herrscher sei, ernannte er insgeheim den Macro zum Obersten der Leibwache und liess den Sejan, der seinem Sturze durch eine Verschwörung zuvorzukommen suchte, im Senat gefangen nehmen und im Gefängnis tödten, 31 n. Chr.; mit ihm starb seine ganze Familie. Mit dem Sturze Sejans beginnt die Schreckenszeit der Regierung des Tiberius (32—37). Mistrauen und Rachsucht beherrschten jetzt seine Seele vollständig. Gegen die Anhänger und Mitverschwornen des Sejan wüteten die Hochverratsprocesse; Agrippina und ihre beiden Söhne wurden ermordet. Als er zuletzt von seiner Insel sich aufmachte, um nach Rom zurückzukehren, das vor seiner Ankunft zitterte, erkrankte er auf seinem Landgute bei Misenum und verfiel in eine todtähnliche Ohnmacht. Sogleich begrüssten seine Begleiter den Gaius Caligula, den jüngsten Sohn des Germanicus, den Tiberius adoptiert, als Herrscher. Da kam Tiberius zu aller Schrecken wieder zu sich, wurde aber von Macro, der jetzt zum Teile Sejans Gewalt hatte und seine Rache fürchtete, weil er dem Nachfolger schon gehuldigt, unter den Kissen seines Bettes erstickt, 37 n. Chr.

Sein Nachfolger Gaius Caesar, bekannter unter dem Beinamen Caligula (Kommisstiefelchen, wie ihn einst schmeichelnd als Kind die rheinischen Legionen genannt) hatte nur durch sein knechtisches Wesen unter Tiberius Augen sein Leben gefristet. Jetzt auf den Thron erhoben (reg. 37—41) füllte er das aufatmende Rom mit masslosem Jubel, Festesfreuden und Geschenken. Anfangs schien er zu besseren Hoffnungen zu berechtigen, wurde aber, nachdem eine schwere Krankheit seinen Geist zerrüttet, zum wahnsinnigen Wüterich. In sinnloser Verschwendung vergeudete er den Staatsschatz von 3300 Mill. Sest. (165 Mill. Thlr.) in 9 Monaten. Dann gieng er von der Grausamkeit der Circusspiele zu jeder Art Grausamkeit gegen Menschen über. Die edelsten Männer liess er wilden Tieren vorwerfen, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen; dem ganzen römischen Volke wünschte er nur Einen Kopf, dass er ihn mit einem Streiche abschlagen könne. In seiner Tollheit wollte er sogar sein Lieblingsross Incitatus zum Consul machen. Auch Kriegsruhm heischte er in seiner rasenden Eitelkeit und den Glanz eines Triumphes. Jedoch brachte er von einem Kriegszuge gegen

Germanien und Britannien keine Trophäen als am Strande aufgelesene Muscheln und als Deutsche verkleidete gallische Sclaven heim. Zuletzt erklärte er sich als einen Gott, und verlangte göttliche Verehrung. Nach 4jähriger blutiger Regierung wurde der Rasende in seinem 29. Lebensjahre durch eine Prätorianerverschwörung, an deren Spitze Cassius Chaerea stand, im Circus erschlagen.

Sein Oheim und Nachfolger (41 — 54 n. Chr.), der fünfzigjährige Tiberius Claudius Caesar, des Germanicus Bruder, ein gelehrter Pedant und persönlich wohlwollend, war der erste Kaiser, der durch die Garden auf den Thron erhoben, dagegen diesen ein Donativ (Geldgeschenk) bewilligte. Der Senat, der schon die Republik hatte wieder herstellen wollen, beugte sich ihm, ebenso das Volk. Zu schwach, um selbst zu regieren, fast blödsinnig durch frühere Zurückstossung, ein Schwelger und grausam aus Furchtsamkeit, ward er das Spiel der Frechheit seiner Weiber und seiner Freigelassenen; und neben dem Namen einer Messalina und Agrippina hört man jetzt auch zum erstenmal in der römischen Geschichte die Namen eines Pallas und Narcissus. Dennoch geschah noch manches heilsame, Senat und Ritterstand wurden wieder gehoben, durch Gesetz und Richterspruch sorgte Claudius für das Volk, ein Hafen an der Tibermündung, eine grosse Wasserleitung dienten den Bedürfnissen der Stadt. Auch die Provinzen wurden gut verwaltet. Die Herrschaft der Messalina aber ward dem Reiche durch ihre Habsucht, der alles feil war, noch schädlicher, als durch ihre Liederlichkeit. Als sie endlich die Strafe ihrer beispiellosen Frechheit traf (sie hatte sich in Rom in Abwesenheit ihres Gemahls öffentlich mit einem jungen Römer Silius Silanus vermählt und ward deshalb gestürzt und hingerichtet), kam mit seiner Nichte, der jüngern Agrippina, Witwe des L. Domitius, noch eine schlimmere an ihre Stelle, weil sie mit den Lastern ihrer Vorgängerin auch noch eine Herrschsucht verband, die dieser fremd war. Der Plan, ihrem Sohn erster Ehe, Domitius Nero, den Claudius adoptierte und mit seiner Tochter Octavia verheiratete, vor dem Britannicus, dem Sohne des Claudius und der Messalina die Nachfolge zuzuwenden, ward das Hauptziel ihrer Politik, das sie zuletzt nur, nachdem sie sich vorher der Garden durch die Anstellung des Afranius Burrus als alleinigen praefectus praetorio versichert hatte, durch die Vergiftung des Claudius, als dieser sich dem Britannicus wieder zuzuneigen schien, erreichen zu können glaubte. Wenngleich die Streitigkeiten mit den Deutschen und Parthern

nur Grenzhändel blieben, so ward doch der Umfang des römischen Reichs unter des Claudius Regierung erweitert; es begann durch Plautius die Unterwerfung Britanniens, und Mauretanien ward römische Provinz.

Ihm folgte, unterstützt durch Agrippina und die Garden, der siebzehnjährige L. Domitius Nero (54—68 n. Chr). In der Mitte grosser Verbrechen mit stoischer Strenge erzogen und dadurch zum Heuchler gebildet, bestieg er als Jüngling den Thron, mit dem Vorsatze, jetzt desto mehr zu geniessen; und sichtbar bleibt in seinem Leben, seinem Hange zur Schwelgerei, seine Grausamkeit untergeordnet. Die Ursache von dieser lag zunächst in der Unbestimmtheit der Succession; auch nach der Ermordung des Britannicus, 55 n. Chr., traf das Schwert der Reihe nach alles, was nur entfernt zur Julischen Familie gehörte. Allein weil bei Tyrannen jede Hinrichtung von selbst die Ursache zu neuen werden muss, so darf man sich nicht wundern, wenn es bald auch jeden traf, der sich auszuzeichnen schien. Doch zwang ihn das Verhältnis sowohl zur Agrippina, als dem Burrus und Seneca, die ihrem schlechten Einflusse entgegenwirkten in seinen ersten Jahren, die nicht ohne gute Einrichtungen im Finanzwesen sind (er gieng sogar mit dem, freilich wegen der Steuerbedürfnisse unausführbaren — Gedanken um im ganzen Reiche allgemeine Handelsfreiheit einzuführen), zu einer gewissen Mässigung. Allein seitdem seine Buhlerin Popaea Sabina ihn zur Ermordung seiner Mutter und seiner Gemahlin Octavia gebracht hatte, und der verworfene Tigellinus sein Vertrauter ward, konnte ihn kein äusseres Verhältnis mehr binden. Die Hinrichtungen der einzelnen, welche die Geschichte fast allein aufgezeichnet hat, waren für das Ganze vielleicht der geringere Schade; allein die Ausplünderung der Provinzen, um nicht nur selbst schwelgen, sondern auch das Volk in einem beständigen Taumel erhalten zu können, verursachten beinahe eine Auflösung des Reichs. Eine Feuersbrunst, wie man glaubte, auf Neros Geheiss entzündet, verzehrte Rom. Er liess es geräumiger wieder aufbauen, errichtete sich selbst einen herrlichen Palast (domus aurea), der vom Palatinus bis zum Esquilinus reichte und wälzte die Schuld des Brandes auf die hier zum erstenmal erwähnten Christen, die er grausam verfolgen liess (64 v. Chr.).

In Folge einer entdeckten Verschwörung ward dann auch Seneca hingerichtet. Immer höher stieg jetzt die Raserei des Tyrannen. Seine letzten Jahre scheinen unverkennbar durch einen

Wahnsinn bezeichnet, der sich in seinen theatralischen Uebungen, und auch selbst in der Geschichte seines Falls zeigt. Als Schauspieler und Wettkämpfer, ja wie der Gott Bacchus mit seinem Gefolge durchschwärmte er Griechenland, allen Freveln zügelloser Lüste hingegeben. Nachdem so Nero 14 Jahre lang durch seine Tyrannei die römische Welt gehöhnt, und sich selbst über die hündische Natur dieses Volks gewundert hatte, erhoben sich Julius Vindex, Proprätor von Gallien, und Servius Sulpicius Galba, Proconsul von Spanien, zum Sturz des Tyrannen. Als Galba noch von mehreren anderen Statthaltern, sowie von dem Heere und dem Senate als Imperator anerkannt wurde, und in Rom in Folge einer Hungersnot ein Aufstand ausbrach, so entfloh Nero, der in Rom keinen Gehorsam mehr fand, von allen den seinen verlassen, verkleidet nach einem Landgute, und gab sich dort, auf Antrieb und mit Unterstützung eines Freigelassenen selber den Tod, mit den Worten: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ Mit ihm erlosch Caesars und Augustus Geschlecht auch in den adoptierten Zweigen.

Rom unter Galba, Otho und Vitellius und den drei Flaviern (68—96 n. Chr.).

Mit Galba beginnt vom Jahre 68 eine Reihe von Kaisern, welche nicht durch das Recht der Geburt oder durch den selbständigen Willen des Senates, sondern blos durch den Willen des Heeres unter blutigen Kämpfen zur Herrschaft gelangten. Das Geheimnis des Reiches, dass die Macht bei den Legionen sei, war durch den Aufstand des Julius Vindex offenbar geworden. Dieser zwar hatte, nachdem seine ersten Pläne mislungen, sich selbst getödtet; dagegen rückte Galba mit seinen spanischen Truppen auf Rom, wo er bereits als Kaiser anerkannt worden war. Galba, ein schon 72jähriger Greis, vornehmen Geschlechtes, ein harter und rücksichtsloser Soldat, wurde aber bald wegen seiner Strenge und Sparsamkeit von den Prätorianern ermordet (im Januar 69 n. Chr.) und von ihnen Otho, ein früherer Lustgenosse Neros, bisher Statthalter von Lusitanien, der sie erkauft hatte, auf den Thron gehoben. Derselbe ward aber kurz darauf von seinem durch die Rheinlegionen gewählten Gegner Vitellius, einem niedrigen Schmeichler des Claudius und Nero, bei Bedriacum (Celano) in Oberitalien geschlagen und gab sich selber den Tod. (Er hatte vom April 68 bis Januar 69 regiert.) Mit Vitellius (vom Januar bis April 69) bestieg der grösste Schlemmer den römischen Thron. Er hatte binnen

wenigen Monaten den Staatsschatz von 900 Millionen Sesterzen (50 Mill. Thlr.) verprasst. Da er sich allgemein verächtlich machte, riefen die Legionen in Mösien, Pannonien und Aegypten den gerade im Orient stehenden Titus Flavius Vespasianus, der eben die empörten Juden bekämpfte, zum Imperator aus. Ihnen fielen auch die Donaulegionen zu; ein verwegener Anführer, Antonius Primus, riss sie zum Einfall in Italien fort und schlug die Legionen des Vitellius bei Cremona. Dann rückte er gegen Rom. Dort kam es zu einem solchen Parteikampf, dass dabei der capitolinische Tempel mit seinen historischen Denkmälern in Flammen aufgieng und bei dem darauf folgenden Einzug des pannonischen Heeres Vitellius auf grässliche Weise umkam. (December 69.)

Mit T. Flavius Vespasianus kommt wieder ein neues Haus auf den Thron, das demselben drei Kaiser gegeben hat (70—96). Das durch Verschwendung, Bürgerkriege und wiederholte Revoluzionen fast aufgelöste Reich erhielt an Vespasian (70—79 n. Chr.) einen Fürsten, wie es ihn dringend bedurfte. Seine Reform gieng aus von den gänzlich zerrütteten Finanzen, indem er teils die von Nero freigegebenen Länder als Provinzen einzog, teils die alten Zölle wieder herstellte, erhöhte oder auch neue auflegte und zugleich weise Sparsamkeit übte zur Wiederherstellung eines geordneten Staatshaushaltes. Dadurch gewann er auch die Mittel zu regelmässigen Soldzahlungen an die Soldaten, durch welche dann die Wiederherstellung der Disciplin in der Armee möglich ward. Seine Freigebigkeit bei der Anlage öffentlicher Gebäude, Wasserleitungen und Strassen, sowohl in Rom, als andern Städten (er erbaute in Rom das berühmte Colosseum, ein Amphitheater, das über 80.000 Menschen fasste) und die Sorge für den Unterricht durch die Anstellung besoldeter Lehrer, sprechen ihn von dem Vorwurfe des Geizes frei; und wenn er gleich die seit Nero so zahlreichen Stoiker wegen ihrer unruhigen Gesinnungen aus Rom vertrieb, so zeigt doch die Aufhebung der Majestätsgerichte und das Ansehen, das er dem Senate wieder gab, wie weit er vom Despotismus entfernt war.

Drei Kriege wurden unter ihm geführt, gegen die Juden, gegen die Bataver und in Britannien. Die Unterdrückung des unter Nero ausgebrochenen Aufstandes der Juden war ihm übertragen gewesen; als er aber zum Kaiser ausgerufen worden war, hatte er diese Aufgabe seinem Sohne Titus überlassen. Der Krieg endete mit der gänzlichen Zerstörung Jerusalems und des herrlichen Tempels (70).

Noch zwei Jahre dauerte es bis ganz Judäa wieder unterworfen war, und über eine Million Menschen soll in diesem Kriege umgekommen sein. Zu gleicher Zeit (69—70) hatte der römisch gebildete Claudius Civilis einen Aufstand der Bataver erregt, um sein Volk, dessen Bundesgenossenschaft mit Rom allmählig in das Verhältnis der Untertänigkeit ausgeartet war, von dem fremden Joche zu befreien. Es schlossen sich ihm mehrere germanische Völker, die Bructerer, Friesen u. a. an, insbesondere begeistert durch die Aufmunterungen der an der Lippe im einsamen Turme wohnenden Seherin Velleda. Auch über einen Teil Galliens verbreitete sich der Aufstand, wo namentlich die Trevirer unter Anführung des Julius Sabinus, der ein gallisches Reich begründen wollte, für die Sache der Freiheit auftraten. Schon waren die Römer aus der batavischen Insel vertrieben, Vetera erobert und in Gallien glückliche Fortschritte gemacht, als Vespasianus seinen Feldherrn Petilius Cerealis absandte, welcher allenthalben die Aufständischen schlug, zuletzt den Civilis bei Vetera; auch dessen Flotte auf der Waal besiegte. Die Bataver kehrten nun mehr in ihr früheres Verhältnis der Bundesgenossenschaft mit Rom zurück. Das Schicksal des Civilis selbst ist unbekannt, weil die Geschichte des Tacitus mitten in den Worten der Friedensverhandlungen zwischen ihm und Cerealis plötzlich abbricht; der Trevirer Julius Sabinus wurde zu Rom hingerichtet. — Den dritten Krieg in Britannien führte Julius Agricola mit Erfolg (78—85). Er erweiterte die römische Herrschaft nördlich von der Themse bis nach Schottland und sicherte sie durch Grenzbefestigungen. Vespasian starb, 70 Jahre alt, im Jahre 76 n. Chr. Er war kein grosser und grossgesinnter, aber doch ein sehr tüchtiger und vorzugsweise das praktische ins Auge fassender Herrscher gewesen.

Sein Nachfolger Titus Flavius Vespasianus (79—81), bereits Mitregent seines Vaters, herrschte, nach einer zügellosen Jugend, durch Milde und Freigebigkeit so ausgezeichnet, dass er die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes genannt ward. Er verbannte die Angeber aus Rom, schaffte die Majestätsanklagen ab und betrauerte den Tag als verloren, an dem er niemandem gutes erwiesen hatte. Leider war seine kurze Regierung durch schwere Unglücksfälle heimgesucht. Ein Brand und bald darauf eine Pest verheerten Rom, und ein Ausbruch des Vesuv, in dessen Beobachtung auch der berühmte Naturforscher und Philosoph, der ältere Plinius, der

Befehlshaber der Flotte bei Misenum, seinen Tod fand, verschüttete die Städte Pompeji und Herculanum (24. August 70).

Sein jüngerer Bruder und Nachfolger, Titus Flavius Domitianus (81—96 n. Chr.), war der vollendetste Despot auf dem römischen Throne. Seine instinctmässige Grausamkeit, mit einem gleichen Grade von Eitelkeit verbunden und durch finstern Argwohn genährt. machte ihn zum Feinde von allen, die irgend durch Taten, Reichtümer oder Talente hervorzuragen schienen. Auch in Verfolgung der Freiheit der Rede und Schrift wetteiferte er mit seinen tyrannischen Vorgängern. Seine Tyrannei steigerte sich noch, als (93) eine von L. Saturninus gegen ihn unternommene Verschwörung entdeckt worden war. Jetzt wütete er selbst gegen seine nächste Umgebung. Er wurde endlich auf Anstiften seiner eigenen Gemahlin Domitia, deren Tod er bereits beschlossen hatte, ermordet.

Unter ihm verlor auch nach aussen hin das Reich bedeutend an Ansehen. Zwar ward durch Cn. Julius Agricola (78—84), die Unterwerfung Britanniens vollendet und durch eine Befestigungslinie vom Firth of Clyde zum Firth of Forth die neue Provinz gegen die Einfälle der Kaledonier geschützt, ja eine Flottenexpedizion umsegelte die Nordküste der ganzen Insel und entdeckte die Orkney-Gruppe; aber Domitianus rief den Agricola aus Neid mitten aus seinen Siegen weg. Zwar feierte Domitianus selbst nach einem Feldzuge gegen die Chatten in Germanien einen glänzenden Triumph; aber bald darauf finden wir die Cherusker, Roms Verbündete, als Besiegte dieses Volkes. Und schliesslich, in einem grossen Kriege gegen die Markomannen und Quaden (an der March und Waag), sowie gegen die Dacier (zwischen Theiss und Pruth), welche letztere unter ihrem Könige Decebalus die Donau überschritten hatten und in die Provinz Mösien eingefallen waren, wurden mehr Niederlagen als scheinbare Siege gewonnen, ja dem Decebalus ein Tribut gezahlt.

Die Zeit der guten Kaiser (96—180 n. Chr.).

Den drei Flaviern folgten fünf Kaiser, deren Zeit man die glücklichste Periode des römischen Reiches genannt hat. Der erste ist M. Coccejus Nerva (96—98), ein alter Senator, den die Mörder des Domitian zum Kaiser ausriefen. Er machte sich durch manche Verbesserung in der innern Verwaltung verdient und adoptierte, als er sich zu schwach fühlte, die Prätorianer zu zügeln, den M. Ulpius Trajanus, einen Spanier (aus Italica bei Hispalis). Trajanus (98—117), der erste der Provinzialen auf dem Throne der Caesaren,

war auch zugleich der grösste vor allen. Er versagte den Daciern den Tribut und unterwarf sie nach 2 Feldzügen (daher sein Beiname Dacicus). Im zweiten (104—106), während dessen auch die berühmte Brücke über die Donau geschlagen wurde, gab sich der Dacierkönig Decebalus verzweifelnd den Tod, und sein Land wurde römische Provinz unter dem Namen Dacia, und durch Ansiedlung zahlreicher römischer Militärkolonisten kultiviert und gesichert. Zum Andenken an diese Siege errichtete ihm der Senat die Columna Trajani mit bildlichen Darstellungen aus dem dacischen Kriege. Die Einmischung der Parther in die Angelegenheiten Armeniens veranlasste ihn (114) zu einem Kriegszuge gegen dieselben, auf welchem er die parthischen Städte Adiabene, Seleucia und Ktesiphon am Euphrat eroberte, Armenien, Mesopotamien und Parthien zu römischen Provinzen machte und die römischen Waffen bis an den persischen und arabischen Meerbusen und selbst über Aegypten hinaus nach Nubien trug. Schon früher war auch das sogenannte peträische Arabien unterworfen worden. Unter ihm hatte daher das römische Reich die grösste Ausdehnung. Aber auch seine Tätigkeit für die innere Wohlfahrt des Staates verdient Bewunderung. Er hob den Senat und die Volksfreiheit. Durch Anlegung von Bibliotheken und Erteilung von Staatsbesoldungen an Gelehrte förderte er die Wissenschaft. Die Hauptstadt und die Provinzen schmückte er mit neuen Bauwerken, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Strassen und Häfen angelegt, und nützliche Tätigkeit ward an allen Punkten des Reiches mit den grossartigen Mittel des Staats unterstützt und gefördert. Unter ihm erreichte auch die römische Kunst ihre höchste Stufe. Seine Zeitgenossen gaben ihm deshalb den Beinamen Optimus, und in späten Jahrhunderten noch rief der Senat, den neuen Kaiser beglückwünschend, ihm zu: „Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajan."

Das Christentum hatte sich zu seiner Zeit schon so sehr verbreitet, dass, wie der jüngere Plinus in seinen Briefen schreibt, die Göttertempel leer standen und die Opfertiere keine Käufer mehr fanden. Die Christenverfolgung, die ihm zugeschrieben wird, scheint sich aber bloss auf Bithynien beschränkt zu haben, wo einige Christen, weil sie als römische Untertanen den Göttern und dem Bildnisse des Kaisers keinen Weihrauch streuen wollten, nach den Staatsgesetzen bestraft wurden. Wie mild übrigens die Ansicht des Kaisers war, geht daraus hervor, dass er nicht unterzeichnete

Anklagen gegen Christen zurückzuweisen befahl, „weil ein solches vorgehen dem Geistes seines Zeitalters entgegen wäre.“

Auf der Rückkehr von seinen asiatischen Feldzügen starb er im August 117 zu Selinus in Kilikien.

Ihm folgte sein Verwandter P. Aelius Hadrianus (117—138), ebenfalls ein Spanier. Ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger war er nicht auf Erweiterung des Reiches bedacht, vielmehr gab er den Parthern die von jenem gewonnenen Provinzen, weil sie zu schwer zu behaupten waren, wieder zurück und liess den Euphrat östliche Grenze sein. Auch in Britannien zog er die Grenze bis an die Linie vom Solwaybusen zum Tyneflusse zurück, befestigte jedoch diese Grenze stärker durch den sogenannten Pictenwall, ebenso wie er in Deutschland den Pfahlgraben zwischen Rhein und Donau zog. Nur den Künsten des Friedens und der innern Verwaltung war die Tätigkeit dieses in allen Zweigen des Wissens bewanderten Mannes gewidmet. Deshalb bereisete er alle Provinzen seines weiten Reiches von Britannien bis nach Arabien und Kappadokien und zwar grösstenteils zu Fuss; sicherte die Wehrhaftigkeit derselben nach aussen hin, wie die innere Verwaltung. Er verschönerte Rom, Athen und Alexandria durch Bauten, errichtete Schulen und Bibliotheken, unterstützte Kunst und Wissenschaft, und liess überall Denkmäler seiner Tätigkeit und Fürsorge zurück. Unter anderen baute er in Rom sein Grabmal, die Moles Hadriani (Engelsburg), zu Athen den Stadtteil Hadriansstadt, in Nemausus (Nimes) das Amphitheater. Der Gerechtigkeitspflege widmete er grosse Sorgfalt. Aus den Edicten der Prätoren liess er durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus eine Gesetzsammlung (Edictum perpetuum) anlegen und gab dadurch dem Rechte eine feste Basis. Vorzugsweise aus Rechtsgelehrten bestand sein geheimer Staatsrat (Consistorium Principis), dem die gesetzgebende und richterliche Gewalt des Senats übertragen wurde. Der Verwaltung gab er eine neue Gestalt durch die Einteilung der Aemter in Hof-, Staats- und Militärämter (Officia palatina, publica und militaria); die Statthalter der Provinzen kamen unter strenge Aufsicht und wurden in ihrem Wirkungskreise durch Erteilung des Bürgerrechtes an viele Provinzialen beschränkt. Auch in Rom galt, wenige Fälle der Leidenschaft abgerechnet, seine Regierung für gut. Gegen die Christen bewies er Milde. Die Anlegung einer Kolonie (Aelia Capitolina) mit einem Jupitertempel bei dem wieder aufgebauten Jerusalem erregte einen Aufstand

der Juden, unter dem falschen Messias Bar Chochbah (Sohn des Sterns 132—135), welcher ein blutiges Ende nahm.

Ihm folgte durch Adoption M. Antoninus, mit dem Beinamen der Fromme (Pius), 138—161 n. Chr., der für das Reich in der Weise Trajans und Hadrians sorgte. Er brachte Uebereinstimmung in die Gesetzgebung, erwarb sich Verdienste durch seine Sorgfalt für die bessere soziale Stellung der niederen Klassen, auch der Sklaven, und stattete Armenanstalten und Schulen aus. Der von Hadrian begründete Friedenszustand des Reiches dauerte bis zu Ende seiner Regierung fort. Die Christen erhielten unter ihm vollkommene Duldung. Dann folgte gleichfalls durch Adoption M. Aurelius Antoninus, zubenannt der Philosoph (161—180), mit dem untüchtigen Mitregenten Lucius Verus (bis 172). Mild, gütig und bescheiden gegen andere, streng und gewissenhaft gegen sich selbst, betrachtete er sich nur als den Diener der Republik und wollte nicht für mehr gelten als ein Senator. Unter ihm jedoch begannen bereits jene Völkerstürme, welche mit kurzen Unterbrechungen sich gegen die Grenzen des Reiches richteten und dessen Untergang allmählig herbeiführten; auch Hungersnot und eine langanhaltende Pest trübten das Glück seiner Regierung. Im Orient ward ein siegreicher Krieg gegen die Parther geführt; aber eine Empörung, von Avidius Cassius unternommen, rief ihn zurück. Noch gefährlicher wurde der Ansturm, der um diese Zeit in Bewegung geratenen germanischen Völker an den Nordgrenzen des Reiches, der den Kaiser nötigte, hier lange Jahre persönlich zu kämpfen. Dieser sogenannte Quaden- und Markomannenkrieg (166—175 und 178—180 n. Chr.) offenbarte die Gefahr, die von den kühnen nordischen Barbaren drohte, sowie die Entnervung Roms, wo während eines Jahrhundert langen Friedens der Bürger verlernt hatte Soldat zu sein. Auf einem dritten Zuge gegen die Markomannen starb Marc. Aurel zu Vindobona (Wien), bevor es ihm gelungen war, die Grenzen des Reiches an der Donau zu sichern und den Krieg zu beendigen.

Mit ihm schloss die Reihe ausgezeichneter Kaiser, deren sich Rom seit dem Tode Domitians erfreute, zugleich aber auch die blühende Zeit des Reiches. Das weite römische Gebiet war seit den Zeiten des Augustus noch durch manche Provinz vergrössert worden. Im Westen, in Afrika, Spanien, Gallien, Britannien, Pannonien war das Lateinische so eingedrungen, dass die ursprünglichen Volkssprachen sich nur noch in den Gebirgen, oder in

einzelnen Gegenden auf dem Lande fanden. Der Osten, welcher meistens den makedonischen Herrschern gehorcht hatte, bediente sich fast ebenso allgemein der griechischen Sprache. Wie nie vorher und nie nachher waren diese Länder vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat, und von den Ausflüssen des Rheines bis zu den Sandwüsten Afrikas unter Einer Herrschaft vereinigt. Ein gemeinschaftliches Band umschlang die verschiedenartigen Völker dieses schönsten und kultiviertesten Teiles der Erde, welche ihr dasein von dem der weltgebietenden Stadt nicht trennten. Die Provinzen gediehen unter dem Schutze der Gesetze und fanden bei den wohlwollenden Kaisern schnelle Abhilfe gegen ungerechte Eingriffe der Statthalter. Die Künste des Friedens, Ackerbau, Gewerbe, Handel blühten. Die trefflichsten Landstrassen erleichterten den Verkehr der entlegensten Teile des Reiches; der Schifffahrt, von Alexandria bis zu den Säulen des Hercules, drohten keine seeräuberischen Barbaren mehr; der Staat erkannte die Pflicht an, auch für die Waisen, die Kranken und das hilflose Alter zu sorgen. Ueberhaupt hatte das Leben dieser Periode einen an moderne Verhältnisse erinnernden Zuschnitt. Grosse Geschäfte, Spekulazionen, Industrieunternehmungen und auf der anderen Seite materielles geniessen der erworbenen Schätze; Gesellschaften, Moden, Gelage, Sports aller Art; Landhäuser, Badesaisons, Reisen, Liebhabereien an Antiquitäten u. s. w. Nicht minder als die Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleisses hatte sich die Bildung verbreitet, und die äussere Seite des Staates bot so den glänzendsten Anblick dar. Aber diese Bildung, mehr Schein als wahre Bildung, glättete nur die Oberfläche. Seelenadel und Charakterstärke fanden keine Geltung mehr, der Glaube an die Götter war verschwunden, die Religion verachtet. Es fehlte überhaupt dem Rom der Kaiserzeit im allgemeinen an einer höheren Auffassung des Lebens, sowie an jedem Interesse, das den Menschen adelt; denn die sittliche Kraft des römischen Volkes war gebrochen. Selbstsucht und Sklavensinn ersetzten die früher bewährte Vaterlandsliebe und den alten Freiheitssinn. In dem glänzenden Friedensdasein, das man führte, lagen bereits die Zerstörungskeime. Uebermässiger Reichtum einzelner stand im grellsten Gegensatze zu der Armut der Massen. In der Hauptstadt wucherten die Laster der Ueppigkeit der Reichen, deren Luxus in Kleidung, Hauseinrichtung und Bereitung der Mahlzeiten alles Mass überstieg, neben der Niederträchtigkeit eines hungernden, genusssüchtigen Gesindels,

das nur Brot und Circusspiele forderte. Das römische Reich schien bereits ein kränklicher Greis zu sein, dessen Leben durch ärztliche Pflege noch hingefristet werden kann, der aber die vitale Manneskraft für immer verloren hat. Deshalb waren auch die besten und weisesten der Regenten nicht mehr im Stande, den alten römischen Geist wieder zu erwecken, um so mehr, als es auch diese versäumten, irgend welche politische Einrichtungen zu treffen, welche die Freiheit des Volkes auf die Dauer gesichert und von der zufälligen Persönlichkeit der Kaiser unabhängig gemacht hätten. Im Grunde war es daher doch nur die gut geartete Natur dieser Fürsten, welche ihr Zeitalter als das goldene der römischen Kaiserzeit erscheinen liessen.

Zeit der Auflösung des Reiches durch Soldatenherrschaft.

Nach dem Tode des Marcus Aurelius brach der Verfall mit furchtbarer Schnelligkeit über das Reich herein. Von innen lösten die Laster der Kaiser, Soldatenrevoluzionen und die willenlose Ohnmacht des Senates und Volkes, von aussen Angriffe und Einfälle der Barbaren die Bande des Staates auf. Die Heere, meist schon aus fremden Söldnern, immer wenigstens aus Provinzialen bestehend, schalteten über die oberste Gewalt. Frevel und Trotz, wie gemeine Habsucht trieben sie, die Herrscher möglichst schnell zu wechseln. Man betete den Kaiser an, bis sein Mörder ihn erreicht hatte, und liess diesen dann an seine Stelle treten.

Die Reihe der schlechten Kaiser eröffnete Commodus, der wüste Sohn des trefflichen Marc. Aurel und seiner lasterhaften Gattin Faustina (180—192). Er schloss mit den Markomannen unter Zahlung eines Tributs einen schimpflichen Frieden und überliess, während er in Fechterspielen und Tierhetzen als römischer Hercules auftrat, die Regierung seinem Prätorianerpräfecten. Nachdem er sich mit allen Lastern geschändet, den Senat herabgewürdigt, tausende aus Grausamkeit und Habsucht gemordet und mit den erpressten Gütern seine Garden beschenkt, endete er auf Anstiften seiner Buhlerin Marcia. Sein Nachfolger war der Stadtpräfekt Pertinax, ein würdiger Senator und Consular, der jedoch wegen seiner Sparsamkeit und Strenge schon nach 87 Tagen durch einen Aufstand der Prätorianer beseitigt wurde. Diese überliessen nun den Thron an den meistbietenden der zwei Bewerber, an den reichen Schlemmer M. Didius Salvius Julianus. Dieser Tor hatte als Donativ (das längst übliche Ehrengeschenk beim Regierungs-

antritte) für jeden einzelnen Prätorianer 25,000 Sesterzen ausgesetzt. Die Truppen in den Provinzen aber beneideten das einträgliche Vorrecht der Prätorianer und drei Heere, in Syrien, Britannien und Illyrien, erhoben zu gleicher Zeit ihre Feldherren zu Kaisern. Von diesen behauptete sich der Führer der illyrischen Legionen, der romanisierte Punier Septimius Severus, ein düsterer strenger Mann (193—211). Er besiegte die Gegenkaiser, löste die meist aus verweichlichten Italikern bestandenen Prätorianerkohorten auf und ersetzte sie durch eine Garde von 50,000 Mann, ausgewählt aus den tüchtigsten Soldaten der Provinzen, aus denen forthin auch vorzugsweise die Feldherren hervorgehen. Er vollendete unter Beirat des berühmten Rechtsgelehrten Papinianus die Militärmonarchie, indem er den Senat völlig seiner Macht beraubte und die oberste Rechtspflege und Administrazion des Staates dem Praefectus praetorio, zu welchem Amte er den Papinian erhoben, übergab. Septimius Severus führte auch glückliche Kriege gegen die Parther, wie gegen die Kaledonier im Norden von Britannien. Hier starb er zu Eboracum (York). Ihm folgte sein Sohn Bassianus, beigenannt Caracalla (211—217). Dieser, verworfener als Nero und Caligula, hatte schon seinem Vater nach dem Leben getrachtet und beseitigte jetzt seinen Bruder und Mitregenten Geta, indem er ihn nebst 20,000 seiner Anhänger ermorden liess. Hierauf durchzog er mit einem Heere die eigenen Provinzen, angeblich um sie zu beruhigen, in der Tat aber um sie auszurauben. Um Geld zu erwerben verkaufte er auch an die Provinzialen das römische Bürgerrecht. Bei Karrhäe in Mesopotamien, wohin er gezogen war, um seine Raubsucht auch an den Parthern zu befriedigen, fiel er durch Meuchelmord. Gegen seinen Mörder und Nachfolger, den Präfecten der Leibwache, Macrinus, der von den Parthern den Frieden erkauft und sich den Soldaten bald verhasst gemacht hatte, erhoben diese, gewonnen von der Schwägerin des Severus, der Syrerin Maesa, den Enkel derselben, Heliogabalus, und dessen Vetter, Alexander Severus, auf den Thron (218—222). Elagabal, der den Namen des Sonnengottes führte, dessen Priester er zu Emesa gewesen, wurde endlich, nachdem er aller Religion und Sitte durch die sinnlosesten Ausschweifungen Hohn gesprochen, nebst seiner Mutter von den Prätorianern ermordet, als er das Leben seines Mitregenten und Nachfolgers bedrohte.

Auch dieser, Alexander Severus (222—235), obwohl beseelt von edlen Absichten und beraten von seiner verständigen Mutter, Mamaea, einer Anhängerin der Christen oder der Stoa, vermochte

den wachsenden Uebeln im Reiche nicht Einhalt zu tun. Es geschah, dass die Soldaten vor den Augen des Kaisers den Präfecten Ulpian, dessen Strenge ihnen misfiel, ermordeten, dass zwischen den Bürgern und den Prätorianern ein mehrere Tage währender Strassenkampf stattfand, ohne dass es Severus gewagt hätte, in einem oder dem anderen Falle dem verletzten Gesetze Genugtuung zu verschaffen. Zu seiner Zeit erhob sich, begründet von Ardeschir Babbekan, dem Sohne Sassans (genannt Artaxerxes I.) um 226 im Orient, jenseits des Tigris, auf den Trümmern der alten Partherherrschaft das neupersische oder das Sassanidenreich, eine halb barbarische, halb römisch-militärische Wiederherstellung des alten Achämenidenreiches und der Religion Zoroasters zu einem gewaltigen Feinde der Römermacht in Asien. Severus kämpfte gegen dasselbe mit zweifelhaftem Erfolg, als ihn ein Einfall der Germanen an den Rhein rief, wo er von den über seine strenge Disciplin durch den Befehlshaber Maximinus aufgereizten Soldaten in der Nähe von Mainz sammt seiner Mutter erschlagen wurde. Sein Mörder, Maximinus Thrax, Sohn eines Gothen und einer Vandalin, der erste Barbar auf dem Thron der Caesaren, zu dem er sich vom Hirten und gemeinen Soldaten durch Riesengrösse und Körperkraft emporgeschwungen, gab voll Hass gegen die römische Kulturwelt dieselbe den Plünderungen seines Heeres preis. Nach drei Jahren (235—238) traf ihn das Schicksal seines Vorgängers. Bei der Belagerung von Aquileja erschlugen ihn seine Soldaten. Der Staat war inzwischen in die furchtbarste Verwirrung geraten. Der Senat, die Prätorianer, das Volk, die Provinzen stellten Kaiser auf. In Afrika wurde der 80jährige Gordianus I. zum Kaiser, sein Sohn Gordianus II. zum Mitregenten ernannt. Als der letztere im Kampfe gegen den Statthalter von Mauretanien bei Carthago fiel und hierauf Gordianus I. sich selbst tödtete, ernannte der Senat gegen den Maximinus Thrax die Senatoren Pupienus Maximus und Coelius Balbinus als Gegenkaiser und gesellte ihnen auf Verlangen des Volkes den 13jährigen Enkel des älteren Gordian zu. Die Prätorianer ermordeten jedoch die vom Senate aufgestellten Kaiser und riefen hierauf den jungen Gordian III. (238—244) zum Alleinherrscher aus. Dieser überliess seinem Schwiegervater, dem edlen Misitheus, die Leitung der Regierung. Aber auf einem Feldzuge gegen die Neuperser, fiel erst dieser, dann auch Gordianus III. durch Philippus Arabs, dem Prätorianerpräfecten.

Dieser (244—249), ein Syrer aus dem Ostjordanland, ward vom Senat anerkannt, schloss mit den Persern einen nicht sehr ehrenvollen Frieden und feierte 248 das 1000jährige bestehen Roms mit grosser Pracht, ward aber bald von dem durch das Heer in Moesien zur Annahme des Purpurs gezwungenen Decius bei Verona geschlagen und getödtet. Decius (249—251) suchte als geborner Römer das altrömische Wesen wieder zur Geltung zu bringen und verfolgte deshalb mit Erbitterung die immer zahlreicher gewordenen Christen. Gegen aussen suchte er besonders den Einfällen der Gothen, die um diese Zeit am Borysthenes (Dnjepr), dem Pontus Euxinus und an der Donau erschienen und Moesien verheerten, Einhalt zu tun, verlor aber 251 gegen sie nach anfänglichem Erfolge Schlacht und Leben.

Der vom Heere ernannte C. V. Gallus (251—253) erkannte seines Vorgängers Sohn Hostilianus als Mitregenten an. Er erkaufte den Frieden von den Gothen, jedoch, verachtet von seinen Feldherren, ward er von dem siegreichen Legaten in Moesien, M. Aemilianus, bekriegt und nebst seinem Sohne vom eigenen Heere umgebracht. Hostilianus war schon früher an der Pest gestorben. Aber schon nach 3 Monaten ereilte Aemilian dasselbe Geschick, das er seinem Vorgänger bereitet, als der Freund und Rächer des Gallus P. L. Valerianus mit den gallischen Legionen gegen ihn anrückte. Valerianus (253—260) nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an, und beide kämpften gegen die fortwährend erneuten Einfälle der Franken in Gallien, der Alemannen in Norditalien und der Gothen an der Donau nicht ohne Glück.

Da auch die Perser den Euphrat überschritten und Antiochia genommen hatten, brach Valerian (360) nach dem Osten auf, wurde aber bei Edessa geschlagen und geriet auf dem Rückzuge in die Gefangenschaft des Perserkönigs Sapor. In dieser Not erhoben fast in allen bedrohten Provinzen die Heere ihre Feldherren zu Kaisern, so dass auf einmal (in unrichtiger Vergleichung mit den dreissig Tyrannen in Athen nannte man diese Periode die Zeit der 30 Tyrannen) 19 Herrscher waren. Das Reich schien der Auflösung nahe. Als Gallienus den Usurpator Aureolus in Mailand belagerte, ward er (268) ermordet. Jetzt entschied ein Rat der Generale über die Krone, die an den tüchtigen Illyrier Claudius (268 -270) kam. Er tödtete den Aureolus, schlug die Alemannen aus Italien zurück und besiegte die Gothen in einer grossen Schlacht bei Naissus; starb aber an der Pest. Sein Bruder

Quintillus wich dem vom Heere ernannten L. Domitius Aurelianus. Dieser, der von 270—275 n. Chr. herrschte, wandte zunächst den Einfall der Gothen dadurch ab, dass er ihnen die schwer zu behauptende Provinz Dacien überliess und die hier ansässigen Römer nach Mösien versetzte, worauf auch der Name Dacien (Dacia Aureliani) übertragen wurde. Dann schlug er die bis Umbrien vorgedrungenen Alemannen zurück und sicherte Rom durch eine neue und festere Mauer, die zum Teile heute noch steht. Im Jahre 272 zog er gegen die Königin Zenobia von Palmyra, welche nach ihres Gatten Odenathus Ermordung in der Oase von Palmyra eine selbständige Herrschaft behauptete und den Orient vom Römerreiche loszureissen versuchte. Er eroberte nach zwei Siegen (bei Antiochia und Emesa) die Hauptstadt Palmyra und führte die auf der Flucht ergriffene Zenobia in Rom im Triumphe auf. Palmyra, anfangs vom Sieger geschont, ward bald darauf zerstört, weil seine Einwohner nach Abzug des Aurelian einen Verwandten der Zenobia, Achilleus, zum Kaiser ausgerufen hatten. Nachdem Aurelianus auch den Usurpator Firmus in Aegypten unterworfen, zog er nach Gallien, wo sich ihm (274) Tetricus (nach einem Scheinkampfe bei Chalons sur Marne) ergab. Der Kaiser, vom Volk als Wiederhersteller des Reiches (restitutor orbis) begrüsst, ward auf einem Zuge gegen die Perser von seinem Geheimschreiber ermordet. Nach Aurelians Tode fiel die Entscheidung über den Thron zum letztenmale dem Senate anheim, der in dieser Zeit der versuchten Wiederherstellung abermals zu einer Bedeutung gelangt war. Er bestimmte aus seiner Mitte den 75jährigen M. Claudius Tacitus zum Kaiser. Dieser aber sowie sein Bruder Florianus, der sich nach Tacitus Tode den Thron wie eine Erbschaft anmasste, wurden nach einer Regierung von wenig Monaten durch die Soldaten ermordet, und der Militärdespotismus schien wieder hergestellt. Doch der schon auf die Nachricht von dem Tode des Tacitus von den Generalen erhobene M. Aurelius Probus (276—282), ein ausgezeichneter Kaiser, bot alles auf, die Soldatenherrschaft zu beseitigen. Er begegnete den Einfällen germanischer Völker, trieb die Alemannen über den Neckar, die Franken über den Rhein zurück und brachte die Völker an der untern Donau zur Ruhe; doch trug seine Aufname vieler Germanen in die römischen Legionen mit zur Auflösung des römischen Reiches bei. Die Befestigungslinie in Süddeutschland, den Pfahlgraben, schob er bis zum Endpunkte bei Regensburg vor. Als er die unbeschäftigten Soldaten nach alter Weise an die Werke des Friedens (durch An-

legung von Weinbergen, Kanälen, Strassen, Austrocknung von Sümpfen) gewöhnen wollte, ermordeten ihn diese und wählten den M. Aurelius Carus zu seinem Nachfolger. Dieser, ein Illyrier und gleichfalls tüchtig (282—283), versuchte die erbliche Thronfolge herzustellen, indem er sogleich seine Söhne Carinus und Numerianus zu Caesaren (Mitregenten) ernannte. Er endete geheimnisvoll, ob durch einen Wetterstrahl oder durch Mörder, auf einem siegreichen Feldzuge gegen die Neuperser; und obgleich sich gegen die Nachfolge der Caesaren kein Widerspruch erhob, wurde doch Numerianus auf dem Rückzuge von Persien schon nach wenigen Monaten, wahrscheinlich von seinem Schwiegervater, dem Gardepräfect Aper, ermordet. Diesen beseitigte jedoch alsbald der jetzt von den Soldaten zum Augustus erhobene Aurelius Valerius Diocletianus; Carinus, aber, des Carus älterer Sohn, ward im Kampfe mit dem neuen Kaiser von seinen eigenen Leuten getödtet.

Diocletian.

Mit Diocletian (284—205), der dem römischen Reiche eine angemessenere Einrichtung und Verfassung, besonders durch Einführung des orientalischen Hofzeremoniels und durch Verteilung der obersten Gewalt an mehrere zu geben suchte, begann eine neue Epoche. Das römische Leben im Brennpunkt erlöschend, flammte noch im Rundkreis des Herdes weiter. C. Aurelius Valerius Diocletianus, geboren zu Diocleia in Dalmatien, hatte sich durch Tüchtigkeit und rastlose Tätigkeit aus niederen Verhältnissen — er war der Sohn eines römischen Freigelassenen — bis zum Throne emporgeschwungen, wo er auch, wie nur wenige, zu herrschen verstand. Da er einsah, dass die Kraft eines Mannes nicht hinreiche, um ein so ausgedehntes Reich zu schützen, dessen Grenzen auf allen Seiten von barbarischen, streitbaren Völkern angefallen wurden, so gesellte er sich sogleich, beim Antritte seiner Regierung den Maximian, seinen Kriegsgefährten, erst zum Caesar, dann (286) zum Augustus bei. Sechs Jahre später ernannte er auch zwei Caesaren, den Galerius, den er sich selbst zuordnete, und den Constantius Chlorus, den er dem Augustus Maximian zuwies. Damit war das neue System vollendet. Den Osten (mit dem Hauptsitze Nicomedien) behielt Diocletian sich selbst vor, Maximian erhielt Italien und Afrika (Residenz Mailand). Die gefährlichen Grenzprovinzen wurden den Caesaren zugewiesen; die Donauprovinzen (Residenz Sirmium) dem Galerius, Gallien, Spanien und Britannien

(Residenz zu Trier, später York) dem Constantius. Indem zugleich die Regierenden sich untereinander verchwägerten und die Nachfolge in einer bestimmten Ordnung geregelt wurde, glaubte so Diocletian einem Grundschaden des Reiches abgeholfen zu haben. Das zweite Mittel zur Befestigung der höchsten Gewalt schien ihm die Einführung der orientalischen Hofsitte, deren Vorbild namentlich das neupersische Reich bot. Er umgab daher die Kaiserwürde mit der strengen Abschliessung, dem Zeremoniel, der Pracht und der knechtischen Sitte der orientalischen Despozie. Die römische Welt, längst an jede Form der Unterwürfigkeit gewöhnt, sah jetzt die neu eingeführten orientalischen Formen, die persische Perlenbinde, die Eunuchen, die kniefällige Begrüssung ohne Aufregung; da dem Wesen nach jene bürgerlich militärische Alleingewalt, wie sie Augustus geübt, schon längst dem vollendeten Despotismus Platz gemacht hatte. So gelang es Diocletian und seinen Mitkaisern die Grenzen des Reiches zu sichern und die Reichseinheit herzustellen. Schon 287 hatte Maximian den blutigen Bagaudenkrieg in Gallien beendigt und die Rebellen und Feinde in Afrika besiegt; 297 wurde Britannien, welches seit sieben Jahren unter Carausius eine eigene Monarchie gebildet, durch Constantius wieder mit dem Reiche vereinigt. Diocletian dämpfte einen Aufstand in Aegypten, befestigte das Niltal an seiner engsten Stelle und sorgte überhaupt für Wiederherstellung und Vervollständigung der Grenzverteidigungsanstalten. Galerius führte einen Feldzug gegen die Perser mit Glück und endigte ihn mit einem Frieden, in welchem diese die Provinzen westlich vom Tigris an das Reich abtraten. Im Jahre 303 konnten die beiden Auguste in Rom, das mit Neid neue dauernde Residenzen neben sich aufkommen sah, das Fest der zwanzigjährigen Regierung und einen gemeinsamen Triumph feiern, den letzten, den die Beherrscherin des Erdkreises schaute. Es gehörte nämlich zu den Regierungsmaximen Diocletians, auch die Bedeutung Roms durch Erhebung anderer Städte herabzudrücken; unter Maximian wurde Mailand durch Erbauung eines Palastes, Circus, Theaters u. s. f. zu einer prächtigen Stadt, und Nicomediens Grösse nahm unter Diocletian so rasch zu, dass es nur Rom, Alexandrien und Antiochien nachstand. Ueberhaupt scheint Diocletian bis zu seinem Triumphzuge nicht nach Rom gekommen zu sein, und auch damals verliess er die Stadt, ehe zwei Monate vergiengen. Denn in Rom waren weder die Spuren des republikanischen Geistes noch der Soldatenherrschaft zu vertilgen, und beides war dem Herrschersinn des Diocletian zuwider.

Die letzten Jahre der Regierung des Diocletian sind durch eine grosse allgemeine Christenverfolgung berüchtigt geworden. Die innere Geschichte des Christentums gehört zwar dem folgenden Zeitraume, der Periode der Kontinentalkultur (siehe S. 40) an und mithin nicht mehr in dieses Buch, allein das Verhältnis desselben zu dem antiken Staate muss dennoch hier kurz berührt werden. Lange Zeit hatte sich die neue Religionsgesellschaft von ihrer Wiege in Judäa aus zur Eroberung der römischen Welt vorschreitend den Blicken der Regierenden und der leitenden Kreise entzogen, und der Reihe nach Cypern, Phrygien, Galatien, ganz Kleinasien, Griechenland und Italien durchdrungen. Die Verfolgungen Neros, bei Gelegenheit des Brandes von Rom, verzögerten seine Fortschritte keinen Augenblick. Während seiner Regierung breitete es sich mit reissender Schnelligkeit aus und nach allen Richtungen entstanden petrinische und paulinische oder judaisierende und hellenisierende Kirchen und Gemeinden. Am Schlusse des 1. Jahrhunderts war bereits die kirchliche Organisazion derselben so gebietend, dass sie die Aufmerksamkeit der Kaiser auf sich zog, die bis dahin die christliche Religion mit dem Judaismus verwechselt hatten. Wenngleich der römische Staat sich gegen die verschiedensten Religionsformen tolerant erwies, so musste ihm doch eine Religion, welche so entschieden die Welt und somit auch den Staat, der bisher als das höchste galt, verwarf und von jedem Interesse für denselben absah, als ein Widerspruch gegen das antike Lebensprincip erscheinen. Als Körperschaft hielten sich die Christen nicht nur von jeder Form der Anbetung, wie sie die Herrscher forderten, und von allen Vergnügungen der damaligen Zeit fern, indem sie Theater und öffentliche Lustbarkeiten mieden, sondern sie bildeten in jeder Beziehung einen Staat im Staate. Solch' ein Zustand der Dinge war aber gänzlich unverträglich mit der bestehenden Regierung und gewisse Nachteile und Uebelstände machten sich bald fühlbar. Daher die Abneigung der Kaiser gegen die neue Religionsgenossenschaft, welche sich bald in Unterdrückungsmassregeln zu erkennen gab; daher die Erscheinung, dass nach dem ersten wüten des Nero gegen sie, gerade die tüchtigeren altrömisch gesinnten Kaiser ihnen abgeneigt oder ihre Verfolger waren: so Trajan, Marc. Aurel, Decius. Seit letzterem waren die Christen unverfolgt geblieben, hatten sich zahlreich verbreitet und unter ihren Bischöfen sich zu festen Gemeinden und Diöcesen abgeschlossen, die ihre Hass und Verachtung atmende Gesinnung gegen die nazionale Religion nicht verhehlten und auch in politischer

Hinsicht furchtbar zu werden schienen. Unter Diocletian besonders war es bereits klar geworden, dass die überall erstehenden, sich selbst regierenden christlichen Körperschaften, durchaus unverträglich mit dem kaiserlichen Systeme seien, das er begründet. Es gab keine Stadt, kaum ein Dorf im Reiche — und was noch viel schlimmer war — keine Legion, in welcher diese Organisazionen sich nicht befanden. Der unnachgiebige und unerbitterliche Geist, welcher sie beseelte, verbündete gegen sie die Staatsmänner, Philosophen und Polytheisten. Es ist unbestimmt, wodurch sich der sonst gemässigte Diocletian hinreissen liess, seine Zustimmung zu ihrer Unterdrückung zu geben, ob durch seinen Mitkaiser Galerius, oder durch Furcht vor Verschwörungen oder den Ungehorsam der christlichen Legionssoldaten. Die Verfolgung seit 303 n. Ch., traf jedoch zuerst die Christen im Heere und die Hofbeamten, und griff dann erbittert durch den heldenmütigen Widerstand und die Todesfreude der Christen über das ganze Reich. Die Kirchen wurden niedergerissen, die heiligen Bücher vernichtet, die Gemeindegüter eingezogen; und endlich gebot ein Edikt (304) durch jedes Mittel die Christen zum opfern zu zwingen.

Doch mässigte im Abendlande der den Christen geneigte Constantius Chlorus die Verfolgung, während im Morgenlande Galerius und sein späterer Mitregent Maximinus, vor allem aber die zügellose Bevölkerung selbst gegen sie arg wütete. Nicht lange nach dem Anfange dieser Verfolgung, die ihr Ziel völlig verfehlte, erkrankte Diocletian. Nach seiner Genesung legte er am 1. Mai 305 zu Nicomedien vor dem erstaunten Volke den Purpur ab und begab sich nach Spalatum (Spalatro), in der Nähe von Salona in Dalmatien, wo er die letzten neun Jahre seines Lebens in der Stille zubrachte. Die Unmöglichkeit, seine Absichten gegen die Christen durchzuführen, scheint wesentlich auf diesen seinen Entschluss eingewirkt zu haben. An demselben Tage entkleidete sich, wie wohl nur ungern dem höhern Ansehen des Diocletian nachgebend, zu Mailand Maximian der Kaiserwürde, wusste aber in der Zurückgezogenheit seiner lucanischen Villa die Ruhe jenes überlegenen Geistes so wenig zu finden, dass er sich später wieder in den Strudel der neuen Herrschaftskämpfe stürzte, ohne jedoch den Diocletian überreden zu können das nämliche zu tun.

Der Kampf der Kaiser um das Reich. Constantin der Grosse (306—337).

Nach Diocletian's und Maximian's Rücktritt wurden Galerius und Constantius Auguste. Ersterer ernannte eigenmächtig nicht Söhne

der bisherigen Machthaber, sondern seinen Schwiegersohn Maximinus und den Illyrier Severus zu Caesaren. Da er beide vollständig beeinflusste, glaubte er um so leichter sein Ziel, die Alleinherrschaft, zu erreichen. Gegen diese Bestimmung erhob sich des Constantius Sohn, Flavius Constantinus, geboren 274 zu Naissus in Illyrien von einem Nebenweibe desselben, der Helena. Er hatte lange im Heere des Galerius gedient, sich in den Kämpfen gegen die Perser ausgezeichnet und war, da man ihn trotz der Bitten seines Vaters in Nicomedien zurückzuhalten suchte, nach Britannien entflohen und wenige Tage vor dem Tode seines Vaters (306) zu Eboracum (York) angelangt. Dort ward er von dem Heere zum Augustus ausgerufen; jedoch von Galerius nur als Caesar anerkannt. Bald trat auch Maximians Sohn, Maxentius, in Italien als Augustus auf und Rom und die Prätorianer, über des Galerius Bedrückungen erbittert, fielen ihm zu. Das Beispiel des Sohnes stachelte den Ehrgeiz des alten Maximianus gleichfalls auf, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. In diesen Kämpfen fiel Severus in die Hände des Maximian und wurde getödtet; Galerius aber gesellte sich in der Person des Licinius einen neuen Mitkaiser. So standen nicht weniger als sechs Auguste mit alten und neuen Ansprüchen einander gegenüber. Zuerst fiel Maximian durch seinen Schwiegersohn Constantin, dem er gastliche Aufnahme durch Verrat gelohnt, (310) zu Marseille, und im folgenden Jahre starb auch Galerius in Moesien. Es teilten sich nun durch Vertrag Maximinus und Licinius in seine Besitzungen und herrschten zusammen mit Constantin und Maxentius. Constantin hatte inzwischen seine Waffen siegreich gegen die Barbaren am Rhein geführt. Durch seine Mutter längst für das Christentum gewonnen, hatte er sich, dem Beispiele seines Vaters folgend, stets das Zutrauen aller Bekenner des neuen Glaubens zu verschaffen gewusst; er kannte die Unzufriedenheit der italischen Bevölkerung mit den Bedrückungen des Maxentius und den geheimen Unwillen der dortigen Christen über dessen Eingriffe in ihre Religion. Deshalb erhob er sich zum entscheidenden Zuge gegen den Maxentius. Während dieser noch rüstete, eilte Constantin mit einem bedeutenden Heere über die Alpen und bemächtigte sich nach zwei Treffen, bei Turin und Verona, Oberitaliens. In der Nähe Roms, bei dem sogenannten roten Felsen (Saxa rubra), besiegte er abermals den Maxentius, der auf der Flucht über die milvische Brücke umkam, und war nun Herr des Abendlandes. In Rom löste Constantin das Lager der Prätorianer auf, stellte sich äusserlich mit dem Senat

auf guten Fuss und trat hier zuerst als Beschützer des Christentums auf. In einer Zusammenkunft (313) zu Mailand mit Licinius, dem er seine Schwester Constantia vermählte, erliessen beide ein Edikt, welches allen Untertanen des Reiches Religionsfreiheit sicherte. Maximinus, der von der Verbindung beider für sich fürchtete, war inzwischen mit Heeresmacht aus Asien aufgebrochen, um den Licinius anzufallen, ward aber von diesem zwischen Perinth und Adrianopel gänzlich geschlagen. Er floh und starb bald nachher an Gift zu Tarsus 313. Eine kurze Feindschaft der beiden auf einander eifersüchtigen verschwägerten Herrscher Licinius und Constantin endete ein neuer Vertrag, durch den sich ersterer auf den Orient beschränkte. Aber teils blieb der rohe und grausame Licinius ein Bedränger der Christen, teils trat auch Constantin immer mehr als Herr des Gesammtreiches auf, und so wurde nach neunjährigem Frieden der Kampf erneuert. Licinius ward bei Adrianopel besiegt, seine Flotte im Hellespont vernichtete Constantins Sohn Crispus, und die Schlacht von Chrysopolis bei Chalcedon, 323 n. Chr., endete mit seiner gänzlichen Niederlage. Licinius, der sich gegen die eidliche Zusage seines Lebens dem Sieger ergab, ward nach Thessalonich gesandt. Schon 324 liess ihn Constantin wegen angeblicher Verräterei hinrichten. So gelangte Constantin der Grosse zur Alleinherrschaft im römischen Reich und damit war auch der Sieg des Christentums in demselben entschieden (332).

Der Staat Constantin des Grossen.

Constantin wurde jetzt, wie einst Octavian, der Hersteller des inneren Friedens nach lang dauernden Bürgerkriegen und der Begründer einer neuen Epoche. Er stützte den Neubau des Staates auf die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, auf die Begründung einer neuen Hauptstadt und auf die systematische Ausbildung des von Diocletian im römischen Reiche eingeführten orientalischen Despotismus.

Eine Reihe von Gesetzen sicherte dem Christentum den Vorrang vor dem Heidentume. Gleich nach dem Siege über Licinius erliess Constantin zu Gunsten der Christen (323) ein unbedingtes Toleranzedikt und wenn er auch nicht völlig mit dem Heidentume brach, tat er doch von jetzt an alles, das Christentum zu befestigen. Weniger vielleicht innere Neigung und Ueberzeugung, als die Erkenntnis, auf die Christen weit sicherer seinen neuen Staatsbau stützen zu können, als auf das zerfahrene Heidentum, scheinen ihn

dazu bewogen zu haben. Während er bisher den Christen nur Duldung zugestanden hatte, legte er von jetzt an, besonders durch den Bau zahlreicher Kirchen, seine eigene Gesinnung klar an den Tag. Wenn aber einerseits die christliche Kirche durch die Vorrechte und Begünstigungen, die ihr Constantin gewährte, ihre Unabhängigkeit dem Staate gegenüber gesichert zu haben schien, so erlangte doch auch die Staatsgewalt, seitdem sie die Kirche unter ihren Schutz nahm, einen überwiegenden und nachteiligen Einfluss auf die äussere und innere Gestaltung derselben. Von diesem Moment an endete daher einerseits die reine Gestalt der Kirche, andererseits drangen Glaubensfragen, Parteiungen ehrgeiziger und ränkevoller Bischöfe mit leidenschaftlichen Einfluss auch an den Hof und in den Staat ein. Der Einfluss der Staatsgewalt zeigte sich besonders in den Eingriffen der Kaiser bei Ernennung von Bischöfen. welches Vorrecht die Kirche ihren Beschützern ohne Widerspruch gestattete. Bald aber gewöhnte man sich, die Kaiser (die den altrömischen Titel eines Pontifex Maximus noch bis auf Gratian beibehielten), als die Oberhäupter auch der Reichskirche zu betrachten. Auf andringen der Geistlichen übten dieselben dann nicht nur das Recht, die von der Kirche ausgehenden Gesetze zu bestätigen, sondern ihr selbst Gesetze zu erteilen, beides oft sogar in Angelegenheiten, die den Glauben betrafen. So wurde der Christenglaube, dessen Auffassung nach dem Geiste seines Stifters der freien Entwicklung überlassen bleiben sollte, auf Synoden der Bischöfe unter der Autorität der kaiserlichen Gewalt umgestaltet. In dieser seiner geistlichen Herrscherstellung berief Constantin auch die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicaea (325) um seinen Thron.

Um zu bezeichnen, dass nicht mehr Rom, nicht mehr Italien der Schwerpunkt der Welt sei und um jede Erinnerung an das dort herrschende und durch förmliche Gesetze geschützte Heidentum, sowie an das alte freiere Caesarentum aufzuheben, verlegte Constantin seine Residenz nach Byzanz (330), das nach ihm später Constantinopel genannt ward. Diese Massregel, wie die folgende, waren bereits von Diocletian vorbereitet, welcher Nicomedien zum Sitze seines Hofes gemacht hatte, weil er erkannte, dass seine neu begründete Despozie nicht wohl in dem Mittelpunkte der alten Republik. wo sich noch immer republikanische Erinnerungen und Formen erhalten hatten, ihren Hauptsitz haben könne. Auch die Wahl Constantins war durch die Sicherheit und den Reichtum wie die Schönheit

dieser Erdstelle gerechtfertigt, die von Natur zum Mittelpunkte einer grossen Monarchie bestimmt zu sein scheint. Aber es fehlten derselben die historischen Erinnerungen Roms und die zusammengeplünderten oft verstümmelten Schätze der heidnischen Kunst konnten nur eine erborgte Herrlichkeit verleihen.

Unter Constantin ward endlich die von Diocletian begründete Form der orientalischen Despozie systematisch ausgebildet. Zum Zwecke der übersichtlicheren Verwaltung, besonders aber der Steuererhebung teilte er jetzt das Reich in vier Präfecturen: Orient; Illyricum; Italien und Gallien. An der Spitze jeder Präfectur stand ein Präfect als Stellvertreter des Kaisers. Jede Präfectur war in Diöcesen geteilt, mit Vicarien oder Comites an der Spitze. Die erste bestand aus den Diöcesen Orient, Aegypten, Asien, Pontus, Thracien; die zweite aus den Diöcesen Makedonien und Dacien; die dritte aus den Diöcesen Italien, westliches Illyrien, Afrika; die vierte aus den Diöcesen Gallien, Hispanien, Britannien. Jede Diöcese zerfiel wieder in Provinzen, welche von Rectoren (auch Conrectores, Consulares, Praesides genannt) verwaltet wurden. Jede der 116 Provinzen zerfiel in die Gebiete der verschiedenen Städte; das platte Land war in Bauernschaften eingeteilt. Präfecten, Vicarien und Rectoren waren nur Zivilbeamte, ihnen waren Rechtspflege, Postwesen, Polizei u. dgl. übertragen und eine Menge von Unterbeamten war ihnen beigegeben. Rom und Constantinopel waren nicht unter den Präfecturen begriffen, sondern hatten jedes einen besonderen Stadtpräfecten als Haupt ihrer Beamten; Constantinopel jedoch erst seit 360. Die Pracht des auftretens des Kaisers, das orientalische Zeremoniel, wie es Diocletian bestimmt, die geweihte Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit desselben in der Stille des Palastes blieben oder steigerten sich noch. Ueber die Hofwürden unterrichtet uns die Notitia dignitatum, ein Hof- und Staatskalender aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts. Den Mittelpunkt der gesammten Regierung und Verwaltung machten aber die sieben Hofstellen aus; diese waren: der Oberkammerherr (Praepositus sacri cubiculi), unter dem die zahllose Menge der andern Hofbeamten, Pagen und Eunuchen (ministeriales dominici) stand; dann die Beamten der Zentralregierung: der Reichskanzler (magister officiorum), unter welchem alle Angelegenheiten, mit Ausnahme der Finanzen, auch die Waffenfabriken und Staatsposten standen und der die Bureaux und die Abteilungen leitete; der vortragende Rat des Kaisers (quaestor sacri palatii), der die kaiserlichen Edikte und Verordnungen aus-

zuarbeiten hatte; der Verwalter des kaiserlichen Schatzes, seiner Einnahmen und Ausgaben (comes sacrarum largitionum) und der Besorger der Privatangelegenheiten des Kaisers und seines Hauses (comes rerum privatarum) endlich die Obersten der Haustruppen (comites domesticorum equitum et peditum). Die Beamten der Zentralregierung bildeten ausserdem mit den höchsten in der Residenz anwesenden Zivil- und Militärbehörden und mit den dazu bestimmten und ausserordentlich zu einzelnen Sitzungen berufenen Mitgliedern (comites consistoriani) den geheimen Rat des Kaisers. Der Senat verlor von nun an alle Bedeutung. Ueberhaupt waren von jetzt an auch die Würden Consul, Prätor, Quästor nichts weiter als Ehrentitel, die der Kaiser seinen Günstlingen verlieh; also persönliche ja oft meist recht kostspielige Auszeichnungen, deren Inhaber gleich denen des Patriziats als Nobilissimi galten. Die Regierungsgewalt musste sich jedoch sowohl im innern, als gegen äussere Feinde vor allem auf die Kriegsmacht stützen. Um den Gefahren auszuweichen, die von der auch noch von Diocletian beibehaltenen Vereinigung der Zivil- und Militärgewalt ausgiengen, führte Constantin eine Trennung derselben ein. Der Oberbefehl des Heeres wurde unter 8 Führer, 4 Magistri equitum, 4 Magistri peditum verteilt: die Unterbefehlshaber führten die Titel comites und duces. So umgab eine Hierarchie von sorgsam im Rang abgestuften Zivil- und Militärbeamten den Thron und breitete sich auch über das ganze Reich aus. Die Rangstufen der höheren Beamten, deren jeder ihre besonderen Auszeichnungen bestimmt waren, bezeichnen die Ausdrücke: illustres, spectabiles, clarissimi, perfectissimi, egregii. Die Illustres bestanden aus den Prätorianerpräfecten, den magistri peditum und equitum und den Inhabern der 7 Hofstellen; zu den Spectabiles gehörten die vicarii, comites und duces, die Rectores waren grösstenteils clarissimii oder perfectissimi, über alle diese Rangklassen erhob das Nobilissimat. Unter den zahlreichen untern Beamten bestanden gleichfalls Dienststufen, und da besondere Vorbereitung nötig war, so wurde auch ihr Stand zu einem entschieden vor den übrigen Volksklassen gehobenen. Die Verbindung zwischen der Regierung und den Beamten geschah auf den Reichsposten durch die Agenten (agentes in rebus), welche zugleich als Spione Berichte einzureichen hatten und darum als „Augen des Augustus" ebenso einflussreich als gefürchtet waren. Prätorianer gab es keine mehr, wohl aber selbst im Heere eine Trennung nach Privilegien. Am besten stand sich die Garde (Numeri palatini), am schlechte-

sten die Feld- und Besatzungstruppen (limitanei ripenses), die Legionen standen in der Mitte. Dieselben wurden grösser an Zahl aber kleiner an Mitgliedern (statt 6000 jetzt 1500 Soldaten), wahrscheinlich um ihr Selbstgefühl zu schwächen. Das Heer sollte fortan die Krone schützen, aber sie nicht mehr verleihen. Die Römer entzogen sich aber bereits immer mehr und mehr dem Kriegsdienste. Verstümmlung kam zu diesem Zwecke nicht selten vor, und vergebens wurde das Normalmass herabgesetzt bis auf 5′ 7″. Auch die Preise für Stellvertreter wuchsen ungeheuer, obwohl man selbst Sklaven zuliess. So wurde es notwendig, immer grössere Scharen, vorzüglich Deutsche, deren Kraft und Treue in seinem langen Kriegerleben Constantin schätzen gelernt hatte, in die Heere aufzunehmen. Er gab vielen das Bürgerrecht, Güter; ja Ammianus Marcellinus klagt, dass sogar ein Barbar das Consulat erlangt habe.

Die neue Organisazion des Reiches aber, so sehr sie auch beim ersten Anblick imponieren mochte, trug doch nicht wenig bei, teils die moralische Kraft der Untertanen noch mehr zu schwächen, teils ihre materielle Lage zu verschlechtern. Die Beamten waren nun neben den Soldaten die eigentlichen Herren; benutzten aber ihre Stellung zu ungeheuren Erpressungen, was sie um so leichter tun konnten, da es von nun an als Grundsatz der Kaiser galt, gegen die Beamtenhierarchie keine Klagen der Untertanen anzunehmen, ja letztere sogar, wenn sie doch klagten, zu bestrafen. Auch die Kosten der ganzen Staatsmaschinerie erhöhten sich. Zu den alten Einnahmsquellen, den Regalien (Münze, Salz, Bergwerke, Steinbrüche) und den alten Steuern (dem Hafenzoll portoria, Accise vectigal und dem Zwanzigstel von Freilassungen und Erbschaften), kam jetzt noch eine Kopfsteuer, von der jedoch die Städter frei waren und eine Grund- und Gewerbesteuer. Alle 15 Jahre wurde der Kataster neu aufgenommen und wahrscheinlich nach der Mittelzahl des fünfzehnjährigen Ertrages eines Gutes die Steuer für die nächsten fünfzehn Jahre bestimmt. Daher die Aera indictionum, deren erste am 1. September 312 begann. Oft verlangten die Kaiser noch einen ausserordentlichen Zuschuss für jede Steuerhufe (Superindictio). Die Grundsteuer war so hoch, dass sie in Gallien fast noch einmal soviel als im heutigen Frankreich ertrug und wurde so strenge eingetrieben, dass ein Schriftsteller jener Zeit sagt: „Man mass die Grundstücke, zählte die Weinstöcke und Bäume, schrieb die Tiere aller Art und die Namen aller Individuen auf, ohne Unterschied zwischen Bauern und Stadtleuten. Durch die härtesten Strafen

zwang man die Söhne gegen ihre Väter, die Sklaven gegen ihre Herren, die Weiber gegen ihre Männer auszusagen. Fehlten die Beweise, so wurden Väter, Gatten, Herren auf die Tortur gebracht, damit sie wider sich selbst zeugen sollten, und erpresste der Schmerz ihnen irgend ein Geständnis, so hielt man dasselbe für wahr.“ Alle vier Jahre wurde die Gewerbesteuer eingehoben. Auch hier wurden Geissel und Folter gegen diejenigen gebraucht, die nicht zahlen konnten; ja Väter gaben ihre eigenen Töchter der Schande preis, um von dem Gewinn die Steuereinnehmer befriedigen zu können. Um den Staatsschatz zu bereichern, wurden auch mehrere Industriezweige Monopol, so die Seiden- und Leinenmanufaktur, Waffenschmieden und Färbereien. Bei besonderen Anlässen wurden Geschenke an die Kaiser üblich und nach und nach eine feststehende Abgabe.

Durch den Druck der Kaiser, der Beamten, der Soldaten besonders aber der Steuern, gieng nicht nur der Wohlstand der Bürger zu Grunde; auch der Mittelstand, der Handwerkerstand, die Städte verkamen. Die noch freie Bevölkerung auf dem Lande sank zu einer Art von Hörigkeit zu dem Kolonate herunter und durch das ganze Reich zog sich nun der schneidendste Gegensatz von einem unermesslichen Reichtum und der grenzenlosesten Armut, von einem übermütigen Herrentum und dem Elend der Sklaverei.

Gegen Ende seiner Regierung unterstützte Constantin die Sarmaten und Vandalen in einem Kriege gegen die Gothen und als diese, um sich an ihm zu rächen, in Moesien eingefallen waren, trieb er sie in ihr Land zurück. Den grössten Teil der Sarmaten nahm er in die römischen Donauprovinzen auf. 337 rüstete er sich zu einem Feldzuge gegen den Perserkönig Sapor II. Von einem Unwohlsein ergriffen, suchte er Genesung in den Heilquellen Bithyniens, fühlte aber bald die Nähe der Todes und empfieng bei Nicomedia aus der Hand des Bischofs Eusebius die Taufe. Er starb am 21. Mai 337, 63 Jahre alt.

Als Urheber einer durchgreifenden Veränderung der Welt ist Constantin leidenschaftlich gehasst, feurig geliebt und mit Schmeicheleien überschüttet worden. Alte Schriftsteller haben ihn einen Tyrannen genannt, die orientalische Kirche hat ihn heilig gesprochen, die abendländische nannte ihn den Grossen. Sein Charakter stand jedenfalls tief unter seinem Beruf. Die Grausamkeit, womit er die Scharen gefangener Feinde den wilden Tieren vorwerfen liess, die Härte, die er durch die Hinrichtung seiner Gattin Fausta, seines

edlen und tapferen Sohnes Crispus, seines Schwagers und seines Neffen beurkundete, bewies die Rachsucht und Treulosigkeit seiner ganzen Natur. Er war ein genialer Mann „der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wusste und die religiöse Frage durchaus nur von der politischen Brauchbarkeit ansah. Die von ihm begünstigte und vor Verfolgungen geschützte Lehre Christi hatte sein Herz nicht durchdrungen.“

Das Haus des Constantinus, Julianus Apostata.

Durch Constantin trat die Erblichkeit als neues Attribut der Monarchie ein; doch zugleich mit der Vorstellung, dass das Reich wie ein Familiengut teilbar sei. Seine drei Söhne, Constantin II., Constantius und Constans, die sich als Auguste nach der Anordnung ihres Vaters in das Reich teilten, während Neffen ihres Vaters als Caesaren mit einzelnen Provinzen bedacht wurden, standen ihm an Tatkraft jedoch weit nach und gerieten bald in blutigen Zwist miteinander. Zuerst erhob Constantin II., der mit seiner Präfectur Gallien unzufrieden war, die Waffen gegen seinen Bruder Constans, fiel aber während des Krieges durch Meuchelmörder (340). Constans, der nun über den ganzen Westen herrschte, fand in einem Aufstande der Soldaten in Gallien, die dort ihren Führer Magnentius zum Imperator ausgerufen hatten, seinen Tod (350); ebenso bald nachher letzterer selbst im Kampfe bei Mursa (Essek) mit Constantius, dem Beherrscher des Ostens. So ward Constantius Alleinherrscher, 350—360. Er hatte schon früher (337), anscheinend von seinen Soldaten gezwungen, sich seiner Vettern, der Caesaren, entlediget und diesem allgemeinen Familienmorde waren nur zwei Brudersöhne des grossen Constantin, Gallus und Julianus, entronnen und in der Einsamkeit mönchisch und rechtgläubig erzogen worden. Gallus, jetzt von Constantin zum Caesar des Ostens berufen, hatte sich durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit allgemein verhasst gemacht, so dass ihn Constantius (354) hinrichten liess und (355) seinen Bruder Julian zum Caesar ernannte, dem er die Verteidigung der Provinz Gallien gegen die Alemannen und Franken übertrug. Hier entfaltete Julian altrömische Feldherrntugenden und tat sich durch glänzende Siege gegen die Alemannen (namentlich 357 bei Argentoratum) hervor. Dies und das Geschick, mit welchen er die Provinz Gallien verwaltete, bestimmte den mistrauischen Kaiser, der selbst ohne Erfolg gegen die Perser kämpfte, die besten Legionen vom Rhein in den Orient zu ziehen. Aber die meist aus

Gallier und Germanen bestehenden Truppen versagten den Gehorsam und riefen den Julianus zum Augustus aus. Constantius starb auf dem Zuge gegen ihn (schon in Cilicien, 3. November 361). Julianus (361—363), ein Fürst von seltener Geistesbildung und strenger Sittlichkeit, grosser Staatseinsicht und Tätigkeit, aber nicht ohne Eitelkeit und Affektazion, bekannte sich jetzt, als Caesar Augustus des ganzen Reiches, wieder zur heidnischen Religion. Durch eingehende Beschäftigung mit der griechischen Literatur, besonders der neuplatonischen Philosophie, hatte er sich für den Hellenismus schon in seiner Jugend begeistert und die hohe Bedeutung des Christentums wohl zum Teile wegen der Nichtswürdigkeit vieler seiner Bekenner, besonders am Hofe, und wegen der ihm gewordenen mönchischen Erziehung, verkannt. Schon seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien konnte als äusseres Zeichen seines Rücktrittes zum Heidentum gelten, das er auch in Schriften (Briefen und Reden) gegen das siegreich vordringende Christentum verteidigte. Auf den Thron gelangt, suchte Julianus nun die alte Staatsreligion herzustellen, zugleich aber zu reformieren. Seine christlichen Untertanen nannten ihn deshalb den Abtrünnigen (Apostata). Durch alle Mittel, auch solche, die er dem Christentum abgelernt, wie Errichtung von Schulen, Armenpflege, suchte er den heidnischen Glauben zur Geltung zu bringen. Er schloss die Christen von den Staatsämtern und öffentlichen Lehrstühlen aus, hielt sie zum Wiederaufbau der zerstörten Tempel an, nahm ihnen alle Vorrechte, übte jedoch keine gewaltsame Unterdrückung. Auch die Juden begünstigte er und wollte ihren Tempel zu Jerusalem wieder herstellen. Sein Bestreben aber erfuhr heftigen Widerstand; die Welt der alten Götter war todt und nicht mehr zu erwecken. Auf einem Feldzuge gegen die Neuperser ward Julian nach einem Siege bei Ktesiphon bei der Verfolgung des Feindes tödlich verwundet (363) und mit ihm zerfiel auch sein ganzes Werk. Julian ist ein Beleg dafür, dass alle äussere Macht, selbst wenn sie wie bei ihm, mit ausgezeichneten Talenten und gutem Willen gepaart ist, gegen das aufkommen des wahrhaft guten, wenn die Zeit für dasselbe reif geworden, nichts vermag.

Teilung des Reiches durch Theodosius den Grossen und Untergang Westroms.

Mit Julian erlosch das Constantinische Haus. Da er nichts über die Nachfolge bestimmt hatte, so wurde Jovianus, der Obrist

der kaiserlichen Haustruppen, ein Christ, vom Heere zum Augustus ausgerufen (363). Dieser schloss mit den Persern Frieden und überliess ihnen das starke Nisibis, die Vormauer der römischen Herrschaft im Osten. Jovian, der das Christentum wieder begünstigte, Julians Verfügungen zurücknahm und der Kirche ihre Vorrechte zurückgab, starb schon im folgenden Jahre (364), worauf Valentinian (365) vom Heere zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Er ernannte seinen Bruder Valens zum Mitkaiser für den Osten, während er selbst mit vieler Kraft die Angriffe der Deutschen am Rhein und an der Donau zurückschlug. In diese Zeit fällt der Beginn der Völkerwanderung, 375; der gewaltsame äussere Stoss erfolgt, der die innerlich bereits morsche alte Welt in Trümmer legt. Nach Valentinians plötzlichem Tode folgten ihm seine beiden Söhne, Gratianus (383) und Valentinian II. (392), als Auguste im Westen. Im Osten fiel Kaiser Valens in der blutigen Schlacht bei Adrianopel (August 378) gegen die Westgothen, welche vor dem Andrang der Hunnen über die Donau gegangen waren und im römischen Gebiete Aufnahme gefunden hatten. Darauf erhob Kaiser Gratian den tapfern Feldherrn Theodosius, einen Spanier, der sich schon unter seinem Vater, Valentinian I., hervorgetan hatte, zum Mitkaiser für den Osten. Theodosius (379—395), mit dem Beinamen der Grosse, wusste mit kräftiger Hand die Ruhe und Würde des Reiches, das er kurz vor seinem Tode, nachdem die beiden Regenten des Abendlandes, Gratian und Valentinian II., umgekommen waren, zum letztenmal als Alleinherrscher regierte, im innern und nach aussen noch einige Zeit aufrecht zu erhalten. Theodosius beruhigte die Gothen, indem er ihnen Wohnsitze in Thracien und Mösien überliess und gegen Jahrgelder 40.000 derselben in seine Dienste aufnahm. Im innern vollendete er die byzantinische Monarchie. Der grösste der Kaiser seit Constantin, gerecht, kühn und weise, war Theodosius bereits in seiner Persönlichkeit das volle Gegenteil eines antiken Caesars. In seinem Bewusstsein, der Vertreter des rechten Glaubens, erzwang er nicht nur die Anerkennung der Concile von Nicaea (325) und Constantinopel (380) gegen die Ketzer, sondern seine Edikte verboten den Kultus und die Opfer des Heidentums und schlossen die heidnischen Tempel. Somit hörte die bisherige Duldung verschiedener Kulte im römischen Reiche auf; die Einheit des Staates wurde auch auf das Gebiet des religiösen Lebens übertragen. Nach seinem Tode aber trat eine bleibende Trennung des Reiches ein,

Roms zur Geltung kommen musste. Dann erwirkte er auch einen Volksbeschluss, dass dem Sulla der bereits übertragene Oberbefehl in Asien abgenommen und dem Gaius Marius übertragen würde, der als Privatmann in Rom lebte und mit dem er zur Durchführung seiner Pläne sich verbündet hatte.

Dieser alte Feldherr und Held der demokratischen Partei hatte die unwürdige und kränkende Untätigkeit, zu welcher man ihn fortwährend verurteilte, jetzt um so tiefer und bitterer empfunden, als eben der Mann', der ihn überall kreuzte und überstrahlte, der in Afrika, in Asien und noch zuletzt im marsischen Kriege ihm verdienten oder gehofften Ruhm vorweg geholt hatte, — als Cornelius Sulla Consul geworden und ihm die Führung des Krieges in Asien übertragen war. Es gab daher nichts, wozu der bittere Hass gegen Sulla und seine Partei den Marius nicht vermocht hätte.

So begegneten sich zum drittenmale als Nebenbuhler diese beiden gewaltigen Menschen. „Gaius Marius, der Demokrat, rauh und hart von unbezähmbarer Leidenschaft, um so ehrgeiziger als er niedrig entsprossen, alle Lasten der Niedrigkeit mit Ingrimm getragen; ein grosser Feldherr aber klein in der Kunst den Staat zu lenken; und L. Cornelius Sulla, der Aristokrat, glänzend gebildet, dem Genuss mehr als dem Ruhme lebend, im Felde mehr den plötzlichen Blitzen seines Genies und Glückes vertrauend, als seiner dennoch listigen und kühlen Klugheit, die am meisten in Unterhandlungen und in den Aufgaben des Staatslebens glänzte“; es war, als ob in ihnen die Parteien verkörpert sich gegenüber getreten wären.

Sulla befand sich bereits bei seinen Legionen, die vor Nola standen, und rief sie, ihrer unbedingten Ergebenheit gewiss, als ihm die Boten den Willen des Volkes meldeten, zur Empörung gegen den ungerechten Beschluss auf. Er führte sie unter seinem Oberbefehl feindselig gegen Rom, eroberte die Stadt, vertrieb den Marius und verfolgte dessen Partei aufs grausamste. Die Gesetze des auf seinen Befehl getödteten Sulpicius hob er auf, ergänzte den Senat durch seine Anhänger und stellte die Stimmordnung der Centuriatcomitien nach der alten servianischen Verfassung wieder her, zugleich setzte er fest, dass von ihnen über keinen Antrag abgestimmt werden dürfe, der nicht zuvor vom Senate gebilligt sei. Dann begab er sich als Proconsul in den Krieg nach dem Orient. Marius war geächtet worden und hatte, aus Rom entkommen, sich

unter den wunderbarsten Abenteuern und Gefahren nach Afrika gerettet. In der Stadt war noch während Sullas Anwesenheit, neben dem Optimaten Gnaeus Octavius, der demokratisch gesinnte L. Cornelius Cinna zum Consul gewählt worden, hatte jedoch dem Sulla das Versprechen leisten müssen, nichts an der jetzigen Ordnung der Dinge zu ändern, überhaupt nichts gegen ihn zu unternehmen. Kaum aber hatte Sulla Rom verlassen, so wollte Cinna die sulpicischen Gesetze wieder herstellen und die verbannten, namentlich den Marius, zurückrufen, ward aber, von der Gegenpartei, geführt von seinem Mitconsul, durch ein grosses Blutbad auf dem Forum Roms, vertrieben und entsetzt. An seine Stelle wurde Cornelius Merula erwählt. Cinna und sein Genosse Carbo gewannen jedoch das bei Nola noch gegen die Bundesgenossen stehende Heer, zogen den für die volle Gleichstellung seines Volkes auftretenden Samniter Q. Sertorius an sich, forderten die italischen Bundesgenossen zu ihrem Beistande auf und riefen den Marius zurück. Vier Heere der Aufrührer näherten sich jetzt der Stadt, welche sich nach kurzer Belagerung ergeben musste. Plünderung und Mord bezeichneten den Einzug der Sieger.

Die angesehensten Häupter der Gegenpartei wurden schonungslos niedergemetzelt, so Octavius, die beiden Brüder Lucius und Julius Caesar, der berühmte Redner Antonius und Crassus; der Consul Merula öffnete sich die Adern, Catulus erstickte sich im Kohlendampf. Am ärgsten wütete der alte Marius, der rachebrütend seine Mörderschaar (die Bardiäer) die ärgsten Schandtaten verüben liess. Zugleich legte man Beschlag auf die Güter der Geächteten, hob die Verfügungen des Sulla auf und erklärte diesen selber für einen Feind des Vaterlandes. Marius erlangte nun sein 7. Consulat (86), starb aber bald darauf, von innerer Unruhe gefoltert, unter abwechselnden Ausbrüchen heftigen Zornmuts und zaghafter Kleinmütigkeit im 70. Jahre seines Alters. Seine Anhänger suchten sich in der Gewalt auf jede Weise zu behaupten. Cinna blieb 4 Jahre hindurch Consul und ernannte selbst seinen Kollegen. Der an Marius Stelle erwählte L. V. Flaccus gieng mit einem Heere nach Asien, um anstatt des geächteten Sulla den Krieg gegen Mithridates zu führen.

Der Krieg gegen Mithridates von Pontos (88—84 v. Chr.).

Unbeirrt durch den Sieg seiner Feinde in Rom, hatte unterdessen Sulla dem grossen Krieg im Orient die Stirn geboten. Seit

einem Jahrhundert hatten die Römer in Asien festen Fuss gefasst, ihre Heere wurden im Oriente heimisch und die furchtbarste aller Plagen, die römischen Zollpächter, war in Asien eingezogen, die Mishandlungen und Unterdrückungen wurden um so tiefer empfunden, als der soldatische Uebermut des Siegers die Hellenen wie die Asiaten im innersten verletzte. Als Rächer dieses hundertjährigen Druckes, der rohen Gewalt und unersättlichen Habsucht, erhob sich Mithridates VI., Eupator, König von Pontos. Seit den letzten makedonischen Zeiten hatte sich nämlich in dem östlichen Winkel des schwarzen Meeres, durch die Vorberge Armeniens und das Gebiet von Trapezos eingeengt, aus einer persischen Statthalterschaft das Königreich Pontos herangebildet, dem Umfange nach klein, aber von rauhen und kriegerischen Stämmen bewohnt. Die Fürsten dieses Landes führten ihre Abstammung auf die alten Könige von Persien zurück, wohl weniger wegen der Untrüglichkeit des Stammbaumes, als weil solche Herkunft in den Augen des Volkes geheiligtes Ansehen verlieh. Sie hatten sich trotz der Eroberung des Perserreiches durch Alexander auch in den Kämpfen der Diadochen zu behaupten gewusst, später Kappadokiens bemächtigt und den Königstitel angenommen. Die nach dem Vorteile des Augenblickes oft wechselnde römische Politik hatte zur Kräftigung des jungen Staates noch das ihrige beigetragen. Mithridates dem V., Euergetes, hatten die Römer für seinen Beistand im Kriege wider Aristoneikos gestattet, seine Herrschaft an der Südostküste des schwarzen Meeres auszubreiten. Er fiel durch Mörderhand in seiner neuen glänzenden Hauptstadt Sinope, und seine eigene herrschsüchtige Gemahlin stand im Rufe die Tat bewirkt zu haben; sie trachtete auch dem 11jährigen Sohne Mithridates VI. nach dem Leben. Durch List ihrer Verfolgung entronnen, gelangte dieser endlich nach einer Jugend voll Abenteuer und Gefahren zum sicheren Besitze des Thrones. Er war als Herrscher und Held gewaltig und gefürchtet, aber voll aller Laster des Orients und der Despozie, ein Mann von frühe gestählter Körperkraft, riesenmässigem Gedächtnisse, schnellem Urteile und ausgedehnter Sprachenkunde, der zugleich mit hervorragendem Feldherrntalent, verschlagene Gewandtheit in Unterhandlungen und eine durch Menschenkenntnis getragene Macht über die Gemüter besass. Dem weitstrebenden Ehrgeize dieses Königes war die römische Macht schon frühe ein Dorn im Auge; daher unversöhnlicher Hass und emsig vorbereiteter Entwurf zu ihrer Zertrümmerung.

Die Römer hatten ihm frühe Grossphrygien entrissen, und er vergass es ihnen nie. Ersatz suchte er in den Küstenländern des Pontos Euxinos, er unterwarf sich alle Völker um das schwarze Meer bis an die Donau, Albaner, Iberer, die Skythen, wie die Griechenstädte an der Küste, die Bastarner dienten wie die Sarmaten in seinem Heere. In Kleinasien riss er Bithynien, Kappadokien und Paphlagonien an sich und schloss mit dem Könige Tigranes von Armenien politisches und Familienbündnis. Seine Kriegsflotte beherrschte das schwarze und das ägeische Meer. Schon während der Gründung und Ausbreitung seines Reiches war es zu feindlichen Berührungen mit den Römern gekommen und Sulla damals (92 v. Chr.) Proprätor in Asien ihm mit Glück entgegengetreten.

Ein neuer Angriff des Mithridates auf den König von Bithynien, für den die Römer eintraten, führte zum Kriege, 88 v. Chr. Nachdem Mithridates ganz Asien bewaffnet und zur Unabhängigkeit aufgerufen, begann er den Kampf gegen Rom damit, dass er die römischen Statthalter Oppius und Manius Aquilius, welche die vertriebenen Könige von Kappadokien und Bithynien wieder einsetzen sollten, zurückschlug. Ganz Vorderasien, in welchem die Römer wegen ihrer Erpressungen gründlichst verhasst waren, fiel ihm durch diesen Sieg zu und seine Flotte erschien im Mittelmeere. Um aber die kleinen asiatischen Städte und Staaten an sich zu ketten, gab er den Befehl, alle Römer und Italiker ohne Unterschied an Einem Tage zu ermorden, und der Befehl wurde ohne Erbarmen gegen Geschlecht, Alter oder Stand pünktlich vollzogen; 80.000, nach andern 150.000 derselben sollen der Volkswut erlegen sein.

Auch die Statthalter Oppius und Aquilius wurden dem König ausgeliefert, letzterer auf einem Esel mit Hohn und Spott durchs Land geführt und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Mund gegossen. Des Königs Feldherr Archelaos setzte dann nach dem europäischen Griechenland über und rief die Hellenen zur Freiheit auf. Alle Inseln, Rhodos ausgenommen, unterwarfen sich, die Spartaner, Athener, Böoter erklärten sich für den König; alle Völker um das schwarze Meer kamen in Bewegung, Parther, Armenier, Syrer und Aegypter wurden zur Teilname am Kampfe aufgefordert. Ein Heer unter Ariarathes stand bereits in Thrakien und Makedonien. So war der Stand der Dinge als Sulla im Frühjahr 87 in Griechenland mit nur 30.000 Mann erschien, um den Fortschritten des pontischen Heeres Einhalt zu tun.

Italien hinter ihm war unter der Herrschaft der Marianer, vor ihm stand ein viermal stärkerer Feind, er selber hatte kein Geld, um die Soldaten zu bezahlen, er musste die Tempelschätze von Delphi und Olympia angreifen. Nachdem er den Archelaos und den Athener Aristion geschlagen, belagerte er, da jener sich in dem Peiraieus und auf Munychia, dieser auf der Akropolis befestigte, Athen, eroberte es nach einem mühsamen Winterfeldzuge und gab es der Plünderung preis. Hierauf wandte sich Sulla gegen Archelaos, der sich nach Böotien zurückgezogen und mit neuen Truppen verstärkt hatte, und schlug ihn bei Chaironeia, 86 v. Chr. Auch ein neues Heer, das Mithridates zur Behauptung Griechenlands unter Dorylaos abgeschickt, wurde nach heisser Schlacht bei Orchomenos (85) vollständig zersprengt.

Jetzt sandte Sulla seinen Unterfeldherrn L. Licinius Lucullus mit einem Heere nach Asien hinüber, wo die Bevölkerung bereits der Despozie des Mithridates müde, zur Erhebung bereit war. Inzwischen war auch das Heer der marianischen Partei unter dem Consul Flaccus in Asien erschienen, dieser aber bald darauf von seinem Legaten Fimbria (einst wilder Parteiführer in der Stadt und als Offizier Aufhetzer des zügellosen Heeres) in Nikomedia ermordet worden. Fimbria, der sich an die Spitze des Heeres stellte, schlug den Mithridates und schloss ihn in Pithana ein. Hätte sich Lucullus mit ihm verbinden wollen, so wäre der König verloren gewesen, so aber entkam er nach Mitylene. Um aber der Gegenpartei keine Hülfe zu danken, gewährte Sulla demselben jetzt Frieden, über den schon Archelaos unterhandelt hatte, und schloss ihn (84 v. Chr.) bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Dardanos ab. Mithridates musste sich auf sein väterliches Reich beschränken, alle Eroberungen herausgeben, 2000 Talente Kriegskosten zahlen und die Flotte ausliefern. Die griechischen Städte und Provinzialen Kleinasiens hatten mit 20.000 Talenten (34 Mill. Thlr.) ihren Abfall zu büssen. Inzwischen war auch das Heer des Fimbria zu dem beliebteren Sulla übergegangen, da dieser seinen Soldaten alle Lüste und Gewaltaten nachsah, und Fimbria hatte sich selbst den Tod gegeben. Nun schickte sich Sulla nach der siegreichen Beendigung dieses ersten mithridatischen Krieges an, zurückzukehren und im Besitze ungeheurer Geldmittel und seines ihm blind ergebenen Heeres seine Feinde in Rom zu züchtigen. Seinen Legaten L. Licinius Murena liess er mit den zwei fimbrianischen Legionen in Asien zurück, er

selbst landete im Frühjahre (83) mit nur 5 Legionen, 6000 Reitern und wenigen Hülfstruppen bei Brundisium.

Ausgang des Bürgerkrieges.

Auf die Kunde von der bevorstehenden Rückkehr des Sulla, traf Cinna die nötigen Massregeln, um sein Heer nach Illyrien zu übersetzen und den Kampf in Griechenland zu entscheiden, ward jedoch bei Einschiffung seiner Truppen durch eine Soldatenrevolte ermordet. Sein Kollege Papirius Carbo war nicht der Mann das gefallene Haupt der marianischen Partei zu ersetzen. Wohl betrug seine Streitmacht mehr als 200.000 Mann, aber diese bestanden grösstenteils aus unzuverlässigen und zuchtlosen Schaaren. Dagegen hatte Sulla ein erprobtes, ihm durchaus ergebenes Heer und wusste den Marianern die Italiker zu entfremden, indem er diesen versprach, sie als römische Bürger in die 35 Tribus einzuschreiben. Viele angesehene Männer, wie Metellus Pius, L. Crassus u. a. schlossen sich ihm an und verstärkten mit ihren Anhängern sein Heer. Den wichtigsten Zuzug, 3 Legionen, brachte der 23jährige Pompejus, der Sohn des Cn. Pompejus Strabo. Aufgefordert und ermuntert von den flüchtigen Optimaten rückte Sulla rasch vorwärts, vernichtete das Heer des unfähigen Consuls C. Norbanus Flaccus im ersten Anlauf bei Canusium und bewog die Legionen des anderen Consuls, L. Scipio, bei Teanum durch listig angezettelte Meutereien zum Abfall. Darauf neues einhalten und gegenseitige Waffenruhe des Winters. In Rom wurden Carbo und der jüngere Marius zu Consuln ernannt, aber die krampfhaftesten Anstrengungen blieben bei dem Mangel eines leitenden Oberhauptes vereinzelt, und Sertorius bereits an der Rettung Italiens verzweifelnd, zog sich nach Spanien zurück.

Zwei Jahre wurde der Krieg noch mit beispielloser Erbitterung geführt. Zwanzig Schlachten und grössere Gefechte wurden geliefert, ehe der Sieg errungen war. Metellus Pius schlug die Heeresabteilung des Carinas am Aesis in Umbrien und Sulla den aus dem Waffenplatz Präneste ihm entgegenziehenden jüngern Marius bei Sacriportus dergestalt, dass forthin die Wagschale sichtbar auf seine Seite neigte. Die blutige Schlacht von Clusium blieb unentschieden; in dem Treffen bei Faventia aber wurden die letzten Reste der Truppen des Norbanus und Carbo von Metellus völlig zerstreut und aufgelöst. Da alle Versuche, Präneste zu entsetzen, scheiterten, Carbo verzweifelnd nach Afrika entfloh, so unternahm Pontius Telesinus mit

seinem samnitischen Heerhaufen die Ueberrumplung Roms, „der Höhle, wo die Räuber Italiens hausten; denn bevor der Wald nicht ausgerottet, werde man der Wölfe nicht los.“ Die Erhaltung der Stadt beruhte jetzt auf Sulla, der, eilig zur Rettung heranziehend, hier beim collinischen Tore die letzte Entscheidungsschlacht lieferte. Unter den grössten Gefahren gewann er den Sieg, als Crassus mit dem rechten Flügel die schon verlorene Schlacht wieder herstellte. In Folge dieser Schlacht ergab sich auch Präneste, dessen Einwohner nebst der samnitischen Besatzung, im ganzen etwa 12.000 Mann, Sulla kaltblütig niederhauen liess. Der jüngere Marius hatte nach vergeblichem Fluchtversuche sich selbst getödtet.

Diese blutigen Vorgänge bildeten jedoch nur ein Vorspiel zu den Gräueltaten, die in Rom jetzt vorfielen. Hatte Marius in blinder Wut, roher Leidenschaft gemordet, so vergoss Sulla mit kalter Ueberzeugung Blut in Strömen. An 3000 bis 4000 gefangene Samniter, unter ihnen den schwerverwundeten Pontius Telesinus (den Aristomenes Italiens) liess er im Circus, nahe dem Tempel, der Bellona, wo er den Senat versammelt hatte, zusammenhauen, und mahnte die Senatoren, sich nicht durch das Geschrei einiger Uebeltäter, die am Leben gestraft würden, stören zu lassen. In den Comitien erklärte er, er wolle durch Veränderungen in der Staatsverfassung deren Zustand verbessern, sei aber entschlossen, alle Feinde der neuen Ordnung der Dinge zu vernichten.

Da brach nun alles Entsetzen, welches Soldatenwut, Habsucht und Privatrache hervorzubringen vermögen, über die unglückliche Stadt aus. Tausende schuldige wie unschuldige wurden auf den Strassen, in den Tempeln und Häusern gemordet, ehe noch Sulla, zum Dictator auf unbestimmte Zeit ernannt, durch seine Proskripzionslisten diejenigen bezeichnete, die zum Tode bestimmt seien. In allen Städten, die Sulla Widerstand geleistet, wurde Strafgericht gehalten. Die Mordwut verbreitete sich über ganz Italien. Ganz Samnium ward zur Wüste gemacht; Etrurien ward verödet. Jeder der einen Geächteten tödte, sollte 12.000 Denare (3000 Thlr.) als Lohn erhalten; wer ihm Aufname und Rettung gewähre, selbst mit dem Tode und der Einziehung des Vermögens bestraft werden. Die Güter der Geächteten wurden eingezogen, die Kinder derselben für enterbt und zu jedem öffentlichen Amte unfähig erklärt. Auf dem Forum waren die Proskripzionstafeln angeschlagen mit den Namen jener, die dem Tode verfallen waren, und wurden immer aufs neue ergänzt, ein Schrecken für diejenigen, die ihren Namen

suchten, weil sie dadurch Verdacht erregten und ein nicht geringerer für die, welche es unterliessen, weil sie einer furchtbaren Ueberraschung gewärtig sein mussten. Dazu das schändliche Getriebe der durch die versprochenen Belohnungen gestachelten Späher und Ankläger, so dass Habsucht und persönliche Rache dem politischen Hasse sich zugesellten. Man rechnet, dass mehr als 40 Senatoren, 1600 Ritter und überhaupt an 100.000 Menschen damals getödtet wurden.

Dies war die „sullanische Aernte“, die grossen „Aderlässe“ Italiens und so zerfleischten die beiden Parteien den Staat, indem sie ihn wechselweise nach der einen und nach der andern Seite zerrten.

Sullas Dictatur, Gesetze und Tod.

Auf diesem blutgedrängten Boden richtete nun der Dictator nicht etwa eine neue Tyrannis, sondern lediglich die alte aristokratisch oligarchische Regierung wieder auf. Es geschah dies durch eine Reihe von Gesetzen, die cornelischen, welche in die kurze Zeit von 82—79 fallen. Ein Gesetz bestimmte die Güter der in den Reihen der Feinde Gefallenen dem Verkaufe; ein weiteres entzog den Sulla feindlich gesinnten Munizipien ihr Bürgerrecht und einen Teil ihres Ackerlandes. Beide gaben dem Dictator die Mittel, seine Parteigänger und Soldaten zu belohnen. Die frühere Stufenfolge der Aemter stellte er wieder her. Prätor konnte nur werden, wer Quästor gewesen, Consul, wer Prätor, und dasselbe Amt durfte nicht zweimal innerhalb 10 Jahren bekleidet werden. Die Zahl der Quästoren wurde von 8 auf 20 gesetzt, die der Prätoren von 6 auf 8 vermehrt, und bestimmt, dass sie nach Ablauf ihres Amtsjahres in den Senat eintreten und damit die jährliche Ergänzung desselben bilden sollten. Da die Senatoren zugleich für unabsetzbar erklärt wurden, so fiel das Amt des Censors weg. Die Macht des Senats wurde wieder hergestellt und derselbe auf 600 Mitglieder ergänzt; in ihm sollte der eigentliche Schwerpunkt der Regierung liegen. Die Gerichtsbarkeit fiel an die Senatoren zurück und die Zahl der stehenden Gerichtskommissionen wurde vermehrt. Der Senat bestimmte die Consularprovinzen und der Statthalter blieb so lange in seiner Provinz, bis ihm der Senat einen Nachfolger schickte. Erpressungen in den Provinzen sollten mit Exil und Ersatz des Schadens geahndet werden. Die Priesterkollegien wurden vermehrt und erhielten wie in alter Zeit das

Recht der Selbstergänzung (Cooptation), so dass auch sie dem Einfluss der Volkswahl entzogen waren. Die Centuriatcomitien wurden, wie schon im Jahre 88, auf die servianische Ordnung zurückgeführt, den Tributcomitien ward die gesetzgeberische Gewalt entzogen, indem der Tribun sie nicht versammeln und keinen Antrag vor sie bringen durfte, ohne vorhergegangenes Gutheissen des Senates.

Ueberhaupt beschränkte Sulla das Recht der Tribunen zumeist dadurch, dass nach seiner Bestimmung die Verwaltung des Tribunats von der aller anderen Aemter ausschloss, weil er dachte, dass die geschmälerte Machtbefugnis dieses populären Amtes (er hatte es auf das Mass der Rechte zur Zeit der Einsetzung herabgedrückt) keinen Reiz für Männer von Ehrgeiz und Talent mehr bieten könne. Eine Reihe weiterer Gesetze ordnete verschiedene Gebiete der Rechtspflege und Polizei, gab Festsetzungen gegen Testamentsverfälschungen, Falschmünzerei, Vergewaltigung und Beleidigung, Meuchelmord und Giftmischerei; ein Aufwandgesetz beschränkte den Luxus bei Gastgelagen und Leichenbegängnissen und setzte die Preise für gewisse Lebensmittel herab, deren Wert und Reiz nur in ihrer Seltenheit und in ihren hohen Preisen bestand. Es charakterisiert aber diese Gesetzgebung und ihre Unhaltbarkeit, dass Sulla selbst in dieser Beziehung am wenigsten mit dem Beispiele der Mässigung vorangieng. Sein Heer belohnte Sulla durch Landanweisungen innerhalb Italiens und teilte an seine Veteranen 120.000 Loosteile auf Kosten der von ihm bestraften, abgefallenen italischen Munizipien aus. Dazu gab er 10.000 Sklaven, die fortan von ihm den Namen Cornelier führten, die Freiheit. Die Italiker behielten ihr Bürgerrecht. Zugleich ordnete er das Recht und die Einrichtung der städtischen Gemeinden durch ganz Italien. Jetzt erst erhielten sie eine gemeinsame Verfassung nach dem Muster der römischen, jedoch mit untergeordneter Bedeutung. Ihr Gemeinderat entsprach dem Senat, ihre zwei Richter den Consuln und Prätoren, andere Beamte den Aedilen u. s. f.

Nachdem Sulla diese Reakzion (82—79) durchgeführt, legte er, sein Werk im wesentlichen für vollendet achtend, die Dictatur nieder und gab seine ausserordentliche Gewalt dem Volke zurück. Er zog sich nach dem reizenden Puteoli ins Privatleben zurück und lebte dort dem Genuss und der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten. Wie viele seinesgleichen getan haben, sah auch Sulla sich stets als ein Werkzeug in der Hand der Götter an, glaubte in solcher Eigenschaft zu

handeln und ihres besonderen Beistandes gewiss zu sein und hatte sich daher selbst in vornehmer Verachtung des Lebens und der Grösse den Beinamen Felix (der Glückliche) gegeben. Er starb im Jahre 78, 60 Jahre alt, am Blutsturz, nach andern an der Pthiriasis. Noch seinen Scheiterhaufen umringten die höchsten Ehren, die Senat, Ritterschaft und Volk zu verleihen vermochten. „So hatte die römische Revoluzion ihren ersten Kreislauf vollendet. Ausgegangen von den edelgemeinten Reformen der Gracchen, fortgeschritten zum heftigsten Gegensatz der Parteihäupter, die ihre persönlichen Interessen in die sachlichen Fragen mischten und zur wilden Demagogie entartet, geriet die Bewegung zuletzt in die Hand von Soldatenführern und schloss mit der Militärdictatur und einer siegreichen optimatischen Reakzion, der sich der Staat einstweilen willig fügte.“

Die Zeit des Cnejus Pompejus.

Der sertorianische Krieg 79—73; der Sklavenkrieg 73—71 v. Chr.

Die nur durch militärische Gewalt neu begründete Herrschaft des Senates hatte von vorn herein auch nur auf einem Manne beruht und mit dem Tode desselben begann das schwanken des Staates aufs neue. Niemand war da, der mit dem gefürchteten Ansehen Sullas denselben leiten konnte, wohl aber waren die Elemente zu einer neuen Umwälzung in reicher Menge vorhanden. Neben der grollenden demokratischen Partei, die in dem Blute der zahllos Gemordeten nur unterdrückt, aber nicht vertilgt worden, standen mächtige unzufriedene Klassen, wie die ihres jungen Stimmrechtes wieder beraubten Freigelassenen, die mehrfach geschmälerten Kapitalisten des Ritterstandes, dann die Masse der zu Gunsten der sullanischen Soldatenkolonien von Haus und Hof vertriebenen Grundbesitzer und Bürger, die das Land als Bettler und Räuber überschwemmten; endlich waren selbst die sullanischen Soldaten zum Teil auf den schlimmen Weg geraten, ihre neuen Güter schnell zu verschlemmen, um sich dann nach neuem leichten und blutigen Erwerb zu sehnen. So riefen denn Parteihass und Leidenschaft wieder neue Erschütterungen hervor, welche nach Aufhebung der sullanischen Einrichtungen und nach langen und blutigen Kämpfen zuletzt zur Gründung einer Monarchie führten. Schon der Consul des Jahres 78 M. Aemilius Lepidus versuchte einen Umsturz der sullanischen Verfassung zu Gunsten der Popularen. Er sammelte ein Heer in Etrurien, und bedrohte schon die Tiberbrücke und

Rom, da vernichtete ihn der Senat durch seinen Mitconsul C. Lutatius Catulus und durch Cnejus Pompejus (77 v. Chr.). Dieser letztere nun, geb. 106, war es, der jetzt das grösste Anrecht auf die Stellung Sullas zu haben schien und der auch den Weg für die neue monarchische Richtung bahnte. Vieles kam ihm hierbei zu statten. Er hatte durch rechtzeitigen Beitritt die Gunst Sullas erworben, diesem späterhin durch Vernichtung der Reste der marianischen Partei auf Sicilien und in Afrika wesentliche Dienste geleistet und war daher von ihm als Feldherr und mit dem Namen Magnus (der Grosse) begrüsst worden; ja hatte, wenn auch nach einigem widerstreben Sullas, sogar die Ehre des Triumphes sich zu erringen gewusst, obwohl er weder Consul noch Prätor war, was sonst durchaus dazu erfordert wurde.

Dem Ritterstande entsprossen, Soldat von Kindesbeinen an, besass er Tapferkeit, Beharrlichkeit und Kraft zu entbehren, aber bei alle dem mehr die Eigenschaften des Kriegers, als des Feldherrn; im politischen Leben aber, wo seine Eitelkeit ihn zur höchsten Stelle drängte, fehlte ihm jedoch ebensowohl der rasche Entschluss, den günstigen Moment zu ergreifen, wie das überwiegende Talent ihn herbeizuführen. Von persönlicher Würde und verhältnismässig in einer verderbten Zeit von persönlicher Unbescholtenheit, war er doch lau für das Gute und, die ihn kannten, hielten ihn für versteckter, aber nicht für besser als Sulla. Pompejus hatte anfänglich noch zu Lebzeiten Sullas die Bestrebungen des Lepidus unterstützt, später aber, als er das planlose des Unternehmens erkannte, sich der herrschenden Partei wieder zugewendet. So konnte es ihm daher nach Sullas Tode nicht an Gelegenheit fehlen, seine Lorbeeren zu vermehren; ja das Glück verschwendete an ihm seine Gunst, um ihm das wichtigste fast ohne Mühe zuzuwenden. Die erste Stufe seines neuen Ruhmes war der Krieg gegen den Marianer Sertorius (79—73 v. Chr.). Dieser treffliche Mann, ein Sabiner aus Nursia, unter den Gegnern Sullas vor allem durch Edelmut und Klugheit sich auszeichnend, ein Gefährte des Marius schon seit dem Kimbernkriege, hatte nach dem Tode desselben, als er unter der Führung untüchtiger Männer die demokratische Sache in Italien verloren sah, sich in seine Proprätur nach Spanien begeben. Durch die Sullaner von hier vertrieben, hatte er sich nach Afrika geflüchtet, ja soll auf den Gedanken geraten sein, ganz aus dem Getümmel der Welt zu fliehen und sich auf die sogenannten Inseln der Seligen (die Canarien) zurückzuziehen, was jedoch seine Genossen

nicht billigten. Er landete daher an der mauretanischen Küste, wo eben eine Empörung ausgebrochen war und schloss sich derselben an. Hier schlug er nicht nur den König von Mauretanien, sondern auch ein römisches Heer, das Sulla demselben zu Hülfe geschickt, und blieb jetzt, besserer Zeiten harrend, daselbst. Der Ruf seiner ritterlichen Taten jedoch hatte auch die Aufmerksamkeit der aufständischen Lusitanier erregt, die in dem kriegserfahrenen Mann einen neuen Viriathus zu finden glaubten und sie liessen ihn durch Abgeordnete einladen, in dem Kriege, welchen sie gegen die sullanischen Offiziere führten, ihr Anführer zu werden. In der Hoffnung, die marianische Partei wieder emporzubringen, folgte Sertorius diesem Rufe gerne und hatte bald von Lusitanien aus siegreich seine Macht über ganz Spanien verbreitet (seit 79 v. Chr.). Gegen die Beharrlichkeit und Kriegskunst, mit der dieser zweite Hannibal, wie ihn seine Soldaten nannten, das Land verteidigte, hatten bisher die römischen Heere und Befehlshaber umsonst sich versucht. Selbst Quintus Metellus, ein tüchtiger, wenn gleich zu methodischer Feldherr der Nobilität, den Sulla gegen ihn gesandt, vermochte nichts gegen ihn auszurichten, da Sertorius jeder entscheidenden Feldschlacht auswich und einen Guerillakrieg führte. Verstärkt durch die Reste der Truppen des auf Sardinien verstorbenen Lepidus, die dessen Legat Perperna nach Spanien geführt, wuchs des Sertorius Macht noch mehr und er traf jetzt Einrichtungen, die für Rom ungemein gefährlich zu werden schienen. Ein aus den Häuptern der Emigranten gebildeter Senat von 300 Mitgliedern verwaltete die pyrenäische Halbinsel nach Art des römischen; Korsaren vermittelten den Verkehr zur See mit Italien und Kleinasien, ja selbst Mithridates schloss ein Bündnis mit dem Demokratenführer. Durch Milde und Gerechtigkeit gewann Sertorius die Eingebornen, gründete in Osca (Hueska) eine Akademie, in der ihre Söhne in der römischen und griechischen Literatur unterrichtet wurden und wusste durch sein freundliches volkstümliches und ritterliches Wesen die Phantasie des Volkes und die Streitlust der Krieger zu wecken und beleben. Endlich wurde Pompejus, der bisher nur als Ritter unter seinem eigenen Oberbefehl gestritten, mit proconsularischer Gewalt gegen ihn gesandt, 77 v. Chr. Nachdem auch er anfangs Verluste erlitten, dann aber mit Metellus vereinigt die Unterfeldherren des Sertorius besiegt hatte, ward ihm dennoch der Sieg nur dadurch zu teil, dass Sertorius von seinem neidischen Genossen Perperna, der nach dem Kommando strebte, bei einem

Gastmahl im spanischen Osca meuchlerisch ermordet wurde. Perperna, der jetzt den Oberbefehl übernahm, ward von Pompejus geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Ein Teil der Emigranten wurde in Gallien als Gemeinde der zusammengelaufenen angesiedelt, einem anderen die Rückkehr in die Heimat gestattet. Auf die Trophäen aber, die er in den Pyrenäen auf der Grenze von Spanien und Gallien errichtet, setzte Pompejus die grosssprecherische Inschrift, dass er 876 Städte von den Alpen bis zum äussersten Spanien den Römern unterworfen habe.

Der Sklavenkrieg 73—71.

Während in Spanien gekämpft wurde, war in Italien, wie schon früher in Sicilien und Kleinasien es geschehen, wieder ein höchst gefährlicher Aufstand der Sklaven und Gladiatoren ausgebrochen. Ausser der ungeheuren Menge von Sklaven, welche die grossen Familien zu Rom zur Bebauung ihrer grossen Güter unterhielten, wurden nämlich, bei dem immer zunehmenden Wohlgefallen des Volkes an den Fechterspielen, ganze Schaaren von Sklaven in Thrakien, Gallien und anderwärts von Spekulanten aufgekauft, welche dieselben in eigenen Gladiatorenschulen einüben liessen, um sie dann an diejenigen, die dem Volke Spiele geben wollten, zu verdingen. Die Hauptanstalten zur Erziehung dieser Fechter befanden sich zu Ravenna und Capua. Die Härte nun, mit welcher der Besitzer der Fechterschule zu Capua seine Sklaven behandelte, bewog eine Anzahl solcher, welche lieber für ihre Freiheit als für die Schaulust des römischen Volkes ihr Leben einsetzen wollten, aus dem Sklavenzwinger auszubrechen. An ihrer Spitze standen zwei Kelten, Krixus und Oenomaus, und der Thraker Spartacus. Ausserhalb der Stadt bemächtigten sie sich eines für ihren Herrn bestimmten Waffentransportes und verbargen sich in den Schluchten des Vesuv, wo ihre Zahl bald zu einer beträchtlichen Schaar anschwoll. Sie wurden der Landschaft umher durch ihre Streifzüge so lästig, dass die Einwohner sich ihrer nicht erwehren konnten und sich nach Rom um Hülfe wandten. Eine gegen sie geführte Truppenabteilung ward geschlagen, und als der Prätor Varinius mit 2 Legionen gegen sie heranzog, wichen sie über den Silarus zurück. Hier schlugen sie den Varinius und erbeuteten sein Lager. Jetzt verbreitete sich der gefährliche Aufstand über Lucanien, Campanien und Bruttium, und die Städte und Dörfer dieser Landschaften litten schwer durch die Grausamkeit des immer mehr anschwellenden

Sklavenhaufens, dessen wilden Rachedurst und zügellosen Plünderungsdrang der edle und umsichtige Geist des Spartacus vergebens zu beschränken, vergebens auf ein praktisches Ziel, die Wiedergewinnung der verlornen Heimat, hinzulenken suchte.

Um den Brand zu tilgen, der bereits über ganz Italien sich zu verbreiten drohte, sandte man im nächsten Jahre die beiden Consuln gegen die Empörer.

Der eine Haufe derselben, unter Krixus, wurde auch von dem Prätor Q. Arrius, dem Legaten des Consuls L. Gellius am Garganus in Apulien, vernichtet; um so glänzender aber focht Spartacus, ein tapferer Soldat und tüchtiger Führer, in dem Apennin und Oberitalien. Hinter einander erlagen ihm der Consul Cn. Lentulus, der Consul Gellius, der Prätor Arrius und zuletzt, bei Mutina, der Statthalter des diesseitigen Galliens, C. Cassius. Mit 120.000 Mann bedrohte er jetzt, nachdem er auf Verlangen seines Heeres den beabsichtigten Zug über die Alpen, behufs der Rückkehr in die Heimat, hatte aufgeben müssen, Rom, und plünderte Italien. Im höchsten Grade aufgebracht wider Feldherrn und Heere, die den Staat gegen Sklavenbanden nicht zu schützen vermochten, übertrug der Senat dem Prätor M. Licinius Crassus den Befehl über acht Legionen. Crassus hatte schon unter Sulla in den bürgerlichen Kriegen Geschick und Mut bewiesen und in der Schlacht vor den Toren Roms mit Ruhm gekämpft, später durch glückliche Spekulazionen, namentlich durch Güterkauf bei den Proskripzionen Sullas und durch Häuserbau nach dem grossen Brande in Rom, sowie durch Wucher und Staatspachtungen sich ein kolossales Vermögen erworben und durch geschickte gerichtliche Verteidigung auch der bedenklichsten Fälle, nach Gunst bei der Menge gestrebt. Ihn trieb die Habsucht, wie den Pompejus die Eitelkeit. Crassus stellte nun die verfallene Kriegszucht durch Schrecken wieder her; er liess einen Teil der geschlagenen Truppen dezimieren, und schützte durch Besetzung der Apenninenpässe die bedrohte Hauptstadt. In dem nächsten Gefechte schlug er den Spartacus und nötigte ihn, sich durch Lucanien nach Rhegium zurück zu ziehen, von wo aus er auf Schiffen der Seeräuber nach Sicilien überzusetzen gedachte, um dort auf geeigneterem Boden den Kampf fortzusetzen. Die Seeräuber nahmen den bedungenen Preis, fuhren jedoch, nachdem die Habe des Sklavenheeres zum teil schon auf ihren Schiffen war, treulos davon. Diesen Aufenthalt hatte Crassus benutzt, um die bruttische Halbinsel, auf welcher Spartacus stand, durch einen Wall

von 7 deutschen Meilen Länge von Meer zu Meer abzusperren, aber Spartacus durchbrach in dunkler Nacht die Befestigungslinie und marschierte wieder nach Lucanien. Hier jedoch brach Uneinigkeit unter den Sklaven aus. Die Kelten und Germanen trennten sich unter eigenen Führern von Spartacus und wurden vereinzelt von Crassus aufgerieben (Sonderkampf am Bergwalde Sila). Den Spartacus nötigten seine Truppen in Apulien, sich dem Crassus entgegenzustellen zu dem entscheidenden Treffen am Flusse Silarus. Vor der Schlacht stiess er sein Ross nieder, um mit den seinen die gleiche Gefahr zu teilen, in der Schlacht starb er den Heldentod. Mit ihm fielen die tapfersten seiner Leute, die übrigen zerstreuten sich und wurden in vereinzelten Schaaren niedergemacht oder aufgefangen, um den Sklaventod am Kreuze zu sterben. Längs der Strasse von Capua nach Rom standen 6000 Kreuze mit gefangenen Sklaven. So wurde der Sklavenkrieg im Jahre 71 von Crassus beendigt. 5000 aus der letzten Schlacht entronnene Sklaven waren nach Oberitalien geeilt, um von da sich über die Alpen zu retten. Diesen begegnete Pompejus, als er mit seinem Heer aus Spanien zurückkehrte und hieb sie nieder. Er meldete hierauf dem Senat: „Crassus habe den Feind in einer Schlacht überwunden, er aber den Krieg mit der Wurzel ausgerottet.“ So erhielt die bereits bestehende Eifersucht zwischen Pompejus und Crassus, den diese Anmassung ungemein verletzen musste, neue Nahrung.

Das erste Consulat des Pompejus und Crassus.

Zwischen Pompejus und den Optimaten war seit dem sertorischen Kriege eine Verstimmung eingetreten. Pompejus hatte zwar von vornherein auf Seite der Sullaner gestanden und für eine Hauptstütze des Senates gegolten, aber die Nobiles vom reinen Blute hatten den Mann aus dem Ritterstande doch nie als ebenbürtig angesehen. Nur halb gezwungen und mit Unwillen hatte der Senat dem jungen, unmässig gestiegenen Manne, den man zugleich beneidete und fürchtete, das ausserordentliche Kommando gegen Sertorius übergeben, und ihn so dem Quintus Metellus, der ganz zu den ihrigen gehörte, an die Seite gestellt. Pompejus aber warf dem Senate vor, dass er in Spanien nicht genugsam von ihm unterstützt worden sei. Jetzt nun kam er an der Spitze eines ergebenen Heeres nach Italien zurück und trat als ruhmreicher Sieger und als Beendiger des spanischen und Sklavenkrieges mit neuen grossen Ansprüchen auf. Vor den Toren Roms forderte er

für seine Soldaten Landanweisungen, für sich den Triumph und das Consulat für das folgende Jahr. Der Senat war nicht geneigt zu willfahren, denn die beiden letzten Forderungen waren jedenfalls gesetzwidrig. Consul konnte ja nur werden, wer von der Quästur an die Staffeln der Ehrenämter der Reihe nach durchgemacht und Pompejus war noch nicht Quästor gewesen; aber auch der Triumph konnte gesetzlich nur dem zugestanden werden, der die ordentliche höchste Gewalt bekleidet hatte. Da der Senat sich also schwierig zeigte, so trat jetzt Pompejus, bisher Schwert und Schild der Senatspartei, offen zur Volkspartei über, um mit ihrer Hilfe die Oligarchie zu stürzen und sich so den Weg zur höchsten Macht zu bahnen. Crassus, der ebenfalls noch an der Spitze eines bedeutenden Heeres stand, hätte allerdings jetzt dem Pompejus und der Demokrazie gegenüber noch ein Gegengewicht bilden können, und der Senat glaubte um so eher auf ihn hoffen zu dürfen, da Pompejus die im Sklavenkrieg erworbenen Lorbeeren ihm hatte entreissen wollen. Aber auch dieser dachte mehr an das eigene, als an das Staatsinteresse und hielt es somit für geratener, seine Verstimmung gegen Pompejus einstweilen zu unterdrücken und auf dessen Seite zu treten. Gegen eine so mächtige Verbindung wagte der Senat nicht anzukämpfen, er bewilligte daher den beiden Feldherren das Consulat für das nächste Jahr, ausserdem dem Pompejus den Triumph und Landanweisungen für seine Soldaten, dem Crassus eine Ovazion.

Wetteifernd bemühten sich jetzt Pompejus und Crassus um die Gunst des Volkes, aber letzterer trat weit hinter den Besieger des Sertorius zurück. Crassus speiste bei einem grossen Opfer, das er dem Herkules darbrachte, die gesammte römische Bürgerschaft an 10.000 Tischen und teilte Getreide auf drei Monate unter die Menge aus; Pompejus aber beseitigte die ohnehin schon mehrfach erschütterte und angefochtene sullanische Gesetzgebung.

Die tribunicische Gewalt, der schon im Jahre 75 durch das aurelische Gesetz, dass diejenigen, welche das Tribunat bekleidet, nicht mehr von den übrigen Ehrenämtern ausgeschlossen sein sollten, eine der sullanischen Fesseln abgenommen war, wurde wieder in ihrem vollen Umfange hergestellt, nicht blos um sich das Volk zu gewinnen, sondern um fortan in den Tribunen Werkzeuge seines eigenen Ehrgeizes zu haben. Durch den Prätor Aurelius Cotta entzog er auch dem Senate die ausschliessliche Rechtspflege, so dass hinfort die Richter nur zu einem Drittel aus den Senatoren, zu

zwei Drittel aus Rittern und Aerartribunen (Soldzahlmeistern, unmittelbar von den Tribus gewählt) genommen wurden.

Auch die Censur, welche Sulla abgeschafft hatte, ward mit ihrer fünfjährigen Dauer wieder erneuert und durch dieselbe der Senat von verhassten Persönlichkeiten, namentlich den Gegnern des Pompejus gereinigt; ebenso erhielten die Ritter durch Wiederherstellung der gracchischen Steuerhebungsordnung für die Provinz Asien ihre früheren Vorteile zurück. So hatte Pompejus die von Sulla gegründete Aristokratenherrschaft, als deren Hauptstütze er anfangs gegolten in seinem ersten Consulate zusammengerissen und war nun der hochgefeierte Liebling des Volkes geworden. Wie sehr ihn aber auch nach der Dictatur gelüstete, zu gewaltsamen vorgehen, zum durchbrechen der gesetzlichen Schranken, fehlte ihm doch der Mut. Nach seinem Consulat und seiner Aussöhnung mit Crassus entliess er sein Heer, das er nur aus Sorge vor diesem auch nach dem Triumphe noch immer vor der Hauptstadt zusammen gehalten hatte, und benahm so dem Staate die Furcht, dass es zwischen ihm und Crassus zu einem Kampfe um die Alleinherrschaft, wie sie Sulla besessen, kommen werde. Es unter seiner Würde haltend, nach Niederlegung des Consulates die Verwaltung einer Provinz anzunehmen, blieb er in den Jahren 69 und 68 als Privatmann in Rom. Er lebte zurückgezogen und zeigte sich dem Volke selten und nie ohne ein grosses Gefolge, wodurch er sich ein hohes vornehmes Ansehen zu geben suchte. So wartete er in stolzer Behauptung seiner Würde es ab, bis sich ihm wieder eine neue Gelegenheit zu glänzender Tätigkeit eröffnete, und diese fand sich bald.

Der Seeräuberkrieg 67—66 v. Chr.

Seit der Zerstörung Karthagos und der Demütigung von Rhodos, dessen Kriegsflotte sie weggenommen, hatten die Römer ihre Seemacht verfallen lassen. Eine Folge davon war, dass der Seeraub, der auf dem Mittelmeere nie gefehlt, unbeschränkt aufwucherte und von Jahr zu Jahr wuchs. Die Seeräuber, die hauptsächlich in Kilikien und Kreta ihre befestigten Schlupfwinkel besassen und in den allzeit seeräuberischen Neigungen der dortigen Einwohner einen Anhaltspunkt fanden, hatten sich zu einer förmlichen Rom feindlichen Kriegsmacht organisiert, plünderten und brandschatzten die Küsten, Inseln, Häfen und Tempel Italiens und des Mittelmeeres bis zu den Säulen des Herkules, schleppten vornehme

Römer als Gefangene fort, um hohes Lösegeld zu erpressen (Caesar), störten Handel und Wandel und schnitten Rom die bereits unentbehrliche Zufuhr aus den Provinzen ab. Man rechnete über 400 von den Piraten eingenommene, oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon. Aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Seeräubern fortgeschleppt und als Sklaven an die römischen Gutsbesitzer und Händler, die sogar mit ihnen im freundlichen Verkehr standen, verkauft zu werden.

Die Unruhen des Bürgerkrieges, die Bedrückung der Provinzen und die heimliche Unterstützung des Mithridates hatten die Ueberhandnahme dieser ungeheuren Misstände noch gefördert, und vergeblich hatten die Römer wiederholt Flotten und Feldherrn zur Vertilgung der Seeräuber ausgesendet. Der Consul Publius Servilius Vatia hatte im Jahre 79 in einem blutigen Treffen die Piraten geschlagen, viele Städte derselben an der Küste Kleinasiens erobert und sodann in einem dreijährigen Feldzuge (78—76) in dem berg- und schluchtenreichen Isaurien zahlreiche ihrer Felsennester zerstört (weshalb er den Beinamen Isauricus erhielt); aber das Uebel war dadurch doch nicht mit der Wurzel ausgerottet. Bald nach seiner Rückkehr brach es von neuem und mit noch stärkerer Gewalt los. Im Jahre 74 sandte man den M. Antonius, den Sohn des Redners und Vaters des Triumvir, mit ausgedehnten Vollmachten gegen die Piraten; allein dieser erntete durch seine ungeschickte Kriegführung nur Schimpf und Schande.

Die Zustände wurden immer ärger, schmachvoller und unerträglicher. Die römische Flotte räumte den Kampfplatz, die Legionen sogar warteten den Winter ab, um ungefährdet von den Seeräubern über das Meer zu kommen. Die ganze Verwaltung des Staates geriet ins stocken und aller Verkehr war gehemmt. Die Geldsendungen der Statthalter und Pächter fielen in die Hände der Piraten, die Handelsvölker konnten nichts erwerben, Zölle und Staatseinkünfte minderten sich, die Felder in der Nähe der Küsten blieben unbebaut, und in Italien und Rom drohte wegen der gesperrten Getreidezufuhr Hungersnot und Teuerung. Dem Zustande musste ein Ende gemacht werden. Da trat im Jahre 67 der Tribun Aulus Gabinius, ein herabgekommener Mann aber guter Soldat und ein geschickter Unterhändler, vielleicht von Pompejus veranlasst, mit dem Antrage auf, man solle einem Consular auf drei Jahre mit unumschränkter, proconsularischer Gewalt und ohne Verantwortlichkeit

den Oberbefehl über das ganze Mittelmeer vom Osten bis zu den Säulen des Herkules und überall 10 deutsche Meilen weit ins Land hinein übertragen, ihm 15 Legaten mit prätorischer Gewalt aus der Mitte der Senatoren, 200 Schiffe, so viele Truppen zur Bemannung als er nötig finde und 6000 attische Talente bewilligen. Niemand war es verborgen, wer dieser Consular sein solle.

Die Oligarchie setzte daher alle Mittel in Bewegung, um den Antrag zu hintertreiben und die Errichtung dieser neuen militärischen Dictatur zu beseitigen. Allein dieselbe wurde trotzdem dem Pompejus, der sich scheinbar gegen die Annahme so grosser Vollmachten sträubte, von dem Volke übertragen, ja dieses erhöhte noch die Zahl der Schiffe und Mannschaft. Noch an demselben Tage sank das Getreide zu seinem gewöhnlichen Preise herab. Pompejus entsprach aber auch den auf ihn gesetzten Erwartungen in glänzender Weise. Er machte von der ganzen ihm zur Verfügung gestellten Macht Gebrauch, zog mit ihr ein Netz über alle Meere und schnitt die Seeräuber von allen Zufluchtsstätten ab. In 40 Tagen war das westliche Meer gereiniget von Spanien bis Italien und Sicilien und der Weg war den Getreideschiffen nach Italien wieder frei. Die Treibjagd in dem westlichen Meere hatte viele Seeräuber nach dem Osten nach Kilikien getrieben. Dorthin verfolgte sie Pompejus (trotz der ihm von den Optimaten bei seinen Rüstungen bereiteten Hindernisse), besiegte sie in einem Seetreffen bei Korakesion und zwang sie zur Unterwerfung. Sie überlieferten jetzt ihre Städte und Inseln mit den reichsten Vorräten an Kriegs- und Seebedürfnissen und neunzig grosse und viele kleinere Kriegsschiffe. Ausserdem waren dem Sieger 20,000 Gefangene in die Hände gefallen, die er jedoch mit kluger Milde behandelte und fern von der Küste ansiedelte. So war endlich die Herrschaft über das Meer im Sommer 67 den Römern zurückgegeben und durch den leicht und glücklich geführten Krieg abermals der Ruhm des Pompejus gemehrt worden.

Der zweite (83—81) und dritte mithridatische Krieg (74—62).

Gleich unmittelbar nach Beendigung des Seeräuberkrieges erwarteten den Pompejus abermals neue Ehren, indem er durch das manilische Gesetz den Oberbefehl gegen Mithridates erlangte.

Bei seinem Abzuge in Asien hatte Sulla den gewesenen Prätor L. Licinius Murena mit einem Teile des Heeres — den zwei Legionen, die von dem Marianer Fimbria zu ihm übergetreten — zurückgelassen. Dieser erneuerte bald den Kampf gegen Mithridates

mehr aus Begierde nach einem Triumph, als weil der pontische König mit der vollständigen Rückgabe Kappodokiens zögerte. Doch verlief dieser zweite mithridatische Krieg (83—81) meist nachteilig für die römischen Waffen, bis Sullas Machtgebot den Friedensstand vom Jahre 84 wieder herstellte. Murena aber hatte seinen Zweck erreicht; der Dictator Sulla bewilligte seinem Günstling, trotz seiner unglücklichen Kriegführung einen Triumph. Uebrigens war es Mithridates mit der Erhaltung des Friedens nie Ernst. Er hatte rastlos fortgefahren an der Nordküste des schwarzen Meeres auf der taurischen Halbinsel (in der Krim) und im Osten neue Hilfsmittel für den Kampf gegen Rom sich zu bereiten. Als daher Bithynien mit dem Tode des römischen Klientelkönigs Nikomedes III. laut seines Testamentes an die Römer kam, griff Mithridates von neuem zu den Waffen. Er hatte sich ausser mit den barbarischen Völkern an der Donau, auch mit den Seeräubern, ja selbst mit Sertorius in Verbindung gesetzt, der ihm tüchtige Offiziere zusandte. Mit einem gewaltigen Heere (120000 Mann zu Fuss, 16000 Reiter und 100 Sichelwagen) fiel er in Bithynien unter dem Vorwande, das Land für des Nikomedes Sohn in Besitz zu nehmen, ein. Gegen den römischen Consul Aurelius Cotta gewann er einen Sieg zu Wasser und zu Lande bei Chalkedon und schloss ihn darauf in Zyzikos ein. Aber schon war für den schwer bedrängten Hülfe nahe. Sein kriegserfahrener Kollege L. Licinius Lucullus rückte mit einem Heere zum Entsatze herbei, griff den Mithridates an und bereitete ihm eine entscheidende Niederlage, die ihn zum Rückzuge nach Pontos nötigte (73). Auch ein neu gesammeltes Heer des Mithridates wurde bei Kabeira, nahe dem Halys, abermals geschlagen und zerstreut (71), so dass Mithridates nur von 2000 Reitern begleitet zu seinem Schwiegervater, den König Tigranes von Armenien, flüchtete. Lucullus, der inzwischen die Unterwerfung von Pontos durch Eroberung von Eupatoria, Amisos und Sinope (70) vollendet hatte, verlangte von Tigranes die Auslieferung des Mithridates und begann, als dieser sie verweigerte, den Krieg. Mit wenig mehr als 10000 Mann rückte er über den Euphrat und errang über Tigranes bei seiner Hauptstadt Tigranocerta (69) einen glänzenden Sieg. Nach Eroberung dieser Stadt, wo unermessliche Beute (an Gold allein 8000 Talente) den Römern in die Hände fiel, rückte jetzt Lucullus, da Tigranes, von Mithridates zur Fortsetzung des Krieges angespornt, die Völker des östlichen Asiens zu den Waffen rief, unter glücklichen Gefechten auch gegen des Tigranes zweite Hauptstadt

Artaxata, am Araxes unweit Erivan vor (68 v. Chr.) und besiegte in der Nähe derselben die beiden Könige. Doch dies war der Wendepunkt seines ausserordentlichen Waffenglückes. Hier fern von Rom in der winterlichen Gegend Hocharmeniens begannen die römischen Soldaten, besonders die der alten fimbrianischen und valerischen Legionen zu murren und durch die Wühlereien des frechen Publius Clodius angeregt, artete die Unzufriedenheit derselben in offene Meuterei gegen den strengen und seiner aristokratischen Gesinnungen wegen verhassten Feldherrn aus und Lucullus sah sich zur Umkehr genötiget. Er nahm seinen Rückzug zuerst über den Tigris nach dem armenischen Mesopotamien, wo er noch Nisibis eroberte, musste aber von hier, da seine Soldaten sich weigerten einen neuen Feldzug zu unternehmen, noch weiter über den Euphrat zurück. So ward aus dem siegreichen Feldzuge eine Niederlage. Denn Mithridates folgte alsbald und eroberte, nachdem er den Unterfeldherrn des Lucullus, den Triarius, nach tapferster Gegenwehr, bei Zela (67) bis zur Vernichtung geschlagen, wieder sein Reich. Beim Senate in Rom hatten inzwischen auch die Ritter und Staatspächter gegen Lucullus gewirkt. Er hatte bei Ordnung der Verhältnisse der asiatischen Provinz, die Einzahlung der von Sulla aufgelegten Kontribuzion, welche durch unmenschliche Plackereien auf das sechsfache hinaufgetrieben war, auf billiges Mass zurückgeführt und durch strenge Gesetze den übertriebenen Zinsforderungen der Wucherer und den Willkürlichkeiten der Pächter ein Ende gemacht. Dies hatte ihm der Dank der Provinzialen, aber den unversöhnlichen Hass der römischen Ritterzunft und ihrer Blutsauger erweckt. So ward Lucullus zurück gerufen. Aber niemand hatte Lust, den frei gewordenen gefährlichen Posten gegen Mithridates zu übernehmen, auch des Lucullus Nachfolger, der dazu designierte, Consul M. Acilius Glabrio, nicht. Da trat im Anfang des Jahres 66 der Tribun C. Manilius, wahrscheinlich von Pompejus bestochen, mit dem Gesetzvorschlage auf, dass dieser, der an der Südküste Kleinasiens in den Winterquartieren stand, zum Oberbefehlshaber gegen Mithridates und Tigranes mit unumschränkter Vollmacht ernannt werden sollte. Bei der für Pompejus begeisterten Volksstimmung wurde der Gesetzvorschlag, den auch mehrere angesehene Männer, wie der Consular Servilius Isauricus, der Prätor Cicero, in der noch vorhandenen Rede und der Volksfreund Julius Caesar empfahlen, einstimmig angenommen, und Pompejus mit dem Oberbefehle betraut. Dieser zog sogleich über den Taurus, um auf dem Felde des Lucullus zu ernten.

Nach Abschluss eines Bündnisses mit den Parthern, denen er Mesopotamien zusicherte, begann er mit teilweise neuen Truppen den Feldzug und rückte von Galatien aus, wo er in Danala eine unfreundliche Begegnung mit Lucullus gehabt, in Pontos ein. Mithridates, eine Schlacht vermeidend, wich vor ihm nach Kleinarmenien zurück, wohin ihm Pompejus folgte. Hier gelang es ihm im Quellgebiete des Flusses Halys durch nächtlichen Ueberfall, an der Stelle, wo er später Nikopolis gründete, das Heer des Mithridates gänzlich zu vernichten. Nur mit wenigen Begleitern war dieser nach Kolchis entkommen und flüchtete von dort, als auch der armenische König sich von ihm lossagte und sogar einen Preis auf seinen Kopf setzte über den Phasis nach seinen bosporanischen Besitzungen. Pompejus aber hatte sich nach der Flucht des Mithridates gegen Armenien gewendet, wohin ihn der seinen Vater bekriegende jüngere Tigranes gerufen hatte, und war bis in die Nähe von Artaxata vorgegangen. Dort ergab sich Tigranes, als er sah, wie dem Pompejus und seinem Sohne eine Stadt nach der andern zufiel, demütig der Gnade des römischen Feldherrn. Er bekam sein Reich, nachdem er um 6000 Talente gebüsst worden und seine Eroberungen, Syrien, Phönizien und Kappadokien abgetreten, in den ersten ursprünglichen Grenzen zurück. Mithridates hatte inzwischen zu Pantikapaeon (j. Kertsch in der Krim) neue Rüstungen gemacht und gedachte den Krieg durch die Donauländer nach Italien zu tragen, tödtete sich aber, nachdem sein Heer und sein eigener Sohn Pharnakes sich gegen ihn empört hatten, selbst. So endete dieser letzte gewaltige äussere Feind, den Rom gehabt. Pompejus hatte ihn fast bis zum Kaukasus verfolgt, auf diesem Zuge die Iberer und Albaner Völker, deren Namen man bis dahin nicht gekannt hatte, unterworfen, und sie genötiget, Roms Oberhoheit anzuerkennen. Dann war er aber bei Kolchis am Phasis wegen der Schwierigkeiten des ferneren Vordringens nach Amisos zurückgekehrt. Dort nahmen jetzt die kleinen Herrscher des östlichen Asiens ihr Schicksal aus seiner Hand. Zwölf Könige erschienen zu gleicher Zeit huldigend vor dem Bürger Roms, und wie ein zweiter Alexander ordnete dieser den Orient. Kilikien seit 67 Provinz, ward erweitert, Syrien und Phönizien wurden zur Provinz eingerichtet, Pontos ward teils zur Provinz Bithynien geschlagen, teils dem Pharnakes, dem Sohne des Mithridates als bosporanisches Reich zurückgegeben. Schutzstaaten wurden Kappadokien unter dem wieder eingesetzten Ariobarzanes, Galatien unter

Dejotaurus, Komagene im obern Mesopotamien mit der Hauptstadt Samosata unter Antiochos Asiaticus aus dem Hause der Seleukiden, Kolchis unter Aristarchos. In Palästina, wo die beiden hasmonäischen Brüder Hyrkanos und Aristobulos und ihre Anhänger die Pharisäer und Sadduzäer sich bekämpften, entschied, von den Pharisäern herbeigerufen, Pompejus sich für den ersteren, eroberte am Sabbat die Stadt Jerusalem und den Tempel, dessen allerheiligstes er betrat, und setzte den Hyrkanos unter römischer Schutzherrschaft als König ein, während er den Aristobulos zum Triumph aufsparte. Nach dieser grossartigen Umgestaltung des Orients schickte er sich zur Heimkehr nach Rom an. Staatsmännischen Blick hatte Pompejus auch durch die Begünstigung der freieren städtischen Gemeinwesen des Orients bewiesen. Verödete Städte erhielten Ansiedler, neue wurden gegründet und in ihrer inneren Verwaltung meist ganz selbständig gemacht. Sie bildeten so Vorposten der latino-hellenischen Kultur und der römischen Herrschaft.

Die catilinarische Verschwörung.

Während der Abwesenheit des Pompejus ruhten in Rom die Parteikämpfe nicht. Die unter seinem und des Crassus Consulat entfesselte Demokrazie benutzte ihren Sieg, um durch mancherlei Gesetzvorschläge und persönliche Anklagen die Macht der Optimaten noch mehr zu schmälern und dadurch die Befugnisse der Volksgemeinde und des Volkstribunats zu erweitern. Waren auch alle diese lärmenden Kämpfe von verhältnissmässig geringem Belang, so dienten sie doch dazu, das Volk in Aufregung zu erhalten und die Erbitterung der Parteien zu vermehren. Zu den hervorragendsten Männern der Aristokrazie gehörten damals M. P. Cato und M. T. Cicero. Ersterer, geb. 97, war ein Urenkel des Censors Cato, nüchtern und sittenrein wie jener, dabei gründlicher Kenner des Griechischen und begeisterter Anhänger der Stoa, die ihn Ehrgeiz wie Sinnengenuss verachten lehrte. Er suchte in der Aufrechthaltung der altrömischen Zustände das Heil des Staates und war sein Leben lang der treueste Anhänger der Republik, an deren Fortbestand er seine ganze Kraft setzte.

Letzterer war, zu Arpinum geboren, im Consulatsjahre seines Landsmannes Marius, 106 v. Chr., der Sohn eines Ritters, dankte sein emporkommen allein seinem Talent und hohem streben, besonders seiner glänzenden Redegabe. Nachdem er sich nach dem Vorbilde der

Griechen durch Studien in Athen und Rhodos ausgebildet, war er zuerst durch gerichtliche Verteidigungen bekannt geworden und hatte als Quästor in Sicilien (76) nach seiner Rückkehr den Blutsauger dieser Provinz, den Verres, vor Gericht und zur Strafe ziehen helfen. Von diesen Anfängen gieng er, ein „homo novus", in grössere politische Tätigkeit über, ward Aedil (70), Prätor (67) und als solcher empfahl er den Antrag des Manlius, um sich dem Pompejus gefällig zu zeigen und an dem mächtigen Manne für seine weiteren Bestrebungen eine Stütze zu haben.

Sein höchstes Ziel jedoch war das Consulat. Cicero hatte einen regen Sinn für Vaterland, Recht und Freiheit, war aber mehr ein Mann des Gefühls als der konsequenten Tat. Neben diesen beiden standen noch als Stützen der Senatspartei, und mit ihnen wetteifernd, in standhafter Hingebung für die Verfassung, Q. Lutatius Catulus, Metellus Pius, Quintus Hortensius und L. Licinius Lucullus, letzterer jedoch seit seiner Rückkehr aus Asien mehr zurückgezogen und, wie Hortensius, üppigem Kunst- und Sinnengenuss lebend.

Die Demokrazie wurde jetzt vorzüglich durch den jungen C. Caesar und durch Marcus Crassus geleitet, welche, bereits eng untereinander verbunden, öffentlich noch für Pompejus, insgeheim aber schon gegen ihn wirkten. Sie beide waren einem Umsturz der dermaligen Ordnung um so weniger abgeneigt, als des Pompejus glänzende Erfolge fürchten liessen, dass an die Stelle des Senates bald ein einziger (Pompejus) treten und eine Militärherrschaft aufrichten würde. Deshalb wollten sie die Abwesenheit desselben benützen, um die Herrschaft der Optimatenpartei zu stürzen und die Leitung des Staates selbst an sich zu reissen.

Ausser den Männern mit demokratischen Tendenzen, befanden sich jedoch in Rom noch eine Menge von Personen, welche gleichfalls auf einen Umsturz der Verfassung hinarbeiteten, doch nicht aus volksfreundlichen oder freiheitlichen Beweggründen, sondern weil sie bei der allgemeinen Anarchie aus ihren zerrütteten Vermögensumständen herauszukommen hofften. Es war dies die grosse Menge der durch Ausschweifungen und Verschwendung ruinierten Aristokraten und ehrgeizigen Demagogen, so wie der Veteranen Sullas, die nur in einer totalen Zerstörung aller geordneten Staatverhältnisse Rettung aus ihren Schulden erwarteten. In ihrer Begier auf eine Revoluzion mit ihrem Gefolge von Aechtungen, Güterkonfiskazionen und Mord und Gräuel aller Art, waren sie stets bereit, sich auf die Seite aller jener zu stellen,

welche Veränderungen beabsichtigten. Das Haupt dieser anarchischen Partei war der Prätor Lucius Sergius Catilina. Entsprossen aus altpatrizischem, aber verarmten Geschlechte, hatte er von frühester Jugend an seine bedeutende Geistes- und Körperkraft zum Dienst des Lasters und Verbrechens verwenden gelernt. Unter Sulla aus Geldgier und angeborner Mordlust seine Hände mit Blut sogar naher Verwandter befleckend (er ermordete Bruder und Schwager, später auch Sohn und Gattin), hatte er doch nicht ein seine Lüste befriedigendes Vermögen erworben. Meister aber in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung, besass er die ungemeine Geschicklichkeit, die Menschen an sich heranzuziehen und zu gewinnen, und so erlangte er, trotz seines schmachvollen Rufes die Quästur (77) und die Prätur (69). Da er als Proprätor von Afrika (68—66) sich arge Erpressungen erlaubt hatte und deswegen mit einer Anklage bedroht war, wurde er durch Senatsbeschluss von der Bewerbung um das Consulat für das Jahr 65 ausgeschlossen; und da ihm eine etwaige Verurteilung für alle Zeit die Aussicht auf das Consulat benahm, so suchte er auf dem Wege der Gewalt zu seinem Ziele zu gelangen.

Deshalb verband er sich (66) im geheimen mit P. Autronius Paetus und P. Cornelius Sulla, welche zu Consuln erwählt, wegen Amtserschleichung vor Antritt ihres Amtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurteilt worden waren und mit einer Anzal anderer Unzufriedenen um am 1. Januar 65 die neu gewählten Consuln und mehrere Senatoren zu ermorden, worauf dann Catilina und Autronius das Consulat übernehmen sollten. Aber die Sache kam heraus und die Consuln trafen Vorsichtsmassregeln. Als am 5. Februar das Verbrechen ausgeführt werden sollte, gab Catilina aus Uebereilung das Zeichen zu früh und die Tat unterblieb. Aus Mangel an Beweisen scheute der Senat eine Untersuchung. Aber Catilina in Schuldennot und verzweifelter Bedrängnis gieng auf dem einmal betretenen Wege weiter. Er gedachte, von der Anklage wegen Erpressungen durch Bestechung losgesprochen, im Jahre 64 das Consulat zu erringen, alsdann nach Art des Sulla die Verhältnisse umzuwerfen und sich aus seiner Schande und Not zu befreien. Auch diesmal blieben die Pläne der Verschworenen nicht ganz verschwiegen; einer aus ihrer Mitte, Curius, hatte seine Geheimnisse seiner Buhlerin Fulvia mitgeteilt und durch dieses kam manches unter die Leute. Das war auch der Grund, warum bei

der Consulwahl vor allen Catilinas Gegner, M. Tullius Cicero, durchgieng.

Allein, unerschüttert durch sein Misgeschick, und getrieben von Rachsucht und Stolz, bereitete Catilina nun alles vor, um nötigenfalls auf dem Wege der Gewalt für das nächste Jahr (62) zum Consulat zu gelangen. Cicero aber, welcher das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, trat jetzt seit Erlangung des Consulats entschieden auf die Seite der Senatspartei. Aus diesem Grunde bekämpfte er das höchst verderbliche Ackergesetz des Tribunen P. Servilius Rullus und verhinderte dessen Annahme, und ebenso verteidigte er den alten Senator C. Rabirius, mit dessen Anklage Caesar und die Volkspartei die Macht des Senates zu beschränken und das Ansehen des Tribunates zu heben suchten. Seinen Kollegen Antonius, der mi Catilina in gefährlicher Verbindung stand, wusste er auf seine und des Senates Seite zu ziehen, indem er ihm die reiche Provinz Makedonien überliess, welche ihm durchs Loos fürs nächste Jahr zugefallen war; auch gelang es ihm dem Senate dadurch einen festeren Halt zu schaffen, dass er den Ritterstand eng mit dem senatorischen verband. Besonders war er die leitende Seele bei allen Veranstaltungen, die gegen Catilina gerichtet waren. Mit Rücksicht auf diesen hatte man die bestehenden Gesetze über Amtserschleichung verschärft und die Consulswahl aus Furcht vor ihm verschoben. Cicero hatte auch durch grosse Versprechungen die Fulvia und durch sie den Curius gewonnen, der den Verräter spielte und den Consul von allen Schritten und Absichten des Catilina benachrichtigte. So erfuhr er, dass die Verschwornen in einer Versammlung beschlossen hatten, in den Consularcomitien ihn zu tödten und dann das Consulat für Catilina zu erzwingen.

Diese Umtriebe teilte er dem Senate mit, welcher erklärte, die Republik sei in Gefahr und die Consuln für die Sicherheit des Staates verantwortlich machte. Kriegerische Rüstung, deren Zweck das Volk nicht kannte, setzte die Stadt in Bestürzung und Trauer. Bei der Wahl selbst unterlag jedoch Catilina der bewaffneten Gegenpartei. Nun beabsichtigte er zum Heere, das C. Manlius, einer seiner Genossen, bei Fäsulä in Etrurien gesammelt hatte, abzugehen und die Fahne des offenen Aufstandes zu erheben; bevor er jedoch die Stadt verliess, sollte Cicero aus dem Wege geräumt werden. Aber auch dieser Plan ward zu schanden und Cicero donnerte im Senate gegen Catilina, der mit gewohnter Frechheit erschienen war, seine erste catilinarische Rede, worauf dieser wütend

Rom verliess. Am folgenden Tage hielt Cicero seine zweite catilinarische Rede vor dem Volke, in der er ihm die Entweichung des Catilina mitteilte und sein Verfahren gegen ihn rechtfertigte; jetzt ward dieser und Manlius geächtet und der Consul Antonius gegen sie gesandt. Auch die in Rom zurückgebliebenen Verschwornen, an ihrer Spitze Publius Lentulus Sura und der Consular Gaius Cethegus wurden bald darauf entdeckt und durch die den Gesandten der Allobroger mitgegebenen aufgefangenen Briefschaften überführt und verhaftet. Obwol Kapitalverbrechen zur Aburteilung vor die Comitien gehörten, liess Cicero auf das Gerücht, die Gefangenen sollten mit Gewalt befreit werden, von dem Senate die Bestrafung derselben beschliessen. Vergebens drohte und mahnte Gaius Caesar und auch Crassus nichts gewaltsames zu tun, Cicero, besonders aber Cato, sprachen für den Tod, und die Führer der Verschwörung wurden im Gefängnisse erdrosselt. Die Tat ward vom Volke mit Jubel aufgenommen und Cicero als Vater des Vaterlandes begrüsst; ein Moment in seinem Leben, dessen er sich später in Ausdrücken ungemessenen Selbstlobs nur zu oft gerühmt hat; doch war es jedenfalls der Höhepunkt desselben. Auf die Nachricht von der Vernichtung der Verschwornen in Rom und dem Heranzuge des Antonius hatte sich ein grosser Teil der Truppen des Catilina wieder verlaufen. Mit dem Reste seiner Freischaar, lauter verzweifelten Leuten, wollte sich Catilina über den Apennin nach Gallien retten, fand aber durch Metellus Celer die Pässe verlegt, und wurde bei Pistoria von Petrejus, dem Legaten des Antonius, der eine Krankheit vorschützte, um nicht gegen Catilina kämpfen zu müssen, am 6. Januar 62 geschlagen. 3000 Leichen deckten das Schlachtfeld, unter ihnen die des verwegenen Führers, welcher, nachdem er lange geschickt und tapfer den Kampf geleitet und geführt, den Tod in den Reihen seiner Landsleute gesucht und gefunden hatte.

Das erste Triumvirat. Gaius Julius Caesar.

Der Sieg über Catilina hob den Mut und die Zuversicht der Senatspartei bedeutend und sie gedachte, sofort mit mehr Energie, als in der letzten Zeit geschehen war, den umstürzenden Absichten jener Männer, die durch die früheren Bewegungen sich einen Einfluss begründet und zu einer persönlichen Stellung gelangt waren, welche dem Senate zum Opfer zu bringen, ihnen nicht einfallen konnte, entgegenzutreten. Besonders gefährlich erschien ihr der rückkehrende Pompejus. Dieser hatte im Orient als unumschränkter

Gebieter gewaltet, und für ihn wirkte bereits in Rom die populäre Partei, so dass es ihm frei zu stehen schien, die Rolle des Sulla nur nach entgegengesetzter Richtung hin zu erneuern; ja bei der Zersetzung aller Parteien und bei der ihn ermunternden Volksgunst konnte er nach der Krone greifen, sobald er sich nur zu entschliessen vermochte.

Auch scheint er ähnliche Wünsche wirklich gehegt zu haben, denn schon im Jahre 63, mehr als ein Jahr vor seiner Rückkehr, war sein Vertrauter, Q. Metellus, aus dem Lager nach Rom gekommen, hatte sich für das folgende Jahr zum Volkstribun wählen lassen und suchte als solcher, in Verbindung mit dem Haupte der Volkspartei, Gaius Julius Caesar, dem Pompejus das Consulat und das Kommando gegen Catilina, der damals noch im Felde stand, zu verschaffen. Doch wurde dies durch die Senatspartei, besonders Cato, vereitelt, und die Vorschläge des Metellus fielen.

Gegen Ende des Jahres 62 landete Pompejus mit seinem Heere in Brundisium. Ohne die in jüngster Zeit vorgekommenen Feindseligkeiten der Senatspartei zum Vorwande eines Bürgerkrieges zu nehmen, in welchem ihm der Sieg und die Begründung einer dauernden Dictatur gewiss schien, entliess er, zur allgemeinen Verwunderung, sein Heer und reiste als Privatmann, nur von wenigen Freunden begleitet, nach Rom, denn noch immer wiegte er sich in der Hoffnung, das Volk selbst, der unsicheren Zustände endlich müde, werde ihn eines Tages bitten, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen.

Aber nur zu bald musste er merken, dass der Senat in dem Feldherrn ohne Heer nur den Bürger erkannte. Der glänzende Triumph, welchen er jetzt feierte, war daher fast die einzige Freude, die er erntete. Als er nachher verlangte, der Senat solle alle seine in Asien getroffenen Verfügungen gut heissen und seinen Veteranen Land anweisen, widersetzte sich derselbe, und in ihm besonders Lucullus und Cato, auf das entschiedenste, und tat jetzt alles um des Pompejus Ansehen zu vermindern und seine Popularität zu schwächen. Dieser aber, vom Glücke bisher verwöhnt und auf einen solchen Empfang nicht gefasst, verlor wirklich an politischer Bedeutung und da er aus Mangel demagogischer Talente sich nicht zum Herrn der Situazion zu machen verstand, schien der Senat sein Spiel gewonnen zu haben. Erbittert zog sich Pompejus zurück. Auch Crassus hatte sich seit der catilinarischen Verschwörung zuwartend von dem politischen Schauplatze zurückgezogen. Beide bisher einander feindlich gesinnte Männer, suchte nun der energische

und gewandte Führer der Volkspartei, Gaius Julius Caesar, der von nun an in den Vordergrund der Geschichte tritt, in engere politische Verbindung zu bringen.

Gaius Julius Caesar, geb. 100 v. Chr., von einem vornehmen Geschlechte, das sich von den Königen des alten Roms, ja von Venus und Anchises herleitete, war durch seine Tante, die des Marius Gemahlin gewesen, und durch seine erste Gattin, eine Tochter Cinnas, mit der demokratischen Partei von Jugend an verbunden. Er vereinte die feinste Geistesbildung mit einem ausdauernden gewandten Körper, und obwohl er sich der Weichlichkeit und den Wollüsten Roms nicht fern hielt, blieb ihm doch ein kühner, ungebrochener Sinn. Er hatte den edlen Mut gehabt, sich dem Dictator Sulla zu widersetzen, als dieser von ihm Scheidung von seiner Gemahlin Cornelia, Cinnas Tochter, verlangte. In die Acht erklärt, wodurch er die Würde eines Priesters des Jupiter, zu der, als 13jährigen Knaben, ihn der alte Marius erhoben, verlor, wie die Aussteuer seiner Gemahlin und das eigene Vermögen, floh er, fieberkrank, von Mördern verfolgt und mit Mühe dem Tode entrinnend, nach Asien zum König Nikomedes von Bithynien. Endlich wurde er auf Fürbitten seiner Verwandten von Sulla begnadigt, aber ungern und mit dem Bemerken, dass in diesem Caesar mehr als ein Marius stecke und man sich hüten möge vor dem nachlässig gegürteten Knaben. Nach Sullas Tode nach Rom zurückgekehrt, trat er als Gegner der Restaurazionsregierung auf und begann seine öffentliche Laufbahn mit Prozessen gegen einzelne Sullaner, die sich durch Gewalttaten berüchtigt gemacht hatten. Hiebei bekundete er nicht nur sein ausgezeichnetes Rednertalent und sein volkstümliches bestreben, sondern schürte auch, da die senatorischen Gerichte die Verurteilung der Angeklagten verweigerten, die Unzufriedenheit gegen das damalige Regiment. Um dem Hasse der vielvermögenden Gegner auszuweichen, begab er sich nach Rhodos im Winter 76, um unter der Leitung des berühmten Rhetors Molon sich weiter in der Redekunst auszubilden. Auf dieser Reise war es, wo er, von den Seeräubern gefangen, die heitere Kühnheit seines Geistes, wie sein Feldherrn- und Herrschertalent vielverheissend offenbarte. Im Jahre 68 bekleidete Caesar die Quästur, das Amt, welches die kurulische Laufbahn eröffnete und liess beim Leichenbegängnis seiner Tante, der greisen Julia, der Witwe des Marius, das Bild ihres Gatten wieder vortragen; auch richtete er später als Aedil (65) die Trophäen des Marius auf dem Capitol

wieder auf, so sich bereits durch jeden seiner Schritte als Haupt der Popularen bezeichnend. 63 ward er Pontifex maximus, 62 Prätor. Im Jahre 61 gieng er zum zweitenmale und jetzt als Proprätor nach dem jenseitigen Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht ziehen lassen wollten, so borgte ihm Crassus, mit dem er bereits in enger Verbindung stand, für die lästigsten Dränger 880 Talente; aber dies war kaum der vierte Teil, welchen er haben musste, um sagen zu können er habe nichts.

Seine Kriegstaten in Spanien erregten Aufsehen und das Heer begrüsste den glücklichen Feldherrn als Imperator. Mit frischgewonnenem Feldherrnruhme, der ihm bisher noch gefehlt, und reichen Schätzen, deren er so sehr bedürftig war, kehrte Caesar im Laufe des Sommers 60 aus der Provinz zurück, und bewarb sich zugleich um den Triumph und das Consulat.

Entschlossen und mit sicherem Schritte seine Bahn verfolgend, wusste er jetzt den mit allen Parteien gespannten Pompejus für sich zu gewinnen, und ihn, ein diplomatisches Meisterstück, auch mit dessen Gegner, seinem alten Verbündeten Marcus Crassus auszusöhnen. So verband jetzt Caesar den militärischen Ruhm des Pompejus, den Reichtum des Crassus und seine eigene Popularität, wie sein Genie zu gemeinsamen Ziel, wornach „nichts im Staate geschehen sollte, was einem von den dreien missfällig wäre". Die Verbindung dieser drei ehrgeizigen Männer, „der Bund der Klugheit mit dem Ruhme und Reichtum, durch welchen der eine steigen, der andere behaupten, der dritte gewinnen wollte", spottweise Triumvirat genannt, blieb übrigens noch einige Zeit geheim, wurde aber bald an den Früchten kennbar und lähmte wie eine unsichtbare Macht alle Schritte der Gegner. Nach dem Abschlusse des Triumvirats gab Caesar seine Tochter Julia dem Pompejus zur Gemahlin, wodurch die Verbindung dieser beiden Männer noch enger ward. Jetzt erhielt er durch die vereinte Hilfe seiner Verbündeten, nachdem er als Bewerber um das Consulat auf den Triumph verzichtet, im Jahre 59 auch dieses Amt; doch gelang es der Senatorenpartei neben ihm noch ihren Candidaten, M. Bibulus, als zweiten Consul durchzubringen. Dieser aber wurde gleich anfangs bei dem Versuche einer Opposizion gegen seinen Kollegen dermassen zurückgeschlagen, dass er sich während seines ganzen Consulates nicht mehr hervorwagte. Witzlinge sprachen daher von dem Consulat des Julius und Caesar. In seinem Amte aber entwickelte Caesar von jetzt an eine Tätigkeit und Energie, die seine Gegner erschreckte.

Da der Senat opponierte, liess er durch das Volk die Einrichtungen des Pompejus in Asien bestätigen und durch ein Ackergesetz 20.000 ärmeren Bürgern, namentlich altgedienten Kriegern (Veteranen des Pompejus) in Campanien Land anweisen. Die Ritter verpflichtete er sich durch das Gesetz, dass den Staatspächtern in der Provinz Asien ein Teil des Pachtzinses erlassen werden sollte, suchte aber dabei schon jetzt das Schicksal der Provinzen zu lindern und ihrer Bedrückung zu wehren. Andere, ebenfalls gegen den Senat gerichtete Gesetze, liess er durch die Volkstribunen beantragen, so durch Clodius, der, aus dem berühmten Geschlechte der Claudier, seinen Adel abgelegt hatte um Tribun zu werden, das Gesetz, dass den armen Bürgern umsonst Getreide gespendet werden solle; ferner dass an den Concilientagen keine Auspizien beobachtet werden, sodann, dass die Bürger wieder politische Genossenschaften (collegia) bilden dürften; endlich dass den Censoren das Recht der Rüge beschränkt ward.

Die wichtigste Angelegenheit für Caesar aber war die Regelung seiner künftigen Stellung. Er wünschte nämlich ein bedeutendes militärisches Kommando; der Senat jedoch, welchem nach der Verfassung schon vor der Wahl der Consuln die Bestimmung über deren Verwendung im zweiten Jahre oblag, hatte in der Voraussicht, dass Caesar zum Consul gewählt würde, beschlossen, dass die Consuln des Jahres 59 keine auswärtigen Provinzen erhalten sollten. Man wollte, um dem gefährlichen Manne den Weg zu reichen Geldmitteln und zu einem Militärkommando abzuschneiden, ihm nach Ablauf seines Consulates eine unbedeutende Verwaltung in Italien übertragen. Caesar selbst tat keinen Schritt gegen diesen Beschluss, wohl aber veranlasste er den Volkstribun P. Vatinius, dass er ihm durch das Volk verschaffe, was der Senat ihm vorenthielt. So ward ihm denn durch den Gesetzvorschlag des Vatinius von dem Volke das cisalpinische Gallien sammt Illyricum mit 3 Legionen auf 5 Jahre als Provinz zugesprochen. Jetzt fügte der bestürzte Senat, um schlimmeres zu verhüten, auf Antrag des Pompejus noch das jenseitige Gallien hinzu mit einer 4. Legion. Bevor Caesar in die Provinz abgieng, sorgte er noch dafür, dass die Gesetze, welche er während seines Consulates durch das Volk und gegen die Auspizien (Himmelsbeobachtungen) seines Kollegen einseitig durchgesetzt hatte, gesichert wurden. Ueber dieselben sollten ausser Pompejus und Crassus die Consuln des nächsten Jahres wachen, L. Piso, der Vater von Caesars dritter

Gemahlin Calpurnia, und A. Gabinius, der Günstling des Pompejus. Cicero aber und Cato, von denen sein Werk besonders bedroht schien, liess er durch den Tribunen Clodius aus Rom entfernen. Ersterer wurde in die Verbannung geschickt, weil er bei der Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung gesetzwidrig gehandelt hatte, letzterer erhielt den ehrenvollen Auftrag, das Königreich Kypros für den römischen Staat einzuziehen. Jetzt erst, nachdem er bis zum Ende des März 58 vor den Toren Roms verweilt hatte, um durch seine Nähe den Angriffen des Clodius Nachdruck zu geben, gieng er eilends in seine Provinz ab, wo seine Gegenwart höchst nötig war.

Caesar in Gallien.

Mit dem Abgange in seine Provinz begannen Caesars Pläne sich zu enthüllen. Das jenseitige Gallien öffnete ihm eine reiche Bahn des Ruhmes und der Beute und mit der diesseitigen Provinz beherrschte er wie von einer Akropolis aus Italien und Rom und behielt die Fäden der Ereignisse in sicherer Hand. Die Südküsten Galliens, schon längst von Puniern und Griechen betreten, gehorchten damals bereits den Römern, die seit der Unterwerfung der Allobroger auch das Rhonegebiet bis Genf (Genava) hinauf beherrschten. Aber das wichtige innere Land des heutigen Frankreichs mit seinen uralten gegen Britanien und Germanien sich erstreckenden Handelstrassen, mit seinem fruchtbaren zu reichen Kolonien geeignetem Boden war den Römern noch nicht erschlossen. Die Bevölkerung trug die Züge des keltischen Stammcharakters, war aber zur Zeit, wo sie Caesar kennen lernte, bereits in einem Zustande der Erschlaffung. Zwar war sie schon längere Zeit sesshaft geworden und hatte Städte und Mauern bauen gelernt, aber der unruhige, nomadische Geist herrschte noch immer in ihr. Unter der Herrschaft eines stolzen prahl und prunksüchtigen Adels und des noch mächtigeren Priesterstandes (Druiden), der das Volk zuerst zu einer Art Einheit verknüpfte, hatte kein Stand der Freien emporzukommen oder sich zu erhalten vermocht. In viele Stämme geteilt lebten die Völkerschaften in ewigen Fehden untereinander und wenn auch das Bedürfnis der Sicherheit grössere Vereinigungen hervorrief, so war doch der Vorrang in denselben nicht selten Gegenstand blutigen Streites. In sich zerrüttet, waren sie daher weder der über den Rhein vordringenden Germanen sich zn erwehren im Stande, noch der von Süden anrückenden Römer. Ihre wichtigsten Bünde waren

damals im Süd-Osten des Landes die Aeduer und Sequaner, die zu den Römern neigten, im diesseitigen Osten zwischen Seine und Rhein die Belger, die sich den Germanen anschlossen, ausser diesen, die sich noch selbständigen Aemoriker in der Normandie und Bretagne und die Aquitaner im Süd-Westen an der Garonne. Als Caesar in seine Provinz kam, waren gerade die Helvetier in der Absicht aufgebrochen, sich in Gallien selbst niederzulassen, 58 v. Chr. Die Möglichkeit einer Behinderung gar nicht in Betracht ziehend, hatten sie bei ihrem Abzuge ihre Häuser niedergebrannt. Caesar, der um keinen Preis diesem kriegerischen Volke gestatten wollte, sich in der Nähe der römischen Provinz festzusetzen, hielt sie anfangs durch Unterhandlungen hin und sperrte ihnen während dieser Zeit die Engpässe auf der linken Seite der Rhone unterhalb Genf. Als sie dann trotz seines Verbotes den Zug fortsetzten und auf dem Umwege über den Jura in Gallien eindrangen, überfiel er sie beim Uebergang über die Saone (Arar) und zwang sie endlich durch einen Sieg bei Bibracte zur Umkehr in die verlassene Heimat. Sofort an diese Unternehmung schloss sich jetzt die Beschützung der Aeduer, welche jetzt den siegreichen Caesar um Beistand gegen die germanischen Sueven anriefen. Diese hatten unter der Führung ihres Kriegsfürsten des Ariovist, den Rhein überschritten. das Land der Sequaner erobert und durch neue nachrückende Scharen verstärkt, machten sie Miene, ganz Gallien unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Noch denselben Sommer 58 begann Caesar den Krieg mit Ariovist und nachdem er seine vor den Deutschen zagenden Truppen ermutigt, schlug er, den religiösen Aberglauben der Germanen klug benützend, dieselben in der Nähe von Vesontio (Besançon) und trieb sie über den Rhein zurück. Die Erbschaft des Ariovist, die von jenem beherrschten Völker, also fast das ganze mittlere Gallien, kamen jetzt unter die römische Herrschaft. Diese raschen Fortschritte Caesars veranlassten die belgischen Stämme zu einem Bunde zusammenzutreten und ein gewaltiges Heer zu rüsten. Aber die Einigkeit unter den zahlreichen Bundesgliedern wurde nur zu bald getrübt und das Gesammtheer löste sich auf. So unterwarf jetzt Caesar die einzelnen mit Leichtigkeit und bezwang zuletzt auch die tapferen Nervier — wohl ursprünglich deutscher Abkunft — in der blutigen Schlacht am Sabis (Sambre) 57. Schon das dritte Kriegsjahr (56) sah die römischen Legionen im Nordwesten im Kampfe mit den Küstenvölkern, den Venetern, Unellern u. a. Sie wurden in einer grossen

Seeschlacht (der ersten im atlantischen Meere) besiegt, während gleichzeitig die Legaten P. Crassus, des Triumvirs trefflicher Sohn, die Aquitaner, Sabinus die Völker der Nordküste unterwarf. So schienen drei Kriegsjahre genügt zu haben, um ganz Gallien den Römern untertan zu machen. Aber das Werk war gefährdet, als deutsche Stämme die Usipeten und Tenkterer, wahrscheinlich von den Belgen herbeigerufen, den Niederrhein überschritten und in Gallien einfielen. Indess wandte Caesar auch diese Gefahr ab, indem er ihre Scharen, nicht ohne Treulosigkeit, an dem Zusammenflusse von Maas und Rhein im mörderischen Kampfe vernichtete, 55 v. Ch. Jetzt schlug Caesar eine Pfahlbrücke zwischen Bonn und Koblenz über den Rhein, um die Deutschen durch einen Zug in ihr eigenes Land zu schrecken. Die Sigambrer aber, denen der Angriff galt, zogen sich vor ihm in ihre Wälder zurück und nach 18tägigem Aufenthalte und Verwüstung des sigambrischen Gebietes kehrte auch Cäsar wieder über den Rhein zurück. Denselben Plan verfolgte er bei einer Landung, in Britannien, 55, sowie bei einer späteren Wiederholung beider Züge (54 nach Britannien, wo er bis über die Themse vordrang) und 53 über den Rhein bei Andernach. In beiden Ländern wollte er die römische Macht zeigen und so die Völker abschrecken nach dem römischen Gallien zu kommen und die Gallier gegen Rom zu unterstützen. Zugleich bezweckte er aber mit diesen Unternehmungen seinen Taten in den Augen der Römer noch grösseren Glanz zu verleihen, denn über den Rhein und Ozean hatte sich noch kein Römer gewagt. So meldete jetzt Caesar, dem inzwischen der Oberbefehl auf neue 5 Jahre verlängert worden war, Siege über bisher nie genannte Völker nach Rom. Aber die Unterwerfung Galliens war doch nur eine scheinbare und noch stand dem grossen Werke Caesars eine schwere Probe bevor. Der Freiheitssinn der Nazion war noch nicht gebrochen und während seiner Abwesenheit in Britannien verbreitete sich insgeheim über das Land eine Verschwörung, die die Vernichtung der Unterdrücker zum Ziele hatte. Noch wurden die vereinzelten Aufstände der Treverer unter Induciomarus, der Eburonen unter Ambiorix niedergeschlagen; aber die schreckliche Härte, mit der Caesar gegen die besiegten vorgieng, führte abermals neue Erhebungen im mittleren und südlichen Gallien herbei. Namentlich gelang es jetzt dem talentvollen und tapferen Arverner Vercingetorix, während Caesar im Winter 53—52 im diesseitigen Gallien verweilte, die Macht fast aller gallischen Stämme zum Unabhängigkeitskampfe gegen Rom

zu vereinigen. Caesar war zwar schnell herbeigeeilt, aber weder konnte sein Unterfeldherr Labienus Paris (Lutetia Parisiorum) nehmen, noch gelang ihm selbst ein Sturm auf Gergovia (unweit Clermont). Der Kampf wurde blutiger, als es alle bis dahin in Gallien geführten Kämpfe gewesen waren und hätte beinahe die Folge aller vorhergehenden Kriegsjahre zu nichte gemacht. Aber der keltischen Nazion fehlte Eintracht und Ausdauer und Caesars Genie und Tätigkeit waren beispiellos. Der letzte Akt des blutigen Dramas wurde der Kampf gegen das von Vercingetarix auf das hartnäckigste verteidigte Alesia (im östlichen Hochlande von Langres). Um diese feste Stadt drängte sich schliesslich die Entscheidung des schweren Kampfes zusammen. Caesar, der sie belagerte, wurde hier von dem ungeheuren Entsatzheere der Gallier angegriffen, aber es gelang ihm, sowohl den Sturm des Entsatzheeres, als den Ausfall der Belagerten auf die römische Doppellinie abzuschlagen, und der wiederholte Versuch endete mit der vollständigen Niederlage des Keltenheeres. Nun lieferte sich Vercingetorix selbst in die Hand Caesars, um durch dieses Opfer das Verderben so viel als möglich von der Nazion auf sein Haupt abzulenken. Bis auf einige kleinere noch nötig werdende Züge gegen die Bellovaker und andere Völker im Süden war jetzt die Unterwerfung Galliens vollendet. Das gallische Land trat jetzt ein in den Verband der römischen Provinzen und der Eroberung folgte die Organisazion. Caesar traf seine Einrichtungen mit möglichster Milde und Schonung, damit das Land sich baldigst beruhige, denn bereits gestalteten sich in Rom die Verhältnisse so, dass er voraussichtlich seiner Legionen auf einem anderen Schauplatz bedurfte.

Von den alten Zuständen blieb, was der neuen Ordnung nicht geradezu hinderlich war und mit der Einführung der römischen Sprache, des römischen Rechts- und Münzwesens und der Aufnahme vornehmer Gallier in den römischen Bürgerverband, begann die Romanisierung des Landes. Diese Anfänge aber waren der Keim einer ebenso folgenschweren als reichen Kulturentwicklung. Die überlegene griechisch-römische Zivilisazion drängte die untergeordnete heimische in den Hintergrund. Neue Wege und Länder erschlossen sich ihr und zum erstenmal wurde durch die Taten Caesars der höheren Kultur, wie sie das griechische Volk geschaffen, das römische sich angeeignet und eigentümlich gestaltet hatte, der Weg in den Norden gebahnt. So war die Eroberung Galliens durch Caesar ein Ereignis von grösster welthistorischer Bedeutung. „Ein ungeheurer

Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, ward jetzt durch Caesar der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee, hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte.“ Was Alexander der Grosse für den Osten, das war Caesar für den Westen. — Aber dieser Krieg äusserte auch auf die römischen Verhältnisse die mächtigste Rückwirkung. War noch im Jahre 60 Pompejus unbestritten der erste unter den drei Männern, so änderte sich durch die gallischen Siege das Verhältnis sehr bald zu seinen Ungunsten. Nicht nur zeigte sich Caesar als den ersten Feldherrn seiner Zeit, das reiche Land, die Tribute, die lang aufgespeicherten Tempelschätze Galliens, die Beute aus den eroberten Städten gaben ihm auch ungeheure Geldmittel, sowohl seine Schulden zu tilgen, als auch mit königlicher Freigebigkeit seine Anhänger zu unterstützen, neue zu gewinnen und seine Feinde zum schweigen zu bringen. Einen Teil der Siegesbeute benutzte er auch, um in der Hauptstadt kostbare Bauten aufführen zu lassen (so die Basilica Julia am Forum) und glänzende Schauspiele dem Volke zu geben. Noch wichtiger aber war es, dass ihm dieser 8jährige Krieg ein Heer geschaffen, kriegstüchtig und tapfer wie kein anderes und dem Feldherrn unbedingt ergeben. Caesar hatte somit seine Zwecke erreicht. Der Zauber des Ruhms und des Reichtums, so wie seine in Gallien herangebildeten Legionen (darunter die tüchtigen deutschen Kohorten, denn mit Caesar beginnt die immer wichtiger werdende Sitte, dass Deutsche in römischen Sold treten) sollten ihm nun bald Rom dienstbar machen.

Auflösung des Triumvirats.

Inzwischen hatte Caesar die Verhältnisse in Rom nie aus den Augen verloren. Dort waren ohne ihn die Triumvirn nicht im Stande gewesen, ihre Macht gefürchtet zu halten. Pompejus besonders zeigte so wenig Geschick Meister der Lage zu bleiben, dass sich Clodius, das frühere Werkzeug der Triumvirn, durch den sie die Verbannung des Cicero bewirkt hatten, nicht nur gegen ihn auflehnte und Politik auf eigene Hand zu treiben begann, sondern auch bald gegen die julischen (von Caesar eingebrachten Gesetze) Umsturzversuche machte. Dieser stürmische und freche

Demagoge beherrschte jetzt, nachdem er sich der Gunst des Pöbels durch verschiedene dem Staat verderbliche Gesetze versichert, durch seine bewaffneten Banden den Markt und die Strassen Roms. Er scheute sich nicht, Pompejus in jeder Weise vor den Kopf zu stossen, und dieser der Besieger dreier Erdteile, spielte bei dem Kampfe gegen den Demagogen die kläglichste Rolle. Kein Wunder, wenn einem solchen Herrscher gegenüber auch die Zuversicht der Verfassungspartei aufs neue wuchs. Diese bekämpfte daher den Clodius mit seinen eigenen Waffen, indem sie seinen bewaffneten Banden die ihres Gesinnungsgenossen des Milo entgegenstellte und es so schon im Jahre 57 erreichte, dass Cicero sogar durch einen Beschluss der Centuriatcomitien wieder zurückgerufen wurde. Seine Rückkehr ward zu einer Reihe von Demonstrazionen benutzt, die ebenso gegen die Triumvirn gerichtet war, wie sie zu Ciceros Ehre bestimmt waren. Um Clodius zu demütigen, hatte auch Pompejus Ciceros Rückberufung unterstützt und wandte sich bald darauf an den neu erstärkten Senat, um von diesem ein Amt und eine Tätigkeit zu erhalten und Caesars gallischen Siegen gegenüber nicht ganz in das Dunkel zurückzutreten. Auf Ciceros Anregung, der sich ihm für seine Zurückberufung dankbar zu zeigen wünschte, erhielt er wirklich vom Senate proconsularische Gewalt und die Praefectura annonae (die Aufsicht über das Getreidewesen im ganzen römischen Reiche). Weiter gehende Anträge jedoch, die der Tribun Messius einbrachte, ihm auch ein Heer und eine Flotte zur Verfügung zu stellen, wies der Senat aus Mistrauen zurück und vereitelte ebenso einen anderen Lieblingsplan des Pompejus, den vertriebenen König Ptolemäus Auletes von Aegypten an der Spitze eines Heeres in sein Reich zurückzuführen. (Derselbe ward später von Pompejus Anhänger Gabinius ohne Befehl des Senates in seine Würde wieder eingesetzt.) Die Kühnheit der Gegner der Triumvirn war aber bereits so gestiegen, dass sie es schon wagten, die Machthaber selbst zu beleidigen, indem sie die vertrautesten Anhänger derselben vor Gericht zogen; ja für das Jahr 55 gedachte sich Domitius Ahenobarbus, einer der eifrigsten Optimaten, um das Consulat zu bewerben und sprach es offen aus, dass eine seiner ersten Massregeln sein werde, Caesar aus Gallien abzurufen.

Diese Umstände veranlassten die Zusammenkunft der Triumvirn zu Luca im Jahre 56, wo sie ihren Bund jetzt aufs neue befestigten. Hier ward beschlossen, dass dem Caesar das Proconsulat um 5 Jahre verlängert werde und ihm dann frei stehen solle, sich abwesend

um das Consulat zu bewerben. Besonders vorteilhaft aber schienen die Vertragsbestimmungen für Crassus und Pompejus; beide sollten im Jahre 55 das Consulat bekleiden und Crassus dann die Provinz Syrien, Pompejus Spanien erhalten. Dadurch ward Pompejus wieder Befehlshaber eines Heeres und seine Stellung in Rom eine ganz andere; Caesar aber erkaufte sich die Möglichkeit, das grosse Werk durchzuführen, das er in Gallien begonnen. Die Zusammenkunft in Luca war auch eine äusserst glänzende gewesen, es hatten sich unter den Anhängern der Triumvirn gegen 200 Senatoren und so viele höhere Magistrate eingefunden, dass 120 Lictoren beisammen waren. Diesmal war es Caesar, dem alles huldigte und er bewies seine Macht über die Gemüter auch besonders dadurch, dass er Pompejus und Crassus wieder versöhnte. Beide waren nämlich damals wieder in grosser Spannung, da auch Crassus sich von Pompejus getrennt und mit den Häuptern des Pöbels ihm entgegengearbeitet hatte. Auf die Kunde von dieser Vereinbarung verstummte sofort die Opposizion des Senats, und die Wortführer derselben, wenige ausgenommen, suchten schleunigst ihren Frieden zu machen. Pompejus und Crassus setzten jetzt ihre Wahl doch nicht ohne Anwendung von Gewalt durch und liessen dann als Consuln des Jahres 55 Caesar den Oberbefehl in Gallien verlängern, während ein Gesetz des Tribunen Trebonius dem Pompejus, auf eben so lange Zeit Spanien, seinem Kollegen das reiche Syrien verlieh. Es war demnach das geschehen, worüber die Triumvirn sich zu Luca verständigt und das Bündnis der drei schien daher fester als je zu sein. Da folgten hintereinander zwei Ereignisse, die den Dingen eine neue entscheidende Wendung gaben. Im Jahre 54 starb des Pompejus Gemahlin, Caesars Tochter, die liebenswerte und von ihrem Gatten auch wirklich geliebte Julia, und mit ihrem Heimgange löste der Tod ein Band, das Pompejus an Caesar gefesselt hatte; im Jahre 53 endete Crassus, der erste aus der Zahl der Triumvirn in dem Kampfe gegen die Parther, durch den er neue Schätze zu erwerben gehofft.

Crassus hatte am Ende seines Consulates sich angeschickt, nicht nur sogleich nach Syrien zu gehen, sondern er traf auch Vorbereitungen, einen Krieg mit den Parthern zu beginnen, die den unter römischer Clientel stehenden König von Armenien bedrohten. Während er aber von unersättlicher Geldgier getrieben, die Tempelschätze Syriens plünderte und mit Erpressungen die Zeit hinbrachte, rüstete der Partherkönig Orodes ein tapferes Heer von Lanzen-

reitern und berittenen Bogenschützen aus und besetzte Mesopotamien. Ihm rückte jetzt Crassus mit einem Heere von 50.000 Mann, darunter 7 römische Legionen, über den Euphrat entgegen.

Den Rat des armenischen Königs Artavasdes misachtend, wagte er sich, dem zureden des verräterischen Araberfürsten Abgarus nachgebend und den sicheren Weg verlassend, in die Wüste nördlich vom mesopotamischen Tiefland. Hier überfielen das ermattete Heer plötzlich die parthischen gepanzerten Reiterschaaren und Bogenschützen. Die Legionen, welche gegen die ihnen neue Kampfart nichts vermochten, mussten nach grossem Verluste und nachdem des Crassus heldenmütiger Sohn Publius gefallen, den Rückzug gegen die armenischen Berge antreten. Auf demselben wurde der Feldherr von den entmutigten Truppen zu einer persönlichen Unterredung mit dem feindlichen Führer gezwungen und von diesem verräterisch getödtet, unweit Karrhae, 53 v. Chr. Höhnend füllten die Sieger den bleichen Mund des unersättlichen mit Gold. Das ganze Heer gieng unter oder verfiel der Sklaverei. Einen kleinen Rest rettete des Crassus Quästor, Cassius Longinus, der auch Syrien vor dem nachfolgenden Andrange der Parther schützte. Auch dieses Nazionalunglück traf die Einigkeit der Triumvirn, denn Caesar hatte seit langem in Crassus einen politischen Freund besessen.

Pompejus war indessen nach seinem Consulate, statt in seine Provinz abzugehen, in Rom geblieben und hatte von dort aus durch Legaten Spanien verwalten lassen. Er suchte in der Hauptstadt der republikanischen Partei, die vorzugsweise noch im Mittelstande ihre Stärke hatte, entgegenzuarbeiten und so seine Macht durch Ränke aller Art zu vermehren. Unter blutigen Unordnungen wurden zweimal die Consulwahlen verhindert, weil republikanische Kandidaten unter diesen der energische Titus Annius Milo, Aussicht hatten obzusiegen, und Pompejus die Dictatur für sich notwendig machen wollte, ein Plan, der vorzüglich an Cato's kräftigem Widerstand scheiterte. Fast täglich kam es in dieser Zeit auf dem Markte und in den Strassen Roms zu gewalttätigen Auftritten. Da geschah es, dass der Pöbelanführer Clodius auf der appischen Strasse in der Nähe Roms bei einem zufälligen zusammentreffen mit Milo, in einem Handgemenge verwundet und nachher in dem Hause, wohin man ihn gebracht, von Milo's Leuten getödtet ward (13. Januar 52). Der Pöbel, über den Tod seines Führers erbittert, trug den Leichnam des Clodius in die Curia Hostilia und verbrannte ihn hier sammt dem Gebäude. Diese Gelegenheit benützte Pompejus, er zog jetzt

Truppen in die Stadt, besetzte das Capitolium und zwang den Senat, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen. Als solcher im Besitze dictatorischer Gewalt stellte er mit Nachdruck die Ordnung wieder her, und suchte durch Gesetze wider Gewalttat und wider Amtserschleichung den innern Unruhen vorzubeugen. Die Vorfälle auf der appischen Strasse und die damit zusammenhängenden Verbrechen wurden einem Spezialgerichtshof überwiesen und die Schuldigen beider Parteien strenge bestraft, unter ihnen auch Milo, der nach Massilia in die Verbannung gieng. Nachdem Pompejus sieben Monate allein das Consulat verwaltet, nahm er sich endlich einen der Führer der aristokratischen Partei, den Metellus Scipio, mit dessen Tochter, er sich kurz vorher vermählt hatte, zum Mitconsul. Beides, sowohl Vermählung, als freiwillige Teilung der Gewalt, geschah vorzugsweise deshalb, um sich der optimatisch-aristokratischen Partei zu nähern und sich ihrer Unterstützung zur Beseitigung Caesars zu versichern. Zwischen diesem und Pompejus hatte sich nämlich seit Julias Tode und des Crassus kläglichem Ende die frühere Freundschaft mehr und mehr gelockert. Schon früher hatte Pompejus einen Antrag Caesars auf Erneuerung ihrer verwandtschaftlichen Bande zurückgewiesen; seit seiner Verbindung mit der aristokratischen Partei gewannen die Eifersucht auf den wachsenden Ruhm desselben, sowie die Verhetzungen seiner neuen Freunde der Optimaten das Gemüt des Pompejus ganz. Der Entscheidungskampf zwischen den beiden Machthabern um den Alleinbesitz der Gewalt bereitete sich immer offener vor.

Caesar und Pompejus. Der zweite Bürgerkrieg (49—48).

Von jetzt begannen nun alsbald die versteckten Angriffe gegen Caesar. Man verlies das Gesetz, dass niemand sich abwesend um ein Amt bewerben solle, um Caesar entweder das Consulat, oder, wenn er käme, seine Stellung in Gallien zu entwinden. Als Caesar nicht in die Schlinge gieng und auf den ungesetzlichen Aufenthalt des Proconsuls in Rom aufmerksam machte, suchte man diesen Einwurf durch Verlängerung der spanischen Statthalterschaft des Pompejus auf weitere 5 Jahre zu entkräften. Die Intriguen gegen Caesar wurden in der nächsten Zeit fortgesetzt, aber Pompejus hatte den günstigen Zeitpunkt, seinen Gegner zu übermannen, versäumt. Mitten unter den heissen Kämpfen mit Vercingetorix verlangte Caesar für die dem Pompejus bewilligten Provinzen die Erlaubnis,

auch abwesend um das Consulat werben zu dürfen und führte noch obendrein die stolze Sprache erlittener Unbill.

Pompejus, zu unentschlossen Gewalttätigkeiten anzuwenden und zu wenig gerüstet, um es mit Glück zu können, gab eingeschüchtert nach und half zur Bewilligung des verlangten, ohne jedoch aufzuhören, den gefährlichen Gegner durch kleinliche Beleidigungen zu reizen. In demselben Jahre, da Caesar Gallien völlig unterjochte, verlor man in Rom die Zeit, mit leeren Nergeleien und kam zu keinem handeln. Als endlich der Consul Marcellus im Senate den Antrag stellte, Caesar vor der anberaumten Zeit von seiner Statthalterschaft abzuberufen, um ihn vor der Bewerbung um das Consulat seiner Macht zu berauben, schwieg der von Caesar bestochene Paulus Aemilius. Der Tribun Curio, ein äusserst talentvoller Mann, aber ohne allen sittlichen Charakter und von Caesar durch Bezahlung seiner durch wüstes Leben aufgehäuften Schulden (gegen 60 Millionen Sesterzen), ganz in dessen Interesse gezogen, lähmte die Wirkung des Antrags durch die Forderung auch dem Pompejus seine Statthalterschaft zu nehmen. Dieser lenkte daher ab, liess aber durch den Senat 2 Legionen des gallischen Heeres zurückfordern. Caesar gehorchte, beschenkte jedoch die entlassenen Soldaten auf das reichlichste, während falsche Gerüchte von der Unzuverlässigkeit seiner Truppen den Pompejus irre führten.

Von neuem suchte Marcellus Caesar des Oberbefehls zu berauben, während Cato für diesen Fall eine Anklage gegen den in den Privatstand zurückkehrenden vorbereitete, aber Curio trat fortwährend dazwischen und als dieser nach beendigtem Tribunate sich nach Ravenna in Caesars Lager begab, trat der schlaue Tribun M. Antonius an dessen Stelle. Caesar hielt noch immer zurück, anerbot sich neuerdings durch den nach Rom zurückgesendeten Curio zurückzutreten, wenn Pompejus das gleiche tue und wartete herausfordernde Schritte seiner Gegner ab. Auf ein Gerücht hin, Caesar beginne seine Legionen in das diesseitige Gallien zu ziehen, beauftragte der Senat den Pompejus mit Kriegsrüstungen zur Sicherheit Roms. Die Tribunen Antonius und Cassius, die vergebens intercediert hatten, begaben sich nun, wie Schutz heischend, zu Caesar nach Ravenna. Diesem ward jetzt ein bestimmter Tag gesetzt, bis zu dem er sein Heer sollte entlassen haben, wenn er nicht als Feind des Vaterlandes angesehen werden wollte.

Caesar, nahm die Nichtbeachtung der tribunicischen Intercession zum willkommenen Vorwand als Verteidiger der Volksfreiheit aufzutreten und entschloss sich zum Krieg. Er stand mit nur einer Legion, der 13. am Flusse Rubico, der seine Provinz von Italien trennte; überschritt er diesen, so begann er den Krieg gegen das Vaterland (Mitte Januar 49). Als er so nach langem sinnen über den verhängnisvollen Schritt plötzlich einen seiner Trompeter das Schlachtzeichen blasen hörte, rief er aus: „Lasst uns dahin ziehen, wohin uns der Wink der Götter und die Ungerechtigkeit der Feinde rufen. — Der Würfel ist geworfen!“ — sprengte mit seinem Pferde in den Fluss und seine Soldaten folgten ihm (49). Bei Caesars schnellem vordringen zeigte es sich, wie ungerüstet und unvorsichtig Pompejus und der Senat den Krieg herausgefordert hatten. Nur mit 6000 Mann hatte Caesar Italien betreten, aber die Strasse nach Rom lag ihm offen. — Das hatte Pompejus nicht erwartet. Er, der noch vor kurzem in törichtem Wahne geäussert, er könne mit seinem Fusse Legionen aus der Erde stampfen, sah sich jetzt ohne Heer und musste vor seinem Nebenbuhler, welcher in Eilmärschen herannahte, Rom verlassen.

Die Senatoren wurden von ihm aufgefordert, nach Capua zu folgen, die etwa widerstrebenden aber bedroht, als Feinde angesehen und behandelt zu werden. Der Aufbruch selbst geschah in solcher Hast, dass Pompejus wohl den Schlüssel zur Schatzkammer, nicht aber den Schatz selbst entnahm. Caesar inzwischen vor Corfinium angekommen und durch zwei gallische Legionen und andere Zuzüge bereits 40.000 Mann stark, brachte hier den erwählten Consul Domitius mit der Stadt und allen in der Ausrüstung begriffenen Rekruten in seine Hände, liess ihn jedoch nebst mehreren in seine Gewalt geratenen Senatoren ungekränkt abziehen und gewann so durch seine Grossherzigkeit, mit der er auch an anderen Orten in gleicher Weise verfuhr, sich immer mehr und mehr die begeisterte Zustimmung des Volkes. Er setzte jetzt den grössten Eifer daran, Pompejus auf dem Wege nach der Hafenstadt Brundisium, wohin sich dieser von Capua zurückgezogen, zu erreichen, um ohne Zeitverlust die Entscheidung dem Schwerte anzuvertrauen. Es gelang ihm jedoch nicht, den Gegner auf italischem Boden zu einer Entscheidungsschlacht zu nötigen, denn eben als er Brundisium erreichte, schiffte sich Pompejus mit dem Reste seines Heeres ein. Ohne irgendwo ernstlichen Widerstand zu finden, besetzte nun Caesar die wichtigsten Städte und kam als Sieger auf kurze Zeit nach Rom, wo

er den Staatsschatz mit Beschlag belegte, sonst aber mit grösster Milde auftrat und auch hier die Gemüter für sich gewann. Ein Zeitraum von 60 Tagen hatte genügt, ihn zum Herrn von Italien zu machen. Caesar hatte dadurch vieles gewonnen, aber noch nicht alles. Nachdem er den Bau von zwei Flotten angeordnet, war das nächste Augenmerk des raschen Siegers nun auf Spanien gerichtet, wo Afranius und Petrejus die pompejanische Sache verfochten. „Er wollte erst die Truppen ohne den Feldherrn, dann den Feldherrn ohne die Truppen schlagen.“ Auf dem Wege dahin verschloss das republikanisch gesinnte Massilia ihm die Tore; er übertrug aber dem Legaten Trebonius die Belagerung dieser Stadt, um selbst nach Spanien zu eilen, wo er des Pompejus Legaten mit einem starken Heere bei Ilerda (jetzt Lerida am Segre in Catalonien) stark verschanzt fand. Nach einem unentschiedenen Treffen schloss er, allen Hindernissen der Natur und Gefahren trotz bietend, die Gegner ein und zwang sie zur Uebergabe. Den beiden Feldherren schenkte er die Freiheit und entliess auch die Soldaten unverletzt in ihre Heimat, viele derselben aber traten freiwillig in seine Dienste. Dann unterwarf er das jenseitige Spanien, wohin sich der Pompejaner Varro zurückgezogen hatte. Auf dem Rückwege ergab sich ihm auch Massilia, dessen Flotte bereits durch einen Seesieg vernichtet war und das Hunger und Not zur Uebergabe zwangen. Die Stadt ward entwaffnet und musste durch grosse Geldsummen Leben und Freiheit ihrer Bewohner erkaufen. In Rom wieder angelangt, liess er sich zum Dictator ernennen, legte aber diese Würde schon nach 11 Tagen wieder nieder, nachdem er sich selbst zum Consul gemacht. Da der Plan des Pompejus, die Hauptstadt von aller Zufuhr abzuschneiden und so Caesar durch die Not der Bürger zu schaden, immer deutlicher sich zeigte, so liess er, um die Stadt zu verproviantieren, durch seine Legaten Sicilien und Sardinien besetzen. Als aber Curio von Sicilien nach Afrika übersetzte, wo der König Juba von Numidien zu den Pompejanern hielt, ward derselbe durch anfängliches Glück und einen Sieg vor Utica zu kühn geworden, am Bagradas mit seinem ganzen Heere vernichtet. Auch eine andere Heeresabteilung, so wie eine Flotte, die Caesar gegen die Pompejaner nach Illyrien gesandt, gieng verloren. Dennoch behielt er den Hauptertolg dieses Jahres und brach im Beginn des folgenden gegen Pompejus selbst auf.

Dieser, der noch immer über das Meer, die östlichen Provinzen und Clientelstaaten gebot, hatte inzwischen ein Heer von

11 Legionen und eine Kriegsflotte von 500 Segeln zusammengebracht. Während des Sommers und Herbstes aber hatte sich um ihn auch ein auswärtiges Rom gebildet. In Thessalonich waren gegen 200 Senatoren zusammen, darunter Cato und Cicero, den Caesar früher vergeblich zu gewinnen gesucht; die Partei benahm sich, als repräsentierte sie den Staat. Eine Flotte unter des Bibulus Befehl gestellt, konnte bei gehöriger Wachsamkeit Caesars Ueberfahrt leicht verhindern, doch war er seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Caesar landete im Anfange des Jahres 48 in Sturm und Gefahr mit der Hälfte seines Heeres — für das gesammte hatte er nicht Schiffe genug — glücklich am akrokeraunischen Vorgebirge. Empfindlicher Mangel an Lebensmitteln aber auf dem von der Uebermacht der Gegner beherrschten Boden trieb ihn jetzt zu raschem handeln, nachdem mit Glück und Verwegenheit Antonius ihm die andere Heereshälfte nachgeführt hatte. Bei einem Sturme aber auf die Verschanzungen des Pompejus bei Dyrrhachium, das er zu belagern begonnen, erlitt er jedoch eine solche Niederlage, dass er vernichtet worden wäre, wenn die Gegner den Sieg zu benutzen verstanden hätten.

Geschlagen, doch nicht entmutiget, wandte er sich jetzt mit kühnem Zuge, den Pindos überschreitend, östlich ins innere Thessaliens, teils der besseren Verpflegung wegen, teils um den Pompejus von der Küste weg zu locken. Dieser, anstatt jetzt das preisgegebene Italien anzugreifen, folgte in seinem Siegesrausche dem schlauen Gegner auf das von ihm selbst gewählte Schlachtfeld von Pharsalus. Hier erlag Pompejus, obwohl er ein über die Hälfte stärkeres Heer befehligte, der weit überlegenen Kriegskunst seines Nebenbuhlers, unter dessen Kerntruppen auch germanische Kohorten sich befanden, so vollständig, dass er, aller Fassung beraubt, sein Heil durch die Flucht suchen musste (9. August 48 v. Chr.). Die Trümmer des geschlagenen Heeres, für das kein Sammelplatz bestimmt gewesen, retteten sich teils nach Spanien, teils nach Afrika. Das reiche Lager fiel dem Sieger in die Hände. Des Pompejus Papiere verbrannte Caesar, ohne sie gelesen zu haben, den Gefangenen gab er die Freiheit und liess ihnen ihr Eigentum zurückstellen. Gefallen waren gegen 30.000 Pompejaner. Pompejus selbst erreichte über Larissa unter dem Schutze der dunkeln Nacht die Mündung des Peneus und setzte auf einem Handelsschiffe nach Lesbos über, wo er zu Mitylene seine Gemahlin und seinen Sohn Sextus zu sich nahm. Da er weder in Rhodus, noch in Kilikien Teilnahme

fand, segelte er auf den Rat seines Günstlings, des Griechen Theophanes von Mitylene, nach Aegypten, um dort bei dem jungen Könige Ptolemäus IX., dessen Vater ihm die Wiedereinsetzung in sein Reich verdankte, Schutz zu suchen. Die Ratgeber des jungen Königs aber, welcher für sich die Hülfe Caesars bei dem Streite mit seiner Schwester Kleopatra zu gewinnen gedachte, liessen ihn, bei seiner Landung meuchlings niederstossen, worauf Gemahlin und Sohn beim Anblick der grässlichen Tat das weite Meer suchten. „So endete an demselben Tage, an dem er 13 Jahre zuvor über Mithridates triumphirend in die Hauptstadt eingezogen war, auf einer öden Düne des unwirtlichen Strandes der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Grosse geheissen und Jahre lang Rom beherrscht hatte.

Der alexandrinische, pontische, afrikanische und spanische Krieg.

Caesar war dem flüchtigen Pompejus in grösster Eile und mit wenigen Truppen nach Aegypten gefolgt. Er landete mit 35 Schiffen in Alexandria, wo ihm die Mörder des Pompejus dessen Haupt entgegentrugen. Die Tränen, welche er bei dem Anblick vergoss, waren nicht erheuchelt. Obwohl die Aegypter meinten, er werde nun sogleich umkehren, um die Reste der Pompejaner, die sich nach Spanien und Afrika geflüchtet hatten zu verfolgen, beschloss er doch vorerst die Angelegenheiten daselbst zu ordnen.

Den Tronstreit, der zwischen Ptolemäus IX. und dessen Schwester und Gattin Kleopatra herrschte, entschied er jetzt zu Gunsten dieser letzteren, die ihn durch ihre Reize gefesselt. Da brach der Groll der Bevölkerung in helle Flammen aus. Alexandria, unterstützt von dem bisherigen meist pompejanisch gesinnten römischen Besatzungsheere, erhob sich gegen den neuen Herrn. Mit geringer Truppenmacht in die Burg eingeschlossen, bedurfte er seiner ganzen Feldherrngrösse, um sich zu halten, bis ihm König Mithridates vom Pergamon und römische Verstärkung Entsatz brachte. Jetzt schlug er die Aegypter, deren König im Nil ertrank, und setzte die Kleopatra unter römischer Oberhoheit zur Herrscherin ein. So endete 48 der alexandrinische Krieg.

Nachdem er im ganzen neun Monate in Aegypten verweilt, brach er nach Asien auf, das in vollen Kriegsflammen stand. Des Mithridates Sohn, Pharnakes, hatte während des Bürgerkrieges sich der Herrschaft über Pontos, Kleinarmenien und Kappadokien bemächtigt. Mit einer einzigen Legion griff Caesar das feindliche

Heer an und vernichtete es (47 bei Ziela). In Bezug auf den nur 5 Tage währenden Feldzug schrieb er an einen Freund in Rom die berühmten Worte: veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte!) Das bosporanische Reich erhielt Mithridates von Pergamon, sein Retter in Alexandrien, des Pharnakes Halbbruder. Nachdem Caesar in Kleinasien das alte Uebel, das schon so oft zu Empörungen geführt, den Steuerdruck, gemildert, kehrte er mit reicher Beute beladen nach Italien zurück.

Die Nachrichten von den Siegen Caesars hatten in Rom entsprechende Eindrücke hervorgerufen. Schon gleich nach der Schlacht bei Pharsalus waren vom Volke die Bildsäulen des Sulla und Pompejus umgestürzt worden. Auch der Senat blieb in Bezug auf Caesar mit Zeichen der Anerkennung nicht zurück. Er verlieh, entgegen der bisherigen Ordnung, dem Sieger das Consulat auf 5, die Dictatur auf Ein Jahr, die tribunicische Gewalt für immer. Bekleidet mit dieser Machtfülle war Caesar auf italischem Boden angelangt. Auf dem Wege von Tarent nach Brundisium kam unter anderem auch Cicero ihm entgegen. Obwohl derselbe längere Zeit auf Seite der Feinde Caesars gestanden, suchte doch dieser ihn auf freundliche Weise zu bestimmen, ihm nach Rom zu folgen, um sich wieder den Staatsgeschäften zu widmen. Doch dieser zog es vor, fern den politischen Kämpfen der Wissenschaft zu leben.

In Rom angekommen, wo während seiner Abwesenheit Unruhen von denen erregt worden waren, welche als Frucht des Bürgerkrieges Proscripzionen, Schulden- und Mietserlasse gehofft hatten (in diesen Kämpfen war auch Milo gefallen), stellte er die Ordnung wieder her und beruhigte auch seine murrenden Soldaten, welche statt eines neuen Krieges in Afrika die verheissenen Belohnungen und Entlassung begehrten durch sein kühnes und hochherziges Auftreten und mit einem Worte. („Quirites" statt Commilitones.) Dann setzte er mit seinem Heere nach Afrika über, welches nach der Schlacht bei Pharsalus der Sammelplatz der Häupter der pompejanischen Partei geworden war. Hier stand unter Anführung des Sextus und Cnaeus (der Söhne) und des Metellus Scipio (des Schwiegervaters des Pompejus), dann des Cato und der Legaten Afranius und Petrejus ein mächtiges Heer, das von dem Könige Juba von Numidien unterstützt wurde. Anfangs musste er sich längere Zeit mit wenigen Truppen gegen einen weit zahlreichern Feind behaupten und konnte erst nach und nach in Zwischenräumen sein Heer vervollständigen. Schon drohte der kleine

Krieg ihn aufzureiben, da erfolgte die Schlacht bei Thapsus, die dem afrikanischen Kriege zu Gunsten Caesars mit einem Schlage ein Ende machte (46 v. Chr.). Cato, der die Freiheit nicht überleben wollte, tödtete sich, seinen republikanisch stoischen Grundsätzen getreu, selbst zu Utica. Juba und Petrejus fielen ebenfalls durch Selbstmord, eben so entleibte Metellus Scipio, im Begriff gefangen zu werden, sich selbst, während den in Gefangenschaft geratenen Petrejus Caesars Soldaten, seiner Hinrichtung zuvorkommend, tödteten. Nur Labienus und Sextus Pompejus waren nach Spanien gekommen, wohin schon vor Caesars Landung Cnaeus Pompejus gegangen war.

Nun kehrte Caesar nach Rom zurück und feierte einen viertägigen Triumph über Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika. Der Siege über römische Heere wurde bei dem Schaugepränge nicht gedacht. Er erhielt die Dictatur von dem Senate auf 10 Jahre und ward mit allen Ehren gleich einem Halbgotte überhäuft. Schon jetzt begann er seine grossen Reformen.

Aber noch einmal rief ihn die Empörung und Ansammlung seiner Feinde, die in Spanien, besonders in Corduba unter den Söhnen des Pompejus, Cnaeus und Sextus Pompejus stattfand, in diese Provinz. In der letzten schweren Schlacht bei Munda (auf dem Wege nach Corduba gelegen), besiegte er auch diese letzten Feinde, 45 v. Chr. Wie schwierig aber ihm dieser Sieg bei Munda geworden, bezeugt sein eigenes Geständnis, dass er oft um den Sieg, hier aber um sein Leben gekämpft habe. Cnaeus Pompejus fiel auf der Flucht, Sextus, der nicht in der Schlacht gewesen, entkam in das nordöstliche Spanien und hielt sich hier, von Caesar nicht beachtet, als Freibeuter bis nach dessen Tode. Als Herr des Erdkreises kehrte Caesar nach Rom zurück.

Caesars Alleinherrschaft. Sein Tod.

Nun hatte Caesar das Ziel seiner Wünsche erreicht, er war Alleinherrscher, die Republik war zu nichte, ein leerer Name, wenn auch ihre Formen zum grossen Teil noch bestehen blieben. Wie bedeutend auch Caesar bisher als Feldherr uns durch die Grossartigkeit seiner Pläne, durch die Kraft in der Ausführung, durch die Besonnenheit in der Benützung der errungenen Siege erscheint, so verdienen doch noch grössere Bewunderung seine Leistungen als Staatsmann und Reichsordner. Die organisatorische Tätigkeit, die er während der Zeit seiner Alleinherrschaft entfaltete, beweist,

dass es ihm nicht blos um Befriedigung seines Ehrgeizes oder seiner Herrschsucht zu tun gewesen, sondern um eine eingehende wirkliche Reform des römischen Reiches. In freier Grösse fasste er seinen Sieg nicht als einen Sieg einer Partei, sondern in seinem Geiste erhob sich die Idee einer neuen Form des römischen Staates und des antiken Lebens überhaupt. Es zeigte sich dies schon in der grossen Milde gegen seine bisherigen, politischen Feinde. Er erliess keine Todesurteile, keine Proscripzionen, ausser höchstens gegen solche, die nach der Verzeihung nochmals konspirierten, und auch dann sollten weder Weib noch Kinder des verurteilten darunter leiden. Keine Grausamkeit, keine niedrige Rache entweihte seinen Sieg. Er bewies aber auch kein Mistrauen wider seine politischen Gegner und verschmähte es darum, sich mit einer Leibwache zu umgeben, wie sonst Tyrannen zu tun pflegten, oder überhaupt einen Militärdespotismus aufzurichten. Hingegen war er zur Ueberzeugung gekommen, dass die bisherige republikanische Verfassung für Rom nicht mehr passe, teils wegen der grossen Ausdehnung des Reiches, teils wegen der Entsittlichung des Volkes. In der steigenden Leidenschaft der Eroberung hatten die Herren der Welt die Besonnenheit verloren und sie standen doch vor der grossen Aufgabe, welche die volle Weisheit der Herrschaft verlangt: die Völker, welche sich im Laufe der Zeiten herangebildet, die Staaten, welche sie gegründet, zu gliedern und mit einander verwachsen zu lassen, sie nach einem volkswirtschaftlichen Plane zu ordnen und jedem Gliede seinen Beruf und seine Arbeit zuzuweisen. Nach einer langen Reihe von Eroberern verlangte diese Aufgabe einen Organisator. Es musste daher eine einheitliche Leitung an die Stelle der vielköpfigen treten. Diese einheitliche Leitung aber konnte nur Caesar selbst übernehmen und er betrachtete sich also gewissermassen als den Vertrauensmann des römischen Volkes, als den Repräsentanten desselben, zu dessen Wohle und in dessen Auftrage er die Regierung führe. Obschon er in der Tat König war, wies er doch anfangs den königlichen Titel zurück und begnügte sich damit, alle Aemter sich übergeben zu lassen, welche die Staatsgewalt nach allen Richtungen hin in sich einschlossen. So war er Dictator auf Lebenszeit, Censor, Consul und, indem man ihm persönliche Unverletzlichkeit und das Recht der Intercession übertrug, auch Tribun in einer Person. Doch wollte er dem Volke die politische Freiheit nicht rauben. Die Aemter der Prätoren, Quästoren und Aedilen wurden vermehrt und dadurch unwichtiger gemacht, aber in dieser neuen Gestalt förderten sie die

Verwaltung und befriedigten den Ehrgeiz vieler. Er liess die Comitien bestehen, die nach wie vor gesetzgebende Faktoren blieben, und durch deren Bestätigung allein die von ihm vorgeschlagenen Gesetze Gültigkeit erlangten. Dadurch behielt das Volk die Souveränität, wenigstens dem Prinzipe nach; obgleich er durch seine Empfehlung einen fast unbedingten Einfluss auf die Wahlen ausübte. Den Senat, den er auf neunhundert Mitglieder vermehrte, setzte er zu einer blos beratenden Behörde herab. Die ausführende Gewalt jedoch blieb ganz allein in der Hand Caesars, der als dauerndes Amt auch dasjenige eines Imperators übernahm, weil es die Einheit des militärischen Kommandos und der obersten richterlichen und Administrativgewalt, sowie die freie Verfügung über die Finanzen des Staates umfasste. So war im Grunde eine Wiederholung des alten Königtums, wenn auch unter neuem Namen entstanden. Auch die äussere Form erinnerte daran. Caesar trug bei allen feierlichen Gelegenheiten das Triumphalgewand und den Lorbeerkranz, und thronte im Senat, dessen Erster (princeps) er war, sowie bei Gericht und bei den Spielen auf goldenem Stuhl. Auch die Münzen des Staates trugen sein Bild und Inschrift. Als so Caesar alle Machtvollkommenheit der Herrschaft in sich vereinigte, welche seit jener Zeit nach seinem Namen Caesar das „Kaisertum" der Herrscher genannt wird, gieng er nun an die gliedernde Ordnung der Hauptstadt des Reiches und der Provinzen.

In Rom lebten damals 320.000 Köpfe von den Kornspenden aus den Staatsspeichern. Er beschränkte diese Gaben an Müssiggänger bis auf 150.000 und schickte 80.000, die in Rom keine Arbeit fanden als Ansiedler in die überseeischen Provinzen. Er löste die von den Demagogen zu ihrem Parteizwecke misbrauchten Vereine und Genossenschaften auf und stellte die Gewerbstätigkeit, den Verkehr und den Markt unter Sicherheitsgesetze und Aufsicht der Staatsorgane. Die Vermögensverhältnisse waren durch die verschwenderische Weise der Aristokraten, sich einen Anhang unter der Menge zu erkaufen, die Dienstverhältnisse der arbeitenden Klasse in den Bürgerkriegen ganz in Unordnung geraten und die Geldmänner benutzten dieses zu beispiellosem Gewinn. Caesar als Censor brachte durch provisorische Wuchergesetze gegen die Geldmächte und durch Luxusgesetze gegen die Verschwender, sowie durch Unterstützung der Aristokraten aus seinen Mitteln die nötige Hülfe, um diese Gruppen des Volkes in der Gliederung des römischen Staates zu erhalten.

Durch die Einwanderung aus den Provinzen war das Gleichgewicht in der Verteilung der Bevölkerung gestört worden; in Rom hatten sich die Müssiggänger angehäuft und auf dem Lande fehlten die Arbeitskräfte, wodurch die freie Bauernwirtschaft in Italien und den Provinzen verfiel. Ein arbeitsamer, sittlicher Mittelstand, gleich frei vom Uebermut des Reichtums, wie von der ängstlichen Verkommenheit der Armut, war fast nicht mehr vorhanden. Caesar half durch eine neue Ackerbauordnung, welche einen tüchtigen Kern von Landwirten schuf. Er verteilte die vom Staate eingezogenen Güter der Geächteten sammt den übrigen Staatsländereien an seine Veteranen, die an Arbeit und Mühen gewohnte, abgehärtete Männer waren, auf ihren Zügen in verschiedenen Ländern sich Erfahrungen gesammelt hatten und nicht wie unter Sulla in Militärkolonien verbunden, sondern überall in Italien, zwischen altgesessenen Landwirten verteilt, Musterbauern wurden. Mit kluger Rücksicht auf den etwa aus dem Kriegsleben zurückgebliebenen Hang nach Wechselung, sollten sie ihren geschenkten Besitz nicht vor 20 Jahren veräussern dürfen.

Dagegen verteilte Caesar wieder die verarmten und verkommenen Glieder des Volkes und die aus allen Teilen des Reiches nach Rom und Italien zugelaufenen Glücksjäger und Landstreicher in die fernen Provinzen, und begünstigte und förderte die Auswanderung der mit den neuen Verhältnissen Unzufriedenen, um die entvölkerten Provinzen durch Kolonisazion zu stärken. Nach Gallien wurden neue Bürgerkolonien abgeführt und die Städte Beterrae (Beziers), Arelate (Arles), Arausio (Orange), Forum Julii (Frejus), Nemausus (Nimes) durch neue Ansiedler vergrössert und mit Rechten ausgestattet. Auch die alten Kulturstädte Korinth, Karthago und der syrische Hafenort Berytos, die durch Notstände und Schicksalsschläge herabgekommen waren, empfiengen Kolonisten aus Italien und entfalteten sich zu neuer Blüte. Die Arbeit der Freien gegenüber der Sklavenarbeit begünstigte er durch Erneuerung der alten Verordnung, dass die Herden und Grundbesitzer wenigstens den dritten Teil der Hirten und Feldarbeiter unter den Freien wählen sollten, und um dem Vater einer zahlreichen Familie die Heranziehung seiner Kinder zu erleichtern, sicherte er ihnen bürgerliche Vorrechte.

Caesar kräftigte das Gemeindeleben, indem er eine neue Gemeindeordnung für Italien erliess, in welcher er die Rechte und Freiheiten der Städte erweiterte und ihnen freie Wahl ihrer

Magistrate und die niedere Gerichtsbarkeit nach römischem Rechte sicherte; Zugeständnisse, die auch die Bürgerkolonien und Municipien im jenseitigen Gallien und in anderen Provinzen erlangten. In ähnlicher Weise sorgte er für ein gedeihliches Verhältnis der Provinzen, indem er sich bemühte, bei der Verteilung derselben an die Proconsuln und Proprätoren, billige und gerechte Männer an die Spitze der Verwaltung zu bringen. Zur Kräftigung ihrer Selbständigkeit vermehrte er die Rechte und Freiheiten der Provinzialen und verminderte und ordnete mit Einsicht ihre Abgaben und Leistungen. Die cisalpinischen Gallier am linken Poufer erhielten das römische Bürgerrecht und politische Gleichberechtigung mit dem italischen Hauptland. Auch der spanischen Handelsstadt Gades (Cadis) wurde das römische Bürgerrecht erteilt. Dem Verkehre in dem grossen Reiche wendete er gleiche Sorgfalt zu.

Als Pontifex maximus mit der Leitung der Jahresrechnung betraut, verbesserte er den Kalender und ordnete die Zeitrechnung in einer Weise, dass sie durch ihre Genauigkeit sich dem allgemeinen Verkehr empfehlen konnte. (Siehe S. 6.) Wie in der Zeitrechnung wurden für Mass, Gewicht und Geldwährung gemeingiltige Satzungen erlassen und die römischen Gold- und Silbermünzen zum Reichsgelde für alle Provinzen erhoben, wenn auch dabei noch einzelnen Städten das Prägungsrecht kleiner Scheidemünze bewilligt wurde. Caesar entwarf den Plan, das Bett des Tiber bis an die Mündung zu erweitern und bei Ostia einen tiefen sichern Hafen mit einer sichern Rhede anzulegen und durch eine Strasse über den Apennin das Festland zwischen dem tyrrhenischen Meere und der Adria für den Verkehr in einer Weise zu überbrücken, dass die Hauptstadt des Reiches auch dessen Haupthandelsplatz werden konnte. Er gab den Auftrag, die Gesetze und Rechtsbestimmungen in einem allgemeinen Gesetzbuch zu sammeln und zu ordnen und so aus den Rechtsordnungen, welche der Verkehr zwischen den Römern und Nichtrömern im Laufe der Zeiten ins Leben gerufen und zu einer unübersehbaren Masse privatrechtlicher Satzungen angehäuft hatte, ein allgemeines Reichsgesetzbuch für Italien und die Provinzen zu schaffen. Dazu kamen Pläne, wie die der Gründung einer grossartigen Bibliothek zu Rom der Plan, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, den Isthmos von Korinth zu durchstechen u. dgl. m. Eine grossartige Unternehmung gegen die Parther, um die Niederlage bei Karrhä zu sühnen, und eine andere gegen die Barbaren nördlich von den

Alpen und der Donau, namentlich gegen die Geten, sollte sein Werk abschliessen. Da traf ihn mitten in der Ausführung seiner grossen Entwürfe der Dolch seiner Gegner. Sein zunehmender Stolz und sein immer mehr hervortretendes Selbstbewusstsein, sowie sein sichtbares Streben nicht nur nach der Gewalt, sondern auch nach dem Titel und der äusseren Ehre eines Alleinherrschers, hatten die Bildung einer Verschwörung gegen sein Leben veranlasst. Die Teilnehmer derselben waren teils alte aristokratische Republikaner, wie der an der Spitze stehende, dem Caesar innig befreundete und für die Idee der Freiheit begeisterte, hochsinnige M. Junius Brutus, teils persönlich Ehrgeizige und Unzufriedene, wie C. Cassius Longinus, teils aber auch solche, welche nur die allerniedrigsten und selbstsüchtigsten Motive bewegten. Das Gerücht, dass an den Iden des März im Senat der Antrag gestellt werden solle, dem Dictator ausserhalb Italiens den Königtitel zu verleihen, weil nach dem, wie man glaubte, durch Caesar beantragten Ausspruche der sybillinischen Bücher die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, liess die Verschworenen diesen Tag zur Ausführung ihres Vorhabens wählen. Als Caesar trotz aller Warnungen in der Sitzung des Senats am 15. März 44 erschien, wurde er von den Verschwornen auf ein verabredetes Zeichen überfallen und sank, von 23 Dolchstichen durchbohrt, am Fusse der Bildsäule des Pompejus, die seine Milde wieder aufgerichtet, nieder, noch bis zum letzten Hauche von demselben würdevollen Anstande beseelt, der in allen Lagen eines tatenreichen Lebens der geheime Zauber seiner Persönlichkeit geblieben war. Durch seinen plötzlichen Tod war, wie bei Alexander dem Grossen, die Lösung seiner Aufgabe abgebrochen worden, indem seine Nachfolger schwach und schwächer derselben erlagen und die grossen ererbten Entwürfe, verwischten und verkehrten. Rom hatte unter ihm jedenfalls seinen Höhepunkt erreicht. Es schien auf dieser Höhe unter Augustus stehen zu bleiben, während es schon sank und schneller und schneller wie ein überwachsener Baum vermoderte, um neuen Staatengebilden Platz zu machen und den unausgeführten Plan in neue Hände zu legen.

Das zweite Triumvirat.

Durch Caesars Ermordung wurde der römische Staat aufs neue in Krieg und blutiges Unheil zurückgestossen. Die Mörder hatten beschlossen, die Leiche des Tyrannen in den Tiber zu werfen, sein Vermögen einzuziehen und seine Gesetze und Ein-

richtungen aufzuheben; als sie aber nach Ausführung ihres Mordes die Senatoren, deren Beifall und Anschluss sie erwartet hatten, mit Bestürzung aus der Curie fliehen und auch das Volk sich von ihnen fern halten sahen, suchten sie erschreckt und ungewiss, was zu beginnen, Sicherheit auf dem Capitol.

So bekam M. Antonius, Caesars Freund und Mitconsul, den die Verschwornen auf des Brutus Rat verschont hatten, freien Raum. Sofort bemächtigte er sich des Staatsschatzes und gewann zugleich an M. Lepidus, dem magister equitum Caesars, der an der Spitze eines Heeres vor Rom stand, eine Stütze. Nachdem ihm Caesars Wittwe Calpurnia, die sich zu ihm geflüchtet, ihres Mannes Papiere und Kasse eingehändigt, benutzte er dieselben gleichfalls zur Begründung seiner Macht.

Ihm entgegen stand Cicero, der im Senate es durchsetzte, dass eine allgemeine Amnestie verkündet wurde, wogegen aber Antonius es erreichte, dass alle von Caesar als Dictator getroffenen Verfügungen Geltung behalten sollten. So schien jetzt zwischen den drei Parteien, den Verschwornen, dem Senate und den Caesarianern Versöhnung gestiftet. Bald aber regte Antonius in der Volksversammlung durch Verlesung von Caesars Testament, in welchem fast jeder Bürger bedacht war, sowie durch die Leichenrede, die er dem ermordeten Helden hielt, das Volk zur Wut gegen dessen Mörder auf.

Diese, mit Mühe dem Tode entronnen, erkannten, dass sie in Rom nicht mehr sicher seien, und die Häupter derselben verliessen daher mit Genehmigung des Senats die Stadt und begaben sich in die Provinzen, deren Verwaltung ihnen noch von Caesar verliehen war; Marcus Brutus nach Makedonien, Cassius nach Syrien, Decimus Brutus nach Gallia cisalpina. Antonius, jetzt Herr der Stadt, gab nun, auf Caesars Papiere sich berufend, für Bestimmungen Caesars aus, was er wollte und was ihm nützte, und verschaffte sich mit Caesars Geld Anhänger und Freunde; die Veteranen desselben gewann er durch Ackerverteilungen. Da er eine Provinz in der Nähe Roms wünschte, liess er sich jetzt durch Volksbeschluss, das bereits dem D. Brutus übertragene diesseitige Gallien zuweisen und bewog auch den Senat, ihm die Führung der zum parthischen Feldzuge bestimmten Legionen Caesars zu übergeben.

Unterdessen war in Rom der Grossneffe Caesars, der 18jährige Gaius Julius Caesar Octavianus, ein Enkel von Caesars Schwester Julia, den dieser an Sohnes statt angenommen und zu seinem

Haupterben eingesetzt hatte, von Apollonia her angekommen. Er war im vorigen Herbste von seinem Grossoheim nach Illyrien vorausgeschickt worden, um sich in Mitte der zum parthischen Kriege bestimmten Truppen zum Anführer auszubilden und zugleich seine Studien fortzusetzen. Nach dem Tode Caesars eilte er sogleich ohne Truppen nach Rom, wo er anfangs mit grosser Vorsicht und Bescheidenheit auftrat und dem Volke versprach, dass er die Vermächtnisse seines Adoptivvaters auszahlen werde.

Da Antonius ihn aber wie einen Knaben behandelte und unter dem Vorwande, Caesars Kassen seien leer gewesen, mit der Auszahlung der Vermächtnisse zögerte, zahlte Octavianus dieselben von seinem eigenen Vermögen und gewann sich so eine starke Partei. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, die Mörder seines Adoptivvaters zu bestrafen und in dessen Stelle einzutreten; verstand es aber mit meisterhafter Verstellung, seine Absichten zu verbergen, so dass Senat und Aristokrazie ihn ganz auf ihrer Seite wähnten, und an ihm ein Gegengewicht gegen den bisher auf das Volk sich stützenden Antonius zu haben glaubten. Dieser hatte bereits den Feldzug gegen Decimus Brutus unternommen, um ihm das jenseitige Gallien mit Gewalt zu entreissen, und belagerte denselben in Mutina.

Jetzt aber erklärte der Senat den Antonius für einen Feind des Vaterlandes und schickte die beiden Consuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa gegen ihn ins Feld. Auf Ciceros Antrag, der damals im Senate seine Philippiken gegen den Antonius schleuderte, bestimmte er ferner, dass auch Octavian als Proprätor mit seinem aus Caesars Veteranen selbst geworbenen Heere sie begleite. In den Kämpfen dieses sogenannten mutinensischen Krieges, im Anfang des Jahres 43, wurde nun Antonius geschlagen und Brutus entsetzt; die beiden Consuln aber fanden den Tod. So gebot daher nun Octavian über die drei Heere. Der Senat aber glaubte jetzt den Zeitpunkt, wo Antonius unschädlich gemacht worden war, benützen zu sollen, um auch den bereits gefürchteten Erben Caesars gleichfalls zu stürzen. Der Oberbefehl über die durch den Tod ihrer Führer verwaiseten Truppen ward daher an Decimus Brutus übergeben und diesem die Verfolgung des geschlagenen Antonius übertragen. Da wechselte der erbitterte und bei den Truppen alles vermögende Octavian seine Rolle, womit er bisher die Senatspartei getäuscht, und knüpfte mit Antonius, den er inzwischen durch seine Untätigkeit hatte entkommen lassen, und mit M. Lepidus, dem Statthalter Galliens, zu

dem Antonius sich geflüchtet, Unterhandlungen an. Er selbst aber zog mit seinen Legionen nach Rom, erzwang wider den Willen des Senats für den Rest des Jahres 43 für sich und G. Pedius das Consulat und liess auf Antrag seines Kollegen, trotz der früheren Amnestie, durch Volksbeschluss ein ausserordentliches Gericht zur Bestrafung der Mörder Caesars und aller Mitwisser des Mordes anordnen. Nach dieser Einleitung verliess er die Hauptstadt, um scheinbar den Krieg wider Antonius und Lepidus fortzusetzen; aber inzwischen hatte bereits sein Amtsgenosse Pedius, der Verabredung gemäss, die früher gegen dieselben gefassten Beschlüsse aufheben lassen. Nachdem diess geschehen, traf Octavianus mit Antonius und Lepidus auf einer Insel des Flüsschens Lavinus (Lavino) oder des Rhenus (Reno), in der Nähe von Bononia (Bologna), zu geheimen Beratungen zusammen. Hier schlossen die drei Männer nach dreitägiger Beratung folgenden Vertrag. Sie nahmen unter dem Titel Triumvirn auf 5 Jahre die höchste Gewalt zur Ordnung des Staates in ihre Hand, verteilten die Provinzen des Westens unter sich und beschlossen den Krieg gegen M. Brutus und C. Cassius, die sich im Osten des Reiches festgesetzt. Antonius und Octavian sollten diesen Krieg führen, Lepidus, um für die Interessen des Bundes Sorge zu tragen, in Rom bleiben. Den Soldaten wurden 18 der blühendsten Städte Italiens zur Belohnung ausgesetzt.

Im November 43 zogen die Triumvirn von Bologna nach Rom, wo sie ihre Uebereinkunft durch ein Manifest bekannt machten. Ehe sie aber den Kampf gegen Caesars Mörder begannen, sollte die Gegenpartei in Rom durch Proskripzionen vernichtet werden. Deshalb erfolgten solche blutiger und schonungsloser, als die des Sulla. Octavian gab den Cicero, den er früher Vater genannt, dem Hasse des Antonius und seines wilden Weibes Fulvia preis; dieser opferte seinen Oheim L. Caesar, Lepidus seinen Bruder; an 300 Senatoren und 2000 Ritter fielen als Opfer. Ihr eingezogenes Vermögen sollte die Geldmittel zur Führung des Krieges gegen die Republikaner verschaffen.

Nach diesen Blutszenen zogen Antonius und Octavian gegen Brutus und Cassius (Philippensischer Krieg, 43—42). Letzterer hatte Syrien, ersterer Makedonien in seiner Gewalt; beide verfügten über zahlreiche Truppen (80.000 Mann) und bedeutende Hilfsmittel. Sie hatten, von Sardes aufbrechend und nach Europa übersetzend, die Offensive ergriffen. Aber bei Philippi, der Hauptstadt Makedoniens,

ward Cassius besiegt und stürzte sich in sein Schwert; zwanzig Tage nachher unterlag Brutus, der in der ersten Schlacht auf seinem Flügel siegreich gewesen war, ebendaselbst und fiel durch eigene Hand. Seine Gemahlin Porcia, eine Tochter des Cato von Utica, wollte seinen und den Untergang der Republik nicht überleben und endete gleichfalls durch freiwilligen Tod, indem sie glühende Kohlen verschlang. Die Reste der Republikaner waren gefallen, oder giengen zur Partei der Sieger über, nur wenige flüchteten zu Sextus Pompejus.

Nach der Schlacht bei Philippi teilten Antonius und Octavian ihre Truppen und trennten sich. Antonius gieng in die östlichen Provinzen des Reiches, um Asien und Aegypten, die es mit den Gegnern gehalten hatten, zu unterwerfen, während Octavianus nach Italien zurückkehrte und die versprochene Ackerverteilung an seine Veteranen vornahm. Antonius hatte inzwischen plündernd Griechenland und Kleinasien durchzogen. In den Städten desselben fröhnte er den ausschweifendsten Lüsten und der üppigsten Schwelgerei, hielt sogar in Ephesus einen prächtigen Einzug als Gott Bacchus und bedrückte durch ungeheuere Erpressungen und wiederholte Steuerauflagen die Provinzialen auf das ärgste. Hierauf beschied er Aegyptens Königin Kleopatra vor seinen Richterstuhl nach Tarsus in Cilicien, um sie für die dem Cassius geleistete Hülfe zur Verantwortung zu ziehen. Die Königin fuhr als Aphrodite geschmückt, umgeben von schönen Knaben und Mädchen und Frauen, im Anzuge von Liebesgöttern, Nereiden und Grazien, auf einem mit allem Luxus ausgerüsteten Schiffe unter dem Schalle lieblicher Musik den Fluss Kydnos hinauf, gleichsam als besuche Aphrodite den Bacchus, um mit ihm ein Freudenfest zu feiern. Sie fesselte durch den Zauber ihrer Reize den Triumvir dergestalt, dass er ihr nach Alexandria folgte und dort zum Sklaven beispielloser Genusssucht herabsank. Unterdess hatte Octavianus durch die Ackerverteilung in Italien, wodurch die Grundeigentümer vieler Orte gewaltsamer Weise vertrieben und das grösste Elend verbreitet wurde, den perusinischen Bürgerkrieg erregt (41—40). An die Spitze der Unglücklichen und Unzufriedenen stellte sich auf den Rat der Fulvia, welche dadurch ihren Gemahl zur Rückkehr aus Aegypten zu zwingen gedachte, der Bruder des Triumvir, der Consul Lucius Antonius. Aber von Octavianus, den Lepidus unterstützte, geschlagen, musste sich dieser nach Perusia (daher der Name des Krieges) werfen und nach kurzer Belagerung dem Sieger ergeben, der die eroberte Stadt durch Plünderung und

grausame Hinrichtungen büssen liess. Auf Fulvias Ruf war inzwischen endlich ihr Gemahl Antonius mit einer bedeutenden Flotte bei Brundisium gelandet; mit ihm trat Sextus Pompejus in Unterhandlung, und es drohte ein Bürgerkrieg gegen Octavian auszubrechen.

Aufgehalten wurde dieser nur durch den Tod der Fulvia, welchen Octavianus zu dem brundisinischen Vergleiche benutzte. Ihm zufolge wurde das Triumvirat erneuert und das römische Reich so geteilt, dass Antonius die östlichen, Octavianus die westlichen Provinzen auf fünf Jahre erhielt, während Lepidus im Besitze von Afrika blieb. Zur Befestigung dieses Bündnisses gab Octavianus dem Antonius seine Schwester, die schöne und tugendreiche Octavia zur Frau. Aber noch musste auch Sextus Pompejus gewonnen werden. Dieser hatte nach der Schlacht bei Munda sich als Seeabenteurer herumgetrieben, nach Caesars Tode ein Heer gesammelt und von den Republikanern unterstützt, ausser Sicilien auch Sardinien und Corsika erobert. Die See beherrschend, schnitt er Rom die Zufuhr ab und bedrohte es mit Hungersnot. Die Triumvirn schlossen daher den Vertrag zu Misenum im Jahre 39 mit ihm, wonach er die drei italischen Inseln, das Consulat und die Provinz Achaia, ausserdem eine Entschädigung für sein verlorenes väterliches Vermögen erhalten sollte. Dagegen verflichtete er sich Italien mit Getreide zu versehen. So hatten die Römer, statt des einen grossherzigen und genialen Herrschers, jetzt vier selbstsüchtige Parteihäupter gewonnen, die noch einmal den Erdkreis mit Verwirrung und Jammer erfüllten.

Octavianus und Antonius. Die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.).

Von den vier Machthabern erlag zuerst Sextus Pompejus. Die ihm verheissenen Zusagen wurden mangelhaft ausgeführt, er zerfiel mit Octavian und es kam zum Kriege. Octavian führte diesen anfangs unglücklich. Als aber sein geschickter Freund, der damalige Consul, M. Vipsanius Agrippa ihm eine neue Seemacht schuf, ward Sextus Pompejus zweimal bei Mylae und Naulochos an der Nordostküste Siciliens geschlagen und musste nach Asien flüchten (36 v. Chr.). Dort fiel er im folgenden Jahre dem Legaten des Antonius in die Hände und ward auf dessen Befehl zu Milet hingerichtet. Gleichzeitig hatte Lepidus Sicilien erobert, entzweite sich aber mit den beiden andern Triumvirn wegen seiner Ansprüche auf den Besitz der ganzen Insel. Im Kampfe gegen Octavian, von seinen Soldaten verlassen, musste er sich der Grossmut desselben, die ihn verschonte, ergeben.

Er ward aller seiner Würden, mit Ausname des Oberpriesteramtes, entkleidet und starb in stiller Zurückgezogenheit zu Circeji (12 v. Chr.). Das römische Gemeinwesen war nun zwischen dem Caesar Octavianus und M. Antonius geteilt. Ersterer blieb in Rom, im Mittelpunkte aller Entscheidungen, und beherrschte von hier aus den Westen. Schon jetzt gieng ein Teil der Macht und Ehren, die der grosse Caesar besessen, auf ihn, den Erben seines Namens, über. In Italien und Rom begannen geordnete Zustände wieder. Mit Feldzügen gegen die Grenzvölker in den Alpen, in Illyrien und Pannonien beschäftigte er das Heer und gewann sich durch seine Klugheit die Neigung der Legionen und des Volkes.

Unterdessen war das Ansehen des Antonius immer mehr durch sein empörendes Verhältnis zu Kleopatra, so wie durch mislungene Unternehmungen gesunken. Gegen die Parther, welche Syrien, Palästina und Phönizien erobert hatten, hatte er seinen Legaten Ventidius geschickt, der sie über den Euphrat zurücktrieb. Ein Feldzug aber, den er selbst, in Verbindung mit dem Könige Artavasdes von Armenien, (36 v. Chr.) unternahm, hatte ein ungünstiges Ende, und Antonius entgieng kaum dem Schicksale des Crassus. Darauf nahm er zwar den abgefallenen armenischen König gefangen und führte denselben zu Alexandria im Triumph, bei welchem er mit den Insignien des Gottes Bacchus durch die Strassen fuhr, auf. Hier aber prasste er nun mit Kleopatra, die ihn wieder ganz durch ihre Reize gefangen hatte. Er verschenkte an sie und ihre Kinder die Kronen Asiens, die von seiner Laune abzuhängen schienen, und konnte doch bei alledem die kühn vordringenden Parther kaum hindern, sich fast des ganzen Orientes zu bemächtigen.

Der Senat misbilligte sein Verfahren, Octavian zerfiel mit ihm wegen seiner übel behandelten, zuletzt von Antonius verstossenen Schwester Octavia; ohnehin musste über den höchsten Herrscherplatz endlich das Schwert entscheiden. Als Antonius daher von dem Senate die Bestätigung der gemachten Schenkungen verlangte, nahm dieser auf Antreiben des Octavian ihm den Oberbefehl über die östlichen Provinzen und erklärte an Kleopatra den Krieg. Für sie trat jetzt Antonius, dem der Krieg eigentlich galt, für den Senat Octavian ein.

Von Kleopatra begleitet, zog Antonius mit einem Landheere von 100.000 Mann zu Fuss und 12.000 Reitern und einer Flotte von 800 Schiffen nach Griechenland, vergeudete aber die Zeit, wo er den noch ungerüsteten Gegner in Italien hätte angreifen können, mit

Schwelgereien in Ephesos und Athen und verliess sich dann auf die Entscheidung zur See. Octavian erschien mit seiner Heeresmacht im nächsten Frühjahre. Sein Landheer betrug nur 80.000 Mann zu Fuss und 12.000 Reiter, seine Flotte nur 250 Segel; aber die Truppen waren zuverlässig und seine Schiffe, beweglicher als die schwerfälligen Fahrzeuge des Antonius, wurden von einem Agrippa geführt. Bei Actium, nördlich vom ambrakischen Meerbusen, begegneten sich zuerst die Flotten am 2. September (31. v. Chr.). Kleopatra floh mit 60 Schiffen noch vor der Entscheidung und Antonius eilte ihr nach. Der übrige Teil der Flotte erlag erst nach tapferer Gegenwehr; das Landheer an der nahen Küste ergab sich, nachdem es 7 Tage vergeblich auf die Rückkehr des Führers geharrt, dem Octavian. Antonius und Kleopatra waren inzwischen nach Alexandria geflohen, wo sie mit geschmückten Schiffen, um nicht ausgeschlossen zu werden, wie Sieger landeten. Sie trafen dann Anstalten zur Verteidigung des Landes.

Erst im nächsten Jahre gieng Octavian über Athen und Samos nach Asien, wo bereits alles ihm zufiel, verfuhr mit der Milde Caesars und betrat dann den Boden Aegyptens. Als er auf Alexandria losmarschierte, rückte ihm Antonius mit einer Flotte und einem Landheere entgegen. Aber die Flotte trat auf die Seite des Octavian und das Landheer wurde geschlagen. Da stürzte sich Antonius, getäuscht durch die falsche Botschaft, Kleopatra habe sich den Tod gegeben, in sein Schwert. Noch atmend vernahm er, die Nachricht sei unwahr und liess sich zu ihr tragen, um wenigstens in ihrer Nähe seinen Geist auszuhauchen. Kleopatra, nachdem sie vergebens versucht hatte durch ihre Reize den Octavian zu fesseln, gab sich, um der Schmach, im Triumphzuge in Rom aufgeführt zu werden, zu entgehen, selbst den Tod, wie einige sagen durch Gift, das sie trank, nach andern dadurch, dass sie sich eine giftige Natter an die Brust setzte. Aegypten ward römische Provinz. Ueber das Reich gebot fortan nur Ein Imperator.

IV. Periode. Rom unter Kaisern (30 v. Chr. bis 476 v. Chr.).

Caesar Octavianus Alleinherrscher.

Die grosse Revoluzion war nun geschlossen. Alle Blicke richteten sich auf den rückkehrenden Octavian, dem jetzt nirgends mehr Widerstand entgegentrat. Unter welchen Formen auch immer das Ergebnis der letzten Kämpfe ausgesprochen werden mochte,

dieses Ergebnis stand fest, es war die Monarchie, gestützt auf das Heer und die Erschöpfung des Volkes, dessen Parteien in dem hundertjährigen Kampfe sich gegenseitig aufgerieben hatten.

Nach dem prächtigen Siegeseinzuge des Octavianus in Rom, der verschwenderischen Pracht der Spiele und der Grossmut der Geschenke an Soldaten und Volk begann der Sieger von Actium mit Hilfe seiner Freunde, des staatsklugen Gaius Cilnius Maecenas und des Feldherrn M. Vipsanius Agrippa, die Monarchie unter Beibehaltung der republikanischen Formen herzustellen. Gewarnt aber durch das Schicksal seines Adoptivvaters war seine nächste Sorge zugleich auch darauf gerichtet, diese Herrschaft zu befestigen, und indem er ihr einen Rechtstitel verschaffte, dauerhaft zu machen. Er gieng dabei mit grosser Klugheit zu Werke und das Mittel dazu war ihm die Vereinigung der alten städtischen Aemter auf seine Person.

Schon gleich nach seiner Rückkehr erhielt er durch Senatbeschluss den bleibenden Imperatortitel und damit die höchste Militärgewalt im Staate. Sodann liess er sich die censorische Gewalt übertragen, um den Senat von allen ihm missliebigen Elementen zu reinigen und einen neuen, ihm vollkommen ergebenen zu schaffen (29). Darauf ward er vom Senate auf Antrag seines Vertrauten Agrippa (27) zum Princeps senatus ernannt, welcher bescheidene Titel den Uebergang bilden sollte zum Principate über die Nazion. Dazu kam, dass er jetzt von Jahr zu Jahr, bis 24 v. Chr., sich zum Consul ernennen liess und ausser Italien über alle Provinzen die proconsularische Gewalt bekleidete. Hier nahm er auch als Imperator die Purpurtoga und den goldenen Kranz, während er in Rom nur das Bürgergewand trug. Im Anfang des Jahres 27 erklärte er scheinbar alle ihm übertragene Gewalt niederlegen und in den Privatstand zurücktreten zu wollen, liess sich aber vom Senate erbitten und übernahm zunächst wieder das Imperium. So besass er dieses wichtige Amt nun in legitimer Weise und nicht durch eigenmächtige Verlängerung, nahm es aber nur auf 10 Jahre und liess sich dann wieder wählen. Diese Sitte der Decennalien und Quinquennalien wurde auch von den folgenden Imperatoren dem Scheine nach beibehalten. Jetzt empfieng er auch den Namen Augustus. Als solcher galt er für heilig und geweiht, ja man errichtete ihm Statuen und Altäre und gab ihm die Bezeichnung des göttlichen (Divus). Einige Jahre später (23) wurde ihm auch auf Lebenszeit die tribunicische Gewalt übertragen und zwar mit der

bedeutenden Veränderung, dass sich dieselbe nicht blos auf die Stadt Rom, sondern auf das ganze römische Reich erstrecken sollte. So wurde er Schutzherr aller Bürger, der eigentliche Vertreter des Volks und für seine Person unverletzlich, bekam ferner dadurch das Recht der Intercession, und da man aus dem ganzen Reiche an ihn provocieren konnte, auch das oberste Begnadigungsrecht und es ward für ihn der verhasste Titel eines Dictator überflüssig. Im Jahre 19 wurde er zum Sittenaufseher (Magister morum), welches Amt der Censur entsprach, und zum Consul auf Lebenszeit ernannt. Dieses Consulat schloss das alljährliche ordnungsmässige nicht aus, jedoch sanken die beiden Jahresconsuln zu Gehilfen und Geschäftsführern des Monarchen herab. Nach Lepidus Tode (12) nahm er endlich auch das Amt eines Pontifex maximus und damit die höchste Autorität in allen religiösen Dingen in seine Hand.

Je höher aber Augustus jetzt über allen Römern stand, desto mehr hatte er sich scheinbar mit ihnen auf den Fuss bürgerlicher Gleichheit gesetzt und jede persönliche Auszeichnung vermieden. Nichts erinnerte an den Princeps, wenn er ohne Begleitung der Lictoren in den Strassen Roms einhergieng. In dem Senate verschmähte er die Auszeichnung, welche man jedem Consul erwies; die Senatoren mussten sitzen bleiben, wenn er in den Senat kam oder abgieng. Er stimmte in den Comitien wie ein anderer Bürger, erschien vor den Gerichtshöfen als Zeuge und liess sich verhören und widerlegen. Auch sein häusliches Leben stimmte zu dieser Rolle schlichter Bürgerlichkeit. Sein Haus auf dem palatinischen Hügel zeichnete sich weder durch Geräumigkeit, noch Pracht aus, ja sein inneres gewährte ein Bild der Einfachheit alter Zeiten. Nur eine Erscheinung verriet den Herrscher. In einem Flügel des Palastes befand sich das Praetorium (die Behausung der Leibwächter).

Die Namen und Formen der bisherigen Verfassung waren demnach alle geblieben, dem ungeachtet hatte dieselbe in der Tat eine ungeheure Veränderung erlitten, weil sämmtliche republikanische Staatsgewalten, jetzt von einem einzigen und zwar dauernd ausgeübt wurden.

Als Imperator besass der Caesar (ein Titel, der gleich dem Titel „Augustus“ auf alle Nachfolger des Octavianus übergieng und aus dem später das deutsche Wort Kaiser entstand) den Heeresoberbefehl, das Recht der Aushebung und Besteuerung, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Leben und Tod; als Princeps des Senates, Consul, Censor und Tribun hatte

er die Regierungsgewalt, die richterliche Gewalt, die er, soweit sie nicht dem Senate übertragen ward, durch 12 Prätoren ausüben liess, und die ausübende Gewalt (die Exekutive). Die Consulswürde verlieh ihm auch das Recht, Edikte, Verfügungen zu erlassen, wogegen die Gewalt, Gesetze zu geben, den vom Monarchen beeinflussten Comitien blieb, die auch die Wahlen zu den Aemtern vornahmen. Der fast aller Selbständigkeit beraubte Senat ward zwar noch immer als Verleiher aller Würden, selbst des Imperiums, angesehen, und ihm war auch die höhere Gerichtsbarkeit übergeben, einzelne Rechtshändel, die sich Augustus selbst vorbehielt, ausgenommen; doch hatte schon im Jahre 24 Augustus als Censor denselben auf 600 Mitglieder, die nicht blos aus Römern, sondern aus Italikern und Provinzialen ernannt wurden, beschränkt und später durch Erhöhung des Census von 400.000 auf eine Million oder 1200.000 Sesterzen nur den reichsten den Eintritt in das Senatskollegium möglich gemacht. Neu gegründete, ganz vom Caesar abhängige Aemter waren die des Praefectus urbi, eines mit richterlichen Befugnissen in Kriminal- und Appellazionssachen bekleideten Polizeipräsidenten und des Präfectus praetorio, des Oberbefehlshabers der Leibwache der Prätorianer, die der Senat dem Kaiser zugewiesen.

Des Augustus äussere Kriege und Unternehmungen.

Die von Augustus unternommenen Kriege hatten vornehmlich Sicherung der alten und Gewinnung neuer vorteilhafter Grenzen zum Zwecke. Aus diesem Grunde wurden die Feldzüge in den fernen Osten und Westen des Reiches unternommen. So wurde, um die untere Donau als Grenze zu gewinnen, im Jahre 29 Moesien erobert, und Agrippa vollendete in einem sechsjährigen Kriege, 25—19, gegen die wiederholt sich empörenden Asturer und Kantabrer die Unterwerfung Spaniens. Um dieselbe Zeit wurden in den Alpen die Salasser vernichtet, im Tal von Aosta, Augusta Praetoria gegründet und die Strasse des kleinen Bernhard gesichert. Im Orient war Augustus zu verschiedenen Malen selbst.

Im Jahre 25 v. Chr. wurde Galatien zu einer Provinz eingerichet, 7 n. Chr. Judäa nebst Samaria unter einem besonderen Prokurator mit Syrien vereinigt.

Auf einem Zuge zur Sicherung der Euphratgrenze gegen die Parther gab der König Phraates auf die Nachricht von dem Eintreffen des Augustus in Syrien (20) die von Crassus und Antonius (i. J. 53 u. 36) erbeuteten Adler und Gefangenen zurück.

Des stärksten Schutzes bedurfte es gegen die Deutschen. Um im Norden eine natürliche Grenze gegen die Germanen zu haben, liess Augustus die noch ununterworfenen Völker zwischen den Alpen und der oberen und mittleren Donau durch seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus angreifen. Tiberius drang von Helvetien aus, Drusus durch das Etschtal vor, und nach harten Kämpfen war um das Jahr 15 v. Chr. die Unterwerfung dieser Gegenden vollendet. Hier wurden nun die Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum (Pannonien, Westungarn, war schon seit 34 unterworfen) gegründet, zugleich mit Städten, wie Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), Augusta Vindelicorum (Augsburg), denen später Regensburg (Reginum), Salzburg (Juvavia), Wien (Vindobona) u. a. m. sich anreihten.

Im Westen bildete seit der Eroberung Galliens durch Julius Caesar der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und dem römischen Reiche. Auf dem linken Rheinufer lagen die an Gallien angeschlossenen Bezirke Germania superior und Germania inferior. Auch hier erwuchsen später aus römischen Kastellen allmählich Städte: Strassburg (Argentoratum), Mainz (Moguntiacum), Bingen (Bingium), Coblenz (Confluentes), Cöln (Colonia Agrippinorum), Xanten (castra vetera). Seit 13 v. Chr. befehligte hier des Augustus jüngerer Stiefsohn Drusus, während der ältere Tiberius an der Donaulinie stand. Beide Ströme sollten die Operazionsbasis werden, von wo aus Germanien erobert würde. Aber der Angriff von der Donau her ward durch die stets sich erneuernden Empörungen der Pannonier verhindert. Während Tiberius noch mit der Unterwerfung Pannoniens und Dalmatiens zu tun hatte, unternahm Drusus vom Rhein aus um 12 v. Chr. seine Feldzüge gegen die norddeutschen Stämme. Er verband durch einen Kanal den Rhein mit der Zuydersee, und mit Batavern und Friesen im Bunde griff er die Bructerer an, indem er mit einer Flotte und mit einem Landheer aufwärts drang, 12 v. Chr. Nachdem er im folgenden Jahre die Burg Aliso, unweit der Lippe gegründet, drang er über die Weser gegen die Cherusker vor, 11 v. Chr. Dann schaffte er sich, 10 v. Chr., einen festen Stützpunkt für fernere Unternehmungen, indem er den ganzen Rhein abwärts von Mainz bis Xanten Kastelle anlegte, und drang darauf, 9 v. Chr., diesmal vom Main aus erst bis zur Werra, dann aber bis östlich vom Harz, ja bis zur Elbe vor. Hier war das Ende seiner Züge: wie erzählt wird, trat ihm eine „weise Frau“ entgegen, warnte ihn weiter vorzudringen und schreckte ihn mit

der Weissagung seines nahen Todes. Auf dem Rückwege starb er, erst 30 Jahre alt. Ihm folgte im Oberbefehl sein Bruder, der arglistige Tiberius. Dieser wusste die Uneinigkeit der germanischen Stämme so wohl zu benutzen, dass er sich der Unterwerfung aller zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen rühmen konnte. Schon erhoben sich römische Märkte und Ansiedlungen im deutschen Lande, römische Kaufleute durchzogen es nach allen Richtungen. Schon lernten deutsche Fürsten von Römern, in deren Dienste sie traten, Kriegs- und Regierungskunst. Durch treulosen Verrat gelang es Tiberius 40.000 Sigambrer aus dem innern Deutschlands am Rhein anzusiedeln; dann vom Oberbefehl in Germanien abberufen, wandte er sich von Italien aus gegen Marbod. Dieser markomannische Heerkönig war in das keltische Bojerland (Böhmen) eingezogen, hatte es unterworfen und eine Militärmonarchie nach römischem Muster begründet. Bisher war es mit den Römern in gutem Einvernehmen gewesen, allein seine Macht wuchs zu sehr an, so dass Tiberius den Auftrag erhielt, ihn durch einen Feldzug zu vernichten. Vom Rhein und Norddeutschland her sollten Truppen mitwirken. Doch ein Aufstand der Völker an der unteren Donau der Dalmater und Pannonier machte schwere Feldzüge nötig, 5—9 v. Chr., und Tiberius ward dorthin gerufen, der Zug gegen Marbod vertagt. Unterdessen verfuhr Quinctilius Varus, ein späterer Nachfolger des Tiberius, in Norddeutschland bereits wie der Verwalter einer römischen Provinz. Längere Zeit ertrugen es die Deutschen. Als er aber ihr einheimisches Recht durch das römische verdrängte und alle römischen Erpressungskünste, wie er sie vordem in dem knechtischen Syrien geübt, in Bewegung setzte, da schwoll nach deutscher Art unter dem Druck langsam, aber furchtbar, der deutsche Zorn und Freiheitstrotz. In Arminius, Segimers Sohn, einem jungen Cheruskerfürsten, erstand dem Volk ein Rächer. Fünfundzwanzig Jahre alt, von edlem Geschlecht, tapferer Hand und schnellem Geist hatte er im römischen Dienst römische Kriegskunst und List gelernt. So bereitete er nun eine Empörung der norddeutschen Stämme, der Bructerer, Marsen, Angrivarier, Chatten und vor allem seiner Cherusker, vor. Auch Marbod ward aufgefordert, blieb jedoch (obwohl selbst noch kurz zuvor bedroht) dem Bunde fern. Varus stand sicher in seinen Quartieren an der Weser und verachtete die Warnungen des Cheruskerfürsten Segestes, der aus Hass gegen Arminius zum Verräter ward. Als die Eidgenossenschaft gebildet war, empörte sich der Verabredung gemäss ein kleiner fern

wohnender Stamm. Varus brach zu seiner Unterwerfung auf und liess sich von Arminius mit deutschen Hilfstruppen begleiten.

Aber an den Westabhängen des Osning (im Teutoburgerwalde, unfern den Quellen der Ems und Lippe und dem römischen Fort Aliso) ward er in dreitägiger furchtbarer Schlacht vernichtet. Die drei besten Legionen Roms mit ihren Adlern giengen verloren, Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Gerade als Tiberius sich nach seiner Rückkehr aus Pannonien zum Triumphe anschickte, traf die Schreckensbotschaft von dieser furchtbaren Niederlage in Rom ein. Der greise Augustus und mit ihm die Stadt zitterten vor einem möglichen Angriff der Germanen; doch begnügten sich diese frei zu sein! — Zweimal schloss Augustus zum Zeichen des Weltfriedens den Janustempel, im Jahre 10 und 25 v. Chr.

Militär- und Zivil-Verwaltung des Reiches.

Das römische Reich reichte unter den ersten Kaisern vom atlantischen Ozean bis zum Euphrat, und vom Rhein und der Donau bis zum Atlas und bis zu den Wasserfällen des Nil: es bestand aus den 25 Provinzen, deren Verwaltung der Caesar mit dem Senat teilte. Die caesarischen oder nicht völlig unterworfenen und beruhigten Provinzen, die noch immer militärische Ueberwachung nötig hatten, standen unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers; die senatorischen, die nur einer friedlichen Verwaltung bedurften, wurden von Proconsuln ohne ein imperium regiert, welche der Senat und das Volk jährlich zu wählen hatte, natürlich mit besonderer Berücksichtigung der fürstlichen Wünsche und Empfehlungen. Die Provinzen in Europa waren zunächst die bekannten: Gallien, Spanien, die 3 italienischen Inseln, Makedonien, Achaja; dann die später erworbenen: an der unteren Donau Thrakien und Mösien, weiter an der Donau herauf Pannonien; am adriatischen Meer Illyricum; von dem adriatischen Meer bis gegen Salzburg, Noricum; von da an über Tyrol bis nach Graubündten, Rhätien, zwischen den Alpen, der Donau und dem Inn bis an den Bodensee, Vindelicien. — In Asien war, ausser der alten Provinz Asia oder Kleinasien, Syrien mit Palästina, Kilikien und Bithynien; die Inseln bildeten unter dem Namen Kreta eine eigene Provinz. In Afrika war zu dem alten karthagischen Gebiet, aus dem die ursprüngliche Provinz Afrika bestand, hinzugekommen Numidien und Mauritanien im Westen, Kyrenaika und Aegypten im Osten. Später kam zu diesen römischen Besitzungen

noch England bis zu den Grampiangebirgen und die Länder am Euphrat. — Also, ein ungeheures Reich, auf etwa 109.000 Quadrat-Meilen eine Bevölkerung von nahe 120 Millionen Menschen! —

Alle diese Provinzen waren durch die trefflichsten Landstrassen mit einander verbunden, die trotz aller Schwierigkeiten des Bodens in das Land geführt wurden und wovon noch heute in Deutschland die Ueberreste der an vielen Orten gefundenen Strassenzüge zeugen. In die Grenzprovinzen wurden die Legionen verlegt, aus deren Standquartieren und Militärkolonien neue Städte entstanden. Das Heer erhielt überhaupt eine ganz neue Einrichtung; es wurde jetzt eine stehende Kriegsmacht zur Verteidigung der Grenzen mit einer bestimmten Dienstzeit von 16 bis 20 (die der Prätorianer von 12 bis 16) Jahren und statt der früheren Länderverteilungen, mit regelmässigem Sold und einer festen Belohnung nach zurückgelegten Dienstjahren. Die Aushebungen geschahen, soweit nicht freiwillig eintretende zur Genüge vorhanden waren, durch das ganze Reich hin, indem nun auch die Provinzen dienstpflichtig wurden. Man durfte das Gesammtheer auf 340.000 Mann schätzen. Dazu kam die kaiserliche Leibgarde, 9 Kohorten, nämlich die zerstreut in und um Rom einquartierten Prätorianer (eine Elitetruppe mit doppeltem Sold), ausserdem eine Stadtbesatzung von 3 Cohorten, eine Leibwache von Germanen und 400 batavischen Reitern und schliesslich 2 grosse Flotten, die die Ordnung und Sicherheit auf der See schützten, eine in Misenum, die andere in Ravenna stationiert.

Das ganze Reich wurde von jetzt an viel sorgfältiger und regelmässiger verwaltet als bisher; es hatte nun einen bleibenden Herrn und seine Provinzen dienten nicht mehr der jährlich neu zu sättigenden Habsucht nach schnellem Reichtum strebender Proconsuln und Proprätoren. Die Beamten erhielten jetzt ein bestimmtes Gehalt und, um den Erpressungen zu steuern, wurden die Einkünfte der Länder nicht mehr wucherischen Pächtern überlassen, sondern in regelmässigen Steuern unmittelbar erhoben.

Die regelmässige Verwaltung und Besoldung erforderte natürlich vielmehr Geld als die republikanische Regierung, unter der einzelne Grosse, freilich mit dem den Völkern abgepresssten Gelde, den grössten Teil der Staatsbedürfnisse bestritten. Man bedurfte daher ausser den Hafenzöllen und dem Ertrag der Bergwerke, ausser dem Pachtgeld aus den Staatsländereien und den Zehnten der Kolonisten noch verschiedener Steuern: einer Consumzions- und

Grundsteuer, einer Erbschaftssteuer von 5 Prozent und einer ebenso hohen Manumissionssteuer von den freigelassenen Sclaven. Die Staatseinnahmen können auf ungefähr 150,000.000 Taler veranschlagt werden, davon kostete die Armee allein 50,000.000, Getreidespenden mindestens 5,000.000; dazu kamen Geldgeschenke, Congiarien, Donative, die Spiele namentlich, die ludi magni, die vom 4. bis 19. October dauerten. Der Unterricht kostete den Staat nichts, er war rein Sache der Privaten; die Studienanstalten zu Rhodos, Athen, Alexandrien bestanden durch eigene Stiftungen fort. Die Verwaltung der Gemeinden fiel diesen selbst zur Last. Dennoch aber blühten die Provinzen unter der verbesserten Rechtspflege und Verwaltung und bei den vielen Anstalten, die zur Hebung des Handels und Gewerbfleisses getroffen wurden, sichtbar wieder auf. Ueberhaupt war in Beziehung auf äusseres Wohlbefinden die damalige Welt besser daran als in irgend einer der früheren Zeiten. Gallien und Hispanien nahmen italische Kultur an und begannen sich durch Handel und Industrie zu heben; in den östlichen Provinzen lebte der alte Kunstfleiss wieder auf und die asiatischen Städte traten vielfach an die Stelle Griechenlands, welches unter der römischen Herrschaft von allen Provinzen am meisten verloren hatte; Afrika und Aegypten wurden die ergiebigsten Kornkammern, und das durch die ewigen Kriege entvölkerte und verödete Italien nahm durch Weinbau und Viehzucht einen frischen Aufschwung.

Die 2 Millionen zuchtloser und arbeitscheuer Menschen in Rom (so hoch wird die Bevölkerung der Stadt mit Hinzurechnung der Fremden geschätzt) konnten allerdings nicht gebessert und für die Arbeit gewonnen werden; ihre Zahl aber wurde gemindert durch Ausweisungen, Gründung von Kolonien und andere Massregeln. Die zurückbleibenden wurden in Ruhe gehalten durch Sorge für ihre Ernährung und ihr Vergnügen und durch eine meisterhaft eingerichtete Polizei. Römer und Provinzialen standen von nun an sich gleich, insofern sie Untertanen eines Einzigen waren, und das bewirkte bald eine grössere Ausgleichung aller Reichsangehörigen.

Die Bedeutung der Bevölkerung Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger war nämlich schon dadurch vermindert worden, dass alle Italer das römische Bürgerrecht erhalten und Augustus die Verpflichtung, persönlich in den Comitien abzustimmen, durch die Erlaubnis, Stimmzettel einzuschicken, aufgehoben hatte. Rom war also fortan nur der Sitz der Regierung und die grosse Hauptstadt des Reiches. Ebenso erhielt durch Einteilung in Bezirke die

Verwaltung Italiens eine grössere Einheit; doch bestanden noch die früheren Namen der einzelnen Völker mit einem Scheine der alten Bundesverfassung in den darauf bezüglichen Religionsfesten fort. Italien hatte jedoch vor den übrigen Provinzen noch immer manche Vorrechte voraus. Zwar bestanden dort wie in Italien städtische Gemeinden, die ihre eigene innere Verwaltung, einen Stadtrat und Obrigkeiten hatten; doch besassen die Provinzialstädte nicht die Selbständigkeit wie die italischen. Ihre Rechte waren also, wie zur Zeit der Republik, verschieden. Die Einwohner waren teils römische Bürger, die das Connubium und Commercium, den Schutz gegen Leibesstrafen und die Provokazion an den Kaiser gegen die Entscheidung der Magistrate hatten, teils Latiner, welche nur das Commercium, teils Peregriner (Ausländer), welche auch das Commercium nicht hatten. So verschieden berechtigt aber auch die einzelnen Communen waren, so strebte das Reich nicht blos nach immer grösserer Vereinfachung, sondern auch nach immer grösserer Uniformierung, Ueberwachung und Besteuerung. Aber auch auf anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit zeigten sich die Segnungen des Friedens. Die Wissenschaften und Künste fanden eine erhöhte Pflege und der Herrscher selbst nahm sie (freilich nur um von der Beschäftigung mit der Politik abzuziehen), in seinen besonderen Schutz. Er gründete öffentliche Bibliotheken und begünstigte mit seinem Freunde Mäcenas jede literarische Tätigkeit, vorzugsweise aber die Poesie, welche unter ihm in Rom ihre höchste Blüte erreichte.

Römische Sittenzustände. Augustus Familie.

Wie glänzend aber sich auch das römische Reich unter Augustus ausnehmen mochte, so fehlte es doch nicht an sehr bedeutenden Schattenseiten. Trotz aller Klugheit und Milde des Princeps hatte man doch das Bewusstsein, dass die Republik untergegangen und dass die Freiheit, die man genoss, nur eine scheinbare sei; ja gegen Ende von Augustus Regierung machte man bereits allerlei darauf bezügliche Erfahrungen. Selbst die Literatur, so grosse Vorzüge sie auch hat, trägt im ganzen doch den Charakter einer Hofliteratur.

In diesem Gefühle des Verlustes der Freiheit stürzte sich nun die römische Bevölkerung in Vergnügungen aller Art, und Augustus begünstigte absichtlich dieses Wesen. Der Luxus der republikanischen Zeit wurde jetzt noch überboten und die Sittenlosigkeit nahm in grauenhafter Weise überhand; Augustus Familie gieng selber

mit dem Beispiel voran, und die von ihm begünstigte Dichtung förderte nicht minder die Leichtfertigkeit.

Zugleich war durch die Bekanntschaft mit griechischer Literatur und Philosophie die römische Staatsreligion aufs tiefste erschüttert worden. Der gebildete suchte nun mehr allein Trost in der Philosophie, sei es bei den Epikureern oder Stoikern, oder der neueren Akademie, auch wohl im Eklekticismus, d. i. in einer Auswahl aus den verschiedensten Systemen; der Unglaube war jetzt Mode geworden. — Dicht neben der Freigeisterei wucherte aber auch der Aberglaube und bei den ungebildeten fand eine Religionsmischerei und eine vorherrschende Hinneigung zu orientalischen, mystischen und orgiastischen Kulten statt. Das sittliche und religiöse Leben stand am Ziele. Augustus suchte zwar gegen das eine, wie das andere allerlei Vorkehrungen zu treffen und gab zur Sittenverbesserung im geschlechtlichen und ehelichen Leben verschiedene Gesetze. So setzte die lex Julia, 18 v. Chr., schwere Strafen auf Ehebruch und andere Laster der Unkeuschheit, strafte Ehelosigkeit und setzte Belohnungen und Vergünstigungen für Familienväter aus; ähnliches geschah im Jahre 9 n. Chr. durch die lex Papia Poppaea. Damals verbannte er auch einen der leichtfertigsten Dichter (Ovid) aus Rom, und versuchte die Staatsreligion, namentlich den Tempelbesuch zu heben. Es wollte ihm aber zu seinem Schmerze nicht gelingen. Zuletzt musste er auch noch das Unglück erleben, dass er als Erben seiner Würde und Macht keine Persönlichkeit zurücklassen konnte, die sein Vertrauen und seine Liebe gewonnen hätte. August war dreimal verheiratet: mit Clodia, Scribonia und Livia. Von seiner zweiten Gemahlin Scribonia hatte er eine Tochter, Julia. Er trennte sich aber von Scribonia und heiratete, 38 v. Chr., die Livia, die Frau des Tiberius Nero. Von dieser hatte Augustus selbst keine Kinder, aber aus Livias erster Ehe waren zwei Söhne vorhanden, Drusus und Tiberius. Augustus wünschte zuerst seinem Neffen Marcellus, dem Sohne seiner Schwester Octavia, die Nachfolge zu sichern, weshalb er ihn mit Julia vermälte. Nach dessen frühzeitigem Tode musste Julia den Agrippa heiraten, Augustus Vertrauten und ersten Feldherrn, dem er zumeist seine militärischen Erfolge verdankte, und nach dessen Tode sollten seine und Julias Söhne, Gaius und Lucius Caesar, die Augustus adoptierte, die Thronerben sein. Aber sie starben beide noch vor Augustus hinweg und der dritte Sohn, Agrippa Posthumus, ward später wegen seiner Rohheit von dem Kaiser selbst nach der Insel Planasia verbannt; Julia aber,

die sich zum dritten male, im Jahre 10, mit ihrem von seiner Gemahlin Vipsania Agrippina geschiedenen Stiefbruder Tiberius verheiratet hatte, führte ein so zügelloses Leben, dass auch sie im Jahre 2 von ihrem Vater auf die Insel Pandataria, welchen Gefängnisort sie später mit Rhegium vertauschen musste, verwiesen wurde.

Jetzt brachte Livia, die das Gerücht beschuldigte, das Geschlecht des Augustus durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben, es endlich dahin, dass Augustus ihren Sohn den Tiberius, der von ihm zurückgesetzt lange in selbst gewählter Verbannung auf Rhodos geweilt später aber in Germanien sich ausgezeichnet hatte, adoptierte und zu seinem Nachfolger ernannte, 3 n. Chr.; doch musste dieser selbst wieder seinen Neffen, den Germanicus, adoptieren. Augustus starb im 76. Lebensjahre zu Nola in Campanien, bei der Rückkehr von dem Geleite, das er dem nach Pannonien gehenden Tiberius gegeben, 19. August 14 n. Chr.

Die Regierung des Augustus war eine Zeit der vorherrschend materiellen Interessen gewesen und er ein Meister in der Kunst unter äusserlicher Ruhe und Behaglichkeit alle Regungen der Freiheit und Selbständigkeit zu ersticken. Ein scharfer Verstand, schlaue Besonnenheit, und ein gewaltiger Ehrgeiz waren die Grundzüge seines Charakters. Mit klarer Ueberlegung und festem Willen hatte er es unternommen, die Alleinherschaft zu erringen und sich zu sichern. Seine Herrschsucht war von keiner Massregel zurückgebebt, die ihm Förderung auf seiner Bahn versprach. Zu blutigen Massregeln griff er nicht aus Lust am morden, sondern, weil sein Zweck sie gebot oder zu gebieten schien. Aber als Rom zu seinen Füssen lag, hatten die Blutscenen ein Ende, und von da an gab er nur Beweise von Versöhnlichkeit, Milde und manchen anderen rühmlichen Eigenschaften.

Die vier Kaiser aus dem julisch-claudischen Hause (14—68 n. Chr.).

Tiberius Claudius Nero (14—37 n. Chr.) war fünfundfünfzig Jahre alt, als er dem Augustus folgte. Er war ein geistvoller und kräftiger, aber von Natur finsterer und zur Härte und Grausamkeit geneigter Mann. In der Kunst der Verstellung übertraf er noch den Augustus. Anfangs weigerte auch er sich mit erheuchelter Bescheidenheit, die schwere Bürde der Regierung zu übernehmen, wohl nur, um sie sich vom Senate desto feierlicher und förmlicher übertragen zu lassen und seine Stellung mehr zu sichern.

Deshalb wurde auch der junge Agrippa posthumus sogleich nach Augustus Tode auf angeblichen Befehl desselben durch einen Centurio getödtet; von dem edlen Germanicus aber war keine gewaltsame Erhebung gegen seinen Adoptivvater zu erwarten. An der Donau und am Rhein jedoch empörten sich trotz alledem die Legionen, schon jetzt zeigend, dass neben den Caesaren die Macht der Heere stehe. Den Aufstand in Pannonien beschwichtigte des Tiberius Sohn Drusus, dem der Vater den Sejanus zu seiner Unterstützung beigesellt, zwar leicht, schwieriger war es die Legionen am Rhein, die den Germanicus zum Imperator erheben wollten, zur Ruhe zu bringen. Doch trat dieser selbst denselben kräftig entgegen und beschäftigte die Truppen durch neue Taten in Deutschland (14—16 n. Chr.). Durch ihn ward Roms Waffenehre wieder hergestellt. Vom Rhein aus drang er, 14. n. Chr., ins Land der Marser ein, hieb die wehrlos bei einem Festschmaus überfallenen zusammen und zerstörte ihr Heiligtum. Dann griff er, 15 n. Chr., die Chatten und Cherusker an, erreichte die Wahlstatt der Varusschlacht und bestattete die bis dahin unbegrabenen Gebeine seiner Landsleute. Aber von Arminius entflammt, dessen Weib Thusnelda — er hatte sie bald nach seinem Siege ihrem Vater Segestes entführt — von diesem ihrem eigenen Vater den Römern ausgeliefert war, erhoben sich noch einmal, Cherusker, Chatten und Bructerer gemeinsam, und kaum entgieng das rückkehrende römische Heer dem Lose des Varus. Dennoch drang, 16 n. Chr., Germanicus auf der von seinem Vater geschaffenen Wasserstrasse bis an die Weser und schlug Arminius östlich von diesem Fluss in zwei Schlachten bei Idisiavisus (Heerwiese?) und am Steinhuder Meer. Doch hielt er es für geraten zurückzukehren und erfuhr nun mit seiner Flotte, die sich auf 10.000 Kiele belief, noch zuletzt die Schrecken des nordischen Meeres.

Da rief ihn der argwöhnische Tiberius zu andern Taten in den Orient; „die Deutschen könne man ihren eigenen Uneinigkeiten überlassen.“ Daselbst endete Germanicus 19 n. Chr., wie man allgemein glaubte, an Gift, dass ihm Cn. Piso, der Statthalter Syriens, beigebracht. Von der Zeit an ruhten die Eroberungskriege der Römer gegen die Deutschen. Dort war es indessen auch zwischen Arminius, dem Leiter der Eidgenossenschaft der freien nordischen Völker, und dem Erobererfürsten Marbod im Süden zum Kampfe gekommen. Marbod geschlagen, suchte bei den Römern Hülfe, die ihn bald ränkevoll (durch den Gothen Katualda) seines Reiches berauben

sen, ihm aber dann in Ravenna Aufnahme gewährten, wo er h 18 Jahre lang das Gnadenbrot derselben genoss. Arminius k unter den verräterischen Dolchen seiner eigenen Verwandten 37. Jahre seines Alters, im 12. nach seinem Siege im Teuto-:gerwalde. Lange priesen ihn noch die Heldenlieder seines Volkes. selbst war nach der Römer Zeugnis unstreitig der Befreier utschlands, vielleicht der erste, der auf eine Einigkeit desselben hofft.

Tiberius Reichsverwaltung zeichnete sich in den 7 ersten hren seiner Regierung durch strenge Aufrechthaltung der Ordng und des Friedens, durch weise Sparsamkeit und durch ossartige Freigebigkeit bei öffentlichen Unglücksfällen aus. Benders steuerte er noch kräftiger als Augustus den Bedrückungen r Provinzen, und diese erkannten die Wohltätigkeit seiner Herrhaft dankbar an.

Der knechtische Sinn aber, der die Römer mit wenigen Ausahmen beseelte, wie der Hass des Volkes gegen ihn, gab seiner espotischen Denkart eine immer schroffere Richtung. Er nahm en Comitien die gesetzgebende Gewalt wie das Wahlrecht und bertrug beides dem Senat, der nun mit bereiter Knechtschaft ekretierte, was Tiberius vorschrieb. Tiberius errichtete jetzt ausserrdentliche Gerichtshöfe gegen Hochverrat (Majestätsgerichte). Nicht ıur Handlungen, selbst unbedachte Worte wurden mit Tod und ler Einziehung des Vermögens bestraft und das schamlose Gewerbe der Angeber (Delatoren) wuchs jetzt ohne Grenzen in Rom und Italien. Traf anfangs sein Mistrauen, das ihn zu immer grösserer Härte verführte, nur einzelne und mässigte sich Tiberius so lange Germanicus lebte, so stieg nach dessen Tode und mit zunehmendem Alter seine Grausamkeit, und aus Ueberdruss an Geschäften und Sucht nach überreizenden Genüssen entfremdete er sich den Regierungspflichten immer mehr. Ein gefügiges Werkzeug seines Absolutismus fand er an L. Aetilus Sejanus, dem Präfecten der Prätorianer. Dieser, dem er mehr und mehr die Gewalt überliess, riet dem Caesar, die prätorischen Cohorten in ein einziges Lager bei Rom zusammenzuziehen, eine gefährliche Massregel, weil sie dadurch später die Herren Roms und selbst der Kaiser wurden, und überredete ihn auch, das geräuschvolle Rom zu verlassen und sich auf die Insel Capreae (Capri) zurückzuziehen. Hier überliess er sich den unnatürlichsten Ausschweifungen. Sejanus aber, der selbst nach Herrschaft strebte, räumte jetzt durch Gift des Kaisers Sohn

Drusus hinweg und beseitigte mehrere andere Glieder der kaiserlichen Familie, unter ihnen des Germanicus Wittwe Agrippina nebst ihren zwei Söhnen, durch Verbannung oder Gefängnis. Als Tiberius aber endlich erkannte, dass Sejan sich selbst den Weg zur Herrschaft bahne, ja fast schon Herrscher sei, ernannte er insgeheim den Macro zum Obersten der Leibwache und liess den Sejan, der seinem Sturze durch eine Verschwörung zuvorzukommen suchte, im Senat gefangen nehmen und im Gefängnis tödten, 31 n. Chr.; mit ihm starb seine ganze Familie. Mit dem Sturze Sejans beginnt die Schreckenszeit der Regierung des Tiberius (32—37). Mistrauen und Rachsucht beherrschten jetzt seine Seele vollständig. Gegen die Anhänger und Mitverschwornen des Sejan wüteten die Hochverratsprocesse; Agrippina und ihre beiden Söhne wurden ermordet. Als er zuletzt von seiner Insel sich aufmachte, um nach Rom zurückzukehren, das vor seiner Ankunft zitterte, erkrankte er auf seinem Landgute bei Misenum und verfiel in eine todtähnliche Ohnmacht. Sogleich begrüssten seine Begleiter den Gaius Caligula, den jüngsten Sohn des Germanicus, den Tiberius adoptiert, als Herrscher. Da kam Tiberius zu aller Schrecken wieder zu sich, wurde aber von Macro, der jetzt zum Teile Sejans Gewalt hatte und seine Rache fürchtete, weil er dem Nachfolger schon gehuldigt, unter den Kissen seines Bettes erstickt, 37 n. Chr.

Sein Nachfolger Gaius Caesar, bekannter unter dem Beinamen Caligula (Kommisstiefelchen, wie ihn einst schmeichelnd als Kind die rheinischen Legionen genannt) hatte nur durch sein knechtisches Wesen unter Tiberius Augen sein Leben gefristet. Jetzt auf den Thron erhoben (reg. 37—41) füllte er das aufatmende Rom mit masslosem Jubel, Festesfreuden und Geschenken. Anfangs schien er zu besseren Hoffnungen zu berechtigen, wurde aber, nachdem eine schwere Krankheit seinen Geist zerrüttet, zum wahnsinnigen Wüterich. In sinnloser Verschwendung vergeudete er den Staatsschatz von 3300 Mill. Sest. (165 Mill. Thlr.) in 9 Monaten. Dann gieng er von der Grausamkeit der Circusspiele zu jeder Art Grausamkeit gegen Menschen über. Die edelsten Männer liess er wilden Tieren vorwerfen, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen; dem ganzen römischen Volke wünschte er nur Einen Kopf, dass er ihn mit einem Streiche abschlagen könne. In seiner Tollheit wollte er sogar sein Lieblingsross Incitatus zum Consul machen. Auch Kriegsruhm heischte er in seiner rasenden Eitelkeit und den Glanz eines Triumphes. Jedoch brachte er von einem Kriegszuge gegen

Germanien und Britannien keine Trophäen als am Strande aufgelesene Muscheln und als Deutsche verkleidete gallische Sclaven heim. Zuletzt erklärte er sich als einen Gott und verlangte göttliche Verehrung. Nach 4jähriger blutiger Regierung wurde der Rasende in seinem 29. Lebensjahre durch eine Prätorianerverschwörung, an deren Spitze Cassius Chaerea stand, im Circus erschlagen.

Sein Oheim und Nachfolger (41—54 n. Chr.), der fünfzigjährige Tiberius Claudius Caesar, des Germanicus Bruder, ein gelehrter Pedant und persönlich wohlwollend, war der erste Kaiser, der durch die Garden auf den Thron erhoben, dagegen diesen ein Donativ (Geldgeschenk) bewilligte. Der Senat, der schon die Republik hatte wieder herstellen wollen, beugte sich ihm, ebenso das Volk. Zu schwach, um selbst zu regieren, fast blödsinnig durch frühere Zurückstossung, ein Schwelger und grausam aus Furchtsamkeit, ward er das Spiel der Frechheit seiner Weiber und seiner Freigelassenen; und neben dem Namen einer Messalina und Agrippina hört man jetzt auch zum erstenmal in der römischen Geschichte die Namen eines Pallas und Narcissus. Dennoch geschah noch manches heilsame, Senat und Ritterstand wurden wieder gehoben, durch Gesetz und Richterspruch sorgte Claudius für das Volk, ein Hafen an der Tibermündung, eine grosse Wasserleitung dienten den Bedürfnissen der Stadt. Auch die Provinzen wurden gut verwaltet. Die Herrschaft der Messalina aber ward dem Reiche durch ihre Habsucht, der alles feil war, noch schädlicher, als durch ihre Liederlichkeit. Als sie endlich die Strafe ihrer beispiellosen Frechheit traf (sie hatte sich in Rom in Abwesenheit ihres Gemahls öffentlich mit einem jungen Römer Silius Silanus vermählt und ward deshalb gestürzt und hingerichtet), kam mit seiner Nichte, der jüngern Agrippina, Witwe des L. Domitius, noch eine schlimmere an ihre Stelle, weil sie mit den Lastern ihrer Vorgängerin auch noch eine Herrschsucht verband, die dieser fremd war. Der Plan, ihrem Sohn erster Ehe, Domitius Nero, den Claudius adoptierte und mit seiner Tochter Octavia verheiratete, vor dem Britannicus, dem Sohne des Claudius und der Messalina die Nachfolge zuzuwenden, ward das Hauptziel ihrer Politik, das sie zuletzt nur, nachdem sie sich vorher der Garden durch die Anstellung des Afranius Burrus als alleinigen praefectus praetorio versichert hatte, durch die Vergiftung des Claudius, als dieser sich dem Britannicus wieder zuzuneigen schien, erreichen zu können glaubte. Wenngleich die Streitigkeiten mit den Deutschen und Parthern

nur Grenzhändel blieben, so ward doch der Umfang des römischen Reichs unter des Claudius Regierung erweitert; es begann durch Plautius die Unterwerfung Britanniens, und Mauretanien ward römische Provinz.

Ihm folgte, unterstützt durch Agrippina und die Garden, der siebzehnjährige L. Domitius Nero (54—68 n. Chr). In der Mitte grosser Verbrechen mit stoischer Strenge erzogen und dadurch zum Heuchler gebildet, bestieg er als Jüngling den Thron, mit dem Vorsatze, jetzt desto mehr zu geniessen; und sichtbar bleibt in seinem Leben, seinem Hange zur Schwelgerei, seine Grausamkeit untergeordnet. Die Ursache von dieser lag zunächst in der Unbestimmtheit der Succession; auch nach der Ermordung des Britannicus, 55 n. Chr., traf das Schwert der Reihe nach alles, was nur entfernt zur Julischen Familie gehörte. Allein weil bei Tyrannen jede Hinrichtung von selbst die Ursache zu neuen werden muss, so darf man sich nicht wundern, wenn es bald auch jeden traf, der sich auszuzeichnen schien. Doch zwang ihn das Verhältnis sowohl zur Agrippina, als dem Burrus und Seneca, die ihrem schlechten Einflusse entgegenwirkten in seinen ersten Jahren, die nicht ohne gute Einrichtungen im Finanzwesen sind (er gieng sogar mit dem, freilich wegen der Steuerbedürfnisse unausführbaren — Gedanken um im ganzen Reiche allgemeine Handelsfreiheit einzuführen), zu einer gewissen Mässigung. Allein seitdem seine Buhlerin Popaea Sabina ihn zur Ermordung seiner Mutter und seiner Gemahlin Octavia gebracht hatte, und der verworfene Tigellinus sein Vertrauter ward, konnte ihn kein äusseres Verhältnis mehr binden. Die Hinrichtungen der einzelnen, welche die Geschichte fast allein aufgezeichnet hat, waren für das Ganze vielleicht der geringere Schade; allein die Ausplünderung der Provinzen, um nicht nur selbst schwelgen, sondern auch das Volk in einem beständigen Taumel erhalten zu können, verursachten beinahe eine Auflösung des Reichs. Eine Feuersbrunst, wie man glaubte, auf Neros Geheiss entzündet, verzehrte Rom. Er liess es geräumiger wieder aufbauen, errichtete sich selbst einen herrlichen Palast (domus aurea), der vom Palatinus bis zum Esquilinus reichte und wälzte die Schuld des Brandes auf die hier zum erstenmal erwähnten Christen, die er grausam verfolgen liess (64 v. Chr.).

In Folge einer entdeckten Verschwörung ward dann auch Seneca hingerichtet. Immer höher stieg jetzt die Raserei des Tyrannen. Seine letzten Jahre scheinen unverkennbar durch einen

Wahnsinn bezeichnet, der sich in seinen theatralischen Uebungen, und auch selbst in der Geschichte seines Falls zeigt. Als Schauspieler und Wettkämpfer, ja wie der Gott Bacchus mit seinem Gefolge durchschwärmte er Griechenland, allen Freveln zügelloser Lüste hingegeben. Nachdem so Nero 14 Jahre lang durch seine Tyrannei die römische Welt gehöhnt, und sich selbst über die hündische Natur dieses Volks gewundert hatte, erhoben sich Julius Vindex, Proprätor von Gallien, und Servius Sulpicius Galba, Proconsul von Spanien, zum Sturz des Tyrannen. Als Galba noch von mehreren anderen Statthaltern, sowie von dem Heere und dem Senate als Imperator anerkannt wurde, und in Rom in Folge einer Hungersnot ein Aufstand ausbrach, so entfloh Nero, der in Rom keinen Gehorsam mehr fand, von allen den seinen verlassen, verkleidet nach einem Landgute, und gab sich dort, auf Antrieb und mit Unterstützung eines Freigelassenen selber den Tod, mit den Worten: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ Mit ihm erlosch Caesars und Augustus Geschlecht auch in den adoptierten Zweigen.

Rom unter Galba, Otho und Vitellius und den drei Flaviern (68—96 n. Chr.).

Mit Galba beginnt vom Jahre 68 eine Reihe von Kaisern, welche nicht durch das Recht der Geburt oder durch den selbständigen Willen des Senates, sondern blos durch den Willen des Heeres unter blutigen Kämpfen zur Herrschaft gelangten. Das Geheimnis des Reiches, dass die Macht bei den Legionen sei, war durch den Aufstand des Julius Vindex offenbar geworden. Dieser zwar hatte, nachdem seine ersten Pläne mislungen, sich selbst getödtet; dagegen rückte Galba mit seinen spanischen Truppen auf Rom, wo er bereits als Kaiser anerkannt worden war. Galba, ein schon 72jähriger Greis, vornehmen Geschlechtes, ein harter und rücksichtsloser Soldat, wurde aber bald wegen seiner Strenge und Sparsamkeit von den Prätorianern ermordet (im Januar 69 n. Chr.) und von ihnen Otho, ein früherer Lustgenosse Neros, bisher Statthalter von Lusitanien, der sie erkauft hatte, auf den Thron gehoben. Derselbe ward aber kurz darauf von seinem durch die Rheinlegionen gewählten Gegner Vitellius, einem niedrigen Schmeichler des Claudius und Nero, bei Bedriacum (Celano) in Oberitalien geschlagen und gab sich selber den Tod. (Er hatte vom April 68 bis Januar 69 regiert.) Mit Vitellius (vom Januar bis April 69) bestieg der grösste Schlemmer den römischen Thron. Er hatte binnen

wenigen Monaten den Staatsschatz von 900 Millionen Sesterzen (50 Mill. Thlr.) verprasst. Da er sich allgemein verächtlich machte, riefen die Legionen in Mösien, Pannonien und Aegypten den gerade im Orient stehenden Titus Flavius Vespasianus, der eben die empörten Juden bekämpfte, zum Imperator aus. Ihnen fielen auch die Donaulegionen zu; ein verwegener Anführer, Antonius Primus, riss sie zum Einfall in Italien fort und schlug die Legionen des Vitellius bei Cremona. Dann rückte er gegen Rom. Dort kam es zu einem solchen Parteikampf, dass dabei der capitolinische Tempel mit seinen historischen Denkmälern in Flammen aufgieng und bei dem darauf folgenden Einzug des pannonischen Heeres Vitellius auf grässliche Weise umkam. (December 69.)

Mit T. Flavius Vespasianus kommt wieder ein neues Haus auf den Thron, das demselben drei Kaiser gegeben hat (70—96). Das durch Verschwendung, Bürgerkriege und wiederholte Revoluzionen fast aufgelöste Reich erhielt an Vespasian (70—79 n. Chr.) einen Fürsten, wie es ihn dringend bedurfte. Seine Reform gieng aus von den gänzlich zerrütteten Finanzen, indem er teils die von Nero freigegebenen Länder als Provinzen einzog, teils die alten Zölle wieder herstellte, erhöhte oder auch neue auflegte und zugleich weise Sparsamkeit übte zur Wiederherstellung eines geordneten Staatshaushaltes. Dadurch gewann er auch die Mittel zu regelmässigen Soldzahlungen an die Soldaten, durch welche dann die Wiederherstellung der Disciplin in der Armee möglich ward. Seine Freigebigkeit bei der Anlage öffentlicher Gebäude, Wasserleitungen und Strassen, sowohl in Rom, als andern Städten (er erbaute in Rom das berühmte Colosseum, ein Amphitheater, das über 80.000 Menschen fasste) und die Sorge für den Unterricht durch die Anstellung besoldeter Lehrer, sprechen ihn von dem Vorwurfe des Geizes frei; und wenn er gleich die seit Nero so zahlreichen Stoiker wegen ihrer unruhigen Gesinnungen aus Rom vertrieb, so zeigt doch die Aufhebung der Majestätsgerichte und das Ansehen, das er dem Senate wieder gab, wie weit er vom Despotismus entfernt war.

Drei Kriege wurden unter ihm geführt, gegen die Juden, gegen die Bataver und in Britannien. Die Unterdrückung des unter Nero ausgebrochenen Aufstandes der Juden war ihm übertragen gewesen: als er aber zum Kaiser ausgerufen worden war, hatte er diese Aufgabe seinem Sohne Titus überlassen. Der Krieg endete mit der gänzlichen Zerstörung Jerusalems und des herrlichen Tempels (70).

Noch zwei Jahre dauerte es bis ganz Judäa wieder unterworfen war, und über eine Million Menschen soll in diesem Kriege umgekommen sein. Zu gleicher Zeit (69—70) hatte der römisch gebildete Claudius Civilis einen Aufstand der Bataver erregt, um sein Volk, dessen Bundesgenossenschaft mit Rom allmählig in das Verhältnis der Untertänigkeit ausgeartet war, von dem fremden Joche zu befreien. Es schlossen sich ihm mehrere germanische Völker, die Bructerer, Friesen u. a. an, insbesondere begeistert durch die Aufmunterungen der an der Lippe im einsamen Turme wohnenden Seherin Velleda. Auch über einen Teil Galliens verbreitete sich der Aufstand, wo namentlich die Trevirer unter Anführung des Julius Sabinus, der ein gallisches Reich begründen wollte, für die Sache der Freiheit auftraten. Schon waren die Römer aus der batavischen Insel vertrieben, Vetera erobert und in Gallien glückliche Fortschritte gemacht, als Vespasianus seinen Feldherrn Petilius Cerealis absandte, welcher allenthalben die Aufständischen schlug, zuletzt den Civilis bei Vetera; auch dessen Flotte auf der Waal besiegte. Die Bataver kehrten nun mehr in ihr früheres Verhältnis der Bundesgenossenschaft mit Rom zurück. Das Schicksal des Civilis selbst ist unbekannt, weil die Geschichte des Tacitus mitten in den Worten der Friedensverhandlungen zwischen ihm und Cerealis plötzlich abbricht; der Trevirer Julius Sabinus wurde zu Rom hingerichtet. — Den dritten Krieg in Britannien führte Julius Agricola mit Erfolg (78—85). Er erweiterte die römische Herrschaft nördlich von der Themse bis nach Schottland und sicherte sie durch Grenzbefestigungen. Vespasian starb, 70 Jahre alt, im Jahre 76 n. Chr. Er war kein grosser und grossgesinnter, aber doch ein sehr tüchtiger und vorzugsweise das praktische ins Auge fassender Herrscher gewesen.

Sein Nachfolger Titus Flavius Vespasianus (79—81), bereits Mitregent seines Vaters, herrschte, nach einer zügellosen Jugend, durch Milde und Freigebigkeit so ausgezeichnet, dass er die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes genannt ward. Er verbannte die Angeber aus Rom, schaffte die Majestätsanklagen ab und betrauerte den Tag als verloren, an dem er niemandem gutes erwiesen hatte. Leider war seine kurze Regierung durch schwere Unglücksfälle heimgesucht. Ein Brand und bald darauf eine Pest verheerten Rom, und ein Ausbruch des Vesuv, in dessen Beobachtung auch der berühmte Naturforscher und Philosoph, der ältere Plinius, der

Befehlshaber der Flotte bei Misenum, seinen Tod fand, verschüttete die Städte Pompeji und Herculanum (24. August 70).

Sein jüngerer Bruder und Nachfolger, Titus Flavius Domitianus (81—96 n. Chr.), war der vollendetste Despot auf dem römischen Throne. Seine instinctmässige Grausamkeit, mit einem gleichen Grade von Eitelkeit verbunden und durch finstern Argwohn genährt, machte ihn zum Feinde von allen, die irgend durch Taten, Reichtümer oder Talente hervorzuragen schienen. Auch in Verfolgung der Freiheit der Rede und Schrift wetteiferte er mit seinen tyrannischen Vorgängern. Seine Tyrannei steigerte sich noch, als (93) eine von L. Saturninus gegen ihn unternommene Verschwörung entdeckt worden war. Jetzt wütete er selbst gegen seine nächste Umgebung. Er wurde endlich auf Anstiften seiner eigenen Gemahlin Domitia, deren Tod er bereits beschlossen hatte, ermordet.

Unter ihm verlor auch nach aussen hin das Reich bedeutend an Ansehen. Zwar ward durch Cn. Julius Agricola (78—84) die Unterwerfung Britanniens vollendet und durch eine Befestigungslinie vom Firth of Clyde zum Firth of Forth die neue Provinz gegen die Einfälle der Kaledonier geschützt, ja eine Flottenexpedition umsegelte die Nordküste der ganzen Insel und entdeckte die Orkney-Gruppe; aber Domitianus rief den Agricola aus Neid mitten aus seinen Siegen weg. Zwar feierte Domitianus selbst nach einem Feldzuge gegen die Chatten in Germanien einen glänzenden Triumph; aber bald darauf finden wir die Cherusker, Roms Verbündete, als Besiegte dieses Volkes. Und schliesslich, in einem grossen Kriege gegen die Markomannen und Quaden (an der March und Waag), sowie gegen die Dacier (zwischen Theiss und Pruth), welche letztere unter ihrem Könige Decebalus die Donau überschritten hatten und in die Provinz Mösien eingefallen waren, wurden mehr Niederlagen als scheinbare Siege gewonnen, ja dem Decebalus ein Tribut gezahlt.

Die Zeit der guten Kaiser (96—180 n. Chr.).

Den drei Flaviern folgten fünf Kaiser, deren Zeit man die glücklichste Periode des römischen Reiches genannt hat. Der erste ist M. Coccejus Nerva (96—98), ein alter Senator, den die Mörder des Domitian zum Kaiser ausriefen. Er machte sich durch manche Verbesserung in der innern Verwaltung verdient und adoptierte, als er sich zu schwach fühlte, die Prätorianer zu zügeln, den M. Ulpius Trajanus, einen Spanier (aus Italica bei Hispalis). Trajanus (98—117), der erste der Provinzialen auf dem Throne der Caesaren,

war auch zugleich der grösste vor allen. Er versagte den Daciern den Tribut und unterwarf sie nach 2 Feldzügen (daher sein Beiname Dacicus). Im zweiten (104—106), während dessen auch die berühmte Brücke über die Donau geschlagen wurde, gab sich der Dacierkönig Decebalus verzweifelnd den Tod, und sein Land wurde römische Provinz unter dem Namen Dacia, und durch Ansiedlung zahlreicher römischer Militärkolonisten kultiviert und gesichert. Zum Andenken an diese Siege errichtete ihm der Senat die Columna Trajani mit bildlichen Darstellungen aus dem dacischen Kriege. Die Einmischung der Parther in die Angelegenheiten Armeniens veranlasste ihn (114) zu einem Kriegszuge gegen dieselben, auf welchem er die parthischen Städte Adiabene, Seleucia und Ktesiphon am Euphrat eroberte, Armenien, Mesopotamien und Parthien zu römischen Provinzen machte und die römischen Waffen bis an den persischen und arabischen Meerbusen und selbst über Aegypten hinaus nach Nubien trug. Schon früher war auch das sogenannte peträische Arabien unterworfen worden. Unter ihm hatte daher das römische Reich die grösste Ausdehnung. Aber auch seine Tätigkeit für die innere Wohlfahrt des Staates verdient Bewunderung. Er hob den Senat und die Volksfreiheit. Durch Anlegung von Bibliotheken und Erteilung von Staatsbesoldungen an Gelehrte förderte er die Wissenschaft. Die Hauptstadt und die Provinzen schmückte er mit neuen Bauwerken, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Strassen und Häfen angelegt, und nützliche Tätigkeit ward an allen Punkten des Reiches mit den grossartigen Mittel des Staats unterstützt und gefördert. Unter ihm erreichte auch die römische Kunst ihre höchste Stufe. Seine Zeitgenossen gaben ihm deshalb den Beinamen Optimus, und in späten Jahrhunderten noch rief der Senat, den neuen Kaiser beglückwünschend, ihm zu: „Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajan."

Das Christentum hatte sich zu seiner Zeit schon so sehr verbreitet, dass, wie der jüngere Plinus in seinen Briefen schreibt, die Göttertempel leer standen und die Opfertiere keine Käufer mehr fanden. Die Christenverfolgung, die ihm zugeschrieben wird, scheint sich aber bloss auf Bithynien beschränkt zu haben, wo einige Christen, weil sie als römische Untertanen den Göttern und dem Bildnisse des Kaisers keinen Weihrauch streuen wollten, nach den Staatsgesetzen bestraft wurden. Wie mild übrigens die Ansicht des Kaisers war, geht daraus hervor, dass er nicht unterzeichnete

Anklagen gegen Christen zurückzuweisen befahl, „weil ein solches vorgehen dem Geistes seines Zeitalters entgegen wäre."

Auf der Rückkehr von seinen asiatischen Feldzügen starb er im August 117 zu Selinus in Kilikien.

Ihm folgte sein Verwandter P. Aelius Hadrianus (117—138), ebenfalls ein Spanier. Ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger war er nicht auf Erweiterung des Reiches bedacht, vielmehr gab er den Parthern die von jenem gewonnenen Provinzen, weil sie zu schwer zu behaupten waren, wieder zurück und liess den Euphrat östliche Grenze sein. Auch in Britannien zog er die Grenze bis an die Linie vom Solwaybusen zum Tyneflusse zurück, befestigte jedoch diese Grenze stärker durch den sogenannten Pictenwall, ebenso wie er in Deutschland den Pfahlgraben zwischen Rhein und Donau zog. Nur den Künsten des Friedens und der innern Verwaltung war die Tätigkeit dieses in allen Zweigen des Wissens bewanderten Mannes gewidmet. Deshalb bereisete er alle Provinzen seines weiten Reiches von Britannien bis nach Arabien und Kappadokien und zwar grösstenteils zu Fuss; sicherte die Wehrhaftigkeit derselben nach aussen hin, wie die innere Verwaltung. Er verschönerte Rom, Athen und Alexandria durch Bauten, errichtete Schulen und Bibliotheken, unterstützte Kunst und Wissenschaft, und liess überall Denkmäler seiner Tätigkeit und Fürsorge zurück. Unter anderen baute er in Rom sein Grabmal, die Moles Hadriani (Engelsburg), zu Athen den Stadtteil Hadriansstadt, in Nemausus (Nimes) das Amphitheater. Der Gerechtigkeitspflege widmete er grosse Sorgfalt. Aus den Edicten der Prätoren liess er durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus eine Gesetzsammlung (Edictum perpetuum) anlegen und gab dadurch dem Rechte eine feste Basis. Vorzugsweise aus Rechtsgelehrten bestand sein geheimer Staatsrat (Consistorium Principis), dem die gesetzgebende und richterliche Gewalt des Senats übertragen wurde. Der Verwaltung gab er eine neue Gestalt durch die Einteilung der Aemter in Hof-, Staats- und Militärämter (Officia palatina, publica und militaria); die Statthalter der Provinzen kamen unter strenge Aufsicht und wurden in ihrem Wirkungskreise durch Erteilung des Bürgerrechtes an viele Provinzialen beschränkt. Auch in Rom galt, wenige Fälle der Leidenschaft abgerechnet, seine Regierung für gut. Gegen die Christen bewies er Milde. Die Anlegung einer Kolonie (Aelia Capitolina) mit einem Jupitertempel bei dem wieder aufgebauten Jerusalem erregte einen Aufstand

der Juden, unter dem falschen Messias Bar Chochbah (Sohn des Sterns 132—135), welcher ein blutiges Ende nahm.

Ihm folgte durch Adoption M. Antoninus, mit dem Beinamen der Fromme (Pius), 138—161 n. Chr., der für das Reich in der Weise Trajans und Hadrians sorgte. Er brachte Uebereinstimmung in die Gesetzgebung, erwarb sich Verdienste durch seine Sorgfalt für die bessere soziale Stellung der niederen Klassen, auch der Sklaven, und stattete Armenanstalten und Schulen aus. Der von Hadrian begründete Friedenszustand des Reiches dauerte bis zu Ende seiner Regierung fort. Die Christen erhielten unter ihm vollkommene Duldung. Dann folgte gleichfalls durch Adoption M. Aurelius Antoninus, zubenannt der Philosoph (161—180), mit dem untüchtigen Mitregenten Lucius Verus (bis 172). Mild, gütig und bescheiden gegen andere, streng und gewissenhaft gegen sich selbst, betrachtete er sich nur als den Diener der Republik und wollte nicht für mehr gelten als ein Senator. Unter ihm jedoch begannen bereits jene Völkerstürme, welche mit kurzen Unterbrechungen sich gegen die Grenzen des Reiches richteten und dessen Untergang allmählig herbeiführten; auch Hungersnot und eine langanhaltende Pest trübten das Glück seiner Regierung. Im Orient ward ein siegreicher Krieg gegen die Parther geführt; aber eine Empörung, von Avidius Cassius unternommen, rief ihn zurück. Noch gefährlicher wurde der Ansturm, der um diese Zeit in Bewegung geratenen germanischen Völker an den Nordgrenzen des Reiches, der den Kaiser nötigte, hier lange Jahre persönlich zu kämpfen. Dieser sogenannte Quaden- und Markomannenkrieg (166—175 und 178—180 n. Chr.) offenbarte die Gefahr, die von den kühnen nordischen Barbaren drohte, sowie die Entnervung Roms, wo während eines Jahrhundert langen Friedens der Bürger verlernt hatte Soldat zu sein. Auf einem dritten Zuge gegen die Markomannen starb Marc. Aurel zu Vindobona (Wien), bevor es ihm gelungen war, die Grenzen des Reiches an der Donau zu sichern und den Krieg zu beendigen.

Mit ihm schloss die Reihe ausgezeichneter Kaiser, deren sich Rom seit dem Tode Domitians erfreute, zugleich aber auch die blühende Zeit des Reiches. Das weite römische Gebiet war seit den Zeiten des Augustus noch durch manche Provinz vergrössert worden. Im Westen, in Afrika, Spanien, Gallien, Britannien, Pannonien war das Lateinische so eingedrungen, dass die ursprünglichen Volkssprachen sich nur noch in den Gebirgen, oder in

einzelnen Gegenden auf dem Lande fanden. Der Osten, welcher meistens den makedonischen Herrschern gehorcht hatte, bediente sich fast ebenso allgemein der griechischen Sprache. Wie nie vorher und nie nachher waren diese Länder vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat, und von den Ausflüssen des Rheines bis zu den Sandwüsten Afrikas unter Einer Herrschaft vereinigt. Ein gemeinschaftliches Band umschlang die verschiedenartigen Völker dieses schönsten und kultiviertesten Teiles der Erde, welche ihr dasein von dem der weltgebietenden Stadt nicht trennten. Die Provinzen gediehen unter dem Schutze der Gesetze und fanden bei den wohlwollenden Kaisern schnelle Abhilfe gegen ungerechte Eingriffe der Statthalter. Die Künste des Friedens, Ackerbau, Gewerbe, Handel blühten. Die trefflichsten Landstrassen erleichterten den Verkehr der entlegensten Teile des Reiches; der Schifffahrt, von Alexandria bis zu den Säulen des Hercules, drohten keine seeräuberischen Barbaren mehr; der Staat erkannte die Pflicht an, auch für die Waisen. die Kranken und das hilflose Alter zu sorgen. Ueberhaupt hatte das Leben dieser Periode einen an moderne Verhältnisse erinnernden Zuschnitt. Grosse Geschäfte, Spekulazionen, Industrieunternehmungen und auf der anderen Seite materielles geniessen der erworbenen Schätze; Gesellschaften, Moden, Gelage, Sports aller Art; Landhäuser, Badesaisons, Reisen, Liebhabereien an Antiquitäten u. s. w. Nicht minder als die Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleisses hatte sich die Bildung verbreitet, und die äussere Seite des Staates bot so den glänzendsten Anblick dar. Aber diese Bildung, mehr Schein als wahre Bildung. glättete nur die Oberfläche. Seelenadel und Charakterstärke fanden keine Geltung mehr, der Glaube an die Götter war verschwunden. die Religion verachtet. Es fehlte überhaupt dem Rom der Kaiserzeit im allgemeinen an einer höheren Auffassung des Lebens, sowie an jedem Interesse, das den Menschen adelt; denn die sittliche Kraft des römischen Volkes war gebrochen. Selbstsucht und Sklavensinn ersetzten die früher bewährte Vaterlandsliebe und den alten Freiheitssinn. In dem glänzenden Friedensdasein, das man führte, lagen bereits die Zerstörungskeime. Uebermässiger Reichtum einzelner stand im grellsten Gegensatze zu der Armut der Massen. In der Hauptstadt wucherten die Laster der Ueppigkeit der Reichen, deren Luxus in Kleidung, Hauseinrichtung und Bereitung der Mahlzeiten alles Mass überstieg, neben der Niederträchtigkeit eines hungernden, genusssüchtigen Gesindels,

das nur Brot und Circusspiele forderte. Das römische Reich schien bereits ein kränklicher Greis zu sein, dessen Leben durch ärztliche Pflege noch hingefristet werden kann, der aber die vitale Manneskraft für immer verloren hat. Deshalb waren auch die besten und weisesten der Regenten nicht mehr im Stande, den alten römischen Geist wieder zu erwecken, um so mehr, als es auch diese versäumten, irgend welche politische Einrichtungen zu treffen, welche die Freiheit des Volkes auf die Dauer gesichert und von der zufälligen Persönlichkeit der Kaiser unabhängig gemacht hätten. Im Grunde war es daher doch nur die gut geartete Natur dieser Fürsten, welche ihr Zeitalter als das goldene der römischen Kaiserzeit erscheinen liessen.

Zeit der Auflösung des Reiches durch Soldatenherrschaft.

Nach dem Tode des Marcus Aurelius brach der Verfall mit furchtbarer Schnelligkeit über das Reich herein. Von innen lösten die Laster der Kaiser, Soldatenrevoluzionen und die willenlose Ohnmacht des Senates und Volkes, von aussen Angriffe und Einfälle der Barbaren die Bande des Staates auf. Die Heere, meist schon aus fremden Söldnern, immer wenigstens aus Provinzialen bestehend, schalteten über die oberste Gewalt. Frevel und Trotz, wie gemeine Habsucht trieben sie, die Herrscher möglichst schnell zu wechseln. Man betete den Kaiser an, bis sein Mörder ihn erreicht hatte, und liess diesen dann an seine Stelle treten.

Die Reihe der schlechten Kaiser eröffnete Commodus, der wüste Sohn des trefflichen Marc. Aurel und seiner lasterhaften Gattin Faustina (180—192). Er schloss mit den Markomannen unter Zahlung eines Tributs einen schimpflichen Frieden und überliess, während er in Fechterspielen und Tierhetzen als römischer Hercules auftrat, die Regierung seinem Prätorianerpräfecten. Nachdem er sich mit allen Lastern geschändet, den Senat herabgewürdigt, tausende aus Grausamkeit und Habsucht gemordet und mit den erpressten Gütern seine Garden beschenkt, endete er auf Anstiften seiner Buhlerin Marcia. Sein Nachfolger war der Stadtpräfekt Pertinax, ein würdiger Senator und Consular, der jedoch wegen seiner Sparsamkeit und Strenge schon nach 87 Tagen durch einen Aufstand der Prätorianer beseitigt wurde. Diese überliessen nun den Thron an den meistbietenden der zwei Bewerber, an den reichen Schlemmer M. Didius Salvius Julianus. Dieser Tor hatte als Donativ (das längst übliche Ehrengeschenk beim Regierungs-

antritte) für jeden einzelnen Prätorianer 25,000 Sesterzen ausgesetzt. Die Truppen in den Provinzen aber beneideten das einträgliche Vorrecht der Prätorianer und drei Heere, in Syrien, Britannien und Illyrien, erhoben zu gleicher Zeit ihre Feldherren zu Kaisern. Von diesen behauptete sich der Führer der illyrischen Legionen, der romanisierte Punier Septimius Severus, ein düsterer strenger Mann (193—211). Er besiegte die Gegenkaiser, löste die meist aus verweichlichten Italikern bestandenen Prätorianerkohorten auf und ersetzte sie durch eine Garde von 50,000 Mann, ausgewählt aus den tüchtigsten Soldaten der Provinzen, aus denen forthin auch vorzugsweise die Feldherren hervorgehen. Er vollendete unter Beirat des berühmten Rechtsgelehrten Papinianus die Militärmonarchie, indem er den Senat völlig seiner Macht beraubte und die oberste Rechtspflege und Administrazion des Staates dem Praefectus praetorio, zu welchem Amte er den Papinian erhoben, übergab. Septimius Severus führte auch glückliche Kriege gegen die Parther, wie gegen die Kaledonier im Norden von Britannien. Hier starb er zu Eboracum (York). Ihm folgte sein Sohn Bassianus, beigenannt Caracalla (211—217). Dieser, verworfener als Nero und Caligula, hatte schon seinem Vater nach dem Leben getrachtet und beseitigte jetzt seinen Bruder und Mitregenten Geta, indem er ihn nebst 20,000 seiner Anhänger ermorden liess. Hierauf durchzog er mit einem Heere die eigenen Provinzen, angeblich um sie zu beruhigen, in der Tat aber um sie auszurauben. Um Geld zu erwerben verkaufte er auch an die Provinzialen das römische Bürgerrecht. Bei Karrhäe in Mesopotamien, wohin er gezogen war, um seine Raubsucht auch an den Parthern zu befriedigen, fiel er durch Meuchelmord. Gegen seinen Mörder und Nachfolger, den Präfecten der Leibwache, Macrinus, der von den Parthern den Frieden erkauft und sich den Soldaten bald verhasst gemacht hatte, erhoben diese, gewonnen von der Schwägerin des Severus, der Syrerin Maesa, den Enkel derselben, Heliogabalus, und dessen Vetter, Alexander Severus, auf den Thron (218—222). Elagabal, der den Namen des Sonnengottes führte, dessen Priester er zu Emesa gewesen, wurde endlich, nachdem er aller Religion und Sitte durch die sinnlosesten Ausschweifungen Hohn gesprochen, nebst seiner Mutter von den Prätorianern ermordet, als er das Leben seines Mitregenten und Nachfolgers bedrohte.

Auch dieser, Alexander Severus (222—235), obwohl beseelt von edlen Absichten und beraten von seiner verständigen Mutter, Mamaea, einer Anhängerin der Christen oder der Stoa, vermochte

den wachsenden Uebeln im Reiche nicht Einhalt zu tun. Es geschah, dass die Soldaten vor den Augen des Kaisers den Präfecten Ulpian, dessen Strenge ihnen misfiel, ermordeten, dass zwischen den Bürgern und den Prätorianern ein mehrere Tage währender Strassenkampf stattfand, ohne dass es Severus gewagt hätte, in einem oder dem anderen Falle dem verletzten Gesetze Genugtuung zu verschaffen. Zu seiner Zeit erhob sich, begründet von Ardeschir Babbekan, dem Sohne Sassans (genannt Artaxerxes I.) um 226 im Orient, jenseits des Tigris, auf den Trümmern der alten Partherherrschaft das neupersische oder das Sassanidenreich, eine halb barbarische, halb römisch-militärische Wiederherstellung des alten Achämenidenreiches und der Religion Zoroasters zu einem gewaltigen Feinde der Römermacht in Asien. Severus kämpfte gegen dasselbe mit zweifelhaftem Erfolg, als ihn ein Einfall der Germanen an den Rhein rief, wo er von den über seine strenge Disciplin durch den Befehlshaber Maximinus aufgereizten Soldaten in der Nähe von Mainz sammt seiner Mutter erschlagen wurde. Sein Mörder, Maximinus Thrax, Sohn eines Gothen und einer Vandalin, der erste Barbar auf dem Thron der Caesaren, zu dem er sich vom Hirten und gemeinen Soldaten durch Riesengrösse und Körperkraft emporgeschwungen, gab voll Hass gegen die römische Kulturwelt dieselbe den Plünderungen seines Heeres preis. Nach drei Jahren (235—238) traf ihn das Schicksal seines Vorgängers. Bei der Belagerung von Aquileja erschlugen ihn seine Soldaten. Der Staat war inzwischen in die furchtbarste Verwirrung geraten. Der Senat, die Prätorianer, das Volk, die Provinzen stellten Kaiser auf. In Afrika wurde der 80jährige Gordianus I. zum Kaiser, sein Sohn Gordianus II. zum Mitregenten ernannt. Als der letztere im Kampfe gegen den Statthalter von Mauretanien bei Carthago fiel und hierauf Gordianus I. sich selbst tödtete, ernannte der Senat gegen den Maximinus Thrax die Senatoren Pupienus Maximus und Coelius Balbinus als Gegenkaiser und gesellte ihnen auf Verlangen des Volkes den 13jährigen Enkel des älteren Gordian zu. Die Prätorianer ermordeten jedoch die vom Senate aufgestellten Kaiser und riefen hierauf den jungen Gordian III. (238—244) zum Alleinherrscher aus. Dieser überliess seinem Schwiegervater, dem edlen Misitheus, die Leitung der Regierung. Aber auf einem Feldzuge gegen die Neuperser, fiel erst dieser, dann auch Gordianus III. durch Philippus Arabs, dem Prätorianerpräfecten.

Dieser (244—249), ein Syrer aus dem Ostjordanland, ward vom Senat anerkannt, schloss mit den Persern einen nicht sehr ehrenvollen Frieden und feierte 248 das 1000jährige bestehen Roms mit grosser Pracht, ward aber bald von dem durch das Heer in Moesien zur Annahme des Purpurs gezwungenen Decius bei Verona geschlagen und getödtet. Decius (249—251) suchte als geborner Römer das altrömische Wesen wieder zur Geltung zu bringen und verfolgte deshalb mit Erbitterung die immer zahlreicher gewordenen Christen. Gegen aussen suchte er besonders den Einfällen der Gothen, die um diese Zeit am Borysthenes (Dnjepr), dem Pontus Euxinus und an der Donau erschienen und Moesien verheerten, Einhalt zu tun, verlor aber 251 gegen sie nach anfänglichem Erfolge Schlacht und Leben.

Der vom Heere ernannte C. V. Gallus (251—253) erkannte seines Vorgängers Sohn Hostilianus als Mitregenten an. Er erkaufte den Frieden von den Gothen, jedoch, verachtet von seinen Feldherren, ward er von dem siegreichen Legaten in Moesien, M. Aemilianus, bekriegt und nebst seinem Sohne vom eigenen Heere umgebracht. Hostilianus war schon früher an der Pest gestorben. Aber schon nach 3 Monaten ereilte Aemilian dasselbe Geschick, das er seinem Vorgänger bereitet, als der Freund und Rächer des Gallus P. L. Valerianus mit den gallischen Legionen gegen ihn anrückte. Valerianus (253—260) nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an, und beide kämpften gegen die fortwährend erneuten Einfälle der Franken in Gallien, der Alemannen in Norditalien und der Gothen an der Donau nicht ohne Glück.

Da auch die Perser den Euphrat überschritten und Antiochia genommen hatten, brach Valerian (360) nach dem Osten auf, wurde aber bei Edessa geschlagen und geriet auf dem Rückzuge in die Gefangenschaft des Perserkönigs Sapor. In dieser Not erhoben fast in allen bedrohten Provinzen die Heere ihre Feldherren zu Kaisern, so dass auf einmal (in unrichtiger Vergleichung mit den dreissig Tyrannen in Athen nannte man diese Periode die Zeit der 30 Tyrannen) 19 Herrscher waren. Das Reich schien der Auflösung nahe. Als Gallienus den Usurpator Aureolus in Mailand belagerte, ward er (268) ermordet. Jetzt entschied ein Rat der Generale über die Krone, die an den tüchtigen Illyrier Claudius (268 -270) kam. Er tödtete den Aureolus, schlug die Alemannen aus Italien zurück und besiegte die Gothen in einer grossen Schlacht bei Naissus; starb aber an der Pest. Sein Bruder

Quintillus wich dem vom Heere ernannten L. Domitius Aurelianus. Dieser, der von 270—275 n. Chr. herrschte, wandte zunächst den Einfall der Gothen dadurch ab, dass er ihnen die schwer zu behauptende Provinz Dacien überliess und die hier ansässigen Römer nach Mösien versetzte, worauf auch der Name Dacien (Dacia Aureliani) übertragen wurde. Dann schlug er die bis Umbrien vorgedrungenen Alemannen zurück und sicherte Rom durch eine neue und festere Mauer, die zum Teile heute noch steht. Im Jahre 272 zog er gegen die Königin Zenobia von Palmyra, welche nach ihres Gatten Odenathus Ermordung in der Oase von Palmyra eine selbständige Herrschaft behauptete und den Orient vom Römerreiche loszureissen versuchte. Er eroberte nach zwei Siegen (bei Antiochia und Emesa) die Hauptstadt Palmyra und führte die auf der Flucht ergriffene Zenobia in Rom im Triumphe auf. Palmyra, anfangs vom Sieger geschont, ward bald darauf zerstört, weil seine Einwohner nach Abzug des Aurelian einen Verwandten der Zenobia, Achilleus, zum Kaiser ausgerufen hatten. Nachdem Aurelianus auch den Usurpator Firmus in Aegypten unterworfen, zog er nach Gallien, wo sich ihm (274) Tetricus (nach einem Scheinkampfe bei Chalons sur Marne) ergab. Der Kaiser, vom Volk als Wiederhersteller des Reiches (restitutor orbis) begrüsst, ward auf einem Zuge gegen die Perser von seinem Geheimschreiber ermordet. Nach Aurelians Tode fiel die Entscheidung über den Thron zum letztenmale dem Senate anheim, der in dieser Zeit der versuchten Wiederherstellung abermals zu einer Bedeutung gelangt war. Er bestimmte aus seiner Mitte den 75jährigen M. Claudius Tacitus zum Kaiser. Dieser aber sowie sein Bruder Florianus, der sich nach Tacitus Tode den Thron wie eine Erbschaft anmasste, wurden nach einer Regierung von wenig Monaten durch die Soldaten ermordet, und der Militärdespotismus schien wieder hergestellt. Doch der schon auf die Nachricht von dem Tode des Tacitus von den Generalen erhobene M. Aurelius Probus (276—282), ein ausgezeichneter Kaiser, bot alles auf, die Soldatenherrschaft zu beseitigen. Er begegnete den Einfällen germanischer Völker, trieb die Alemannen über den Neckar, die Franken über den Rhein zurück und brachte die Völker an der untern Donau zur Ruhe; doch trug seine Aufname vieler Germanen in die römischen Legionen mit zur Auflösung des römischen Reiches bei. Die Befestigungslinie in Süddeutschland, den Pfahlgraben, schob er bis zum Endpunkte bei Regensburg vor. Als er die unbeschäftigten Soldaten nach alter Weise an die Werke des Friedens (durch An-

legung von Weinbergen, Kanälen, Strassen, Austrocknung von Sümpfen) gewöhnen wollte, ermordeten ihn diese und wählten den M. Aurelius Carus zu seinem Nachfolger. Dieser, ein Illyrier und gleichfalls tüchtig (282—283), versuchte die erbliche Thronfolge herzustellen, indem er sogleich seine Söhne Carinus und Numerianus zu Caesaren (Mitregenten) ernannte. Er endete geheimnisvoll, ob durch einen Wetterstrahl oder durch Mörder, auf einem siegreichen Feldzuge gegen die Neuperser; und obgleich sich gegen die Nachfolge der Caesaren kein Widerspruch erhob, wurde doch Numerianus auf dem Rückzuge von Persien schon nach wenigen Monaten, wahrscheinlich von seinem Schwiegervater, dem Gardepräfect Aper, ermordet. Diesen beseitigte jedoch alsbald der jetzt von den Soldaten zum Augustus erhobene Aurelius Valerius Diocletianus; Carinus, aber, des Carus älterer Sohn, ward im Kampfe mit dem neuen Kaiser von seinen eigenen Leuten getödtet.

Diocletian.

Mit Diocletian (284—205), der dem römischen Reiche eine angemessenere Einrichtung und Verfassung, besonders durch Einführung des orientalischen Hofzeremoniels und durch Verteilung der obersten Gewalt an mehrere zu geben suchte, begann eine neue Epoche. Das römische Leben im Brennpunkt erlöschend, flammte noch im Rundkreis des Herdes weiter. C. Aurelius Valerius Diocletianus, geboren zu Diocleia in Dalmatien, hatte sich durch Tüchtigkeit und rastlose Tätigkeit aus niederen Verhältnissen — er war der Sohn eines römischen Freigelassenen — bis zum Throne emporgeschwungen, wo er auch, wie nur wenige, zu herrschen verstand. Da er einsah, dass die Kraft eines Mannes nicht hinreiche, um ein so ausgedehntes Reich zu schützen, dessen Grenzen auf allen Seiten von barbarischen, streitbaren Völkern angefallen wurden, so gesellte er sich sogleich, beim Antritte seiner Regierung den Maximian, seinen Kriegsgefährten, erst zum Caesar, dann (286) zum Augustus bei. Sechs Jahre später ernannte er auch zwei Caesaren, den Galerius, den er sich selbst zuordnete, und den Constantius Chlorus, den er dem Augustus Maximian zuwies. Damit war das neue System vollendet. Den Osten (mit dem Hauptsitze Nicomedien) behielt Diocletian sich selbst vor, Maximian erhielt Italien und Afrika (Residenz Mailand). Die gefährlichen Grenzprovinzen wurden den Caesaren zugewiesen; die Donauprovinzen (Residenz Sirmium) dem Galerius, Gallien, Spanien und Britannien

(Residenz zu Trier, später York) dem Constantius. Indem zugleich die Regierenden sich untereinander verchwägerten und die Nachfolge in einer bestimmten Ordnung geregelt wurde, glaubte so Diocletian einem Grundschaden des Reiches abgeholfen zu haben. Das zweite Mittel zur Befestigung der höchsten Gewalt schien ihm die Einführung der orientalischen Hofsitte, deren Vorbild namentlich das neupersische Reich bot. Er umgab daher die Kaiserwürde mit der strengen Abschliessung, dem Zeremoniel, der Pracht und der knechtischen Sitte der orientalischen Despozie. Die römische Welt, längst an jede Form der Unterwürfigkeit gewöhnt, sah jetzt die neu eingeführten orientalischen Formen, die persische Perlenbinde, die Eunuchen, die kniefällige Begrüssung ohne Aufregung; da dem Wesen nach jene bürgerlich militärische Alleingewalt, wie sie Augustus geübt, schon längst dem vollendeten Despotismus Platz gemacht hatte. So gelang es Diocletian und seinen Mitkaisern die Grenzen des Reiches zu sichern und die Reichseinheit herzustellen. Schon 287 hatte Maximian den blutigen Bagaudenkrieg in Gallien beendigt und die Rebellen und Feinde in Afrika besiegt; 297 wurde Britannien, welches seit sieben Jahren unter Carausius eine eigene Monarchie gebildet, durch Constantius wieder mit dem Reiche vereinigt. Diocletian dämpfte einen Aufstand in Aegypten, befestigte das Niltal an seiner engsten Stelle und sorgte überhaupt für Wiederherstellung und Vervollständigung der Grenzverteidigungsanstalten. Galerius führte einen Feldzug gegen die Perser mit Glück und endigte ihn mit einem Frieden, in welchem diese die Provinzen westlich vom Tigris an das Reich abtraten. Im Jahre 303 konnten die beiden Auguste in Rom, das mit Neid neue dauernde Residenzen neben sich aufkommen sah, das Fest der zwanzigjährigen Regierung und einen gemeinsamen Triumph feiern, den letzten, den die Beherrscherin des Erdkreises schaute. Es gehörte nämlich zu den Regierungsmaximen Diocletians, auch die Bedeutung Roms durch Erhebung anderer Städte herabzudrücken; unter Maximian wurde Mailand durch Erbauung eines Palastes, Circus, Theaters u. s. f. zu einer prächtigen Stadt, und Nicomediens Grösse nahm unter Diocletian so rasch zu, dass es nur Rom, Alexandrien und Antiochien nachstand. Ueberhaupt scheint Diocletian bis zu seinem Triumphzuge nicht nach Rom gekommen zu sein, und auch damals verliess er die Stadt, ehe zwei Monate vergiengen. Denn in Rom waren weder die Spuren des republikanischen Geistes noch der Soldatenherrschaft zu vertilgen, und beides war dem Herrschersinn des Diocletian zuwider.

Die letzten Jahre der Regierung des Diocletian sind durch eine grosse allgemeine Christenverfolgung berüchtigt geworden. Die innere Geschichte des Christentums gehört zwar dem folgenden Zeitraume, der Periode der Kontinentalkultur (siehe S. 40) an und mithin nicht mehr in dieses Buch, allein das Verhältnis desselben zu dem antiken Staate muss dennoch hier kurz berührt werden. Lange Zeit hatte sich die neue Religionsgesellschaft von ihrer Wiege in Judäa aus zur Eroberung der römischen Welt vorschreitend den Blicken der Regierenden und der leitenden Kreise entzogen, und der Reihe nach Cypern, Phrygien, Galatien, ganz Kleinasien, Griechenland und Italien durchdrungen. Die Verfolgungen Neros, bei Gelegenheit des Brandes von Rom, verzögerten seine Fortschritte keinen Augenblick. Während seiner Regierung breitete es sich mit reissender Schnelligkeit aus und nach allen Richtungen entstanden petrinische und paulinische oder judaisierende und hellenisierende Kirchen und Gemeinden. Am Schlusse des 1. Jahrhunderts war bereits die kirchliche Organisazion derselben so gebietend, dass sie die Aufmerksamkeit der Kaiser auf sich zog, die bis dahin die christliche Religion mit dem Judaismus verwechselt hatten. Wenngleich der römische Staat sich gegen die verschiedensten Religionsformen tolerant erwies, so musste ihm doch eine Religion, welche so entschieden die Welt und somit auch den Staat, der bisher als das höchste galt, verwarf und von jedem Interesse für denselben absah, als ein Widerspruch gegen das antike Lebensprincip erscheinen. Als Körperschaft hielten sich die Christen nicht nur von jeder Form der Anbetung, wie sie die Herrscher forderten, und von allen Vergnügungen der damaligen Zeit fern, indem sie Theater und öffentliche Lustbarkeiten mieden, sondern sie bildeten in jeder Beziehung einen Staat im Staate. Solch' ein Zustand der Dinge war aber gänzlich unverträglich mit der bestehenden Regierung und gewisse Nachteile und Uebelstände machten sich bald fühlbar. Daher die Abneigung der Kaiser gegen die neue Religionsgenossenschaft, welche sich bald in Unterdrückungsmassregeln zu erkennen gab; daher die Erscheinung, dass nach dem ersten wüten des Nero gegen sie, gerade die tüchtigeren altrömisch gesinnten Kaiser ihnen abgeneigt oder ihre Verfolger waren: so Trajan, Marc. Aurel, Decius. Seit letzterem waren die Christen unverfolgt geblieben, hatten sich zahlreich verbreitet und unter ihren Bischöfen sich zu festen Gemeinden und Diöcesen abgeschlossen, die ihre Hass und Verachtung atmende Gesinnung gegen die nazionale Religion nicht verhehlten und auch in politischer

insicht furchtbar zu werden schienen. Unter Diocletian besonders ar es bereits klar geworden, dass die überall erstehenden, sich lbst regierenden christlichen Körperschaften, durchaus unverträg-
:h mit dem kaiserlichen Systeme seien, das er begründet. Es ıb keine Stadt, kaum ein Dorf im Reiche — und was noch viel hlimmer war — keine Legion, in welcher diese Organisazionen sich cht befanden. Der unnachgiebige und unerbitterliche Geist, elcher sie beseelte, verbündete gegen sie die Staatsmänner, Philo-
›phen und Polytheisten. Es ist unbestimmt, wodurch sich der ›nst gemässigte Diocletian hinreissen liess, seine Zustimmung zu ırer Unterdrückung zu geben, ob durch seinen Mitkaiser Galerius, der durch Furcht vor Verschwörungen oder den Ungehorsam der ıristlichen Legionssoldaten. Die Verfolgung seit 303 n. Ch., traf doch zuerst die Christen im Heere und die Hofbeamten, und griff ann erbittert durch den heldenmütigen Widerstand und die Todes-
'eude der Christen über das ganze Reich. Die Kirchen wurden iedergerissen, die heiligen Bücher vernichtet, die Gemeindegüter ingezogen; und endlich gebot ein Edikt (304) durch jedes Mittel ie Christen zum opfern zu zwingen.

Doch mässigte im Abendlande der den Christen geneigte 'onstantius Chlorus die Verfolgung, während im Morgenlande ;alerius und sein späterer Mitregent Maximinus, vor allem aber die ügellose Bevölkerung selbst gegen sie arg wütete. Nicht lange ach dem Anfange dieser Verfolgung, die ihr Ziel völlig verfehlte, rkrankte Diocletian. Nach seiner Genesung legte er am 1. Mai ;05 zu Nicomedien vor dem erstaunten Volke den Purpur ab und ›egab sich nach Spalatum (Spalatro), in der Nähe von Salona in)almatien, wo er die letzten neun Jahre seines Lebens in der Stille ubrachte. Die Unmöglichkeit, seine Absichten gegen die Christen lurchzuführen, scheint wesentlich auf diesen seinen Entschluss ein-
;ewirkt zu haben. An demselben Tage entkleidete sich, wie vohl nur ungern dem höhern Ansehen des Diocletian nachgebend, :u Mailand Maximian der Kaiserwürde, wusste aber in der Zurück-
gezogenheit seiner lucanischen Villa die Ruhe jenes überlegenen Geistes so wenig zu finden, dass er sich später wieder in den Strudel der neuen Herrschaftskämpfe stürzte, ohne jedoch den Diocletian überreden zu können das nämliche zu tun.

Der Kampf der Kaiser um das Reich. Constantin der Grosse (306—337).

Nach Diocletian's und Maximian's Rücktritt wurden Galerius und Constantius Auguste. Ersterer ernannte eigenmächtig nicht Söhne

der bisherigen Machthaber, sondern seinen Schwiegersohn Maximi- und den Illyrier Severus zu Caesaren. Da er beide vollständ- beeinflusste, glaubte er um so leichter sein Ziel, die Alleinherrschaft zu erreichen. Gegen diese Bestimmung erhob sich des Constanti- Sohn, Flavius Constantinus, geboren 274 zu Naissus in Illyrien v- einem Nebenweibe desselben, der Helena. Er hatte lange im Hee- des Galerius gedient, sich in den Kämpfen gegen die Perser au- gezeichnet und war, da man ihn trotz der Bitten seines Vaters i- Nicomedien zurückzuhalten suchte, nach Britannien entflohen un- wenige Tage vor dem Tode seines Vaters (306) zu Eboracum (York angelangt. Dort ward er von dem Heere zum Augustus ausgerufe- jedoch von Galerius nur als Caesar anerkannt. Bald trat auch Maximians Sohn, Maxentius, in Italien als Augustus auf und Ro- und die Prätorianer, über des Galerius Bedrückungen erbitter- fielen ihm zu. Das Beispiel des Sohnes stachelte den Ehrgeiz de- alten Maximianns gleichfalls auf, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. In diesen Kämpfen fiel Severus in die Hände des Maximia- und wurde getödtet; Galerius aber gesellte sich in der Person des Licinius einen neuen Mitkaiser. So standen nicht weniger als sechs Auguste mit alten und neuen Ansprüchen einander gegenüber. Zu- erst fiel Maximian durch seinen Schwiegersohn Constantin, dem e- gastliche Aufnahme durch Verrat gelohnt, (310) zu Marseille, und im folgenden Jahre starb auch Galerius in Moesien. Es teilten sich nu- durch Vertrag Maximinus und Licinius in seine Besitzungen un- herrschten zusammen mit Constantin und Maxentius. Constanti- hatte inzwischen seine Waffen siegreich gegen die Barbaren am Rhein geführt. Durch seine Mutter längst für das Christentum gewonnen, hatte er sich, dem Beispiele seines Vaters folgend, ste- das Zutrauen aller Bekenner des neuen Glaubens zu verschaffen ge- wusst; er kannte die Unzufriedenheit der italischen Bevölkeru- mit den Bedrückungen des Maxentius und den geheimen Unwille- der dortigen Christen über dessen Eingriffe in ihre Religion. Des- halb erhob er sich zum entscheidenden Zuge gegen den Maxentius. Während dieser noch rüstete, eilte Constantin mit einem bedeutende- Heere über die Alpen und bemächtigte sich nach zwei Treffen, be- Turin und Verona, Oberitaliens. In der Nähe Roms, bei dem so- genannten roten Felsen (Saxa rubra), besiegte er abermals den Maxentius, der auf der Flucht über die milvische Brücke umkam und war nun Herr des Abendlandes. In Rom löste Constantin das Lager der Prätorianer auf, stellte sich äusserlich mit dem Senat

ıf guten Fuss und trat hier zuerst als Beschützer des Christen-
ıms auf. In einer Zusammenkunft (313) zu Mailand mit Licinius,
em er seine Schwester Constantia vermählte, erliessen beide ein
dikt, welches allen Untertanen des Reiches Religionsfreiheit sicherte.
laximinus, der von der Verbindung beider für sich fürchtete, war
ızwischen mit Heeresmacht aus Asien aufgebrochen, um den Lici-
ius anzufallen, ward aber von diesem zwischen Perinth und Adria-
opel gänzlich geschlagen. Er floh und starb bald nachher an Gift zu
'arsus 313. Eine kurze Feindschaft der beiden auf einander eifer-
üchtigen verschwägerten Herrscher Licinius und Constantin endete
in neuer Vertrag, durch den sich ersterer auf den Orient be-
chränkte. Aber teils blieb der rohe und grausame Licinius ein
3edränger der Christen, teils trat auch Constantin immer mehr als Herr
les Gesammtreiches auf, und so wurde nach neunjährigem Frieden
ler Kampf erneuert. Licinius ward bei Adrianopel besiegt, seine
'lotte im Hellespont vernichtete Constantins Sohn Crispus, und die
Schlacht von Chrysopolis bei Chalcedon, 323 n. Chr., endete mit
ıeiner gänzlichen Niederlage. Licinius, der sich gegen die eidliche
Zusage seines Lebens dem Sieger ergab, ward nach Thessalonich
gesandt. Schon 324 liess ihn Constantin wegen angeblicher Ver-
räterei hinrichten. So gelangte Constantin der Grosse zur Allein-
herrschaft im römischen Reich und damit war auch der Sieg des
Christentums in demselben entschieden (332).

Der Staat Constantin des Grossen.

Constantin wurde jetzt, wie einst Octavian, der Hersteller des inneren Friedens nach lang dauernden Bürgerkriegen und der Begründer einer neuen Epoche. Er stützte den Neubau des Staates auf die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, auf die Begründung einer neuen Hauptstadt und auf die systematische Ausbildung des von Diocletian im römischen Reiche eingeführten orientalischen Despotismus.

Eine Reihe von Gesetzen sicherte dem Christentum den Vorrang vor dem Heidentume. Gleich nach dem Siege über Licinius erliess Constantin zu Gunsten der Christen (323) ein unbedingtes Toleranzedikt und wenn er auch nicht völlig mit dem Heidentume brach, tat er doch von jetzt an alles, das Christentum zu befestigen. Weniger vielleicht innere Neigung und Ueberzeugung, als die Erkenntnis, auf die Christen weit sicherer seinen neuen Staatsbau stützen zu können, als auf das zerfahrene Heidentum, scheinen ihn

dazu bewogen zu haben. Während er bisher den Christen n.
Duldung zugestanden hatte, legte er von jetzt an, besonders du
den Bau zahlreicher Kirchen, seine eigene Gesinnung klar an d
Tag. Wenn aber einerseits die christliche Kirche durch die Vorre
und Begünstigungen, die ihr Constantin gewährte, ihre Unabhäng
keit dem Staate gegenüber gesichert zu haben schien, so erla
doch auch die Staatsgewalt, seitdem sie die Kirche unter ih
Schutz nahm, einen überwiegenden und nachteiligen Einfluss a
die äussere und innere Gestaltung derselben. Von diesem Mome
an endete daher einerseits die reine Gestalt der Kirche, ander
seits drangen Glaubensfragen, Parteiungen ehrgeiziger und ränk
voller Bischöfe mit leidenschaftlichen Einfluss auch an den H
und in den Staat ein. Der Einfluss der Staatsgewalt zeigte si
besonders in den Eingriffen der Kaiser bei Ernennung von Bischöf
welches Vorrecht die Kirche ihren Beschützern ohne Widerspru
gestattete. Bald aber gewöhnte man sich, die Kaiser (die d
altrömischen Titel eines Pontifex Maximus noch bis auf Grati
beibehielten), als die Oberhäupter auch der Reichskirche zu b
trachten. Auf andringen der Geistlichen übten dieselben dann ni
nur das Recht, die von der Kirche ausgehenden Gesetze zu b
stätigen, sondern ihr selbst Gesetze zu erteilen, beides oft sog
in Angelegenheiten, die den Glauben betrafen. So wurde d
Christenglaube, dessen Auffassung nach dem Geiste seines Stift
der freien Entwicklung überlassen bleiben sollte, auf Synoden d
Bischöfe unter der Autorität der kaiserlichen Gewalt umgestal
In dieser seiner geistlichen Herrscherstellung berief Constantin a
die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicaea (325) u
seinen Thron.

Um zu bezeichnen, dass nicht mehr Rom, nicht mehr Itali
der Schwerpunkt der Welt sei und um jede Erinnerung an d
dort herrschende und durch förmliche Gesetze geschützte Heide
tum, sowie an das alte freiere Caesarentum aufzuheben, verleg
Constantin seine Residenz nach Byzanz (330), das nach ihm spä
Constantinopel genannt ward. Diese Massregel, wie die folgende, ware
bereits von Diocletian vorbereitet, welcher Nicomedien zum Si
seines Hofes gemacht hatte, weil er erkannte, dass seine neu b
gründete Despozie nicht wohl in dem Mittelpunkte der alten Republi
wo sich noch immer republikanische Erinnerungen und Formen er
halten hatten, ihren Hauptsitz haben könne. Auch die Wahl Constanti
war durch die Sicherheit und den Reichtum wie die Schönhei

dieser Erdstelle gerechtfertigt, die von Natur zum Mittelpunkte einer grossen Monarchie bestimmt zu sein scheint. Aber es fehlten derselben die historischen Erinnerungen Roms und die zusammengeplünderten oft verstümmelten Schätze der heidnischen Kunst konnten nur eine erborgte Herrlichkeit verleihen.

Unter Constantin ward endlich die von Diocletian begründete Form der orientalischen Despozie systematisch ausgebildet. Zum Zwecke der übersichtlicheren Verwaltung, besonders aber der Steuererhebung teilte er jetzt das Reich in vier Präfecturen: Orient; Illyricum; Italien und Gallien. An der Spitze jeder Präfectur stand ein Präfect als Stellvertreter des Kaisers. Jede Präfectur war in Diöcesen geteilt, mit Vicarien oder Comites an der Spitze. Die erste bestand aus den Diöcesen Orient, Aegypten, Asien, Pontus, Thracien; die zweite aus den Diöcesen Makedonien und Dacien; die dritte aus den Diöcesen Italien, westliches Illyrien, Afrika; die vierte aus den Diöcesen Gallien, Hispanien, Britannien. Jede Diöcese zerfiel wieder in Provinzen, welche von Rectoren (auch Conrectores, Consulares, Praesides genannt) verwaltet wurden. Jede der 116 Provinzen zerfiel in die Gebiete der verschiedenen Städte; das platte Land war in Bauernschaften eingeteilt. Präfecten, Vicarien und Rectoren waren nur Zivilbeamte, ihnen waren Rechtspflege, Postwesen, Polizei u. dgl. übertragen und eine Menge von Unterbeamten war ihnen beigegeben. Rom und Constantinopel waren nicht unter den Präfecturen begriffen, sondern hatten jedes einen besonderen Stadtpräfecten als Haupt ihrer Beamten; Constantinopel jedoch erst seit 360. Die Pracht des auftretens des Kaisers, das orientalische Zeremoniel, wie es Diocletian bestimmt, die geweihte Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit desselben in der Stille des Palastes blieben oder steigerten sich noch. Ueber die Hofwürden unterrichtet uns die Notitia dignitatum, ein Hof- und Staatskalender aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts. Den Mittelpunkt der gesammten Regierung und Verwaltung machten aber die sieben Hofstellen aus; diese waren: der Oberkammerherr (Praepositus sacri cubiculi), unter dem die zahllose Menge der andern Hofbeamten, Pagen und Eunuchen (ministeriales dominici) stand; dann die Beamten der Zentralregierung: der Reichskanzler (magister officiorum), unter welchem alle Angelegenheiten, mit Ausnahme der Finanzen, auch die Waffenfabriken und Staatsposten standen und der die Bureaux und die Abteilungen leitete; der vortragende Rat des Kaisers (quaestor sacri palatii), der die kaiserlichen Edikte und Verordnungen aus-

zuarbeiten hatte; der Verwalter des kaiserlichen Schatzes, sein
Einnahmen und Ausgaben (comes sacrarum largitionum) und de
Besorger der Privatangelegenheiten des Kaisers und seines Hau
(comes rerum privatarum) endlich die Obersten der Haustrupp
(comites domesticorum equitum et peditum). Die Beamten der Zentr
regierung bildeten ausserdem mit den höchsten in der Residenz a
wesenden Zivil- und Militärbehörden und mit den dazu bestimmte
und ausserordentlich zu einzelnen Sitzungen berufenen Mitgliede
(comites consistoriani) den geheimen Rat des Kaisers. Der Sen
verlor von nun an alle Bedeutung. Ueberhaupt waren von jetzt
auch die Würden Consul, Prätor, Quästor nichts weiter als Ehren-
titel, die der Kaiser seinen Günstlingen verlieh; also persönlich
ja oft meist recht kostspielige Auszeichnungen, deren Inhaber glei
denen des Patriziats als Nobilissimi galten. Die Regierungsgewal
musste sich jedoch sowohl im innern, als gegen äussere Feind
vor allem auf die Kriegsmacht stützen. Um den Gefahren ausz
weichen, die von der auch noch von Diocletian beibehaltenen Ver-
einigung der Zivil- und Militärgewalt ausgiengen, führte Constantin
eine Trennung derselben ein. Der Oberbefehl des Heeres wurd
unter 8 Führer, 4 Magistri equitum, 4 Magistri peditum verteil
die Unterbefehlshaber führten die Titel comites und duces. So um-
gab eine Hierarchie von sorgsam im Rang abgestuften Zivil- u
Militärbeamten den Thron und breitete sich auch über das gan
Reich aus. Die Rangstufen der höheren Beamten, deren jeder ih
besonderen Auszeichnungen bestimmt waren, bezeichnen die Aus-
drücke: illustres, spectabiles, clarissimi, perfectissimi, egregii. I
Illustres bestanden aus den Prätorianerpräfecten, den magistri pedi-
tum und equitum und den Inhabern der 7 Hofstellen; zu d
Spectabiles gehörten die vicarii, comites und duces, die Rectore
waren grösstenteils clarissimii oder perfectissimi, über alle die
Rangklassen erhob das Nobilissimat. Unter den zahlreichen unter
Beamten bestanden gleichfalls Dienststufen, und da besondere Vor-
bereitung nötig war, so wurde auch ihr Stand zu einem entschied
vor den übrigen Volksklassen gehobenen. Die Verbindung zwische
der Regierung und den Beamten geschah auf den Reichspost
durch die Agenten (agentes in rebus), welche zugleich als Spio
Berichte einzureichen hatten und darum als „Augen des Augustus"
ebenso einflussreich als gefürchtet waren. Prätorianer gab es kein
mehr, wohl aber selbst im Heere eine Trennung nach Privilegien
Am besten stand sich die Garde (Numeri palatini), am schlecht-

sten die Feld- und Besatzungstruppen (limitanei ripenses), die Legionen standen in der Mitte. Dieselben wurden grösser an Zahl aber kleiner an Mitgliedern (statt 6000 jetzt 1500 Soldaten), wahrscheinlich um ihr Selbstgefühl zu schwächen. Das Heer sollte fortan die Krone schützen, aber sie nicht mehr verleihen. Die Römer entzogen sich aber bereits immer mehr und mehr dem Kriegsdienste. Verstümmlung kam zu diesem Zwecke nicht selten vor, und vergebens wurde das Normalmass herabgesetzt bis auf 5′ 7″. Auch die Preise für Stellvertreter wuchsen ungeheuer, obwohl man selbst Sklaven zuliess. So wurde es notwendig, immer grössere Scharen, vorzüglich Deutsche, deren Kraft und Treue in seinem langen Kriegerleben Constantin schätzen gelernt hatte, in die Heere aufzunehmen. Er gab vielen das Bürgerrecht, Güter; ja Ammianus Marcellinus klagt, dass sogar ein Barbar das Consulat erlangt habe.

Die neue Organisazion des Reiches aber, so sehr sie auch beim ersten Anblick imponieren mochte, trug doch nicht wenig bei, teils die moralische Kraft der Untertanen noch mehr zu schwächen, teils ihre materielle Lage zu verschlechtern. Die Beamten waren nun neben den Soldaten die eigentlichen Herren; benutzten aber ihre Stellung zu ungeheuren Erpressungen, was sie um so leichter tun konnten, da es von nun an als Grundsatz der Kaiser galt, gegen die Beamtenhierarchie keine Klagen der Untertanen anzunehmen, ja letztere sogar, wenn sie doch klagten, zu bestrafen. Auch die Kosten der ganzen Staatsmaschinerie erhöhten sich. Zu den alten Einnahmsquellen, den Regalien (Münze, Salz, Bergwerke, Steinbrüche) und den alten Steuern (dem Hafenzoll portoria, Accise vectigal und dem Zwanzigstel von Freilassungen und Erbschaften), kam jetzt noch eine Kopfsteuer, von der jedoch die Städter frei waren und eine Grund- und Gewerbesteuer. Alle 15 Jahre wurde der Kataster neu aufgenommen und wahrscheinlich nach der Mittelzahl des fünfzehnjährigen Ertrages eines Gutes die Steuer für die nächsten fünfzehn Jahre bestimmt. Daher die Aera indictionum, deren erste am 1. September 312 begann. Oft verlangten die Kaiser noch einen ausserordentlichen Zuschuss für jede Steuerhufe (Superindictio). Die Grundsteuer war so hoch, dass sie in Gallien fast noch einmal soviel als im heutigen Frankreich ertrug und wurde so strenge eingetrieben, dass ein Schriftsteller jener Zeit sagt: „Man mass die Grundstücke, zählte die Weinstöcke und Bäume, schrieb die Tiere aller Art und die Namen aller Individuen auf, ohne Unterschied zwischen Bauern und Stadtleuten. Durch die härtesten Strafen

zwang man die Söhne gegen ihre Väter, die Sklaven gegen ihre Herren, die Weiber gegen ihre Männer auszusagen. Fehlten die Beweise, so wurden Väter, Gatten, Herren auf die Tortur gebracht, damit sie wider sich selbst zeugen sollten, und erpresste der Schmerz ihnen irgend ein Geständnis, so hielt man dasselbe für wahr.“ Alle vier Jahre wurde die Gewerbesteuer eingehoben. Auch hier wurden Geissel und Folter gegen diejenigen gebraucht, die nicht zahlen konnten; ja Väter gaben ihre eigenen Töchter der Schande preis, um von dem Gewinn die Steuereinnehmer befriedigen zu können. Um den Staatsschatz zu bereichern, wurden auch mehrere Industriezweige Monopol, so die Seiden- und Leinenmanufaktur, Waffenschmieden und Färbereien. Bei besonderen Anlässen wurden Geschenke an die Kaiser üblich und nach und nach eine feststehende Abgabe.

Durch den Druck der Kaiser, der Beamten, der Soldaten besonders aber der Steuern, gieng nicht nur der Wohlstand der Bürger zu Grunde; auch der Mittelstand, der Handwerkerstand, die Städte verkamen. Die noch freie Bevölkerung auf dem Lande sank zu einer Art von Hörigkeit zu dem Kolonate herunter und durch das ganze Reich zog sich nun der schneidendste Gegensatz von einem unermesslichen Reichtum und der grenzenlosesten Armut, von einem übermütigen Herrentum und dem Elend der Sklaverei.

Gegen Ende seiner Regierung unterstützte Constantin die Sarmaten und Vandalen in einem Kriege gegen die Gothen und als diese, um sich an ihm zu rächen, in Moesien eingefallen waren, trieb er sie in ihr Land zurück. Den grössten Teil der Sarmaten nahm er in die römischen Donauprovinzen auf. 337 rüstete er sich zu einem Feldzuge gegen den Perserkönig Sapor II. Von einem Unwohlsein ergriffen, suchte er Genesung in den Heilquellen Bithyniens, fühlte aber bald die Nähe der Todes und empfieng bei Nicomedia aus der Hand des Bischofs Eusebius die Taufe. Er starb am 21. Mai 337, 63 Jahre alt.

Als Urheber einer durchgreifenden Veränderung der Welt ist Constantin leidenschaftlich gehasst, feurig geliebt und mit Schmeicheleien überschüttet worden. Alte Schriftsteller haben ihn einen Tyrannen genannt, die orientalische Kirche hat ihn heilig gesprochen, die abendländische nannte ihn den Grossen. Sein Charakter stand jedenfalls tief unter seinem Beruf. Die Grausamkeit, womit er die Scharen gefangener Feinde den wilden Tieren vorwerfen liess, die Härte, die er durch die Hinrichtung seiner Gattin Fausta, seine

edlen und tapferen Sohnes Crispus, seines Schwagers und seines Neffen beurkundete, bewies die Rachsucht und Treulosigkeit seiner ganzen Natur. Er war ein genialer Mann „der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wusste und die religiöse Frage durchaus nur von der politischen Brauchbarkeit ansah. Die von ihm begünstigte und vor Verfolgungen geschützte Lehre Christi hatte sein Herz nicht durchdrungen.“

Das Haus des Constantinus, Julianus Apostata.

Durch Constantin trat die Erblichkeit als neues Attribut der Monarchie ein; doch zugleich mit der Vorstellung, dass das Reich wie ein Familiengut teilbar sei. Seine drei Söhne, Constantin II., Constantius und Constans, die sich als Auguste nach der Anordnung ihres Vaters in das Reich teilten, während Neffen ihres Vaters als Caesaren mit einzelnen Provinzen bedacht wurden, standen ihm an Tatkraft jedoch weit nach und gerieten bald in blutigen Zwist miteinander. Zuerst erhob Constantin II., der mit seiner Präfectur Gallien unzufrieden war, die Waffen gegen seinen Bruder Constans, fiel aber während des Krieges durch Meuchelmörder (340). Constans, der nun über den ganzen Westen herrschte, fand in einem Aufstande der Soldaten in Gallien, die dort ihren Führer Magnentius zum Imperator ausgerufen hatten, seinen Tod (350); ebenso bald nachher letzterer selbst im Kampfe bei Mursa (Essek) mit Constantius, dem Beherrscher des Ostens. So ward Constantius Alleinherrscher, 350—360. Er hatte schon früher (337), anscheinend von seinen Soldaten gezwungen, sich seiner Vettern, der Caesaren, entlediget und diesem allgemeinen Familienmorde waren nur zwei Brudersöhne des grossen Constantin, Gallus und Julianus, entronnen und in der Einsamkeit mönchisch und rechtgläubig erzogen worden. Gallus, jetzt von Constantin zum Caesar des Ostens berufen, hatte sich durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit allgemein verhasst gemacht, so dass ihn Constantius (354) hinrichten liess und (355) seinen Bruder Julian zum Caesar ernannte, dem er die Verteidigung der Provinz Gallien gegen die Alemannen und Franken übertrug. Hier entfaltete Julian altrömische Feldherrntugenden und tat sich durch glänzende Siege gegen die Alemannen (namentlich 357 bei Argentoratum) hervor. Dies und das Geschick, mit welchen er die Provinz Gallien verwaltete, bestimmte den mistrauischen Kaiser, der selbst ohne Erfolg gegen die Perser kämpfte, die besten Legionen vom Rhein in den Orient zu ziehen. Aber die meist aus

Gallier und Germanen bestehenden Truppen versagten den Gehorsam und riefen den Julianus zum Augustus aus. Constantius starb auf dem Zuge gegen ihn (schon in Cilicien, 3. November 361). Julianus (361—363), ein Fürst von seltener Geistesbildung und strenger Sittlichkeit, grosser Staatseinsicht und Tätigkeit, aber nicht ohne Eitelkeit und Affektazion, bekannte sich jetzt, als Caesar Augustus des ganzen Reiches, wieder zur heidnischen Religion. Durch eingehende Beschäftigung mit der griechischen Literatur, besonders der neuplatonischen Philosophie, hatte er sich für den Hellenismus schon in seiner Jugend begeistert und die hohe Bedeutung des Christentums wohl zum Teile wegen der Nichtswürdigkeit vieler seiner Bekenner, besonders am Hofe, und wegen der ihm gewordenen mönchischen Erziehung, verkannt. Schon seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien konnte als äusseres Zeichen seines Rücktrittes zum Heidentum gelten, das er auch in Schriften (Briefen und Reden) gegen das siegreich vordringende Christentum verteidigte. Auf den Thron gelangt, suchte Julianus nun die alte Staatsreligion herzustellen, zugleich aber zu reformieren. Seine christlichen Untertanen nannten ihn deshalb den Abtrünnigen (Apostata). Durch alle Mittel, auch solche, die er dem Christentum abgelernt, wie Errichtung von Schulen, Armenpflege, suchte er den heidnischen Glauben zur Geltung zu bringen. Er schloss die Christen von den Staatsämtern und öffentlichen Lehrstühlen aus, hielt sie zum Wiederaufbau der zerstörten Tempel an, nahm ihnen alle Vorrechte, übte jedoch keine gewaltsame Unterdrückung. Auch die Juden begünstigte er und wollte ihren Tempel zu Jerusalem wieder herstellen. Sein Bestreben aber erfuhr heftigen Widerstand: die Welt der alten Götter war todt und nicht mehr zu erwecken. Auf einem Feldzuge gegen die Neuperser ward Julian nach einem Siege bei Ktesiphon bei der Verfolgung des Feindes tödlich verwundet (363) und mit ihm zerfiel auch sein ganzes Werk. Julian ist ein Beleg dafür, dass alle äussere Macht, selbst wenn sie wie bei ihm, mit ausgezeichneten Talenten und gutem Willen gepaart ist, gegen das aufkommen des wahrhaft guten, wenn die Zeit für dasselbe reif geworden, nichts vermag.

Teilung des Reiches durch Theodosius den Grossen und Untergang Westroms.

Mit Julian erlosch das Constantinische Haus. Da er nichts über die Nachfolge bestimmt hatte, so wurde Jovianus, der Obrist

der kaiserlichen Haustruppen, ein Christ, vom Heere zum Augustus ausgerufen (363). Dieser schloss mit den Persern Frieden und überliess ihnen das starke Nisibis, die Vormauer der römischen Herrschaft im Osten. Jovian, der das Christentum wieder begünstigte, Julians Verfügungen zurücknahm und der Kirche ihre Vorrechte zurückgab, starb schon im folgenden Jahre (364), worauf Valentinian (365) vom Heere zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Er ernannte seinen Bruder Valens zum Mitkaiser für den Osten, während er selbst mit vieler Kraft die Angriffe der Deutschen am Rhein und an der Donau zurückschlug. In diese Zeit fällt der Beginn der Völkerwanderung, 375; der gewaltsame äussere Stoss erfolgt, der die innerlich bereits morsche alte Welt in Trümmer legt. Nach Valentinians plötzlichem Tode folgten ihm seine beiden Söhne, Gratianus (383) und Valentinian II. (392), als Auguste im Westen. Im Osten fiel Kaiser Valens in der blutigen Schlacht bei Adrianopel (August 378) gegen die Westgothen, welche vor dem Andrang der Hunnen über die Donau gegangen waren und im römischen Gebiete Aufnahme gefunden hatten. Darauf erhob Kaiser Gratian den tapfern Feldherrn Theodosius, einen Spanier, der sich schon unter seinem Vater, Valentinian I., hervorgetan hatte, zum Mitkaiser für den Osten. Theodosius (379—395), mit dem Beinamen der Grosse, wusste mit kräftiger Hand die Ruhe und Würde des Reiches, das er kurz vor seinem Tode, nachdem die beiden Regenten des Abendlandes, Gratian und Valentinian II., umgekommen waren, zum letztenmal als Alleinherrscher regierte, im innern und nach aussen noch einige Zeit aufrecht zu erhalten. Theodosius beruhigte die Gothen, indem er ihnen Wohnsitze in Thracien und Mösien überliess und gegen Jahrgelder 40.000 derselben in seine Dienste aufnahm. Im innern vollendete er die byzantinische Monarchie. Der grösste der Kaiser seit Constantin, gerecht, kühn und weise, war Theodosius bereits in seiner Persönlichkeit das volle Gegenteil eines antiken Caesars. In seinem Bewusstsein, der Vertreter des rechten Glaubens, erzwang er nicht nur die Anerkennung der Concile von Nicaea (325) und Constantinopel (380) gegen die Ketzer, sondern seine Edikte verboten den Kultus und die Opfer des Heidentums und schlossen die heidnischen Tempel. Somit hörte die bisherige Duldung verschiedener Kulte im römischen Reiche auf; die Einheit des Staates wurde auch auf das Gebiet des religiösen Lebens übertragen. Nach seinem Tode aber trat eine bleibende Trennung des Reiches ein,

indem nach des Vaters Willen sein älterer Sohn **Arcadius** unter der Vormundschaft des Galliers Rufinus das **Morgenland**, und der jüngere Honorius unter dem tapfern Vandalen **Stilicho** das Abendland erhielt. Jener hatte seinen Sitz zu Constantinopel, dieser zu Mailand, später in dem festen Ravenna. Diese **Teilung** des Reiches in ein oströmisches und weströmisches wurde eine bleibende. Das oströmische oder byzantinische Kaiserreich, das mehr und mehr zu einem orientalisch eingerichteten Staatswesen erstarrte, erhielt sich noch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, wo es den eindringenden Türken erlag. Das weströmische Reich aber gieng schnell seinem Ende durch germanische Völkerschaften entgegen, die auf seinen Trümmern eine Anzahl Reiche gründeten, in denen auf dem Boden des Christentums eine neue fortschreitende Entwickelung des Abendlandes ihren Ausgang nahm. Unter Honorius (395—423) umfasste das weströmische oder abendländische Reich anfangs noch ausser dem Hauptlande Italien, das westliche Illyrien, Gallien, Spanien, Britannien und Afrika. Die Stütze des Reichs war der treffliche Minister Stilicho, der mit kräftiger Hand Italien gegen die Westgothen unter Alarich und andere germanische Scharen, die unter Radageis bis Florenz vorgedrungen waren, zu schützen verstand, bis er von dem mistrauischen Honorius ermordet wurde (408). Jetzt rückten die Westgothen unter Alarich zum zweitenmale vor Rom (410) und plünderten die Stadt und verwüsteten Italien. Eine Provinz nach der andern gieng an germanische Stämme verloren. Britannien war von den Römern selbst schon um 410 verlassen worden. Des Honorius Tochter, Placidia, reichte dem Nachfolger Alarichs, Athaulf, als Gemahlin die Hand, indem sie ihm zugleich Südgallien als Mitgift brachte. Nach der Ermordung desselben kehrte sie heim, um erst über ihren schwachen Bruder (er starb 423) und später im Namen ihres Sohnes zweiter Ehe, Valentinian III., (425—455) zu herrschen. Im Ostreiche folgte auf den schwachen Arkadius (395—408) der weiche Theodosius II. (408—450), geleitet von seiner klösterlich frommen Schwester Pulcheria. Er hatte nach zweijährigen Wirren Valentinian III. als Kaiser des Westens eingesetzt; denn noch halfen sich in Notständen die beiden Reiche ihrer ursprünglichen Einheit eingedenk. Aber sie sanken unaufhaltsam. Die Stütze der Herrschaft Valentinians war Aëtius, der letzte grosse römische Feldherr, der die Hunnen durch den Sieg auf den catalaunischen Feldern (451) aus Gallien zurückgeschlagen hatte. Der gefürchtete Aëtius wurde

von dem schwachen Valentinian mit eigener Hand getödtet (454), dieser selbst aber im folgenden Jahre von Freunden des Aëtius auf Anstiften des Senators Petronius Maximus ermordet. Letzterer, der den Kaisertitel annahm, nötigte Valentinians Witwe, Eudoxia, zur Ehe und diese rief aus Rache die Vandalen, die sich in Afrika festgesetzt hatten, nach Italien herüber, wo sie unter ihrem Heerkönige, Genserich, Rom plünderten und verwüsteten, 455. Fast um dieselbe Zeit hatte Valentinians gefallene und in den Orient verbannte Schwester, Honoria, mit dem Anerbieten ihrer Hand den furchtbaren Hunnenkönig Attila gegen ihr Vaterland aufgereizt. Solche Taten der Schande bezeichnen den Fall des Hauses des Theodosius. Mit der vandalischen Verwüstung, in der auch Maximus umgekommen war, hatte das weströmische Reich tatsächlich sein Ende erreicht und damit ist auch die alte Geschichte am Ende. Einzelne militärische Anführer von Mietstruppen, wie der Westgothe Ricimer, hatten jetzt alle Macht in Händen und erhoben oder entfernten nach Laune die von ihnen ernannten Kaiser. Man zählt nach Maximus noch acht solche Namenkaiser: Avitus, der in Gallien den Purpur annahm (456), aber von Ricimer getödtet wurde; Majorianus (457—461), ein Mann von trefflichen Eigenschaften, darum von Ricimer bald auch wieder gestürzt; Severus — 465; Anthemius — 467; Olybrius — 472. Nach Ricimers Tod (472) trat der römische Feldherr Orestes, der früher in Attila's Diensten gestanden, an seine Stelle und bekleidete, nachdem noch Glycerinus bis 473 und Julius Nepos bis 475 Kaiser geheissen, seinen Sohn, einen Jüngling mit dem bedeutungsvollen Namen Romulus Augustulus mit dem Purpur. Gegen diesen erhob sich dann der Rugier Odoaker, Anführer eines aus deutschen Söldnern bestehenden Heerhaufens, in Italien. Er nahm den Orestes gefangen, liess ihn hinrichten und verwies dessen Sohn gegen ein Jahrgehalt auf das Landgut des Lucullus nach Campanien (476). Odoaker nahm den Titel Patricius romanus an, und herrschte als König (rex), welchen Titel er nach dem Tode des Nepos angenommen hatte mit Kraft und Einsicht über Italien bis zur Ankunft der Ostgothen daselbst (493). So unscheinbar verschwand nach 1229 Jahren seit Gründung der Stadt das einst so gewaltige Reich der Römer, nachdem es seine Bestimmung für die Entwicklung des Menschengeschlechtes als Träger der hellenisch-italischen Kultur erfüllt hatte.

Kultur im Römerreiche.

Religion der Römer, Charakter und Gottheiten derselben.

In inniger Verbindung mit dem Staate stand bei den Römern die Religion. Wie in Rom aber alles auf Nützlichkeit und Zweckmässigkeit gestellt war, wie die Theorie nur der Praxis, Wissenschaft und Kunst nur wegen ihrer Verwendbarkeit zu den Geschäften da waren, so ward auch die Religion nur um praktischer Zwecke willen gepflegt. In solchem Sinne war sie Staatsreligion, d. h. sie war ein Hülfsmittel der römischen Politik, welche überall deutlich genug zu verstehen gab, dass die Menschen nicht um der Götter, sondern umgekehrt, die Götter um der Menschen willen da seien. — Die Römer haben ihre Religion wie ihre Sprache und Sitte ursprünglich von den Völkern erhalten, aus denen das römische zusammengeflossen ist; und den weitaus bedeutendsten Beitrag für dieselbe lieferten jedenfalls die nahe verwandten Glaubensformen jener latinischen und sabinischen Stämme, deren Ansiedlung am palatinischen Hügel und auf dem Kapitol, zu der künftigen Weltstadt den Grund legten.

Wie nun diese Stämme ein Glied der vielverzweigten arischen oder indogermanischen Völkerfamilie bilden, so steht auch ihre Religion mit der vieler anderer Völker, zunächst der Griechen, weiterhin aber auch der Germanen, der Perser, selbst der Inder, von der grauen Vorzeit her in einem Zusammenhang, der nicht blos aus dem Gesammtcharakter derselben, sondern auch aus einzelnen Götternamen, Mythen und Gebräuchen nicht selten in überraschender Weise hervortritt. Auch ihre allgemeine Grundlage bildet ebenfalls die Verehrung jener unsichtbaren, geisterhaft gedachten Wesen, welche die Natur und das Menschenleben durchwalten. Ungeachtet dessen gestaltete sich die Religion des nüchternen, phantasielosen, römischen Ackerbauvolkes durchaus eigentümlich und wesentlich verschieden von der hellenischen. Während nämlich dem Hellenen die Naturkräfte zu konkreten persönlichen, menschenähnlich gedachten idealen Göttergestalten sich umwandelten, blieb der Römer stets an der unmittelbaren Anschauung und an dem Begriff haften.

Wie schon Sabiner und Latiner (s. S. 414), so verehrten auch die Römer die Götter der Natur, des Feldes und Waldes, die den Herden und Früchten Gedeihen schafften, wie Faunus, Vertumnus, Saturnus, Ops. Die Kulte dieser Götter wurden vom Anfang an nach Rom verpflanzt und erhielten sich bei dem Sinn der Römer

für das Landleben während der ganzen römischen Zeit. Neben diesen Gottheiten des Feldbaues und der Viehzucht wurden in Rom auch Schutzgottheiten des Staates verehrt. Diese traten mit der Zeit in den Vordergrund. An der Spitze dieser Götterwelt steht Jupiter, der Gründer und Erhalter des römischen Staates, ihm zur Seite als höchster Staatsschirmer Mars, der Vater des Romulus und des römischen Volkes, und Quirinus, der vergötterte Romulus. Einen zweiten staatsschirmenden Dreiverein bildeten Jupiter mit seiner Gemahlin, Juno und seiner Tochter Minerva. Daneben wurde hochverehrt Vesta, die Göttin des häuslichen Herdes, der Grundlage des Staates. In diesen obersten Göttern fanden die allgemeinsten Beziehungen des Menschen zur Natur und zu sich selbst ihren Ausdruck und der Kultus dieser Gottheiten bildete den Hauptteil der römischen Staatsreligion. Ausser ihnen gab es aber noch zahlreiche andere Götter, nicht persönliche Wesen, sondern Begriffe von allen möglichen physischen und moralischen Mächten. Alle Eigenschaften, Gefühle, Tätigkeiten, der Staat und das Geschlecht, jeder einzelne Mensch, jeder Ort und Gegenstand kehren wieder in der römischen Götterwelt und finden in derselben ihr geistiges Gegenbild. So gab es Gottheiten der Eintracht (concordia), der Rechtschaffenheit (fides), der Tapferkeit (virtus), der Keuschheit (pudicitia), der Hoffnung (spes), des Schreckens (pavor), der Gesundheit (salus) etc. Flora war die Göttin der Blumen, Pomona die des Obstes, Annona die des Erntesegens, Ceres die Getreidegöttin, Mercurius der Gott des Handels, Bellona die Kriegsgöttin. Ja jeder einzelne Moment der Tätigkeit wurde vergeistigt. So gab es einen Gott des säens, des ackerns, des Furchenziehens und des pflügens. Die mythologische Abstrakzionsfähigkeit der Römer machte Robigo oder Robigus zu einer Gottheit, die als Urheberin des Sonnenbrandes, der die Fruchtfelder verheerte, bei landwirtschaftlicher Kalamität um Hülfe angerufen wurde, und auch das Fieber (febris), in dem feuchten Tibertale von jeher hausend, hatte drei Heiligtümer, wovon das bedeutendste auf dem Palatinus. Ja so weit gieng der Abstrakzions- und Personifikazionstrieb der Römer, dass der in Folge der Einführung des Silbercourants neuentstandene Gott Argentinus (Silberich) als Sohn des ältesten Gottes Aesculanus (Kupferich) gedacht wurde. So entstanden den Römern die Gottheiten zweiten und dritten Ranges. Solche Gottheiten (Genien genannt) begleiten und schützen auch den Menschen

von der Geburt an. Der Vagitanus hatte das schreien der neugeborenen Kinder zu überwachen, der Levana wurden sie empfohlen, damit sie der Vater von der Erde aufnehme und sie dadurch anerkenne, die Cunina war Schutzgöttin der Wiege, der Rumina lag die Ernährung des Säuglings ob, der Nundina war der neunte Tag heilig, an welchem die Knaben ihren Namen erhielten, Carna beschützte die Kinder des Nachts vor den blutsaugenden Hexen, Educa und Potina gewöhnten sie an Speise und Trank, die Cuba legte sie von der Wiege ins Bett. Die Ossipago sorgte dafür, dass die Knochen des Kindes fest werden, dem Statanus wurde geopfert, wenn es zum erstenmale stand, dem Fabulinus, wenn es die ersten Worte sprach; des gehens nahm sich auch noch die Adeona und Abeona an, des sprechens der Farinus und der Locutius. Die Iterduca führte den Knaben in die Schule, die Domiduca wieder nach Hause, die Numeria lehrte ihn rechnen, die Camena singen; Strenua förderte die Entwicklung seines Leibes, Catius die seines Verstandes. Aehnlich verhält es sich aber auch im weiteren; mit jedem neuen Schritt auf seinen Lebensweg erhielt der Römer eine neue Schar von Göttern zum Geleite und was irgend von einiger Wichtigkeit für ihn zu sein schien, das wurde nicht allein den grossen Göttern durch Gebete und Kultushandlungen empfohlen, sondern es wurden eigene Gottheiten dafür geschaffen. Alle wichtigen Begriffe also aus dem physischen, ethischen und sozialen Leben wurden somit zu Göttern ausgeprägt. Für die Familie besonders war von tiefer religiöser Bedeutung der Kult der Laren und der ihnen verwandten Penaten, die den häuslichen Vorrat (penus), überhaupt das ganze Haus beschützen. Sie sorgen für die Ernährung der Familie, während die Laren über die Fortpflanzung derselben wachen. Ihre Bilder standen am Herd, auf dem ihnen geopfert wurde. Dort in einer besonderen Kapelle des Hauses, dem Lararium waren auch die Bilder der Laren. Es gab aber auch Staatspenaten, die als die Beförderer der inneren Wohlfahrt des Vaterlandes verehrt wurden und auf einem Höhenzuge unmittelbar am Forum ihren Tempel hatten. Ihr Name durfte nicht ausgesprochen werden, damit ihn nicht ein Feind erfuhr und sie, indem er sie anriefe, über die Grenze lockte. Ferner gehören hierher auch die Manen, die guten Geister der Verstorbenen, die schattenhaft weiterleben in der Tiefe der Erde, gebannt an den Ort, wo der Körper ruht. Man pflegte deshalb die Ueberbleibsel der Verstorbenen im Hause

beizusetzen, damit sie demselben zum Schutze dienten. Die Seelen der bösen Menschen dagegen irren als Nachtgespenster (Lemures) unstät umher, die Lebenden beunruhigend.

Obgleich diese einzelnen Gottheiten entweder als männliche oder weibliche gedacht wurden, so geschah dies doch nur im Sinne des väterlichen und mütterlichen als moralischer Begriffe und hatte keine geschlechtliche Bedeutung. Die römischen Götter konnten sich nicht vermählen wie die hellenischen, wandelten nicht ungesehen unter den Menschen, traten ebensowenig mit ihnen wie unter einander in spezielle Beziehung; sie hatten keine Geschichte, denn sie waren eben keine Personen. Die altrömische Religion hat daher auch keine Mythologie hervorgebracht, welche der griechischen irgend zu vergleichen wäre, sie blieb aber auch viel freier von jenen unwürdigen Erzählungen über die Götter, die uns in jener zum Anstoss gereichen. Der römische Kultus entbehrte Jahrhunderte lang, wie der unserer germanischen Vorfahren, der Bilder; er kannte nur Symbole. So wurde Mars unter dem Symbole der Lanze, Vesta unter dem des Feuers verehrt. Dafür war aber auch diese Religion unfähig zu einer Kunst wie die hellenische den Anstoss zu geben, alle menschlichen Ideale in den Göttern verkörpert und lebendig zur Darstellung zu bringen. Die religiöse Grundstimmung des Römers ist daher jene Scheu vor unbekannten Mächten, auf welche auch das Wort religio zunächst hinweist; jenes Gefühl der Gebundenheit, welches von dem Glauben an übernatürliche Einflüsse, denen der Mensch immerwährend ausgesetzt sei, an zauberhafte Wirkungen, die allen möglichen Dingen und Handlungen anhaften, unzertrennlich ist. Sofern die Götter als sittliche Mächte gefasst werden, entspringt allerdings aus diesem Gefühl die Ehrfurcht vor dem Sittengesetz, die strenge Gewissenhaftigkeit, welche in den besseren Zeiten des römischen Staates (s. S. 443), als ein Grundzug des römischen Wesens hervortritt, zugleich aber auch die innere Unfreiheit, die übermässige Verehrung des Herkommens und der Ueberlieferung, welche wir mit jenen Eigenschaften als ihre Rückseite verknüpft finden.

Umgestaltung und Zersetzung der römischen Religion durch den Einfluss fremder Elemente.

Die erwähnten drei Elemente, das natürliche, staatliche und sittliche, waren also die Hauptbestandteile der römischen Religion und bildeten während der Blütezeit ein festes, von dem Staate vor

fremden Einflüssen geschütztes Ganze. Mit der Erweiterung des Staates jedoch durch Eroberung erweiterte sich auch der Kreis der nazionalen Götter. Die polytheistischen Religionen des Altertums waren ihrer Natur nach nicht verschlossen gegen die Aufnahme fremder Götter. Die Schutzgottheit einer eroberten Stadt, eines unterworfenen Volkes, wurde willig aufgenommen in den Kreis nazionaler Götter. So drangen frühe fremde Elemente in die römische Religion ein, teils aus Etrurien, teils von Süden und Osten aus den Griechenstädten Unteritaliens und Siciliens, später auch aus dem eigentlichen Griechenland und Kleinasien.

Von den Etruskern nun scheinen die Römer keine neuen Gottheiten von einiger Bedeutung erhalten zu haben, sondern was sie von ihnen annahmen, das waren Kultusgebräuche, Anweisungen zur Zeichendeutung, zur Sühnung von Blitzen und ähnlicher Aberglaube; weiter aber auch die religiöse Kunst, welche ihnen in der ältern Zeit so ausschliesslich von dieser Seite her zukam, dass sie ihre ersten Tempel, Götterbilder und Schauspiele durchaus ihren etruskischen Nachbarn zu verdanken hatten. Der griechische Einfluss dagegen zeigte sich von Anfang an nicht blos durch Einführung neuer Kultusformen, sondern auch neuer Götter und Göttersagen. So bürgerte sich noch unter den Königen, bald nach dem Anfang des 6. vorchristlichen Jahrhunderts Apollo zunächst als sühnende und weissagende Gottheit in Rom ein und mit ihm die griechischen Orakelsprüche der Sibylle, welche für das römische Staatswesen Jahrhunderte lang eine so grosse Wichtigkeit erhalten sollten. Im Jahre 496 v. Chr. wurden Demeter, Persephone und Dionysos unter lateinischen Namen nach Rom verpflanzt. Ein Jahrhundert später begegnet uns die erste Spur von Verehrung des Herkules, auf den nun auch manch ältere italische Sagen und Göttergestalten übertragen wurden. Im Jahre 291 wurde aus Anlass einer Pest der Heilgott Asklepios, oder wie ihn die Römer nannten, Aesculapius, aus Epidauros; im Jahre 205, als der letzte Entscheidungskampf mit Hannibal bevorstand, die grosse Göttermutter vom Ida aus Pessinus in Phrygien nach Rom geholt und unter die Staatsgötter aufgenommen. Zwölf Jahre vorher nach der Niederlage am Trasimenussee war der erycinischen Venus, in welcher der punische Kult der Astarte mit dem griechischen der Aphrodite sich vermischt hatte, ein Tempel gestiftet worden. Diese fremden Kulte konnten in Rom um so schneller einheimischer werden, je grösser in den letzten Jahrhunderten der Republik die Zahl der

Ausländer war, welche sich in den verschiedensten Lebensstellungen hier aufhielten. Mit ihnen zog aber bald auch eine Menge solcher Götter und Gottesdienste dort ein, welche von Seiten des Staates nicht anerkannt und in den öffentlichen Kultus nicht aufgenommen waren, aber doch bei einem grossen Teil der Bevölkerung den lebhaftesten Anklang fanden. Doch wurden diese Winkelgottesdienste nicht allein für die Reinheit der bestehenden Religion gefährlich, sondern auch für die öffentliche Sittlichkeit, wie die Untersuchung zeigte, zu welcher 186 v. Chr. die dionysischen Mysterien Anlass gaben (s. S. 494). Die bacchischen Geheimdienste hatten zu dieser Zeit das Netz ihrer Vereine bereits über ganz Italien ausgedehnt; in Rom allein sollen dieselben über 7000 Mitglieder, mehr noch Frauen als Männer, gehabt haben und durch eingewanderte Priester und Priesterinnen war solcher Unfug eingerissen, dass sie zu einer Pflanzschule der scheusslichsten Ausschweifungen und Verbrechen entarteten. Der Senat schritt zwar mit äusserster Strenge ein, viele Hunderte wurden hingerichtet, die minder schuldigen eingekerkert, die dionysischen Vereine in ganz Italien verboten und ihre Kapellen zerstört; jedoch ohne Erfolg.

So lange Rom in seinem Weltreiche dieses bunte Gemenge von Religionen vereinigte, liess sich auch dem eindringen fremder Kulte in die Hauptstadt kein haltbarer Damm entgegenstellen; und je weiter die römischen Waffen in den Orient vordrangen, um so unaufhaltsamer strömten die phantastischen Religionsanschauungen zu den Völkern des Westens. Durch die Masse dieses Aberglaubens und die daraus hervorgehende zügellose Religionsmengerei, wurden am Ende die nazionalen Elemente der römischen Religion von den fremden vollständig überwuchert. Doch begann diese Einwanderung orientalischer Kulte erst gegen Ende der Republik und ihr Uebergewicht erst im 3. Jahrhundert n. Chr. Der Einfluss der griechischen Religion dagegen reicht, wie bereits bemerkt, bis über den Anfang der Republik hinauf und war während der ganzen Dauer derselben fort im steigen. Nichts desto weniger würde auch er dem altrömischen Glauben nicht so gefährlich geworden sein, wenn man es nur mit der griechischen Religion als solcher zu tun gehabt hätte, und er machte wirklich, so lange dies der Fall war, nur langsame Fortschritte. Dagegen wurde er sofort unwiderstehlich, seit die eigentliche Blüte des griechischen Geisteslebens, die hellenische Literatur und Kunst, in den Gesichtskreis der Römer eintrat.

Konnte es anders sein? Die Dichtwerke, die man bewunderte und nachahmte standen auf dem Boden des griechischen Götterglaubens, die herrlichen Werke des Meissels und Pinsels mit denen man die Tempel, Paläste und öffentlichen Plätze und Gebäude schmückte, stellten die griechischen Ideale und in erster Linie die griechischen Götterideale dar. Man konnte nicht griechisch sprechen, ohne die lateinischen Götternamen mit griechischen zu vertauschen und die altrömischen Gottheiten mit den Göttern Homers zu vermischen. Mit der Verpflanzung der griechischen Poesie auf römischen Boden nahm man auch die griechische Mythologie mit herüber. Ebenso konnte man sich die Götter nicht in der Gestalt vergegenwärtigen, in der sie Pheidias und Praxiteles ihren Landsleuten dargestellt hatte, ohne dass sich der altrömischen Vorstellung von diesen Wesen unwillkürlich die hellenische unterschob. So geschah es, dass die römische Religion in Rom selbst immer mehr ins griechische umgedeutet wurde. Die römischen Theologen gelangten erst zum Bewusstsein über das Uebel und über die Quelle des Uebels, als dasselbe bereits einen bedeutenden Grad erreicht hatte. Schon zu Cicero's Zeit war es dahin gekommen, dass viele von den einheimischen Göttern in Vergessenheit geraten und vernachlässigt, viele gottesdienstliche Gebräuche unverständlich geworden waren; ja Ciceros Zeitgenosse Varro spricht geradezu die Besorgnis aus, dass das Volk durch seine Gleichgiltigkeit um seine Götter kommen möchte. Mit der griechischen Kunst und Poesie war aber auch noch ein zweites Erzeugnis des griechischen Geistes in Rom eingewandert: die Philosophie; und gerade die Religion war eines von den Gebieten, auf welchen dieses neue Bildungselement seinen Einfluss am stärksten geltend machen musste. Namentlich zwei Systeme der griechischen Philosophie, das epikureische und stoische, fanden besonders unter den höheren Ständen grossen Anhang, ebenso die Anschauungen des Euhemerus (s. S. 396) über das Wesen der Götter. So finden wir, alles zusammengenommen, in Rom seit dem letzten Jahrhundert der Republik einen tiefen Zwiespalt zwischen den Anschauungen der Gebildeten und dem Glauben der unteren Volksklassen. Der geistige Kern der Nazion stand dem Glauben seiner Väter gleichgültig, ja sogar feindselig gegenüber, und so begreift es sich, dass dieser Glaube auch über die unteren Volksklassen seine Herrschaft immer mehr verlor und nicht die Macht hatte, den massenhaft eindringenden fremden Elementen Widerstand zu leisten. So füllte sich Rom im steigenden Masse

mit polytheistischen Glaubens- und Kultusformen, die aus allen Teilen des weiten Reiches, besonders jedoch aus dem Orient einströmten; und durch diese Vermischung der verschiedenartigsten Götter wurde nicht allein die römische Religion immer mehr ihres nazionalen Charakters entkleidet, sondern der Götterglaube überhaupt verlor seine Bestimmtheit, die einzelnen Götter, fremde wie einheimische, flossen ineinander. Es entstand jenes wüste Gewirre vom Glauben und Aberglauben jeder Art, welches weder dem religiösen Gefühl und Bedürfnis noch dem verständigen denken irgend einen Halt darbot. Der religiöse Dienst endlich nicht mehr durch den Glauben an das göttliche, sondern nur durch staatliche Erwägungen und sophistische Auslegungen gehalten und gestützt, sank zuletzt gänzlich zum Nützlichkeitsdienst herab, die Zahl der gläubigen Anhänger ward immer geringer, die Zahl der Zweifler an allem, was Religion und Philosophie dem Menschen als göttliche Wahrheit bietet, nahm zu und immer mehr breitete sich erkältendes Dunkel über das Gemüt des Volkes aus. So konnte der schliessliche Sieg des aus diesem polytheistischen Chaos sich erhebenden Monotheismus, der sich im Christentum aus seiner jüdisch-nazionalen Beschränkung zu einer Weltreligion erweitert hatte nicht lange mehr ausbleiben.

Gottesdienste und Priestertümer.

Der gesammte Gottesdienst in Rom zerfiel in Privatkult und Staatsgottesdienst. Der Privatkult war entweder die Gottesverehrung eines einzelnen, oder einer Familie oder eines Geschlechtes. Zu der ersten Art gehörten alle die religiösen Handlungen, die sich auf besondere Ereignisse einzelner Menschen oder der Familie bezogen, z. B. Todten- und Hochzeitsfeier, die religiöse Feier des Geburtstags u. s. f. Der Gottesdienst der Familie drehte sich ganz besonders um den bereits erwähnten Kult der Laren und der ihnen verwandten Penaten, und dieser erhielt sich bis in die letzten Zeiten des Heidentums. Auch die einzelnen Geschlechter hatten ihren gemeinsamen Privatkultus; jede Gens hatte ihren Schutzgott, dessen Verehrung an eine Kapelle (sacellum) geknüpft war. Die das Geschlecht bildenden Familien bestellten jährlich aus ihrer Mitte einen Flamen, einen Opferpriester, der in dem Sacellum den Opferdienst besorgte und versammelten sich bei dieser Gelegenheit zum gemeinsamen Opferschmaus. Oefter geschah es auch, dass der Privatkultus einer Gens von dem Staate unter die öffentlichen Kulte auf-

genommen wurde, wobei dann in der Regel der Gottesdienst dieser Gens verblieb, oder dass der Staat den öffentlichen Kult irgend einer Gens übertrug. Aus den Götterdiensten der einzelnen Familien und Geschlechter war nach und nach die Staatsreligion erwachsen. Wenn König Numa als Begründer und Ordner der kirchlichen Verfassung des Staates genannt wird (s. S. 480), so deutet dies wohl darauf hin, dass diese Verfassung uralt gewesen und unter sabinischem Einflusse sich ausgebildet habe. Nach ihr war die oberste Staatsbehörde (früher der König, später der Senat) zugleich auch oberste Kirchenbehörde. Unter dieser stand aber ein eigenes Priesterkollegium, das der Pontifices an der Spitze aller kirchlichen Angelegenheiten und aller übrigen Priestertümer. Die Priester bildeten keinen abgeschlossenen Stand in der Weise, dass sie den Zivilbeamten schroff gegenüber standen, sondern ein Priester konnte so weit er dadurch in seinen priesterlichen Funkzionen nicht gehindert wurde, zugleich ein Zivil, oder militärisches Amt bekleiden. Auch galten die Priester den Magistraten gegenüber als Private, welche kein imperium haben. Daneben genossen sie nicht nur im öffentlichen Leben vielfache Auszeichnungen, sondern hatten auch einen gesetzlich festgestellten sehr bedeutenden Einfluss auf den Staat, insofern alle Staatshandlungen von der Religion geleitet werden sollten. Die römischen Priester waren teils Einzelnpriester, wie die Flamines, Haruspices (s. S. 418) und der rex sacrificulus (s. S. 428), teils selbständige Kollegien, wie die Pontifices (s. S. 418), die Salier (s. S. 418), die Fetialen (s. S. 418), die Auguren, die Luperci (Fabii und Quinctilii), die Arvalbrüder und die Duumvirn, später Decem-, zuletzt Quindecimvirn der sybillinischen Bücher. Die einzigen einheimischen Priesterinnen waren die Vestalinnen (s. S. 418). Zu den untergeordneten Geschäften hatten die Priester verschiedene Diener und Gehilfen, Opferschlächter, Tempelaufseher u. a. Alle priesterlichen Stellen wurden teils vom Könige, später vom Pontifex maximus, teils durch freie Wahl (Cooptatio), oder Wahl von Seite des zu ergänzenden Kollegiums besetzt. Der Gewählte musste durch Inauguration in sein Amt eingeweiht werden, welches er, wenn er sich nicht eines Verbrechens schuldig machte, lebenslänglich bekleidete. Auch mehrere Priesterämter konnten in einer Person vereinigt werden; aber Verwandte wurden in ein und demselben Priesterkollegium nicht geduldet. Anfangs konnten nur die Patrizier die priesterlichen Aemter bekleiden und nur Männer von persönlicher Würde wurden dazu gewählt. Seit der lex Ogulnia

s. S. 442) wurden auch den Plebejern eine Anzahl Stellen unter len Pontifices und Augures eingeräumt; die Priesterstellen ohne politische Bedeutung (Salier, Fetialen, rex sacrificulus) blieben jedoch ür alle Zeiten dem patrizischen Stande vorbehalten. Für die Belürfnisse der Priesterkollegien war durch Ueberweisung von Ländereien und durch andere Einkünfte gar wohl gesorgt.

Erforschung des Götterwillens.

Eine Sache von grösster Bedeutung war den Römern die Erforschung der Zukunft (divinatio), des Götterwillens und des Menschenschicksals. Kein Geschäft, weder im Kriege noch im Frieden, wurde begonnen, ohne die Zustimmung der Götter erhalten zu haben. Nach römischer Anschauung gaben die Götter ihren Willen kund durch Regungen im Geiste des Menschen (praesagia), durch hörbare Zeichen (omina), durch ungewöhnliche Ereignisse der unbelebten Natur (ostenta et portenta, Kometen, Orkane), so wie durch ähnliche Erscheinungen der belebten Natur (Misgeburten, monstra u. s. w). Auch aus Prodigien (wenn es Blut und Steine, Erde und Asche regnete, wenn die Götterbilder schwitzten, die Mäuse an den goldenen Tempelgefässen nagten, der Blitz in einen Tempel einschlug) suchte man den Götterwillen zu erkunden. Boten sich solche Anzeichen ungesucht dar, so hiessen sie Augurien, waren sie gesucht, so nannte man sie Auspicien.

Während jedermann zufällige Zeichen beobachten konnte, war es das Amt der Auguren, den Willen der Gottheit nach Regeln zu erforschen und die Bedingungen auszusprechen, unter denen die Zeichen erscheinen mussten und günstig oder ungünstig waren. Daher ihre Bedeutung und ihr Einfluss im Staate. Keine Staatshandlung durfte „inauspicato“ geschehen. Livius sagt, es sei eine allbekannte Sache, dass durch Auspicien die Stadt gegründet und durch sie alle Angelegenheiten im Kriege und Frieden geleitet wurden, und Cicero bezeichnet als die Grundsäulen des Staates „auspicia et senatus“. Zur Erkundung des göttlichen Willens hatten die Auguren teils auf jede ausserordentliche Himmelserscheinung, teils und hauptsächlich auf den Flug und das Geschrei gewisser Vögel zu achten; Kriegsaugurien wurden vom fressen der heiligen Hühner hergenommen. Die Auguren stellten sich nach Mitternacht auf einen freien Platz; nach verrichtetem Opfer und Gebet mit verhülltem Haupte, umschrieben sie mit ihrem Stabe (lituus) eine gewisse Stelle am Himmel (templum) und beobachteten die

Zeichen. Die Schau geschah stets von einem kompetenten Magistrate gemeinschaftlich mit einem Augur, der die vorkommenden Zeichen auslegte und dessen Einspruch man respektieren musste. Die Auspicien der höhern Obrigkeiten hatten den Vorzug vor denen der geringern. Selbst nachdem der Glaube an das Auguralwesen schwächer geworden war, wurde doch dessen Form als politisch wichtig beibehalten.

Nicht zu verwechseln mit den Auguren sind die Haruspices, die erst in der Kaiserzeit ein besonderes Priesterkollegium bildeten. Sie verkündeten aus der Lage und Beschaffenheit der Eingeweide der Opfertiere den opfernden Glück oder Unglück und gaben auch die Sühnungsmittel bei einschlagen des Blitzes und andern Prodigien an. Ihre Wissenschaft (haruspicina) hatte ihren Sitz in Etrurien, wo sie in Priesterschulen fortgepflanzt wurde, und von wo der Senat öfters auf den Antrag der Pontifices, Haruspices kommen liess. Auch in der späteren Zeit suchte man die etruskische Disziplin aufrecht zu halten; sie wurde jedoch allmählig durch die Sterndeuterei und Wahrsagekunst der Magier und Chaldäer verdrängt und in Schatten gestellt. Die öffentliche und institutsmässig wirkende Divinazionsweise der Römer bediente sich aber ausser den Auspicien und Haruspicien noch der Loosorakel und der sibyllinischen Bücher. Erstere fanden sich zu Caere und Präneste. Eichene Stäbchen mit eingeschnittenen uralten Buchstaben, in dem Tempel der Fortuna aufbewahrt, wurden von der Hand eines Knaben gezogen und daraus die Antwort erteilt. Mit Caere unterhielt Rom überhaupt schon frühzeitig innige Beziehungen und es scheint, dass zunächst durch Vermittlung dieser ganz hellenisierten etruskischen Stadt griechische Kultuseinwirkungen auf Rom stattfanden. Grössere Bedeutung als diese Loosorakel gewannen die sibyllinischen Bücher. Mit dem Namen Sibylla bezeichnete man im Altertum, sowohl bei Römern als Griechen, Jungfrauen, die nach allgemeinem Volksglauben geheimnisvoller Offenbarungen der Gottheit gewürdiget wurden. Die berühmteste dieser Sibyllen war die zu Cumae in Italien. Von ihr wird erzählt, dass sie dem Tarquinius Superbus 9 Bücher um 300 Goldstücke zum Kauf angeboten, dann, weil sie dem König zu teuer schienen, zweimal nach einander 3 Bücher verbrannt und hierauf für die letzten drei denselben Preis verlangt habe, der ihr zuletzt auch bezahlt wurde, da der König nach angestellter Untersuchung in den Büchern Weissagungen über wichtige Vorfälle des römischen Staates zu finden glaubte. Zu

diesen kamen später die Orakel der Sibylla zu Tibur, die auf dem Anio und Tiber nach Rom getrieben worden sein sollen und die sog. Bücher der Brüder Marcii. Die letzteren waren in lateinischer Sprache geschrieben, während die beiden andern Teile der sibyllinischen Bücher griechisch abgefasst waren. Sie wurden auf dem Kapitol im Gewölbe des Jupitertempels in einem steinernen Kästchen aufbewahrt. Als sie 183 v. Ch. durch eine Feuersbrunst zerstört wurden, machte man aus den überall verbreiteten Sprüchen eine neue Sammlung. Augustus und Tiberius nahmen später eine neue Sichtung vor. Die Aufsicht über die Bücher führte das schon erwähnte Kollegium der sibyllinischen Interpreten, anfangs aus 2, unter Sulla und Augustus aus 15 Priestern bestehend. Frei von allen andern Staatsdiensten hatten sie die Pflicht, auf Befehl des Senats und in Gegenwart von Magistratspersonen die heiligen Bücher aufzuschlagen, um die Aussichten einer wichtigen Unternehmung, die von den Göttern verlangte Sühnung von Prodigien u. s. w. zu erkunden. Die sibyllinischen Weissagungen erhielten ihr Ansehen sehr lange und genossen sogar später von christlicher Seite eine gewisse Anerkennung.

Tempel, Gebete, Opfer.

Zur Glanzzeit Roms war die Stadt sehr reich an religiösen Bauten. Es gab da nicht weniger als 424 grössere und kleinere Tempel nebst 32 heiligen Hainen.

Die stehende Einrichtung der bedeutendsten Tempel war folgende: Durch einen Vorhof, der mit einer Mauer umgeben und mit unterirdischen Gewölben versehen war, gelangte man zu einem bedeckten Säulengange (porticus), welcher das eigentliche Tempelgebäude einschloss und zu Spaziergängen, Zusammenkünften, Beratschlagungen diente. Das Tempelhaus (cella) selbst enthielt die Bildsäule der Gottheit, welcher es geweiht war. Die Bildsäule war mit dem Angesichte meist nach Westen gerichtet, so dass sich die betenden nach Osten richten mussten. Die Cella erhielt ihr Licht durch den Plafond des Gebäudes, war mit Weihgeschenken verziert und enthielt noch ein abgesondertes Gemach (adytum oder penetrale), welches nur die Priester betreten durften und woselbst die Orakel erteilt wurden. Vor der Bildsäule der Gottheit stand ein Altar, der zu Libazionen und Rauchopfern diente, ein anderer, worauf auch Brandopfer gebracht wurden, befand sich ausserhalb der Cella zunächst am Eingange. Dass zu einer Zeit, wo der Reichtum der Welt

in der Tiberstadt sich ansammelte, die Pracht der Tempel eine ausserordentliche war, und dass dieser Pracht der Pomp des Gottesdienstes entsprach, ist selbstverständlich. Gebete, Gelübde, Weihungen, Reinigungen, Opfer, Pompe, Feste, Spiele machten den Kreis des Sacrallebens aus.

Der betende näherte sich mit verhülltem Haupte der Bildsäule der Gottheit, umfasste kniend die Hände derselben und küsste sie. Bei feierlichen Veranlassungen wurden die Gebetformeln durch den Priester vorgesagt. Es gab auch öffentliche Betfeste, die man anstellte, um die Gnade der Götter zu erflehen und ihren Zorn abzuwenden (obsecrationes) oder ihnen zu danken (gratulationes). Gelübde tat man den Göttern vor Beginn wichtiger Unternehmungen oder Geschäfte, in Seegefahr, Krankheiten und sonstigen Nöten. Wer in Gefahr gewesen war liess meist dem Gelübde zu folge eine Abbildung davon (tabula votiva) zum Andenken an den mächtigen Beistand der Gottheit im Tempel aufhängen. Die Weihungen bezogen sich teils auf Tempel, Altäre, Opfergeräte, Priester, überhaupt auf alles, was zum Dienst einer Gottheit gehörte, teils auf einzelne Personen, welche sich zum Wohl des Staates einem freiwilligen Sühnungsopfer unterwarfen. Die römische Geschichte bietet mehrere Beispiele von Personen, die im Treffen unter bestimmten Formeln sich den Göttern weihten und hierauf den Tod suchten, um den Römern den Sieg zu verschaffen (devotio). Reinigungen (lustrationes) wurden veranstaltet zur Entsündigung einzelner Personen oder ganzer Gemeinden. Sie geschahen öffentlich oder privatim. Eine solche Sühnung (lustrum) des ganzen römischen Volkes wurde jedesmal nach Beendigung des Census auf dem Marsfelde vorgenommen. Einen wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes bildeten ferner die Opfer, teils blutige, teils unblutige, je wie es die Eigentümlichkeit der Götter erheischte. Der opfernde erschien, nachdem er gebadet, im weissen Kleide mit bekränztem Haupte. Das Opfertier musste ohne Fehl und noch nie ins Joch gespannt sein, war ebenfalls bekränzt und wurde von dem Opferschlächter zum Altar geführt. Nachdem der Flamen Stille geboten („favete linguis"), wurde das Opfer feierlich geweiht, indem man demselben Haare aus der Stirn riss und ins Feuer warf, worauf man des Tieres Stirne, den Altar und das Opfermesser mit Dinkelschrot bestreute. Dann sprengte man das Blut um den Altar her, goss Weinlibazionen und verbrannte unter Anstimmung von Gebeten die Fleischstücke, welche den Göttern vorbehalten waren, damit sich diese, so war

der griechische und römische Volksglaube, an dem Fettdampf labten. Eine Opfermalzeit beschloss die ganze Handlung. Wie bei den meisten Völkern der alten Zeit das Menschenopfer das ursprüngliche war zur Sühne der Götter, zur Lösung des durch die Sündenschuld verwirkten Lebens, bis man erkannte, dass Gott an der Ergebung in seinen Willen, an dem Opfer der Selbstsucht sich genügen lasse — so ziehen sich auch aus den Tagen des römischen Altertums Menschenopfer durch die ganze römische Geschichte hin, selbst bis zur Kaiserzeit, aber die Fälle werden allmählich seltener und ausserordentlich.

Feste und Spiele.

Auch durch Gastmäler ehrten die Römer die Götter. Solche Gastmäler, an denen die Senatoren Anteil nahmen, wurden vorzugsweise den drei kapitolinischen Göttern gegeben, wobei Jupiter gewöhnlich auf einem Polster lag, während Juno und Minerva auf Stühlen zu sitzen pflegten. Bei ausserordentlichen Veranlassungen, wie beim Ausbruch von Seuchen wurden an geweihten Plätzen sogenannte Lagerbereitungen (Lectisternien) für mehrere Gottheiten zugleich veranstaltet, an welcher Feier sich jeder Bürger beteiligte, die Türen seines Hauses öffnete, bekannte und unbekannte gastlich aufnahm und bewirtete. Diesen Gastmälern schlossen sich öffentliche Spiele im Circus und Theater an. Der Tag, an welchem für das Volk ein Opfer dargebracht wurde, war ein heiliger Tag (dies festus), an dem nicht gearbeitet werden durfte. Es war nur gestattet das zu tun, dessen Unterlassung schadete. Bei den Werktagen unterschied man günstige und ungünstige oder schwarze Tage. Als ungünstige galten die Nachtage aller Feiertage, wie die durch grosses Unglück bezeichneten, und an ihnen durfte man nichts wichtiges unternehmen. Nur an günstigen Tagen durfte der Prätor zu Gericht sitzen, durften Volksversammlungen gehalten und Schlachten geliefert werden. Diese Tage hiessen „fasti", alle übrigen „nefasti". Der Festcyklus musste natürlich in Rom, wo alles und jedes seinen Gott oder Genius hatte, sehr reich sein. Es gab etwa fünfzig Götterfeste, die fast alle mehrere Tage dauerten und ein Drittteil des Jahres füllten. Ovid hat sie teilweise in seinem episch didaktischen Festkalender gar artig beschrieben. Die Feste waren teils an bestimmten Tagen des Jahres gefeierte (stativae), teils wandelbare (conceptivae), die von einem Magistrat angezeigt wurden, teils bei besondern Veranlassungen angeordnete (imperativae).

Die Feste richteten sich nach den Gottheiten, zu deren Ehren sie veranstaltet wurden. So wurde der Ceres und den ländlichen Gottheiten am 25. Januar das Fest der Feldweihe, die Ambarvalien gefeiert; am 1. März führten die Salier, die Marspriester, Tänze und Umzüge auf; am 15. März wurden zu Ehren des Bacchus die Liberalien, an welchen die Jünglinge die männliche Toga anlegten; und am 17. die der Minerva geheiligte Quinquatrus 5 Tage hindurch gefeiert. Am Feste der Kybele, der grossen Göttermutter, wurde das Bild der Göttin durch die Stadt mit grossem Geleite gefahren, und am Feste der Flora ergötzte man sich an Gelagen und andern Lustbarkeiten. Das heiterste Fest waren die Saturnalien, welche vom 19. December an mehrere Tage hindurch gefeiert wurden. Alle Arbeiten ruhten, überall herrschte Freude und Ausgelassenheit, Freunde und Bekannte besuchten und beschenkten sich; die Herren bedienten ihre Sklaven, Verkleidungen, Gastmäler und Gelage füllten und kürzten die Zeit, die vom Besuche der Gladiatoren und Theaterspiele übrig war. Alles sollte an das goldene Zeitalter unter des Saturnus Regierung erinnern. Mit den Festen waren meist Spiele in Verbindung. Die mit den ländlichen Festen verknüpften älteren Spiele waren einfacher Art, als aber die Römer selbst sich nicht mehr mit dem Ackerbau beschäftigten und durch ihren Krieg der Raub der Welt in der Siebenhügelstadt zusammenströmte, nahmen Feste und Spiele an Zahl und Pracht immer mehr zu und erhielten einen Charakter, dessen weder das religiöse noch das ästhetische Gemüt sich erfreuen konnte.

Nach ihrem Inhalte und dem Orte der Aufführung gab es Circusspiele, szenische und Fechterspiele. Die wichtigsten der ersteren waren die den drei kapitolinischen Gottheiten geweihten „römischen oder grossen Spiele". Sie stiftete Tarquinius Priscus, der Erbauer des Circus maximus. Dieser Circus lag zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel. Er war drei und ein halbes Stadium lang und ein Stadium breit. Der innere, unbedeckte Raum war von einem länglich runden Gebäude umschlossen, an welchem sich ringsherum die verschiedenen, nach den Ständen eingeteilten Reihen der Sitze übereinander erhoben. Nach der geringsten Angabe sollen 150.000 Menschen darin Platz gehabt haben. In der Mitte der Rennbahn streckte sich, fast in der ganzen Länge derselben die Spina hin, ein 4 Fuss hohes und 12 Fuss breites Mauerwerk, auf welchem sich Altäre und seit Augustus mehrere Obelisken befanden. Auf beiden Enden der Spina standen je drei Säulen, um

welche die Wagenlenker herumlenken mussten. Auf derjenigen Seite der Bahn, wo sich die Haupteingänge befanden, waren die Schranken, hinter welchen die Renner standen, bis das Zeichen zum auslaufen gegeben wurde.

Die Circusspiele wurden mit einem prächtigen Festaufzuge eröffnet. Derselbe bestand aus verschiedenen Altersklassen der römischen Bürgerschaft, aus den verschiedenen Arten der Wettkämpfer, aus Tänzern, Possenreissern und Musikanten mit dem festlichen Opferzuge. Die Hauptsache aber waren die auf Tragen und kostbare Wagen gelegten Bilder und Symbole der grossen kapitolinischen und anderer Gottheiten, welche von den Priestern und den höchsten Magistraten im Triumphornate vom Kapitolium aus über den festlich geschmückten Markt in den Circus geleitet wurden. Die Spiele selbst waren: 1. Das Wagenrennen mit Zwei- und Viergespannen und das Pferderennen mit einem oder zwei Pferden. Die Wagenlenker wurden nach den Farben ihrer Kleider in verschiedene Abteilungen gebracht, für welche die Zuschauer Partei zu nehmen pflegten. 2. Der gymnastische Wettkampf, bestehend aus laufen, springen, Faustkampf mit dem Cestus, ringen und Discuswerfen. 3. Das Gefecht zu Pferd und zu Fuss, wohin auch das troische Ritterspiel gehört, ein von vornehmen Jünglingen aufgeführtes Reitergefecht. 4. Der Kampf wilder Tiere unter einander, oder mit Menschen, welche es freiwillig, oder um Lohn oder zur Strafe taten. 5. Das Seegefecht, welches anfangs im Circus aufgeführt wurde. Augustus liess dazu an der Tiber einen See ausgraben; Domitian erbaute ein Schiffstheater. Die Sieger wurden von einem Herold ausgerufen und erhielten zur Belohnung einen Palmzweig oder eine Palmenkrone und eine ansehnliche Geldsumme.

Die ersten szenischen Spiele, welche der Staat veranstaltete, fallen in das Jahr 364 v. Chr. Damals liess man wegen einer furchtbaren Pest, deren Gewalt weder durch menschliche noch durch göttliche Mittel gemildert werden konnte, zur Sühnung der Götter Schauspieler aus Etrurien auftreten, die unter Begleitung einer Flöte stumme, mimische Tänze aufführten. Es scheinen skurile Possenreisser gewesen zu sein, die ein heiteres Lächeln auf die Stirn der Götter herabzaubern sollten. Auch die Fechterspiele waren etruskischen Ursprunges. Um die Götter der Unterwelt zu versöhnen, wurden nämlich bei den Begräbnisfeierlichkeiten der Etrusker blutige Tier- und Menschenopfer veranstaltet, und statt nun die zum Opfer bestimmten Menschen, anfänglich Kriegsgefangene, später

Sklaven, zu tödten, liess man sie mit einander kämpfen, bis einer von ihnen todt blieb. In Rom fand der erste Gladiatorenkampf 264 v. Chr. statt, wo zwei Brüder dadurch das Leichenbegängnis ihres Vaters verherrlichten. Man veranstaltete diese Fechterspiele in der ältesten Zeit auf dem Forum, später in eigens dazu bestimmten Amphitheatern. Als etwas besonderes wird es erwähnt, dass bei den Fechterspielen, welche der ältere Scipio in Carthagena zur Todtenfeier seines Vaters und seines Oheims veranstaltete, nicht Sklaven, sondern freie Männer, selbst zwei junge Fürsten, freiwillig mit einander kämpften. Bald fand das Volk an diesen blutigen Schauspielen solches Vergnügen, dass sie nicht mehr blos bei Leichenfeierlichkeiten, sondern auch von Aedilen und andern Magistratspersonen beim Antritt ihres Amtes veranstaltet wurden, da man sich durch nichts besser die Gunst des Volkes verschaffen konnte. Es gab daher eigene Fechtmeister, welche Gefangene, Sklaven, Verbrecher kauften, sie für die Gladiatorenkämpfe einübten und an diejenigen, welche dem Volke ein Schauspiel geben wollten, vermieteten. Cicero setzte es durch, dass die Zahl der Kämpfer und die der Kampfestage beschränkt wurde; auch unter Augustus fand eine Beschränkung dahin statt, dass bei einer Vorstellung nicht über 120 Gladiatoren auftreten durften. Weiterhin wurden die Blutspiele wieder ausgedehnt, und es ist geschehen, dass die Zahl der Kämpfer, die gleichzeitig auftraten, bis auf 10.000 stieg. Das Publikum hatte demnach das Vergnügen von sichern Sitzen aus förmliche Schlachten schlagen zu sehen.

In dem Amphitheater fanden ferner auch die Tierkämpfe statt. Reissende Tiere, durch Hunger, Feuer und Stacheln zur höchsten Wut entflammt, wurden aufeinander, oder auf schlecht bewaffnete oder auf gar nicht bewaffnete, gänzlich wehrlose Menschen losgelassen. Unterhalb der Sitzreihen befanden sich die mit eisernen Gittern versehenen Käfige der wilden Bestien. Es geschah, dass hunderte von Löwen, hunderte von Bären und hunderte von anderen Raubtieren zu gleicher Zeit auf die Arena kamen. Unter Pompejus wurden bei einer Vorstellung getödtet aufgeführt 18 Elephanten, 500 Löwen und 410 andere afrikanische Tiere, unter Cäsar 400 Löwen und 40 Elephanten. Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Kaisers Augustus wurden während seiner Regierung im Ganzen im Circus 3500 afrikanische Tiere erlegt. Unter Titus wurden an einem einzigen Tage 9000, unter Trajan an einem Tage sogar 11.000 wilde und zahme Tiere erlegt. Karakteristisch ist es,

dass die Zahl der Tiere, nicht aber die Zahl der in den Kämpfen mit ihnen getödteten Menschen verzeichnet wurde.

Wenn hierbei noch an Kult zu denken ist, so war es eine ebenso entsetzliche Entweihung desselben, als die Auto's da fé der Inquisizion zu Ehren Gottes; das brutale zur äussersten Leidenschaftlichkeit gesteigerte Wohlgefallen des Volkes an diesen Gladiatorspielen, Tier- und Menschenhetzen hat aber schwerlich seines gleichen in der Geschichte.

Literatur der Römer.

Sprache und Schrift.

Die römische Literatur kann sich mit der griechischen weder in Bezug auf Originalität, noch hinsichtlich ihres Umfanges und im allgemeinen auch nicht an innerem Werte vergleichen. Nur in der Geschichtschreibung und Beredsamkeit kommen einige Römer den Griechen gleich, und in der Jurisprudenz allein sind sie denselben überlegen. Dies erklärt sich, abgesehen von den verschiedenen Naturanlagen, daraus, dass Rom vom Anfang an ein einheitlicher Staat war, und folglich nicht die Mannigfaltigkeit des Geistes entwickeln konnte, welche bei den Griechen durch den Wetteifer ihrer verschiedenartigen, aber verwandten Stämme und Dialekte hervorgerufen wurde. Rom war aber auch von seiner Gründung an durch fortwährende Kriege mit den Nachbarvölkern Jahrhunderte hindurch wie im Belagerungszustande. Es kämpfte lange um seine Existenz, ehe es die Weltherrschaft erlangte. Es wurde daher eher durch Taten, als durch Schriften berühmt, oder wie Sallust sich ausdrückte, die besten Römer wollten lieber Taten verrichten, als sie beschreiben. Bis zu dem Ende des 1. punischen Krieges verlegten sich deshalb die Römer nur auf Krieg, Ackerbau und praktischen Staatsdienst und suchten und fanden darin die höchste Ehre. Ja noch lange nachher galt die Ansicht, dass die Beschäftigung mit den Wissenschaften dem Staate keinen Nutzen bringe, und selbst noch Cicero glaubte sich wegen seines Studiums der griechischen Sprache rechtfertigen zu müssen. Daher entwickelte sich die römische Literatur spät und erst als nach den punischen Kriegen das bestehen des Staates vollkommen gesichert war; zugleich bewirkte der praktische Sinn des Volkes, dass die Prosa, die gleich anfangs auch ihre Hauptvertreter im Kreise der Aristokrazie hatte, sich bei den Römern früher und zu grösserer Vollkommenheit ausbildete, als die Poesie. Dies hängt auch mit der Sprachbildung

zusammen. Es ist augenscheinlich, dass die lateinische Sprache mehr fremde (d. h. nicht mit den Griechen gemeinsame, meist indo-europäische) Elemente in sich aufgenommen, und daher einen längeren und schwierigeren Entwicklungsprozess durchzumachen gehabt, als die griechische — wofür sie aber auch grössere Energie und Dauerhaftigkeit erlangte. Der lateinische Stamm war wahrscheinlich wohl nur ein kleinerer Teil, der Ueberschuss des pelasgischen Volkes, das sich in grösseren Massen in Griechenland niedergelassen hatte, und musste sich in Italien unter numerisch überlegenen Völkerschaften eine Existenz gründen. Daher behielten die Römer lange Zeit den Kolonial-Charakter und waren in ihren geistigen Bedürfnissen von der Hauptmasse ihrer Stammverwandten abhängig. Die alten Schriftsteller selbst kennen nur 3 Sprachen in Italien: die oscische, etruskische und lateinische. Die erste (lingua osca), in welcher Volksschauspiele, die s. g. Atellanen, zu Rom aufgeführt wurden, und folglich daselbst allgemein verständlich waren, scheint nur ein bäuerlicher Dialekt (lingua rustica) oder Platt-Latein gewesen zu sein. Viele oscische Wörter lassen sich aus dem griechischen erklären. Dagegen ist das etruskische grundverschieden von dem lateinischen und griechischen, obgleich es mit griechischen Schriftzügen nur von rechts nach links geschrieben wurde. Man hat noch einige alte Inschriften in dieser Sprache, die aber noch nicht hinreichend erklärt sind. Da die Römer bekanntlich viele Einrichtungen von den Etruskern annahmen, so giengen auch die Bezeichnungen dafür in ihre Sprache über. Ausserdem hatten die Römer noch viele Wörter, die nicht mit dem griechischen übereinstimmen, aus der altsicilischen Sprache oder andererseits von den Sabinern entlehnt, später auch einiges von ausseritalischen Völkern. Die lateinische Sprache wurde natürlich nicht überall und nicht immer auf dieselbe Weise gesprochen. Man unterschied mehrere Dialekte: den römischen, marsischen, tusculanischen, pränestinischen etc. Die Volkssprache in Rom (lingua plebeja oder sermo vulgaris) war auch in der guten Zeit sehr fehlerhaft. Cicero versichert, dass er unter den vornehmsten Frauen seiner Zeit kaum fünf oder sechs kenne, die richtig sprachen. Die Sprache der Gebildeten (lingua nobilis, Schriftsprache) oder den stilus eruditus konnte man sich nur durch Studium aneignen. Noch verdorbener als die Volkssprache war die lingua rustica, aus welcher sich die lingua romanica entwickelte, die noch in einem Teile des Kantons Graubünden fortlebt; und aus der Vermischung der lingua romanica mit der Sprache der

germanischen Eroberer entstand sodann die lingua francica, welche die Mutter der neuern romanischen Sprachen ist. Die lateinische Rede bewegt sich nicht mit so raschem Wechsel des Wohllautes, mit so vielseitiger Gewandtheit wie die griechische; aber sie ist volltönend, klingt gewichtig (schon wegen des Reichtums an langen Silben) und zeichnet sich aus durch scharfe Ausprägung des Gedankens, durch logische Gliederung und ruhiges Ebenmass des Satzbaues, sowie die Fähigkeit in wenig Worten einen vielsagenden Inhalt auszudrücken.

Gemessenen Ernst, männliche Kraft und Würde rühmte man ihr schon im Altertume nach. Diese Vorzüge machten sie vorzugsweise geeignet für die prosaische Darstellung.

Die Schrift erhielten die Römer schon in der Königszeit, nach einigen von Etrurien, nach andern wahrscheinlicher von den Griechen in Unteritalien oder Sicilien, und das Alphabet stimmt in der Folge der Buchstaben wesentlich mit der phönikischen überein. An der Stelle des z steht c, welches früher den G-Laut mit vertrat, bis im 4. Jahrhundert v. Chr., das besondere Zeichen für g eingeführt und c dann zugleich für k mitgebraucht wurde, welches letztere fortan nur noch in manchen Abbreviaturen blieb. y und z kamen erst später aus dem griechischen Alphabete in das lateinische, weshalb sie auch an das Ende gestellt wurden, und fanden nur in griechischen Wörtern Anwendung; das Zeichen w kommt nie im lateinischen vor, ebenso die Formen j und u, wofür i und v zugleich gebraucht wurden. Die alten Römer schrieben mit Unzialen, die Kursivschrift bildet sich erst seit dem 6. Jahrhundert aus und die Buchstaben u und j wurden zuerst im 16. Jahrhundert in Holland beim Druck lateinischer Bücher angewendet. Man schrieb oder grub vielmehr die Schrift ein auf Tafeln von Holz, Stein oder Metall oder auf Häute, die mit Wachs überzogen waren. Der nächste Fortschritt waren die libri lintei aus Leinwand, auf welche die Schrift mit dem Pinsel aufgetragen wurde, daher der Ausdruck litera und literatura vom aufstreichen der Farbe. Erst zu Pyrrhus Zeit lernten die Römer durch die Griechen den Papyros und die daraus bereitete charta kennen und später dann das Pergament. Da namentlich bei Erweiterung des Reiches nach aussen und Mehrung der Geschäfte nach innen die Schrift immer häufiger in Anwendung kam, fiel man bald auf Erleichterungsmittel, die Abkürzungen, welche der Freigelassene Ciceros, Tiro, in ein System brachte. Diese Schnellschrift (tironische Noten) wurde dann von Philargius, Aquila und dem Rhetor Seneca weiter entwickelt.

Man unterscheidet gewöhnlich drei Perioden der römischen Literatur.

1. Die vorklassische Periode, von den ältesten Zeiten bis zum Tode Sulla's — (78 v. Chr.).
2. Das goldene Zeitalter, vom Tode des Sulla bis zum Tode des Augustus (78 v. Chr. bis 14 n. Chr.).
3. Das nachklassische Zeitalter, vom Tode des Augustus (14 n. Chr. bis zur Zerstörung des weströmischen Reiches 476 n. Chr.). Es zerfällt in das
   a) silberne Zeitalter bis zum Tode Trajan's (14 n. Chr. bis 117 n. Chr.), und
   b) eherne Zeitalter (117 n. Chr. bis 476 n. Chr.).

Poesie.

Vorklassische Periode.

Die römische Poesie nahm wie die griechische ihren Ausgang von der Religion. Der ältesten Zeit gehören die Festgesänge (carmina Saliorum, auch Axamenta genannt) einheimischer Liturgie an, welche in dem rohen saturninischen Versmass von dem Kollegium der arvalischen und salischen Priester vorgetragen und mit Tanz und Musik begleitet wurden. Jünger sind die Loblieder zur Verherrlichung der Ahnen, welche teils bei der Leichenfeier vorgetragen wurden, teils bei Gastmälern, die Hochzeits- und andere Festlieder.

Die letzteren gaben später den Keim ab zu mimischen Darstellungen, zu dramatischen Stegreifspielen und idyllischen Wechselgesängen, in welchen übrigens Witz und Spott die Hauptrolle spielten. Man nannte sie nach der südetruskischen Stadt Fescennium Fescenninen. Noch mehr wurde diese Mimik entwickelt in den atellanischen Possenspielen, so genannt nach der oscischen Stadt Atella in Campanien. Diese Atellanen waren kurze Volkspossen, meist in einem Akte und mit stereotypen komischen Figuren und Charaktermasken, wie Maccus, der lustige Harlekin, Pappus, der geizige und betrogene Alte, Bucco, der schwatzhafte Tölpel, u. a.: auch gaben die öffentlichen Feste und Volkslustbarkeiten Stoff zu diesen Stücken her. Die Atellanen waren auch anständiger gehalten als die Fescenninen, deren Zügellosigkeit schon durch die Zwölftafelgesetze beschränkt werden musste.

Von diesen Anfängen einheimischer Poesie, von denen nur spärliche Ueberreste uns erhalten sind, wandten sich jedoch die gebildeteren Römer entschieden ab, als sie mit der griechischen Literatur und Kunst bekannt wurden und auch in Rom griechischer

Geist von den grossen Männern der Aristokrazie beschützt und befördert, sich Bahn zu brechen begann. Auch hier erschien das Hellenentum jetzt als Träger der Bildung, und griechische Sprache ward bald für die vornehme Welt Unterhaltungs-, selbst Schriftsprache.

Die Kluft, die schon vorher Adel und Volk trennte, erweiterte sich durch diese Aufname einer dem Volke fremden Literatur und Kunst zur unübersteiglichen Schranke. So konnte zweierlei nicht ausbleiben. Die römischen Schriftsteller dieser Zeit mussten mehr oder weniger von den griechischen Vorbildern abhängig sein und sich gleichzeitig in mehr als einer Dichtungsart versuchen; und eine nazionale, volkstümliche Literatur konnte sich nicht weiter mehr entwickeln. Auch die hervorragendsten literarischen Werke der Römer sind daher insgesammt Nachbildungen der griechischen Literatur, und zwar vorzugsweise der Alexandriner, deren Musterwerke in allen ihren Eigenschaften so vollkommen mit dem ganzen Leben zusammenstimmten, welches sich jetzt an dem Mittelpunkte der römischen Welt herausbildete.

Mit dem ersten kunstmässigen Dichter Roms, Livius Andronicus, einem Freigelassenen aus Tarent, erlosch daher die selbständige Entwicklung der römischen Dichtkunst und sein Beispiel die römischen Kunstformen nach Rom zu verpflanzen, wurde stereotyp. Der Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit fällt in das Jahr 240 v. Chr. Er machte zuerst die Römer mit dem Kunstdrama bekannt und übersetzte griechische Tragödien und Komödien ins lateinische. Auch die Odyssee wurde von ihm wahrscheinlich zum Schulgebrauch in saturninische Verse übertragen.

In beiden Kunstgattungen, dem Drama und Epos, folgten ihm Gn. Naevius (264—199) und Quintus Ennius (239—169). Der erstere dramatisierte volkstümliche Stoffe (z. B. die Jugend des Romulus) und schrieb Komödien mit bitterer Satire nach dem Muster der älteren attischen Komödie, wo er mit aristophanischer Keckheit auch an dem Sieger bei Zama und anderen Grossen seinen Witz übte, weshalb er ins Gefängnis geworfen worden sein soll; ausserdem besang er den ersten punischen Krieg, den er selbst kämpfend durchlebt. Der letztere, der Vertraute und Client des grossen Scipio, war der berühmteste Dichter dieser Periode und galt für den Vater der römischen Poesie. Aus Messapien stammend, schon von Geburt halb Grieche, halb Lateiner, eignete er sich besonders dazu, die griechische Form dem lateinischen Inhalte anzupassen. Er schrieb die römische Geschichte in einem nur noch in Bruchstücken vor-

handenen Gedichte, „Annales“, zuerst in Hexametern, und gab so statt des alten nazionalen saturninischen Masses, den Römern das Metrum für alle späteren grossen Gedichte. Auch Tragödien nach dem Vorbilde des Euripides, und Komödien nach dem der späteren griechischen Lustspieldichter, namentlich Menanders, verfasste er. Der Schwestersohn des Ennius Marcus Pacuvius (geb. um 20 v. Chr.) und dessen jüngerer Zeitgenosse Lucius Attius (geb. 170 v. Chr.) galten den Römern als ihre vollendetsten Tragiker, und namentlich war es der letztere (noch zu Augusts Zeit der Aeschylos Roms genannt), der einen Decius und Brutus auf die Bühne brachte und damit einen beachtenswerten Anfang für das historische Drama machte. — Die Schauspieler waren Freigelassene oder Sklaven; keine Bürger, nur das volkstümliche Possenspiel führten die jungen Römer selbst auf.

Die Teilnahme des gebildeten römischen Publikums an den Erzeugnissen dieser Dramatiker scheint nicht gering gewesen zu sein, wenigstens setzt schon die Feststellung gewisser Klassen des Dramas ein lebhaftes Interesse voraus. Schon frühe nämlich schied sich in Rom die dramatische Dichtkunst in zwei bestimmte Arten, wobei griechischer Stoff und griechische Gewandung, oder römischer Stoff und römische Gewandung massgebend war.

Die Tragödie (fabula crepidata) und die Komödie (fabula palliata) hatten die griechische Heldensage und griechisches Leben zum Gegenstande, wogegen die fabula pretextata einen Stoff aus der römischen Geschichte tragisch behandelte, und die fabula togata Szenen aus dem römischen Volksleben gestaltete. Am wirkungsvollsten erwies sich die fabula palliata (Komödie), und sie hat deshalb bei den Römern von allen dramatischen Gattungen die kunstmässigste Ausbildung erfahren. Ihr gehören die bedeutendsten und originellsten Dichter dieses Zeitraumes. Der ältere Meister derselben ist T. Maccius Plautus (geb. 254, gest. 184 v. Chr.), aus Sarsina in Umbrien stammend und zu Rom in den ärmlichsten Verhältnissen lebend. Von seinen angeblich 130 Komödien haben sich 20 ganz und von einer ein Bruchstück erhalten. Plautus nahm sich die neuere Komödie der Griechen zum Muster, behandelte aber seine Vorbilder augenscheinlich mit genialer Freiheit und Kühnheit. Der Plan seiner Komödien ist einfach, die Entwicklung rasch, die Charakteristik wahr, sicher und scharf. Seine Sittenschilderungen sind von unbefangener Nacktheit und Derbheit, seine Laune unerschöpflich, sein Witz sehr beissend, und seine Sprache liebt altertümliche Worte und Wendungen. Seine Dichtungen haben für uns auch dadurch einen grossen Wert, dass sie ein treues Bild des römischen Lebens

bieten. Ist Plautus durchaus Volkslustspieldichter, so ist Publius Terentius mit dem Beinamen Afer (weil aus Afrika stammend 185—159) der Schöpfer des höheren Gesellschaftslustspieles. Die Kraft der Erfindung und Gestaltung, die Plautus auszeichnet, geht ihm ab, dagegen ist sein Stil gebildeter als der des Plautus, seine Plane sind durchdachter, seine Verse zierlicher. Seine wohlgeglätteten Stücke, an denen hochgestellte Männer, wie der jüngere Scipio, einen fast unmittelbaren Anteil hatten, geben uns ein treues Bild von dem Leben und Ton der höheren Gesellschaft seiner Zeit. Wir besitzen von seinen Komödien noch sechs. Neben Plautus und Terentius wird Cäcilius Statius in der Komödie palliata mit Ehren genannt, wie in der Komödie togata, Lucius Afranius. Ausser dem Drama, welches als eine angenehme Unterhaltung in müssigen Stunden gepflegt wurde, fühlte sich der praktische Römersinn hauptsächlich zur didaktischen Dichtung hingezogen. Es fanden daher schon früher zwei Arten der Didaktik Bildner und Förderer: die negative, spottende, strafende Lehrdichtung oder die Satire, und die positive, sistematische. Die Entstehung der Satire fällt mit den Anfängen der römischen Literatur zusammen. Zuerst verstand man nämlich unter Satiren (saturae, d. i. Mischgedichte) eine Art poetisches Quodlibet, improvisierte Farcen, ähnlich den Fescenninen, jedoch ohne eigentliche dramatische Handlung. Eine wesentliche Veränderung erfuhr aber jetzt diese Gattung durch G. Lucilius (148—102), der sie zuerst in das Gewand des Hexameters kleidete, sie zum humoristisch strafenden Sittengemälde ausbildete und zu dem machte, als was wir die Satire zu nehmen gewohnt sind, zum Spott- und Strafgedicht. Origineller noch und mit noch mehr Strenge trat in dieser Dichtungsart M. Terentius Varro auf (116—26 v. Chr.) von dem aber, wie von Lucilius nur noch Bruchstücke vorhanden sind. Das reflektive Element des römischen Charakters fand eine ausgezeichnete, positiv poetische Gestaltung durch Titus Lucretius Carus (98—55), welcher in seinem in sechs Bücher geteilten Lehrgedicht von der Natur der Dinge die Philosophie des Epikur darlegte. Sein Werk, welches entschieden gegen die vulgäre Religion von damals gerichtet, eine naturalistische Weltanschauung lehrt, zeichnet sich durch Kraft der Begeisterung und Macht der Leidenschaft aus und zeigt eine solche geniale Meisterschaft in Beherrschung des schwierigen Stoffes und in poetischer Naturschilderung, dass er mit Recht als ein Stern erster Grösse in dem Himmelsraum der römischen Literatur bezeichnet werden kann.

Ueber die breite Unbedeutendheit der übrigen Kunstdichtung erhebt sich nur noch Valerius Catullus aus Verona (87—54 v. Chr.). Seine erotisch-lyrischen Gedichte zeigen tiefes Gemüt und grosses Talent. Durch ihn erhielt das römische Lied (Carmen) die erste kunstmässige Ausbildung, und er wandte mit Glück auch griechische Silbenmasse an. Von seinen Gedichten ist ein Teil politischen Inhalts und geisselt die Machthaber der Zeit, namentlich Caesar. Bei seinen Elegien diente ihm Kallimachos als Muster. Als Mimendichter sind zu nennen: Decimus Laberius (106—44 v. Chr.) und Publius Syrus (um 50 v. Chr.), ersterer durch beissenden Spott, letzterer durch Sentenzenreichtum glänzend.

Das goldene Zeitalter der römischen Poesie.

Mit dem Untergange der Republik wurde die römische Poesie Hofpoesie, indem Augustus nach dem Vorbilde der älteren griechischen Tyrannen zur Beschäftigung mit der Literatur aufmunterte, sowohl durch Gründung von Bibliotheken als durch freigebig erteilte Jahrgehalte und Geschenke. Sein Beispiel feuerte auch die fürstlichen Männer seiner Familie und seiner Freundschaft, namentlich den Agrippa und Mäcenas an, in ähnlicher Weise zu wirken. Es brach jetzt die Periode der Eleganz und Korrektheit an, und wer von der Poesie blos diese fordert, wird sich von den Erzeugnissen der römischen Muse in jener Zeit stets höchst befriedigt sehen. Mit Ausschluss des Dramas — welchem die Hofluft nicht günstig war, gestaltete sich die Literatur ausserordentlich vielseitig und die Technik wurde zu einer solchen Vollendung erhoben, dass die Poesie den Schein der Selbständigkeit und Originalität erhielt, obwohl sie noch fortwährend Kopie der griechischen blieb. Der bedeutendste Dichter dieser Periode war Publius Virgilius Maro, geboren zu Andes, unweit Mantua, 70 v. Chr., gestorben 19 v. Chr. Er ist am grössten da, wo er sein römisches Naturell möglichst ungehemmt von fremden Anschauungen walten lässt, d. h. als Didaktiker. Virgilius unternahm es jedoch auch den Römern ein nazionales Epos zu geben. In der Aeneide (12 B.) besang er die Gründung des römischen Volkes und gab darin einen prophetischen Durchblick bis auf die Zeiten des Caesar und Augustus, für deren Familie das Werk auch zugleich ein Denkmal wurde. In seinen idyllischen Dichtungen („Bucolica“, 10 Eklogen) ahmte er Theokrit nach, mit mancher feinen auch edlen Beziehung auf die Zeitereignisse; in dem Gedichte vom Landbau (Georgica, 4. B.) aber, einem seither unerreichten, didaktischen Musterwerke,

feierte er die der Aristokrazie noch immer angenehmste und einzig ehrenvollste Beschäftigung, indem er mit reizender Anmut die verschiedenen Elemente und Arbeiten italienischer Landwirtschaft besang.

Der bedeutendste Odendichter dieser Zeit, Quintus Horatius Flaccus aus Venusia in Apulien (65—8 v. Chr.), erst Mitkämpfer des Brutus in der Schlacht von Philippi, dann Lobpreiser des Augustus und Mäcenas, dessen Vertrauen er später gewonnen und dem er ein Landgut bei Tibur verdankte, verlebte, der höfischen Sitte und der städtischen Geselligkeit wenig geneigt, im Verkehr mit einigen Freunden seine schönsten Stunden behaglich auf seiner reizenden Villa. Horaz besass eine grosse Welt- und Menschenkenntnis und kannte die Bedürfnisse der vornehmen römischen Welt. Er verpflanzte die Formen der griechischen Lyrik auf römischen Boden und empfahl in seinen durch wohlklingende Sprache und meisterhafte Form ausgezeichneten Oden, die meist dem Pindar, Alkaios, Anakreon und der Sappho nachgeahmt sind, eine den Griechen entlehnte Lebensphilosophie. Auch seine Satiren und Briefe enthalten einen reichen Schatz von Lebensweisheit, sie verwunden nicht tief, sondern belehren und tadeln auf heitere Weise. Wir besitzen von ihm 4 Bücher Oden, 1 Buch Epoden, das säkularische Festlied (Carmen saeculare), 2 Bücher Satiren, 2 Bücher Episteln und die ars poëtica (Epistel an die Pisonen).

Der dritte Dichter, Publius Ovidius Naso, geboren 43 v. Chr. zu Sulmo im Pelignerlande, lebte im Umgange mit den gebildetsten Männern seiner Zeit, bis ihn Augustus (8 n. Chr.) aus unbekannten Gründen auf Lebensdauer nach Tomi, einer Stadt im heutigen Bulgarien verbannte, wo er 17 n. Chr. starb. Ovids Dichtungen waren zur Unterhaltung der gebildeten Welt bestimmt, und mit aller Grazie des gewandten Weltmannes ausgeführt. Eine gefällige und lebendige Darstellung, lebhafte und feurige Einbildungskraft, ein tiefer Einblick in die menschliche Natur und das Getriebe der Leidenschaften, sowie eine bewunderungswerte Gewandtheit der Formen zeichnen den Dichter aus. Seine bedeutendsten Gedichte sind die 21 Heroïden oder poetischen Liebesbriefe, die in üppiger frivoler Weise der Zügellosigkeit der kaiserlichen Weltstadt schmeicheln, die Kunst zu lieben, in 3 Büchern, die 6 Bücher Fasti, eine Art von poetischem Festkalender, die 15 Bücher Metamorphosen, welche eine grosse Menge von Mythen in der Form eines epischen Gedichtes erzählen. In den

5 Büchern Tristien oder Klageliedern und 4 Büchern Episteln drückt der Dichter seinen Schmerz über seine Verbannung aus.

Die von Catull eröffnete Gattung der erotischen (Liebes-) Poesie setzten Sextus Propertius und Albius Tibullus fort. Ersterer (48—16 v. Chr.) legt in seinen Elegien (4 Bücher) die Genüsse und Qualen leidenschaftlicher Liebesverhältnisse dar und liebt daneben nach Art alexandrinischer Elegiker episch gelehrte Anklänge; letzterer (geb. 54, gest. 19 v. Chr.) hat 4 Bücher „Elegien" hinterlassen, ausgezeichnet durch Gefühlsfrische, Klarheit und Lieblichkeit des Stils und den Reiz ländlicher Malerei. Sein Elegienkranz „Sulpicia" wird von Kennern geradezu für das schönste und anmutigste Erzeugnis der römischen Poesie gehalten.

Für das Drama herrschte wenig Sinn in dem römischen Volke, und die wahre Schauspielkunst, wie sie allerdings noch ein Roscius zur Zeit des Cicero an älteren Bühnenstücken nach griechischen Vorbildern übte, war von der Zeit des Augustus an hinter dem äusseren Gepränge, nach dem die Menge verlangte, bald ganz zurückgetreten. Dagegen gedieh von jetzt an unter Augustus die Pantomime, für welche die lebhaften und beweglichen Bewohner Italiens so grosse Anlage zeigen, zu einem hohen Grade von Kunstausbildung durch Hylas, Pylades und Bathyllus.

Im stummen Pantomimenspiel veranschaulichte ein gewandter Schauspieler, der alle Rollen in seiner Person vereinigte, begleitet von Musik und wahrscheinlich von dem Gesange eines Chores die tragischen und komischen Begebenheiten der griechischen Mythen. So verschmolz sich in den Pantomimen (in echt italienischem Sinn) das Schauspiel mit Oper und Ballet. Je mehr die sinnliche Lüsternheit bei den Römern gepflegt wurde, desto mehr entarteten die Pantomimen, vorzüglich seit dem 4. Jahrh. n. Chr., wo zuerst weibliche Pantomimen auf die Bühne traten.

Die nachklassische Periode.

Die Zeit vom Tode des Augustus bis zum Ende der Antonine pflegt man zwar das silberne Zeitalter der römischen Literatur zu nennen; aber, was die Poesie betrifft, vermochte sich dieselbe bereits nicht mehr auf der Höhe zu halten, die ihr die Gunst eines Augustus und Mäcenas geschaffen. Sie suchte jetzt namentlich nur durch stark angewandtes rhetorisches Element Effekt hervorzubringen und die Originalität zu behaupten. So besonders in der epischen Gattung, wo nach Virgilius M. Annaeus

Lucanus (geb. 38, auf Neros Befehl hingerichtet 65 n. Chr.) auftrat und in einem unvollendet gebliebenen Gedichte „Pharsalia“ (10 B.) den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Caesar erzählte. Schon die Wahl des Stoffes beweist den Mangel an wahrer Epik und das Gedicht schleppt sich denn auch langweilig durch eine rhetorisch prunkvolle Phraseologie hin. Den alexandrinischen Epiker Apollonius Rhodius ahmte C. Valerius Flaccus (gest. 89 n. Chr.) in seinem ebenfalls unvollendet gebliebenen „Argonautenzug“ nach; den Virgil C. Silius Italicus (geb. 25, gest. 101 n. Chr.), der in einem Epos von 17 Büchern den zweiten punischen Krieg abhandelt. Ein Zeitgenosse der Genannten ist P. Papinius Statius (geb. 45, gest. 96 n. Chr.), welcher in der gelehrt-epischen Manier der Alexandriner eine „Thebaïs“ und eine „Achilleïs“ schrieb. Mehr poetischen Wert als diese Epen haben seine Gelegenheitsgedichte und Improvisazionen, die er unter dem Titel „Wälder“ zusammenstellte.

Am freiesten von dem verderbten Geschmack hielten sich noch die satirischen Dichter. Aulus Persius Flaccus (34—62 n. Chr.), von edler Abkunft aus Volaterrä, suchte in seinen 6 Satiren den Mangel poetischer Berufung durch eine kraftvolle, auf die Lehren der stoischen Philosophie basierte Polemik gegen die sittliche Verdorbenheit seiner Zeitgenossen zu ersetzen. Noch schroffer aber mit grösserem Dichtertalent trat Decimus Junius Juvenalis (47 bis 130 n. Chr., unter Claudius zu Aquinum geboren, von Hadrian nach Aegypten verbannt, wo er sich zu Tode grämte), gegen die Verworfenheit seiner Zeit auf. Seine 16 Satiren sind reiche Sittengemälde der Zeit, ausgezeichnet durch künstlerische Darstellung und Korrektheit des Stils. Er ist ein Sittenrichter und Strafprediger „von furchtbarer Realität“, der alle Nichtswürdigkeiten in nackter Gestalt vorführt. Dagegen wälzt sich Titus Petronius Arbiter, der am Hofe des Nero Zeremonienmeister gewesen sein soll, in seinem berüchtigten „Libri Satiricon“ mit äusserstem behagen im Schmutze der Sittenlosigkeit. In den Gedichten des Spaniers M. Valerius Martialis (42—102 n. Chr.) hat sich das schwere, doppelschneidige Schwert der Satire, wie es Juvenal handhabt, zum leichten aber giftigen epigrammatischen Bolzen verwandelt. Seine 14 Bücher Epigramme bestätigen des Plinius Urteil, dass er geistreich, witzig und beissend sei und Salz und Galle in seinen Schriften sich im Ueberfluss fänden. In die satirische Färbung spielt auch der Roman des platonischen Philosophen Lucius Apulejus (aus Madaura in Afrika), betitelt „der goldene Esel“, ein launiges Buch, dass trotz der Schwülstigkeit

Süsslichkeit und Unnatur seines Stils an seine Quelle, die heitere Märchenwelt Joniens, erinnert.

Ein wahrer Ausbund aber von Afterdramatik oder spezieller bezeichnet, Aftertragik dieser Periode, sind die auf uns gekommenen 10 Tragödien, die angeblich von Seneca herrühren, die aber wahrscheinlich als Stücke verschiedener Dichter aus der Zeit desselben zu betrachten sind. Ueberschwängliches Pathos, hohle Deklamazion, Uebertreibung im grässlichen und schrecklichen sind darin vorherrschend.

Auch die Fabel tritt als selbständige Dichtungsart erst in dieser Zeit in die römische Literatur ein. Unter dem Namen des Phaedrus, der von Geburt ein Thrazier und Freigelassener des Augustus gewesen sein soll, besitzen wir eine Sammlung von 90 in 5 Bücher abgeteilten Fabeln; doch wird die Echtheit derselben, wie wohl mit Unrecht, oft bezweifelt.

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts fieng auch dieses Streben zu ermatten an. Die Reinheit der Sprache verlor sich; eine geistlose Kompilazion, eine eitle Ostentazion wurde herrschend. Mit Recht hat man diese Zeit das eherne Zeitalter der römischen Literatur genannt. Unter den Dichtern verdient jedoch noch bemerkt zu werden, Claudius Claudianus aus Alexandria zu Ende des 4. Jahrhunderts. In ihm zeigt sich das letzte aufflackern der römischen Dichtkunst, besonders der Epik. Claudianus war sehr vielseitig. Er schrieb Idyllen, Epigramme und Briefe; sein Hauptverdienst beruht auf dem erzählenden Gedicht „der Raub der Proserpina“, 3 Bücher, unbeendigt aber durch eine Reihe prächtiger Schilderungen bedeutend.

Neben dem historisches Epos und dem rhetorischen Drama — die eigentliche Lyrik war längst verstummt — fand besonders noch die Didaktik Bearbeiter. Auch hier waren die Alexandriner Vorbilder und nach ihnen modelte sich die didaktische Dichterei des Aemilius Macer (über Kräuter, Vögel u. dgl.), des Caesar Germanicus, der das astronomische Gedicht des Aratos lateinisch bearbeitete, des Gratius Faliscus (über die Jagd), des Manilius (über die Sternkunde). Im Verlaufe der Zeit wurde diese Didaktik immer trockener und pedantischer; so in der „Metrik“ des Terentinus Maurus im 3. Jahrhundert, in den hexametrischen Abhandlungen des Sammonicus über Arzneikunde, und des Nemesianus über Jagd und Vogelfang. Das didaktische Reisetagebuch des Numatianus in Distichen, erregt nur durch den Groll des Dichters

gegen das Christentum einige Aufmerksamkeit, und ebenso unbedeutend ist des Avienus beschreibend didaktisches Gedicht über die Meeresküste von Kadix bis Marseille.

Zu den poetischen Gattungen, welche gegen Untergang des Römerreiches hin noch einige talentvollere Bearbeiter fanden, gehört auch das Idyll. Es waren jedoch diese späteren Idyllendichter blosse Nachahmer Virgils, also Nachahmer eines Nachahmers. Unbedeutend ist der affektierte Calpurnius Siculus, von welchem 11 Idyllen erhalten sind; in den idyllischen Gemälden des Decimus Magnus Ausonius (geb. 309 n. Chr.) regt sich dagegen ein besserer Geist, der besonders in seinem beschreibenden Idyll „die Mosel" Anklänge echter Dichterbegabung verrät. Ausonius und Claudius beschliessen demnach ehrenhaft die römische Poesie.

Wissenschaftliche Leistungen der Römer.

Die Ausbildung einer besseren römischen Prosa fällt ebenfalls in die Zeit des 2. punischen Krieges. Während aber die Poesie zumeist, namentlich die dramatische, in den Händen der geringeren Leute war, gieng, wie schon früher erwähnt, die prosaische Literatur in Rom aus den angesehensten Kreisen der Aristokrazie hervor.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Prosaliteratur in Ciceros Zeit, in welcher die schon früher eingeleitete Verschmelzung griechischer und römischer Geistesbildung fast zur Vollendung geführt und Rom immer mehr wie der politische, so auch der geistige Mittelpunkt eines ungeheuren Weltreiches ward. Da der Wert jeder geistigen Tätigkeit bei den Römern stets mit Rücksicht auf den Staat bestimmt ward, so ist es besonders die Geschichtschreibung, die Staats- und Gerichtsberedsamkeit, so wie die Rechtswissenschaft, die selbständig ausgebildet wurde, wenn auch auf diese Literaturgattungen hellenische Muster augenscheinlich formgebend eingewirkt haben; ihre Philosophie aber sowie die meisten anderen Wissenschaften hatten die Römer, wie die Poesie und bildende Kunst, von den Griechen entlehnt. Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Jurisprudenz standen überhaupt mit dem römischen Staatsleben in so organischem Zusammenhang, waren so eigentlich die geistigen Hebel der Staatspraxis, dass sich ihre nazionale Entwicklung und kunstgemässe Vollendung aus dem Verlauf der römischen Geschichte mit Notwendigkeit ergab und ergeben musste.

Die Geschichtschreibung.

Die ältesten historischen Aufzeichnungen (s. S. 417) finden sich in den von den Pontifices geführten Annalen, Fasten und Kommentarien, den amtlichen Magistraten-Verzeichnissen, den Familienchroniken und Privatnachrichten. Der Sinn für Gesetzmässigkeit und Ordnung, die tiefbegründete Achtung der Vorfahren und der Vorzeit des Vaterlandes, hatten schon früh die Römer veranlasst, aus diesen amtlichen Aufzeichnungen, sowie aus den aufbewahrten Verträgen und Gesetzen sich Uebersichten zusammenzustellen, die, wie die des Q. Fabius Pictor nach der Zeitfolge geordnet, die Gestalt von Jahrbüchern annahmen.

Quintus Fabius Pictor und L. Cincius Alimentus schrieben zur Zeit des 2. punischen Krieges, und zwar in griechischer Sprache, weil wahrscheinlich die lateinische Prosa sich noch zu wenig hiezu eignete, eben so später die Annalisten M. Acilius Glabrio, A. Posthumius Albinus und Q. Ennius. Erst M. Porcius Cato Censorius (234—149 v. Chr.) unternahm es, in römischer Sprache, in 7 Büchern (betitelt „Origines", leider verloren) die Urgeschichte seines Vaterlandes darzustellen und begründete damit die lateinische und nazionalrömische Geschichtschreibung. Seit seinem Vorgange gewann dann die lateinische Sprache bei den zahlreichen Annalisten nach dem Jahre 150 v. Chr. so entschieden das Uebergewicht, dass nicht nur fast alle neuen Werke lateinisch geschrieben, sondern auch die ältern griechischen Chroniken ins lateinische übersetzt wurden; allein die meisten derselben beschäftigten sich mehr mit der mythischen als historischen Zeit Roms und standen wie an Kritik so an Kraft der Darstellung dem fast vereinzelten Cato weit nach. Von grosser Bedeutung für die weitere Entwicklung der römischen Geschichtschreibung und deshalb an dieser Stelle zu nennen, wurde in dieser Epoche besonders das Werk des Griechen Polybios, der mit seinen wissenschaftlich gebildeten Schicksalsgenossen, den 1000 Achäern (s. S. 480), ungemein viel beitrug, den Sinn der Römer für Verpflanzung griechischer Bildung und Literatur auf römischem Boden zu nähren. Dieser, geb. 208 in Megalopolis, als Geisel 167 nach Rom geliefert und in der Gesellschaft der Scipionen lebend (er starb c. 127 v. Chr.) behandelte in griechischer Sprache die Geschichte seiner Zeit, also die römische Geschichte. Polybios schrieb unparteiisch und realistisch (doch wie ein Mann, der kein Vaterland hat), ohne Schwung und gleich fern der Frömmigkeit des Herodot,

wie der Hoheit des Thukydides, aber mit der Einsicht, dass der römischen Kraft, wie der griechischen Geistesbildung die Welt gehöre.

Von seinen 40 Büchern sind noch das 1.—5. und 6.—17. vorhanden. Da es ihm als hauptsächlichste Aufgabe des Geschichtschreibers erschien, den wesentlichen Zusammenhang der Begebenheiten im richtigen Verhältnisse von Ursache und Wirkung darzulegen, so wurde er der Schöpfer der sogenannten pragmatischen Geschichtschreibung.

Auch nach Polybios behielt die Geschichtschreibung noch längere Zeit, so in G. Sempronius Tuditanus, L. Caelius Antipater (Zeitgenosse der Gracchen), Valerius Antias u. a. den annalistischen Charakter bei. Als aber der Schauplatz auf dem die römischen Kriegs- und Staatsmänner sich bewegten, sich immer mehr erweiterte, so fanden sie auch Veranlassung ihre Erlebnisse, ihren Anteil an der Leitung der Staatsgeschicke aufzuzeichnen, oder sonst die politischen Verhältnisse ihrer Zeit zu schildern. Es trat somit diejenige historische Darstellungsart auf, die wir mit dem französischen Worte Memoiren bezeichnen. Solche werden von M. Aemilius Scaurus, P. Rutilius Rufus, Q. Lutatius Catulus Sulla, Lucullus u. a. erwähnt, sind aber nur fragmentarisch oder gar nicht erhalten. Hierauf begann man mit Untersuchungen über Roms Verfassung und Altertümer des Staats- und Volkslebens. Unter denen, die sich am umfassendsten damit beschäftigten, steht Terentius Varro, (geb. 116, gest. 27 v. Chr.), der gelehrteste Mann seiner Zeit, oben an. Er war ein so fleissiger Schriftsteller, dass er nach Angabe des Gellius zu Anfang seines 78. Lebensjahres 490 Schriften meist historischen Inhaltes verfasst hatte. Seine Antiquitäten von dem Ursprunge des Menschengeschlechtes beginnend, mit besonderer Rücksicht der Urgeschichte Italiens, Roms und seiner Einrichtungen, hatten nach Ciceros Urteil den Zweck, die Römer, die in ihrer eigenen Stadt Fremdlinge geworden, wieder in ihrem eigenen Hause einheimisch zu machen, sind aber leider verloren.

Die planmässig bewusste Geschichtschreibung begegnet uns zuerst in des Gaius Julius Caesar Commentarien über den gallischen (8 B.) und den Bürgerkrieg (3 B.), worin der berühmte Heerführer in klarem Vortrag und mit liebenswürdiger Offenheit das beschreibt, was er selbst gesehen und getan, oder wenigstens von zuverlässigen Leuten gehört hat. Ein Zeitgenosse Caesars war Cornelius Nepos (geb. 90, gest. 30 v. Chr.), der durch seine Biographien

berühmter Männer die Römer mit der Geschichte der Gr
bekannt machte. Dieselben sind aber verloren gegangen, und
die ihm zugeschriebenen und noch erhaltenen Lebensbeschreib
ausgezeichneter Feldherren dürften wohl nur ein Auszug aus
grösseren Werke sein. Durch C. Sallustius Crispus, geb. zu Amit
86 v. Chr., gest. 35, der den jugurthinischen Krieg, die catilin
Verschwörung und die Geschichte seiner Zeit bis 67 v. Chr.
wurde die eigentliche historische Kunst in die römische Lite
eingeführt. In seinen Geschichtswerken, von denen leider nu
beiden ersten erhalten sind, zeigt sich durchdachte Kompo
pragmatische Entwicklung und künstlerische Rundung, zu wel
vornehmlich die eingewebten Reden beitragen. Bewundernswer
sein psychologischer Scharfblick, so wie sein echter Römer
ebenso bewundernswert sein solcher Gesinnung entsprechender
dessen Lakonismus ganz eigentümlich ergreift. Strebt Sallust
ethischer Wirkung, so hat Livius mehr die ästhetische im A
Titus Livius, (geb. 59 v. Chr. zu Padua, daher sein Beiname Patavi
gest. 17 n. Chr.) wurde durch seine römische Geschichte, we
in 142 Büchern die Zeit von der Erbauung der Stadt bis zum T
des Drusus (10 v. Chr.) darstellte, leider aber nicht vollständig
Buch 1—10, Buch 21—45 und ein Fragment vom 91. und
120. B.) auf uns gekommen ist, der populärste Historiker
Volkes. Trauernd über den Untergang des antiken republikani
Roms und voll Begeisterung für die Taten der Vorzeit schrieb
ein brillanter Erzähler, seine Geschichte, wenn auch nicht
strenger Kritik, so doch mit umfassendster Benützung alles que
mässigen Materiales. Seine Sprache ist klar, gewandt, wohlkling
und von mannigfaltiger Färbung, doch fällt sein Stil im stre
nach Volkstümlichkeit zu sehr ins rhetorische; allein seine Charakte
schilderei und Schlachtenmalerei sind vortrefflich. Unbedeut
erscheint neben Livius der Historiker Trogus Pompejus, der unt
Augustus eine allgemeine Weltgeschichte verfasste, die wir nur
dem später von Justinus angefertigten Auszug kennen.

Der bedeutendste Historiker der nachaugusteischen Periode
Cornelius Tacitus, angeblich aus der picenischen Interamna, gebor
zwischen 52 und 54 n. Chr., gestorben um 120, „der tiefste und
reichste aller Geschichtschreiber des Altertums, Lehrer für Jahr-
hunderte." Streng aristokratischer Republikaner im Sinne Catos
ist er zwar nicht immer gerecht und unparteisch, wo ihn der sitt-
liche Zorn gegen eine Persönlichkeit einnimmt; jedoch stets gross

sinnt. In schroffer, fast finsterer Lebensanschauung beklagt Tacitus in seinen Werken den Untergang alter Römertugend und Römerfreiheit und schreibt in bitterer, ja oft beinahe satirisch epigrammatischer Weise die Geschichte seiner Zeit. Seinen Namen haben sein „Leben des Agricola“, seine „Germania“, seine „Historien“ und „Annalen“ verewigt. Seine Lebensbeschreibung des Agricola, seines Schwiegervaters, ist ein Muster biographischer Kunst und ein wahrhaft erhebendes Lebensbild aus der antiken Welt. Von hohem Werte ist sein Buch über die damaligen Zustände Deutschlands, „die Germania“, in welcher Tendenzschrift der Krankheit römischer Zivilisazion, die Gesundheit des barbarischen Naturlebens entgegengestellt wird. In seinen „Historien“ (wahrscheinlich 14 Bücher) schrieb er seine Zeitgeschichte von Galba bis zum Tode des Domitian. Wir besitzen davon nur die 4 ersten Bücher und den Anfang des 5., welche zusammen nicht ganz 2 Jahre (69 und 70) umfassen. Ihnen setzte er endlich in den „Annalen“ (16 Bücher, von denen mehrere verloren) die Geschichte vom Tode des Augustus bis zum Untergang des julisch-claudischen Hauses voran. Ausserdem verfasste Tacitus in seiner Jugend vor den erwähnten historischen Werken eine wertvolle literarhistorische Schrift, den Dialog über die Redner (mit Unrecht ihm abgesprochen).

Die übrigen römischen Historiker des silbernen Zeitalters, ein Vellejus Paterculus, Valerius Maximus, C. Suetonius Tranquillus, L. Annaeus Florus und Q. Curtius Rufus blieben weit hinter den Meistern der klassischen Zeit zurück und verraten sowohl an Inhalt als Form bereits ganz die Wirkung des unfreien Staatslebens, wie der rhetorischen Zeitbildung. M. Velleius Paterculus, (um 30 n. Chr.), verfasste einen Abriss der römischen Geschichte, in welchem er die Grösse des Tiberius preist und der trotz alles stilistischen Schmuckes den Untergang des historischen Wahrheitssinnes in sklavische Schmeichelei zeigt. Sein Zeitgenosse Valerius Maximus sammelte nur noch historische Züge zu gelegentlichem rhetorischen Gebrauch der Schule. Edler in Gesinnung und Sprache schrieb C. Suetonius Tranquillus (75—160 n. Chr) seine für die Kenntnis der Zeit und der Sitten so wichtigen Biographien der Kaiser von Caesar bis Domitian. Florus (bald L. Annaeus, bald Julius genannt), der zur Zeit Trajans eine kurze Uebersicht der römischen Geschichte verfasste, fiel aber bereits wieder in die rhetorischen Künsteleien zurück. Ungewiss ist die Zeit des Q. Curtius Rufus (vielleicht unter Vespasian), dem das fast romanhaft gehaltene

Werk über die Taten Alexanders des Grossen (10 Bücher) zugeschrieben wird. Die meisten Historiker endlich der letzten Jahrhunderte des römischen Kaiserreiches sind nur Epitomatoren und Kompilatoren, die den historischen Stoff für die Kaiser und Grossen des Reichs oder für den Bedarf der Schulen zusammentrugen. Zu diesen Autoren gehören die 6 Schriftsteller: Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus, sämmtlich im Zeitalter des Diocletian und Constantin lebend, welche die Geschichte der Kaiser von 117—285 schrieben und unter dem Namen Scriptores historiae Augustae, zusammengefasst werden. Die meisten Biographien derselben sind zwar ungenau und unkritisch, die Darstellung ist gedankenarm und geschmacklos, die Sprache roh und gemein; aber doch ist diese Sammlung als unsere einzige Quelle für die Geschichte dieser Zeit höchst wichtig. Unter dem Namen des Sextus Aurelius Victor (um 360 n. Chr.) besitzen wir ferner die Biographien einiger ausgezeichneter Römer, sowie eine Abhandlung über den Ursprung des römischen Volkes in einfachem, gedrängtem Style; und Flavius Eutropius (um 370) schrieb zum Gebrauche des Kaisers Valens einen kleinen Abriss der römischen Geschichte im ganzen ziemlich trocken. Der hervorragendste Geschichtschreiber jener Zeit und nicht ohne Wert für die germanische und gallische Geschichte derselben ist Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochia, der (um 400) unparteiisch und gewissenhaft, wenn auch in unkorrektem, mittelalterlich schwülstigem Latein eine Geschichte Roms in 31 Büchern von Nerva bis Valens (96—378) schrieb, wovon Buch 14—31 erhalten sind.

Die Redekunst und Epistolographie.

Die natürliche Beredsamkeit, welche die Römer, angeregt durch die Verhältnisse im Staate, schon seit der ältesten Zeit geübt hatten, wurde durch die Bekanntschaft mit griechischen Vorbildern und durch den Einfluss der Philosophie zu einer Kunst, welche trotz den Bannsprüchen der Magistrate (161 und 92 v. Chr.) gelehrt und gelernt wurde. Als der erste, welcher eine künstlichere Beredsamkeit einführte, wird der Zeitgenosse des Ennius, M. Cornelius Cethegus, genannt. Neben ihm zeichneten sich Cato Censorius durch Ernst und Würde der Rede und durch Schärfe des Urteils, Sulpicius Galba durch grösseren Schmuck und die Kunst, Mitleid und Teilname zu erregen, der weise Lälius, der feine Sprachkenner Scipio Africanus u. a. aus. Durch die griechische Dialektik

gebildet, strebten die Römer mehr nach Einheit des Planes, Gewandtheit der Erfindung, sorgfältiger und genauer Einteilung, Schärfe der Beweise und für die verschiedenen Zwecke der Rede geeignete Ausbildung. Die römische Beredsamkeit machte schnelle Fortschritte, bewahrte aber, klar und einfach, gedrängt und kräftig, die Eigentümlichkeit des römischen Charakters. Die beiden Gracchen zeigten bereits den Einfluss der griechischen Bildung und die Fortschritte der römischen Redekunst. Nach ihrer Zeit war Rom reich an ausgezeichneten Rednern; alle aber überstrahlte M. Tullius Cicero (106—43), welcher durch Beispiel und Lehre die römische Beredsamkeit auf die höchste Stufe erhob. Er hat das Verdienst, dass er nicht nur dem oratorischen Ausdruck durch künstlerische Begründung des Numerus und Periodenbaues das Siegel der Vollendung aufdrückte, sondern auch eine Sprache schuf (ciceronisches Latein), welche sich für eine wissenschaftliche Darstellung eignete. Von seinen 116 glänzenden Staats- und Gerichtsreden sind 56 (meist vollständig) auf uns gekommen. Die höchsten Triumphe als Redner feierte Cicero in seinen Anklage- und Strafreden gegen Verres, gegen Catilina und Antonius. Auch die Theorie und Geschichte der Redekunst entwickelte Cicero fein, lehrreich und anregend in verschiedenen seiner Schriften.

Neben ihm glänzte der etwas ältere Hortensius (114—50) durch logische Schärfe und ebenso schnelle als glückliche Auffassung, und C. Julius Caesar durch hohe Eleganz des Ausdruckes. Mit dem Uebergange der römischen Republik in die Monarchie und mit der Stagnazion alles öffentlichen Lebens wanderte die Beredsamkeit als Kunst in die Schulen der Rhetoren, wo sie fortwährend mit Eifer getrieben wurde, indessen allmählig zur Schönrednerei umgestaltet, sich in nichts anderem als in Lob und fingierten Schulreden Luft machte. Diese Art Beredsamkeit bekämpft Tacitus in dem erwähnten Dialog über die Redner und empfiehlt die Rückkehr zum geraden und natürlichen Charakter des früheren Stils. Solche Afterberedsamkeit fand in M. Annaeus Seneca, dem Rhetor, und M. Fabius Quinctilianus (42—92 v. Chr., einem Spanier, der zur Zeit Domitians in Rom wirkte) begabte Repräsentanten.

In seinem Lehrbuche über die Redekunst (12 Bücher, wo er im 10. Buch auch eine kritische Uebersicht der griechischen und lateinischen Literatur zu geben versucht) hat Quinctilian als Frucht vieljähriger Forschungen eine Encyclopädie des gesammten rhetorischen Wissens niedergelegt und zugleich die Beredsamkeit in ihrem,

jede Wissenschaft durchdringenden Einfluss dargestellt. Sein Schüler C. Plinius Caecilius Secundus (geb. 62 v. Chr.), Neffe und Adoptivsohn des gleichnamigen Naturhistorikers, daher der jüngere genannt, war gerichtlicher Redner und als Lobredner (Panegyriker) des Kaisers Trajanus, der Vorgänger einer Reihe von Schriftstellern dieser Gattung, die im 4. Jahrhundert die Kaiser verherrlichten. An Ciceros Namen knüpfte sich auch die Epistolographie; denn dieser Meister des Stils hat die Briefform zu literarischer Geltung gebracht. Eine reichhaltige Korrespondenz ist von dem grossen Redner auf uns herabgekommen und seine zahlreichen Briefe an Mitglieder seiner Familie, sowie an verschiedene seiner Freunde, namentlich an Atticus, sind von bedeutendem zeit- und kulturgeschichtlichem Wert. Die Briefstellerei trat dann später als ein selbständiger Literaturzweig auf, in welchem besonders die philosophischen Briefe des L. Annäus Seneca, (geb. 2, auf Befehl Neros durch Selbstmord gest. 65 v. Chr.) und die polyhistorischen (10 Bücher) des jüngeren Plinius wichtig geworden sind. Letzterer fand im 4. Jahrhundert einen Nachahmer an Q. Aurelius Symmachus, aus Rom, der als Gegner des Christentums auftrat. Ebenfalls Rhetor und Briefschreiber war der Grammatiker C. M. Cornelius Fronto aus Cirta in Numidien (geb. um 90, gest. 168 n. Chr.).

Rechtswissenschaft.

Eine welthistorische Bedeutung schuf den Römern und insbesondere ihrem Staatsleben die Rechtswissenschaft, die selbstständigste und durchdachteste aller römischen Produkzionen. Dem Geiste des Volkes und der Sprache vollkommen entsprechend wurde die Rechtswissenschaft zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, dass sie und ihre Konsequenz, das römische Recht, für die modernen Gesetzgebungen, die unentbehrliche Grundlage, ja oft einen integrirenden Teil der formalen Ausbildung abgab. Von dem ältesten königlichen und priesterlichen Rechte wissen wir wenig; den Anfang dieser Wissenschaft bildet daher das Zwölftafelgesetz, die staats-, zivil- und privatrechtliche Grundlage des ganzen Gebäudes, welches nach und nach durch Senats- und Volksbeschlüsse (leges), durch prätorische Edikte (ius honorarium seu praetorium), durch das auf diesem Wege ausgebildete Staatsrecht (ius scriptum und non scriptum) das allgemeine gestaltende prozessualische Verfahren (processus civilis et executivus) und das in folge der Ausdehnung des Reiches sich bildende positive Recht sich erweiterte, bis es in der Kaiserzeit

urch das von ausgezeichneten Staatsmännern und Rechtsgelehrten ntwickelte Nazionalrecht (ius nationale) seinen Abschluss fand.

In der Geschichte dieser Rechtsentwicklung lassen sich zwei Hauptperioden unterscheiden: die republikanische vom Zwölftafelgesetz bis auf Cicero, und die monarchische von Cicero bis Justinian.

Zur Literatur der Rechtswissenschaft wurde von Gn. Flavius lem Schreiber und Günstling des Appius Claudius Caecus der Grund gelegt durch Veröffentlichung des von ihm bearbeiteten „ius Flavianum", welches den Gerichtskalender (Verzeichnis der dies fasti und nefasti) und allgemein giltige Rechtssätze in sich schloss. Den zweiten schriftstellerischen Versuch im Rechtsgebiete machte Sextus Aelius Catus mit seinem Werke ius Aelianum oder „tripertita", welches eine Erklärung des Zwölftafelgesetzes und der von Gn. Flavius aufgestellten Rechtssätze enthielt Leider sind die Schriften der nun folgenden zahlreichen Juristen bis auf Julius Cäsar herab verloren. Als ausgezeichnete Juristen dieser Zeit werden L. Sempronius Sophos, um 304 v. Chr., Tiberius Coruncanius, 245 v. Chr., der erste plebejische Pontifex (er hielt Vorträge über Rechtskunde), M. P. Cato Censorius und dessen Sohn M. P. Cato Licinianus gerühmt.

Seit den letzten Zeiten der Republik, während es immer mehr zum Gemeingut aller Klassen wurde, erfuhr das römische Recht jetzt auch eine wahrhaft wissenschaftliche Bearbeitung. Die erste sistematische Zusammenstellung desselben versuchte der Pontifex maximus Q. M. Scaevola, Cicero's Lehrer, und mit Cicero's Freunde Servius Sulpicius Rufus beginnt dann die geistvolle und kunstgemässe Auffassung aller Zweige der römischen Rechtsgelehrsamkeit. Augustus erteilte bereits einer Anzahl von Gelehrten das Privilegium zu Rechtsgutachten, die nun zur giltigen Rechtsquelle wurden.

Schon seit dieser Zeit traten zwei juridische Schulen einander gegenüber, die Proculianer, gestiftet durch Antistius Labeo und Sempronius Proculus und die Sabinianer, begründet durch Gaius Atejus Capito und Masurius Sabinus, von denen die ersteren mehr den Buchstaben festhielten, die letzteren mehr den Geist ins Auge fassten und so vorzüglich die Weiterbildung des Rechtes förderten. In Hadrians edictum perpetuum (s. S. 692) ward endlich ein Mittelpunkt für die Forschung gegeben, die sich in immer weitere Kreise verbreitete und hiemit erhielt zugleich die juristische Dikzion jene technische Vollendung, die sich bei den grossen Meistern des

3. Jahrhunderts in bewunderungswürdiger Schärfe der Begriffe u. unübertrefflicher Präzision des Ausdrucks kundgibt.

Jene fünf Meister, deren Aussprüchen kaiserliche Verordnung gesetzliches Ansehen verliehen, sind Gaius, gegen Ende des 2. Jahrhunderts, Verfasser der Institutionen, eines bis auf Justinian gangbaren Lehrbuchs des Privatrechts (erst in diesem Jahrhundert 181 durch Niebuhr in der Bibliothek des Domkapitels zu Mantua in einem Palimpsest wieder aufgefunden); Aemilius Papinianus, unter Caracalla, einer der scharfsinnigsten und klarsten aller Rechtslehrer Julius Paulus unter Alexander Severus, dessen Zeitgenosse Domitius Ulpianus und sein Schüler Herennius Modestinus. Rechtsschulen blühten vom Ende der Republik bis zur Gothenzeit 534 n. Chr. vorzüglich in Rom, später in Constantinopel und in Berytus (231—570).

Von literarischer Seite muss noch bemerkt werden, dass die Rechtswissenschaft alle übrigen Zweige der römischen Literatur überlebte und dass, als im 2. und 3. Jahrhunderte die Sprachverderbnis allgemein wurde, es besonders die Juristen waren, denen man die Erhaltung der klassischen Latinität zu verdanken hatte, so wie auch sie allein noch in diesem Zeitalter sich mit philosophischen Studien neben grammatischer Wortforschung beschäftigen.

Philosophie.

Als die Römer (155 v. Chr.) durch die griechischen Gesandten Karneades, Kritolaos und Diogenes den Babylonier, den damaligen Vorstehern der neuakademischen, peripatetischen und stoischen Schule, mit der Philosophie der Hellenen bekannt wurden, war es nicht so sehr die abstrakte Betrachtung und Forschung, welche sie zu dieser Wissenschaft hinzog, als vielmehr die mannigfache Belehrung, welche sie ihnen gewährte und vor allem ihre praktische Verwendbarkeit. Besonders war es die stoische Schule, deren griechische Anhänger ihre Lehren an die römischen Vorstellungen, Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen möglichst anzubequemen verstanden. Zu den Freunden der Stoa gehörten der jüngere Scipio und der weise Laelius, die sie durch den Rhodier Panaetius um 140 v. Chr. empfiengen, ferner die Rechtsgelehrten Q. M. Scaevola, S. Sulp. Rufus u. a., vor allen aber M. Porc. Cato Uticensis, in welchem sich die stoische Lehre am lebendigsten dargestellt hat. Der neuakademischen Schule hingegen neigten sich ein Lucullus, M. J. Brutus, M. Ter. Varro, M. Piso u. a. zu; während die

ripatetische Schule wegen ihren metaphysischen Schwierigkeiten m Römer am wenigsten zugänglich war. Später gewann auch e Schule des Epikur ihre Anhänger und der bereits genannte ichter Lucretius Carus, der gelehrte Ritter Pomponius Atticus, der epublikaner C. Cassius gehörten zu ihren eifrigsten Verehrern; och erlangte dieselbe nie einen solchen Einfluss auf die Literatur, ie ihn den Stoikern schon deren, wenn auch ins extreme gehende Consequenz und regelrechter Schematismus einbrachten. Allerdings atten sie später mit den Lehren ihrer ersten Vorkämpfer eines Zeno, Chrysippos, nichts mehr als den Namen gemein und die stoische Lehre sank nach und nach zu einer seichten Lebensweisheit herab, die sich auch den unphilosophischesten Zeitströmungen ganz bequem anzupassen wusste. Der einflussreichste und am nachhaltigsten wirkende unter den römischen Philosophen selbst, war M. T. Cicero; ihm gebührt das Verdienst die griechische Philosophie in die römische Sprache eingekleidet und den Römern zugänglich gemacht zu haben. Als Begründer einer eigenen Schule kann aber auch er nicht bezeichnet werden, denn er war vielmehr blos Eklektiker, der die Schroffheiten der andern vermeidend, das Gute, das er bei ihnen fand, zu verbinden und zu vereinigen suchte. Dieses streben aber schloss an sich schon die konsequente Durchführung eines leitenden Gedankens aus. Dennoch wirkte Cicero als Philosoph weit über seine Zeit hinaus, und ohne ihn würde unsere Kenntnis mancher Teile der alten Philosophie sehr lückenhaft sein.

Die bedeutendsten seiner philosophischen Schriften sind die Abhandlungen „über die Grenzen des guten und bösen“, eine aus jüngern griechischen Quellen gezogene Vergleichung der Ansichten der Stoiker, Akademiker, Peripatetiker und Epikuräer über das höchste Gut und Uebel; seine „akademischen Untersuchungen“, worin die Ansichten griechischer Philosophen über die Realität der Erkenntnis entwickelt sind; seine tuskulanischen Untersuchungen, Gedanken und Ansichten über die höchsten Fragen des Menschen, „über das Wesen der Götter“; „über die Divination“; „über das Fatum“ (unvollendet); „Cato oder über das Greisenalter“; „Lälius oder über die Freundschaft“ und sein Werk über „die Pflichten“. Die „Schrift über die Republik“ enthält Untersuchungen über die beste Staatsform; in den 3 Büchern „über die Gesetze“ sucht er die Rechtswissenschaft philosophisch zu begründen.

Als der bedeutendste Philosoph, den die Römer nach Cicero aufzuweisen haben, ist Lucius Annaeus Seneca, der Sohn des Rhetors

zu nennen. Unter Claudius auf die Insel Corsica verbannt, von Agrippina zurückberufen und zum Lehrer ihres Sohnes Nero bestellt, nötigte ihn dieser (65 n. Chr.) sich selbst den Tod zu geben. Als Philosoph schloss sich Seneca besonders an die stoische Lehre, namentlich an die praktische Seite derselben an. Indessen ist von ihm, der 10 Jahre hindurch das Ministeramt bei einem Nero zu verwalten verstand, der philosophische Eklektizismus auf einen universalen Standpunkt erhoben und mit der Fähigkeit ausgestattet worden, die mannigfaltigsten analogen Objekte der moralischen Kombinazion zum hellbeleuchteten Ganzen zu verketten. Sein Stil weicht bedeutend von der Einfachheit und Eleganz eines Cicero ab und ist nicht selten zu rhetorisch und deklamatorisch. Bei seinem unverkennbaren haschen nach Effekt, bedient er sich zur Erreichung seines Zieles vorzüglich der gewagtesten Parodoxen, spitzesten Antithesen und kühnsten Tropen. Erhalten sind von seinen philosophischen Schriften: die Schrift „über die Selbstbeherrschung im Zorn und in der Leidenschaft“; die „über die Vorsehung“; „über die Seelenruhe“; „über die Charakterstärke und Festigkeit des Weisen“; „über die Kürze des Lebens“; „über die Ruhe und Zurückgezogenheit des Weisen“; und „über die Wohltätigkeit“; dann seine „Anleitung zum glückseligen Leben“ und die drei Trostbriefe an seine Mutter Helvia, an Marcia und an Polybios den Freigelassenen und Günstling des Claudius. Auch nach dem Tode des Seneca wurde zu Rom, ohngeachtet Domitian alle Philosphen aus der Stadt verwies, das Studium der Philosophie, besonders der stoischen noch fortwährend mit Eifer betrieben und fand zunächst in dem zu Rom gebildeten Griechen, dem berühmten Epiktet diesem — „Muster eines Stoikers“, den würdigsten Vertreter. Nach dem Zeitalter der Antonine aber geriet der Stoicismus immer mehr in Verfall und an seine Stelle erhob sich der durch den Zeitgeist begünstigte Neuplatonismus, dessen bedeutendster Vertreter Apulejus (geb. um 125 n. Chr. zu Madaura in Afrika) der letzte heidnische Philosoph ist, von welchem wir Werke in lateinischer Sprache besitzen.

Naturwissenschaft und Geographie.

Das Verdienst der Römer um die Naturwissenschaft besteht mehr im sammeln fremder Beobachtungen, im exzerpieren griechischer Autoren, als in eigenen Forschungen. Ausser Senecas physikalischen besonders meteorologischen Untersuchungen in 7 Büchern, dem einzigen von den Römern auf uns gekommenen Werke, welches

ausschliesslich von der Physik handelt, ist hier der grossen Naturgeschichte des C. Plinius Secundus, des älteren (geb. 23 n. Chr. zu Como, gest. 79 beim Ausbruche des Vesuv als Opfer seiner Wissbegierde), zu gedenken, als des schätzbarsten Versuches die Resultate der alexandrischen Gelehrsamkeit aus eigenen Mitteln zu vermehren. In den 37 Büchern dieser „Historia naturalis“ legte Plinius die Resultate seiner langjährigen Studien nieder, die er aus mehr als 2000 meist verloren gegangenen Werken alter Schriftsteller geschöpft. Er wollte darin eine encyklopädische Darstellung der gesammten Werke des Himmels und der Erde mit allen ihren Erscheinungen, Kräften, Reichtümern der belebten und unbelebten Natur liefern. Plinius handelt darin vom Universum, gibt eine Beschreibung der Erde, ihrer Länder und Bewohner, eine Anthropologie, Zoologie, Botanik und Pharmakologie, Heilkunde, Metallurgie und Mineralogie nebst Beiträgen zur Geschichte der Kunst und des Luxus. Ist auch die ungeheuere Arbeit nicht in allen Teilen gleich zuverlässig und kritisch gesichtet, ist auch sein Stil ungleichartig, indem seine Sprache bald hochtrabend und schwülstig, bald poetisch und dunkel, bald trocken und dürr erscheint, so ist doch das Werk für die allgemeine Menschenbildung von höchster Bedeutung.

Auch andere Zweige der Naturwissenschaft fanden bei den Römern Behandlung und Pflege. In der wissenschaftlichen Bearbeitung des Landbaues reiht sich an Cato und Varro als fleissiger Forscher der Spanier L. Junius Moderatus Columella, (um 50 n. Chr.), der diese gesammte Wissenschaft auf gründliche und umfassende Weise in zwölf Büchern, deren zehntes in Hexametern abgefasst ist, darstellte. Sein Werk gibt uns in einer reinen fliessenden Sprache einen vollständigen Abriss der gesammten Landwirtschaft mit Inbegriff des Gartenbaues. Um 200 n. Chr. trug aus älteren griechischen und römischen Schriftstellern mit seinen eigenen Beobachtungen Palladius Rutilius Taurus gleichfalls ein reichhaltiges Werk über die Oekonomie in 14 Büchern zusammen. Die Arzneiwissenschaft, anfänglich Eigentum der Priester und später Monopol griechischer Sklaven, erst unter den Kaisern Stoff zu selbständigem Studium, fand ihren besten schriftstellerischen Bearbeiter in Aulus Cornelius Celsus unter August und Tiber (zwischen 25 v. Chr. und 50 n. Chr.), der, wenn auch im innigsten Anschlusse an die griechischen Koryphäen der Heilkunde an einen Hippokrates und Asklepiades, eine verhältnismässig grosse Selbständigkeit zeigt. Er schrieb ein grosses Werk „über die Künste“, welches Rhetorik, Rechtskunde, Philosophie,

Kriegskunst, Ackerbau und Medizin umfasste. Nur die letztgenannte Abteilung in 8 Büchern, hat sich erhalten und sind von ihr namentlich die beiden letzten Bücher, in denen er die Chirurgie behandelt, von bleibendem Werte. Wegen der Reinheit der Sprache hat man ihn den Cicero der Medizin genannt. Als Tierarzneikundiger wird ein Vegetius der jüngere erwähnt. An dieser Stelle muss auch trotz der untergeordneten Kollegenschaft noch des Kochkünstlers Coelius Apicius Erwähnung geschehen, des angeblichen Verfassers der Schrift über die Kochkunst. Es ist höchst wahrscheinlich, dass das Werk pseudonym ist und der Verfassername von jenem feinschmeckender Meister der Leckerhaftigkeit entnommen wurde, der sich unter Tiberius aus Furcht zu verhungern, vergiftete, weil er sich nur mehr im Besitze von etwa 300.000 Talern fand.

In der Geographie haben die Römer im Ganzen wenig geleistet, so viel Macht, Mittel und Gelegenheit sie auch dazu gehabt hätten. Sie überliessen lange Zeit hindurch die Bebauung dieses Feldes den Griechen, die längst ein vollständiges Lehrgebäude geschaffen hatten, als man in Rom endlich unter August an die allgemeine Vermessung des Reichs gieng und eine Art Landcharte für das Reichsarchiv zu Stande brachte, wovon sich unter andern eine Abbildung an den Wänden eines von August in Rom gebauten Portikus, so wie zu Augustunum (Autun) in Frankreich befand. Erst, nachdem bereits Caesar und Plinius der ältere in ihren Werken einzelne geographische Notizen gegeben hatten, trat in dem Spanier Pomponius Mela, der unter Claudius lebte (um 44 n. Chr.), ein römischer Geograph auf. Er schrieb einen Abriss der allgemeinen Geographie in 3 Büchern. Die ganze Darstellung beruht jedoch nicht auf Autopsie, sondern Mela hat aus den besten ihm zugänglichen Werken geschöpft, mit einer gewissen Kritik. Sein Stil, der Sache nach kurz nnd gedrängt, ist in einzelnen Schilderungen recht lebendig. Für die Kunde besonders Europas wichtig sind die in der Kaiserzeit angefertigten Wegekarten und Stazionsverzeichnisse oder Itinerarien, sowie die notitia dignitatum (s. S. 607).

Mathematische Wissenschaften.

Die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik blieb zwar den Römern fremd, doch wandten sie dieselbe zeitig auf die häuslichen und staatlichen Bedürfnisse an. Eine für die römischen Verhältnisse bedeutende Disziplin war die Feldmesskunst und ihre Pflege fiel den Agrimensoren oder Geometikern zu, ein besonders

Zeit des sinkenden Kaisertums zahlreicher und angesehener
nd, dessen Glieder reichlich belohnt wurden und wie die Rechts-
ehrten förmlich eingerichtete Schulen hatten. Es gab viele
riften über ihre Wissenschaft; als Einzelnschriftsteller über
sen Gegenstand ist ausser Hyginus noch Sextus Julius Frontinus
nennen (um 80 n. Chr.) wegen seines Werkes über Abteilung
d Vermessung der Felder. Eine wissenschaftliche Astronomie
nnten die Römer nicht. P. Nigidius Figulus, Ciceros Freund,
r nur Astrologe. Zu Christus Zeit schrieb, wie schon erwähnt,
arcus Manilius über Astronomie und Astrologie. Auch des Sici-
ners J. Firmicus Maternus „Mathesis", um 336 geschrieben, ist
gentlich nur Astrologie. In der Baukunst liess der auf die
aktischen Interessen des Lebens gerichtete Sinn der Römer eine
issenschaftliche Richtung nur in so weit aufkommen, als sie direkt
r Befriedigung des augenscheinlichen Bedürfnisses beitrug. Der
edeutendste Schriftsteller seines Faches ist M. Vitruvius Pollio
us Verona, Kriegsbaumeister unter Caesar und Augustus, der in
einem spätern Alter das in Form und Inhalt interessante Werk
über die Architektur" in 16 Büchern verfasste. Mit ähnlicher
rfahrung schrieb (74 n. Chr.) Frontinus, der Aufseher über die
Vasserleitungen in Rom, eine Monographie über dieselben. Wenn
ich die Römer in der Feldmess- und Baukunst hauptsächlich nach
len Griechen bildeten, so drückt sich eine ungleich grössere Selbst-
ständigkeit in ihrer Behandlung der Kriegskunst aus, wie ja tat-
sächlich die wichtigsten Prinzipien der modernen Kriegswissenschaft
auf Reformen der Römer sich zurückführen lassen. Hier ist ausser
Frontinus mit seinen 4 Büchern Kriegslisten (strategmaticon) noch
besonders Flavius Vegetius Renatus (um 380 n. Chr.), mit seinem
Werke „über die Kriegkunst" zu nennen.

Grammatik und Altertumskunde.

In der Grammatik, so wie in den antiquarischen Forschungen waren die Griechen gleichfalls die Lehrer der Römer. Das grammatische Studium und zwar zunächst der griechischen Sprache, regte zuerst der als Gesandter des Königs Attalos (159 v. Chr.) nach Rom gekommene Grammatiker Krates aus Mallos an. Ueber die lateinische Sprache wurden von Cato (159) und dann von Terentius Varro gelehrte Forschungen angestellt und bekannt gemacht. Besonders letzterer übertraf an Fülle und Umfang des Wissens in der Altertumskunde bereits seine Meister und gab auch den gramma-

tischen Studien einen nachhaltigen Aufschwung. Durch ähnliche Gelehrsamkeit zeichneten sich um dieselbe Zeit der bereits erwähnte P. Nigidius Figulus, Sinnius Capito, bekannt durch eine Sammlung und Erklärung von Sprichwörtern und Atejus mit dem Beinamen Philologus aus; als Chronolog und Genealog Pomponius Atticus. Auch Caesar versuchte eine Begründung der Formenlehre zu geben in seinem Buche an Varro „de analogia". Unter Augustus sind von Bedeutung die Arbeiten des Mythographen Hyginus, des Vorstandes der palatinischen Bibliothek, des Grammatikers Verrius Flaccus, und des Literators Q. Ascanius Pedianus. Wie dieser die Werke Ciceros kommentierte, so war für die Erklärung der Dichter, besonders Virgils, gegen Ende des 1. Jahrhunderts Valerius Probus aus Berytos tätig. Als Lehrer der Grammatik blühte um dieselbe Zeit Q. Rhemmius Palaemon und von den grammatischen Studien des älteren Plinius geben uns zahlreiche Fragmente Kenntnis. Auch von Suetonius werden uns mehrere grammatische Schriften genannt.

Seit dem Regierungsantritt Hadrians tat sich allgemein das streben kund, die altklassischen Dichter und Schriftsteller zu erklären, den errungenen Sprachschatz vom Verfall und Untergang zu retten, die vorhandene Literatur zu Sammelwerken und Auszügen vermischten Inhalts zu verwenden, und eine Wiederbelebung des längst entschwundenen altrömischen Geistes und Charakters durch Nachahmung altertümlicher Ausdrücke und Sprachformen. sowie durch den Gebrauch seltener und längst verschollener Worte anzustreben. Diese affektierte Altertümelei ward vorzüglich durch den Rhetor Marcus Cornelius Fronto aus Cirta, dem Lehrer Marc. Aurels, zum herrschenden Zeitgeschmack erhoben. Der Zögling desselben, Aulus Gellius (um 130 n. Chr.), hat sich durch seine „attischen Nächte" eine Kollektaneensammlung, welche uns einen Schatz der wichtigsten Notizen aus jedem Zweige der Altertumswissenschaft bietet, einen Namen gemacht. Von gleicher Bedeutung ist das Werk des Grammatikers Nonius Marcellus (um 195 n. Chr.) über die lateinische Sprache, wegen der zahlreichen Anführungen aus uns verlornen Schriftstellern, besonders Dichtern der frühern Zeit. Von späteren Sprach- und Altertumsforschern sind noch zu nennen: der Chronograph Censorinus (um 238 n. Chr.), Aelius Donatus (um 350), Erklärer des Terenz, Macrob. Ambrosius Theodosius (um 422), der Verfasser der Festgespräche, Marcianus Mineus Felix Capella (um 460), der Urheber des Sistems der sieben

freien Künste, und Priscianus aus Caesarea, der Verfasser der institutiones grammaticae, der ausführlichsten systematischen Darstellung über lateinische Grammatik, die im Mittelalter als gewöhnliches Schulbuch der lateinischen Sprachlehre galt und auch manchen neueren Bearbeitungen dieses Gegenstandes zur Grundlage diente. Von römischen Metrikern ist besonders Terentianus Maurus (aus Africa 3. Jahrh. n. Chr.) hervorzuheben.

Stand der griechischen Literatur und Bildung im römischen Zeitalter (seit 146 v. Chr.).

Mit dem Uebergange Griechenlands in das makedonische Weltreich hatte Athen aufgehört die Heimat und der vorzüglichste Sitz der Kunst und Wissenschaft zu sein und die geistige Tätigkeit konzentrierte sich vornehmlich in Alexandria, wo die Ptolemäer der Gelehrsamkeit eine sichere Stätte bereitet hatten und in ihren reichen Bibliotheken erwünschte Hülfsmittel darboten. Als aber auch dieser Sitz der Weltliteratur und Weltbildung zu einer blossen römischen Provinzialstadt herabgesunken war, und den Gelehrten zwar immer noch eine bequeme Lage und — ungeachtet der durch Caesar erlittenen Zerstörung eines grossen Teils der alexandrinischen Bibliothek — noch immer reiche literarische Mittel, aber keine Fürstengunst und Auszeichnung mehr bot, war nun Rom als Kaiserstadt und literarische Schatzkammer der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Geister und die zweite Heimat der griechischen Literatur geworden. Hier zeigte sich dann der Einfluss des Griechischen nicht blos in der römischen Literatur und Kunst, sondern auch in der schwungvollen Entwicklung des griechischen Professorentums und Literaturwesens, welches der vornehmen römischen Jugend zum Vorbild diente. Begünstigt wurde das Interesse und die Vorliebe für die griechische Literatur durch reiche literarische Schätze in Privatbibliotheken. Die erste derselben wurde durch Lucius Aemilius Paulus aus Makedonien nach Rom gebracht, die zweite mit den Werken des Aristoteles und Theophrast brachte Sulla aus Athen, die 3. Lucullus aus Asien. Unter den späteren Privatbibliotheken waren die des Varro, Cicero und Atticus besonders bedeutend.

Es galt bald als Ehrensache, bei den reichen und vornehmen Römern die Hauptwerke der Klassiker in Abschriften selbst zu besitzen, und man hielt sich eigene Sklaven und Freigelassene, denen das Geschäft des abschreibens und einbindens der Bücher oblag. Die erste öffentliche Bibliothek legte Asinius Pollio im

Vorhofe des Freiheitstempels an. Augustus, der Beschützer und Freund feiner Bildung, gründete gleichfalls zwei Bibliotheken: die eine, weil sie im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Hügel stand, Palatina, die andere, weil sie sich im Portikus der Octavia befand, Octavia genannt. Zur Errichtung der ersteren hatte schon Caesar, der auch den Lehrern der freien Künste das Bürgerrecht erteilt hatte, dem gelehrten Varro den Auftrag gegeben. In der Kaiserzeit gab es 29 öffentliche Bibliotheken in Rom, in welchen Grammatiker oder gelehrte Freigelassene als Bibliothekare angestellt waren. Auch eine Menge von Buchhandlungen entstanden, in deren Läden Bücher feilgeboten und in die Provinzen verschickt wurden, mit welchen Geschäften sich auch reiche Römer, wie Atticus, abgaben. Mit Augustus selbst wetteiferten als Kenner der griechischen Literatur dessen Günstlinge Maecenas, Agrippa, Pollio, Messala u. a. Literaturkenntnis und Kunstgeschmack wurden immer mehr Eigentum und Kennzeichen der aristokratischen Kreise der Hauptstadt. Vornehme Herren und Frauen wetteiferten im Versemachen; die gesellige Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur. Es ward üblich, die Gäste im Bibliothekzimmer zu empfangen, und selbst die Tafelfreuden wurden durch lesen und vortragen griechischer Dichter gewürzt. So ward Rom die zweite Heimat der griechischen Literatur, wie denn unter den 31 öffentlich angestellten Lehrern, die auf dem Kapitol Vorträge über die verschiedenen Zweige der Literatur hielten, zehn speziell für die griechische Literatur bestimmt waren. Dessungeachtet blieb unter den Gelehrtensitzen, welche in den Provinzen, und zwar zu Athen, Alexandria, Antiochia, Berytos, Mediolanum, Massilia, Karthago etc. sich fanden, Alexandria noch immer hochberühmt, und wenn zu Athen die Schulen der Rhetorik besonders blühten, so wurde dort die Philosophie und Mathematik, späterhin auch die Medizin vorzugsweise betrieben. Unter den römischen Kaisern der Folgezeit waren es besonders Hadrian, Antonius Pius, Marc. Aurel und Alexander Severus, welche griechische Studien liebten und förderten. Die seit Constantin dem Grossen an die Stelle des alten Roms tretende neue Kaiserstadt Byzanz suchte dann es der alten wie am Glanze der künstlerischen Denkmale, so auch in der Pflege der Wissenschaft gleichzutun. Dorthin zogen sich die künstlerischen Kräfte, die gelehrten Literaten und Schriftsteller zusammen, und es erhielt sich ein mannigfach künstlerischer und literarischer Betrieb, während Kräfte und Tätigkeit im alten Rom wie im gesammten Abendlande

unter den gewaltigen Völkerstürmen und bei der Auflösung aller Verhältnisse des alten Lebens mehr und mehr erlöschen mussten. Byzanz wurde der Herd, welcher während der finstern gährenden Zeit des beginnenden Mittelalters den glimmenden Funken der Wissenschaft und Künste, an dem sich später ein neues Leben entzünden sollte, aufbewahrte. Der letzte Schimmer des alten Glanzes der heidnisch-griechischen Bildung erlosch jedoch schon mit der Schliessung der Rhetorenschule zu Athen unter dem Kaiser Justinian gegen Ende des 6. Jahrhunderts.

Poesie und Geschichte.

Zur Kennzeichnung der literarischen Betriebsamkeit der Griechen und griechisch gebildeten Nichtrömer in dieser Periode diene folgendes:

In der Poesie hat dieser lange Zeitraum keine einzige grossartige Erscheinung aufzuweisen. Die Dichtkunst war, abgesehen von dem leichten Spiel der Epigramme und einer Anzahl matter Lehrgedichte, fast ganz erloschen; wenigstens können nur sehr wenige der auftauchenden poetischen Erzeugnisse auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen. Erst im 4. Jahrhundert flackerte die Flamme epischer Begeisterung noch einmal auf und erzeugte einige Dichtungen, die einer besseren Periode würdig waren. So das Heldengedicht „die Fahrten des Dionysos von Nonnos aus Pannopolis“ (um 400 n. Chr.) und das erotisch-epische Gedicht „Hero und Leandros“ von dem Grammatiker Musaeos (im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr.), ein echter Edelstein, aus dem noch einmal das volle Licht hellenischer Schönheit hervorblitzt. Dagegen sind die epischen Arbeiten des Kointos (Quintus) aus Smyrna und des Koluthos von Lykopolis (um 470 n. Chr.) dürre und langweilige Nachahmungen Homers. In der griechischen Märchen- und Romandichtung erschienen die letzten Reste der verschwundenen besseren Poesie, vereinigt mit den unklaren gährenden Elementen einer anbrechenden neuen Zeit. Die Liebe bald krankhaft empfindsam, bald grob sinnlich geschildert, ferner Reiseabenteuer und dgl. wurden Hauptgegenstand der Darstellung. Dem beengenden Gewande des Hexameters zog die ins Weite und Breite strebende Zeit die prosaische Darstellung vor. Dieser Gattung gehören an: die sogenannten milesischen Märchen, erotischer Art, erfunden von Aristeides aus Milet, die Liebesgeschichten des Parthenios von Nikäa (30 v. Chr.), die Verwandlungen des Lukios aus Paträ, die romanhaften Reiseschilderungen des Antonius Diogenes und des Syrers Jamblichos. Zur

Romanschreibung edleren Stils hatte schon früher Xenophon mit seiner Kyropädie Bahn gebrochen. Indessen fand der Roman erst im 4. Jahrhundert n. Chr. begabtere Pfleger. Der vorzüglichste darunter war der Bischof von Frikka in Thessalien, Heliodoros aus Emesa, dessen äthiopische Geschichten als der Grundstock der Romanliteratur anzusehen sind. Ebenso trefflich ist der Schäferroman des Longos „Daphnis und Chloë. Weniger bedeutendere Romanschriftsteller waren Achilleus Tatius und Xenophon aus Ephesos u. a. Eine Nebenart des Romans bildeten die erotischen Briefe, welche für die Sittengeschichte jener Zeit wertvoll sind; Alkiphron, um 150, und sein späterer Nachahmer Aristaenetos von Nikäa haben solche verfasst.

Bedeutendere Leistungen als in der Poesie finden sich in der Prosa und den Vorrang unter den wissenschaftlichen Prosaikern dieser Zeit nehmen die Historiker ein. Angeregt durch Roms Grosstaten begann nämlich die griechische Geschichtschreibung eine Nachblüte zu treiben, freilich nicht mehr im klassischen Stil und grossartigen Sinne früherer Jahrhunderte, sondern mit rhetorischer Färbung und unter dem Einflusse der Philosophenschulen und des gesunkenen Zeitgeistes. So schrieb Diodoros der Sicilier aus Agyrion (um Christi Geburt) die Geschichte der Welt und seiner Heimatsinsel (unter dem Titel historische Bibliothek in 40 Büchern bis auf Caesar erhalten 1—5 und 11—20) mit reicher Einflechtung auch der römischen Geschichte, während der Redner Dionysios aus Halikarnassos (um 11 v. Chr.) seinen Landsleuten in seiner römischen Archäologie in 20 Büchern (die ersten 11 sind erhalten) das innere Leben des alten Roms darzustellen suchte. Von der allgemeinen Geschichte des griechisch-syrischen Philosophen, Redners und Dichters Nicolaus von Damascos, eines Lieblings des Königs Herodes und des Kaisers Augustus haben sich jedoch nur Fragmente erhalten. Eine sehr geachtete Stelle unter den griechischen Historikern nimmt Plutarchos (50—120 n. Chr.) aus Chaironeia ein. Ein Zeitgenosse des Tacitus und hochangesehen in Rom zeigt er sich in seinen historischen und philosophischen Schriften zwar nicht ganz frei von Rhetorik, Aberglauben und Anekdotenkram, aber doch als feingebildeten Geist und gab uns in seinen Parallelen (44 Biographien) griechischer und römischer grosser Männer ein reiches Material in anziehender Darstellung mit trefflicher Charakteristik der Persönlichkeiten. Seine philosophischen Schriften Ethika auch Moralia genannt, beweisen gleichfalls seine ausserordentliche Belesenheit und das unverkennbare Talent jeder Sache eine interes-

ıte Seite abzugewinnen. Gleichfalls zu Trajans Zeiten schrieb pian aus Alexandria seine römische Geschichte in 24 Bücher auf nographischer Grundlage, mit besonderer Berücksichtigung der iegsgeschichte, und etwas später unter Hadrian verfasste Flavius rianus aus Nikomedien in attischer Mundart nach Xenophons ssischem Vorbilde seine Geschichte Alexanders des Grossen nabasis genannt) und in jonischer Mundart seine indischen ırkwürdigkeiten. Die Kriegsgeschichte wurde durch Polyänus ıekdotensammlung, Kriegslisten genannt, so wie durch Aelians ıch über die Taktik der Hellenen vielfach beleuchtet. Auch ein de Flavius Josephus, einer der gemässigten Führer im jüdischen :iege, gab unter den Flaviern, denen er Wohlstand und Leben nkte (zwischen 70 und 90 n. Chr.) eine dem Polybios nachgemte Darstellung des von ihm miterlebten Krieges, sowie der alten schichte seines Volkes. Herrenios Philon von Byblos übersetzte n Geschichtschreiber der Phönizier Sanchuniathon, wovon jedoch ır Fragmente erhalten sind. Wichtiger, namentlich für altitalische eschichte und Sage, ist Dio Cassius genannt Coccejanus aus Nikaia :onsul 222 u. 229 n. Chr.). Er schrieb eine römische Geschichte on der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf Alexander Severus 30 Bücher, davon 36—60 vollständig erhalten). Seine Darstellung nd Sprache ist sorgfältig, oft beredt, doch fehlt ihm bei gründchen Studien jede Begeisterung und höhere Idee und die Vorechter der Freiheit sind dem Hofmanne verhasst. Zur Ergänzung eines Werkes dient das Geschichtswerk des Herodian von Alexandria 170—240), der die Kaisergeschichte vom Tode Marc. Aurels bis Gordian III. in 8 Büchern, als freimütiger Zeitgenosse beschrieb.

In den späteren Jahrhunderten nahm die Entartung der historischen Literatur mehr und mehr zu. Während einige Geschichtschreiber, wie Zosimos, ein Zeitgenosse des Kaisers Theodosios II., — er schrieb eine Geschichte des römischen Kaiserreiches von Augustus bis zum Jahre 410, in Form und Inhalt einer besseren Zeit würdig, — die allgemeine Geschichte oder Abschnitte davon behandelten, beschränkten sich die meisten auf die Geschichte des byzantinischen Reiches. Sie knüpften die allgemeine Geschichte so an diese an, dass sie deshalb ebenso wie jene byzantinische Geschichtschreiber genannt wurden. Sie sind eine unentbehrliche Quelle für ihre eigene Zeit und auch, wo sie von ältern Zeiten sprechen insoferne wichtig, als sie oft Auszüge aus jetzt verlornen Schriften liefern.

Beredsamkeit, Grammatik, Philosophie.

Die Staatsberedsamkeit war in Griechenland mit der politisch Selbständigkeit untergegangen; die Redekunst aber dauerte fo und wurde in den Rhetorenschulen zu Tarsos, Rhodos, Pergam Alexandria, Athen, Antiochia u. a. gelehrt, nach den ältern Must auf Regeln zurückgeführt, schulgerecht eingeübt und in öffentlich Vorträgen, meist Prunk- und Lobreden, beurkundet. So bildete s eine sogar nicht unbedeutende Schönrednerei aus. Auch d Name und das Geschäft der Sophisten lebte zum Teil unter d Caesaren wieder auf. Man nennt die Vertreter dieser Richt weil sie vorzugsweise in der praktischen Beredsamkeit Unterr erteilten, rhetorische Sophisten. Sie behandelten in ihren Schr mythische, philosophische, rhetorische, ästhetische, historische u ähnliche Gegenstände und ahmten darin die grossen Meister d alten Literatur nach. Ihre polygraphischen Bestrebungen kann m füglich als die Journalistik des Altertums bezeichnen. Der aus d besten Zeiten von Hellas herstammende, später aber unendlich v vielfachte Gebrauch Geistesprodukte öffentlich vorzulesen, muss dieser Publizistik die mangelnde Presse ersetzen. Die Anzahl die rhetorischen Sophisten war sehr bedeutend, besonders zu der Ze als die griechische Literatur unter dem aufmunternden Schu gebildeter römischer Kaiser, wie Hadrians und der beiden Antonin einen milden Spätsommer erlebte. In ihren Hörsälen versammelt sich die Jugend wie das gereifte Mannesalter, und in allen gese schaftlichen Kreisen glänzten diese Lehrmeister der Rhetorik. j selbst im Rate und der Umgebung des Kaisers hatten die an sehensten unter ihnen Zutritt und Geltung. Die wichtigsten Schri steller dieser Gattung vom ersten bis dritten Jahrhundert wa Lebonax unter Tiberius, der antik-gebildete Dion aus Prusa mit d Beinamen Chrysostomos (Goldmund), einer der ausgezeichnets Redner am Hofe Trajans, der reiche und beredte Herodes Attic aus Marathon (um 140 n. Chr.), Antonius Polemon, Stifter ein Rhetoren- und Sophistenschule zu Smyrna, der Bithynier Aeli Aristeides aus Adrianopel, der Platoniker Maximos von Tyros (u 190 n. Chr.), Flavios Philostratos aus Lemnos (um 195 n. Chr. der Biograph des Wundermannes Apollonios von Tyana, vor alle aber der bedeutendste von ihnen Lukianos aus Samosata in Syri (geb. um 130 n. Chr.). Wegen der Dürftigkeit seiner Familie ur sprünglich zum Bildhauer bestimmt, entzog er sich jedoch bal

dieser Beschäftigung und widmete sich ganz der Rhetorik. Nach dem Verluste eines bedeutenden Vermögens, das er sich als Lehrer der Beredsamkeit in Gallien, Makedonien und Griechenland erworben hatte, erhielt er eine Stelle als Prokurator in Aegypten, wo er um 200 n. Chr. starb. Er zeigt uns in seinen zahlreichen Schriften, die meist in dialogischer Form abgefasst sind, den Zersetzungsprozess der antiken Gesellschaft im Zeitalter der Antonine. Mit sprudelndem Witze, unerschöpflicher Laune und scharfem Spotte geisselte dieser wahrhaft geniale Kopf, der Voltaire seiner Zeit, die religiösen, literarischen und sozialen Torheiten derselben. Unter seinen Schriften, die in klassischen deutschen Schriftstellern, besonders Wieland, begeisterte Leser und Erklärer gefunden haben, sind die anziehendsten: „die Götter- und Todtengespräche“, sein „Peregrinus Proteus“, Geschichte eines Schwärmers, der sich zu Olympia öffentlich verbrannte, sein „Lucius“, sowie seine „wahren Geschichten“ das Muster der Münchhauseniaden. Von späteren rhetorischen Sophisten verdienen Erwähnung: Themistios Euphranes, (gest. 387) aus Paphlagonien, Kaiser Julian Apostata, der vergebens strebte, die alten Klassiker zu neuer Geltung zu erheben, indem er sie in neuplatonischem Sinne allegorisch und mystisch deutete, und der Rhetor Libanios aus Antiochia (geb. um 314 n. Chr.), der bis nach Theodosius dem Grossen lebte und dessen Schüler und Schriften über alle Teile des römischen Reiches verbreitet waren. Die Theorie der Redekunst bearbeiteten: der schon erwähnte Historiker Dion von Halikarnass, der Kilikier Hermogenes aus Tarsos (um 160 n. Chr.) und der Ratgeber der Zenobia Kassios Longinos (gest. 273 n. Chr.) sowie Aphthonios aus Antiochia (um 300 n. Chr.).

In der Philologie wurden die Bestrebungen der Alexandriner auch in dieser Periode fortzusetzen versucht. Auf Homer richteten ihren Fleiss Didymos aus Alexandria (30 v. Chr.) und Apollonios der Sophist (15 n. Chr.). Der Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnass schrieb über Wortfolge. Grammatiker von Bedeutung unter Hadrian und Antoninus Pius waren Apollonios der Schwierige (Diskolos) aus Alexandria und sein Sohn Aelios Herodianos. Julios Polydeukes (Julius Pollux) aus Naukratis in Aegypten oder Parion in Mysien schrieb im 2. Jahrhundert ein Onomastikon voll „antiquarischer“ Bemerkungen. Die griechischen Mundarten, namentlich die attische, durchforschten Phrynichos aus Bithynien und sein Zeitgenosse Aelios Moeris um 180 n. Chr. Orion aus Theben in Aegypten schrieb in Käsarea ein etymologisches, die Alexandriner

des 4. Jahrhunderts Ammonios ein synonymisches und Hesychios ein aus vielen Glossographen gesammeltes auch ethnologisch wichtiges Wörterbuch. Sprichwörter sammelten Zenobios und Diogenianos. Als Metriker sind von Bedeutung Drako um 130, Hephaestion um 160 n. Chr. Als Polyhistor verdient Athenaios aus Naukratis (um 228 n. Chr.) Erwähnung.

In der Philosophie behaupteten anfangs besonders die Lehren Epikurs und Zenos ihre Herrschaft über die Geister; doch zählte neben ihnen auch die Akademie in ihrer neuen Gestaltung, so wie die peripatetische und pythagoräische Philosophie ihre Anhänger und Vertreter. Meist gaben sich aber später die zusammenfassenden Systeme in Form der Amalgamierung und des Synkretismus. Der Begriff der durch die hellenische Geistesentwicklung zum Bewusstsein erhobenen Gesetzmässigkeit der Natur gieng durch diesen Synkretismus in einem Chaos von Mythen und Halluzinazionen wieder unter. Es war die Zeit, in welcher Energie des Denkens überhaupt fehlte und in der die mit den Flittern der früheren Kultur aufgeputzte Charlatanerie in den Vordergrund trat. Selbst die lautersten Charaktere begnügten sich mit blosser kommentierender Reprodukzion alter Schultheoreme oder huldigten einem sittlichen Rigorismus, wie der Stoiker Epiktetos aus Hierapolis (um 90) und der Kaiser Marcus Aurelius (161—180 v. Chr.). Epiktets Schüler Arrian hat in dem „Encheiridion", einem fast in christlichem Geiste geschriebenen Handbuch der Moral, die Grundsätze seines Lehrers der Nachwelt überliefert. Die skeptische Richtung repräsentiert der Arzt Sextus, „der Empiriker" (um 200 v. Ch.), aus Afrika oder aus Lesbos, der Sinneswahrnehmung und Gedanken in stete Wechselwirkung setzte, den platonischen Synkretismus, der Jude Philo aus Alexandria (40 n. Chr.), der die jüdisch-religiöse Weltanschauung mit Philosophemen Platos versetzte, der Popularphilosoph Plutarch, der Athener Calvisios Tauros (c. 150), Attikos (c. 175), der Arzt Klaudios Galenos und Maximos v. Tyros. Numenios aus Apameia (c. 170) und Harpokration aber verbanden mit platonischen Theoremen bereits allerlei mystische Allegorien und Spekulazionen. Kelsos (c. 200) bekämpfte das Christentum. Für den mystischen Wundertäter, den Neupythagoräer Apollonios von Tyana in Kappadokien (c. 50 n. Chr.), schwärmte Hadrian und hielt es für eine würdige Aufgabe, dessen Schriften zu sammeln. Echt peripatetische Kommentatoren des Aristoteles waren Alexandros von Aegä (Lehrer Neros c. 50), Adrastos (c. 100) und der bedeutendste Alexandros von Aphrodisias

(c. 200) unter Alexander Severus. Das zurückweichen des tatkräftigen Geistes vor phantastischem grübeln zeigt sich besonders in der Entwicklung des Neuplatonismus. Derselbe hielt sich vorzüglich an die Allegorien Platos, die man im eigentlichen Sinne nahm, wandte sich aber auch pythagoräischen Lehren zu, und suchte, wie schon Philo früher getan, griechische Philosophie mit orientalischer Schwärmerei zu vereinen. Plotinus (geb. 205 zu Lykopolis in Aegypten, gest. 270 in Campanien, ein Schüler des Ammonios Saccas, Lehrer zu Alexandria, erst Christ und dann Heide, gest. c. 243) erhob diese Lehre durch seinen Einfluss am Hofe des Gallienus zur Modephilosophie, trieb Zauberkünste und Geisterbeschwörung und dachte an Errichtung eines philosophischen Staates. Durch seine Schüler, den schwermütigen Polyhistor, Malchos semitisch, Porphyrios griechisch geheissen (geb. 233), und den Theosophen Jamblichos aus Chalkis in Koilosyrien, besonders aber durch den geistreichen Proklos aus Konstantinopel (411—485), erhielt dann der Neuplatonismus das Uebergewicht in den heidnischen Lehranstalten. Während er aber in diesen zur Bekämpfung des Christentums angewendet wurde, diente er auch den Christen, um dasselbe in eine wissenschaftliche Form zu bringen.

Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaften.

Die Erdkunde schon in frühen Zeiten eifrig betrieben — Zeugnis hierfür das Geschichtswerk des Herodot, wie die Seefahrten Hannos aus Karthago (Westküste Afrikas) des Skylax aus Karyanda (Länder am Pontos Euxinos und Mittelmeer) und Pytheas aus Massilia (Küstenreisen gegen Norden, Thule) — hatte nach Erweiterung des geographischen Gesichtskreises durch Alexander den Grossen und besonders seiner Epigonen der Ptolemäer, zuerst durch Eratosthenes und dessen Nachfolger Hipparch und Poseidonios (s. S. 393) eine wissenschaftliche Begründung erfahren. Aber erst durch Strabo von Ameisa in Kappadokien (66 v. Chr. — 24 n. Chr.) erhielt die geographische Wissenschaft eine Durchbildung und Vollendung, über welche die Nachfolger lange nicht hinaus kommen konnten. Die Frucht seiner ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen ist sein Werk „Geographica“ in 17 Büchern, eine geographisch und auch an historischen Notizen reiche Darstellung der damaligen Welt, in welcher er zugleich auch die Geschichte der Erdkunde von Homer an bis auf Augustus vollständig niederlegte und was insbesondere die alexandrinischen Gelehrten in der Geographie geleistet, zusammen-

fasste. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. stellte der Klaudios Ptolemaios aus Pelusion in Aegypten um 120 die Ergebnisse älterer Forschungen über Geographie, Astronomie und Zeitrechnung zusammen und legte sie mit eigenen Beobachtungen vermehrt in Werken nieder, die durch das ganze Mittelalter hindurch in der christlichen, wie mohamedanischen Welt als höchste Autorität galten. Im Gegensatze zu diesem Gelehrten, der weit weniger Gewicht auf Darstellung und Länderbeschreibung als auf die wahre und erschöpfende Angabe des geographischen Stoffes legt, sammelte Pausanias (ungefähr 180 n. Chr.) in seiner „Beschreibung Griechenlands“ in 10 Büchern eine Menge nützlicher und wissenswerter Angaben, Erzählungen und Notizen, die für Religion und Mythologie, Kunstdenkmale und Künstler, Geschichte und Landeskunde des griechischen Altertums von grösster Bedeutung sind. Endlich gehört zu den geographischen Werken der späteren Zeit von dauernder Bedeutung noch das aus 300 Schriftstellern zusammengetragene geographische Wörterbuch des Stephanos aus Byzanz (um 472 n. Chr.), das jedoch nur in dem dürftigen Auszuge des Grammatikers Hermolaos erhalten ist.

Unter den Periegeten (Länderbeschreibern) sind zu erwähnen: Agatharchos aus Knidos (um 150 v. Chr.), der das rote Meer und seine Küsten beschrieb, Artemidoros aus Ephesos (um 100 v. Chr.), Skymnos aus Chios und Dionysios aus Charax, den Augustus in den Osten sandte. Um Chronologie machten sich verdient ausser Klaudios Ptolemaios, der die Zeitbestimmungen der assyrischen, medischen, persischen, griechischen und römischen Herrscher von Nabonassar bis Antoninus Pius aufstellte, noch Sextus Julius Africanus (222 n. Chr.), der Stifter der alexandrinischen Zeitrechnung durch sein Chronicon, sowie dessen Fortsetzer Eusebius Pamphili, Bischof von Caesarea, (gest. 340).

Mathematiker gab es zu den Zeiten nach Christi Geburt nur wenige, den Alexandrinern ebenbürtige. Man liess es in der Regel dabei bewenden, das von den Vorgängern überlieferte zu behalten und ihre Schriften zu erklären. Für die Arithmetik ward Diophanthos (um 365), den spätere als Erfinder der Algebra ansehen, und der zuerst unter den Alten unbestimmte Gleichungen behandelte, von Bedeutung. Die geometrischen Arbeiten lernen wir aus den Kollektaneen des Pappos von Alexandria kennen. Sein Zeitgenosse Theon (um 395) schrieb Scholien über Euklid, Aratos und Ptolemaios und die unglückliche Tochter desselben, die neuplatonische

.osophin Hypatia, die Lehrerin und Freundin des Synesios (ermordet anstiften des Bischofs Cyrillus durch den christlichen Pöbel ɩandriens 410), verfasste einen Kommentar zu Apollonios Lehre den Kegelschnitten, der jedoch verloren gieng.

In der Naturkunde geschahen keine Fortschritte; ja selbst, Aristoteles und Theophrastos für sie geleistet hatten, wurde ıig benützt. Des Zeitalters Hang zum wunderbaren, übernatür-ıen und mystischen hinderte ihre Bearbeitung. Ein langer Still-nd wartete ihrer. Die Tiergeschichte des Klaudios Aelianos aus ıneste (um 130 n. Chr.) ist das einzige bedeutende Werk aus · Naturbeschreibung und doch nur matte Kompilazion von oft rchenhaften und unverarbeiteten Notizen. Auch in der Heilkunde tte die von Hippokrates ausgestreute Saat wenig Früchte getragen. ıne Lehre verschmolz unter den Nachfolgern zur sogenannten ;eren dogmatischen Schule. In Alexandrien aber artete sie bald blosse Dialektik und Büchergelehrsamkeit aus. Es entstanden e empirische, die methodische, die pneumatische und endlich die les verschmelzende eklektische Schule, und es bedurfte eines schö-'erischen Geistes voll umfassender Gelehrsamkeit der Verwirrung n medizinischen Wissen ein Ende zu machen. Ein solcher war Claudios Galenos (131—203 n. Chr.) aus Pergamon, ein Stern rster Grösse, nächst Hippokrates der berühmteste Arzt des Alter-ums. In seinen zahlreichen Schriften verbreitet er sich über alle Teile der Medizin. Durch gründliche Bearbeitung der Anatomie ınd Physiologie gewann er sich einen sichern Grund für die Patho-ogie. Seine „Heilkunst“ war lange Zeit das verbreitetste Lehr-ınd Schulbuch, und sein Sistem behauptete bis in späte Zeiten eine fast unantastbare Autorität. Nach ihm kam die Arzneikunde teils wieder ins Gefolge der Magie und verwandter Gaukeleien des Aberglaubens, teils begannen auch hier statt selbstständiger Leistungen die Kommentare zu Galenos u. a., worin sich Oribasios, Günstling Kaiser Julians, auszeichnete.

Die bildenden Künste bei den Römern.

Architektur.

Den Römern gieng die schöpferische Phantasie ab, sie waren ein Volk ohne eigentliche künstlerische Anlage. Ihre bildende Kunst ist daher, wie ihre Poesie nichts ursprünglich eigenes, von ihnen geschaffenes, sondern überkommenes, vorhandenes. Noch am meisten

eine Grossartigkeit und Pracht um sich, die an die Stel-
republikanischen Einfachheit einen fürstlichen Prunk setzte.

Das Theater, welches M. Scaurus im Jahre 58 v. Chr. für
Zuschauer baute, war zwar noch aus Holz, allein mit den
barsten Stoffen, mit Gold, Silber und Elfenbein bekleidet un
prachtvollen Marmorsäulen und einer Anzahl eherner St
geschmückt. Drei Jahre darauf konnte Pompejus schon das
steinerne Theater in Rom errichten, das 40.000 Zuschauer
Caesar stellte wieder her, vergrösserte und verschönerte de
Tarquinius dem älteren erbauten, bereits in Trümmern lie
Circus maximus, starb aber zu früh, um andere grosse Ba
ausführen zu können.

Masslos wurde die Baulust besonders der ersten *Impera*
Jetzt begnügte man sich nicht mehr mit der Ausführung
Einzelnbauten, sondern legte gleich neue gewaltige Stadttei
baute Fora von einer zusammenhängenden Architektur eingesch
und verlieh selbst den Einzelnanlagen (wie Thermen, Amphithea
eine kolossale Ausdehnung. Nebst Augustus stehen Nero, Ves
und Trajan im Vordergrunde der römischen Baugeschichte.

Augustus machte in Verbindung mit Agrippa und anderen
Campus Martius zu einer von Hainen und grünen Flächen ange
unterbrochenen Prachtstadt, während sich die folgenden Kaiser
um die sacra via und den palatinischen Hügel drängten. Die w
tigsten Gebäude des Augustus waren der Tempel des palatin
Apollo mit der Bibliothek, aus carrarischem, die Säulenhallen
aus punischem Marmor, der Tempel des Jupiter *Tonan*
kapitolinischen Hügel, des Mars ultor auf dem Kapitol, das Th
des Marcellus, (noch erhalten in seinen gewaltigen Ueberresten
Palaste Orsini), die Portikus der Octavia, und das gross
Mausoleum Augusti.

Von Agrippa rühren neben grossen Hafen- und Kloakenba
und den Saepta Julia die grossen Thermen und besonders das
Göttern des julischen Geschlechts geweihte Pantheon her, ein R
gebäude von 132 Fuss Höhe, mit einer Vorhalle aus 16 korinthis
Granitsäulen, die Wände mit Marmor belegt, die Lacunarien mit
goldeten Rosetten; von Asinius Pollio das Atrium Libertatis sa
Bibliothek, von Cornelius Balbus ein Theater. Aus dieser Zeit sta
auch das bekannte Grabmal, die Pyramide des Cestius. So war un
Augustus ein neues prächtigeres Rom entstanden und er konnte
rühmen, die Ziegelstadt, die er vorgefunden, als eine Marmorsta

nterlassen. Die Claudier schufen gleichfalls Riesenbauten voll Eitel-
it und Schwelgerei. Tiber baute ein Lager der Prätorianer, Caligula
ne Schiffbrücke über den Busen von Bajä, Claudius sorgte für
asserbauten an dem Hafen von Ostia, der aqua Claudia, dem
rio novus und dem Emissarius des Fucinersees. Die Gegend bei
uteoli, Bajä etc. wurde in dieser Zeit mit Villen bedeckt; wenig
agegen geschah für die Verschönerung Roms. Um so titanischer
ber griff Nero dieses Werk nach dem von ihm veranstalteten
rande an. Sein goldenes Haus reichte von dem Palatin nach dem
squilin und Caelius hinüber, mit Millien langen Portikus und
rossen Parkanlagen im innern und unsäglicher Pracht, besonders
er Speisesäle.

Mit den Flaviern (69 n. Chr.) begann eine zweite Glanzperiode
er Architektur. Vespasian baute ein neues prachtvolles Kapitol
ınd einen Tempel der Pax. Obenan steht sein Colosseum, das 80.000
Zuschauer fasste, ein Amphitheater von Titus geweiht (80 n. Chr.)
ınd zugleich als Naumachie benutzt. Titus Thermen und Triumph-
bogen, Domitians Forum, Kapitol und Arx albana zeigen gleichfalls
den Sinn der Flavier für grossartige Bauten.

Auch Trajan und Hadrian gaben der Baukunst reichlich Be-
schäftigung. Das Forum Trajans, in der Mitte die Säule mit dem
Erzbilde des Kaisers, ward das staunenswerteste Werk Roms, das
Odeion, das Gymnasium, die ulpische Basilika, der Hafenbau zu
Ostia, die Donaubrücke und eine Menge grosser Bauten in den
Provinzen waren Ehrendenkmale seines Kunstsinns und der Geschick-
lichkeit seines Baumeisters, des Griechen Apollodoros von Damascus.
Hadrian selbst Architekt und eitel darauf, nahm die tiburtinische Villa
zu seiner Hauptaufgabe; von sieben Millien im Umfang enthielt sie eine
Menge Gebäude im griechischen Stil und eine Unzahl von Kunstwerken
zum Schmuck. Rom erhielt durch ihn den Tempel der Venus und
der Roma und sein Mausoleum (jetzt Castell St. Angelo). Dasselbe
hielt im Durchmesser 226 Fuss, war bekleidet mit parischem
Marmor und den Gipfel krönte eine Quadriga. Auch in den Provinzen
(s. S. 592) veranstaltete oder begünstigte er Prachtbauten.

Der Kunstgeschmack aber war schon im sinken und es macht
sich bereits ein Eklektizismus der Bauformen bemerklich, der am
Schlusse der Kaiserzeit besonders im Oriente, immer mehr um sich
greift und die Einheit der antiken Architektur gänzlich zerstört.

Das Septizonium des Septimius Severus, Caracallas Thermen von
ungeheurem Umfange, Aurelians neue Stadtmauer und sein Tempel des

Sol und Bel, wie Diocletians Thermen zu Rom und sein Palast zu Salona, zeigen bereits bei aller Grösse der Anlage, trotz des kühnen Gebrauches der Bogen und des malerischen Wechsels der Gliederung, die sinkende Technik und das absterben der Architektur.

Aus der letzten Zeit antiken Lebens stammt die constantinische Basilika, begonnen von Maxentius; der prachtvolle Triumphbogen Constantins aber ist aus einem früheren Trajansbogen errichtet.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Monumente von Pompeji, die eine Anschauung von dem Uebergange aus der hellenischen in die römische Form gewähren. Wir schauen in den Triumphtoren, Bädern, Tempeln, Stadtmauern und Toren den damaligen Zustand Roms etwa in Duodezformat. Die Wohnhäuser, z. B. das Haus des Sallust, zeugen von dem heiteren Lebengenusse ihrer Bewohner.

Skulptur.

Ungleich geringer als zur Architektur war die Befähigung der Römer zur Bildnerei, zur Plastik.

Der Römer, unempfänglich für die Ehre künstlerischer Meisterschaft, — Cicero sagt offen, es sei dem Fabius, sonst einem trefflichen Bürger, gerade nicht zum Lobe angerechnet worden, dass er malte — ermangelte der Anlage heimische Werke zu schaffen, ihrer Bearbeitung zu folgen und ihrer Vollendung sich zu freuen. Er beschränkte sich daher grossenteils darauf, Kunstwerke zu besitzen. In der ersten Zeit, bevor die griechische Kunst zu ihnen herüberkam, bezogen die Römer ihren Bedarf an Kunstwerken, wenn man so sagen soll, aus Etrurien; denn in der Tat mochten sie die ihre Tempel schmückenden Götterstatuen kaum aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten, als die anderen Produkte des Gewerbefleisses, die ihnen von da zukamen. Als erste griechische Künstler in Rom werden Damophilos und Gorgasos genannt, welche den schon 493 v. Chr. eingeweihten Cerestempel beim Circus maximus mit Bildwerken und Gemälden schmückten. Um 250 v. Chr. nach den Samniterkriegen kamen zuerst griechische Kunstwerke als Beute nach Rom, 212 solche aus Syrakus. Die Besieger der Makedonen, Flaminius und Aemilius Paulus, sowie der Aetoler Fulvius Nobilior führten zahlreiche Kunstwerke und Künstler ein. Letzterer allein 515 Statuen aus Erz und Marmor.

Das wegführen der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Italien nahm bald in immer grossartigerem Massstabe zu und

schon begannen die Kunstschätze bei den Triumphen der Feldherren eine hervorragende Stelle einzunehmen. Den Höhepunkt dieses prahlerischen strebens bezeichnet die Plünderung und Zerstörung Korinths (146 v. Chr.); aber man betrachtete die Kunstschätze noch ungefähr in demselben Sinne als Beutestücke, wie etwa Waffen oder unverarbeitetes edles Metall. Wie gering überhaupt das Verständnis für die Kunst blieb, zeigt das bekannte Beispiel des Mummius am besten, der wohl eine dunkle Ahnung von dem Werte der geraubten Bildwerke hatte, weil er auf das strengste befahl, sorgfältig mit ihnen umzugehen, diesem Befehle aber hinzufügte, dass derjenige Soldat, durch dessen Schuld etwas zerstört würde, dasselbe auf seine Kosten daheim müsste neu machen lassen. Leute von feiner Bildung freilich, denen die hellenische Literatur bekannt war, sind gewiss in der griechischen Kunst nicht unbewandert gewesen, aber damals waren solche sicherlich noch in der Minderheit. Nicht lange dauerte es und diese dem Barbarenstolz entsprungene Raubsucht wich einem ästhetischen Sammelgeiste, der jedoch die Unfähigkeit des schaffens durch Ueberfülle des Genusses zu ersetzen suchte. Der Luxus machte jetzt die Hauptstadt zum Sammelplatz griechischer Künstler und die beginnende Kunstliebe der Römer gewährte so dem angebornen bildnerischen Talente der Hellenen neue Nahrung. Neue Anschauungen waren zwar auf dem Idealgebiete hellenischer Kunst nicht mehr möglich, aber ein freies reproduzieren der älteren Werke der Glanzperiode, ein wiederaufnehmen des abgerissenen Fadens war möglich. — So sehen wir denn besonders die neuattische Schule von Bildhauern (s. S. 398) für Rom arbeiten. Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. finden wir hier zwei Richtungen in der Kunst, eine griechische oder besser hellenistische und eine nazional römische. Der ersteren gehören zunächst die drei bereits früher (s. S. 398) erwähnten Künstler der neuattischen Schule, Apollonios, Glykon und Kleomenes an. Von dem ersten haben wir den vatikanischen Herkulestorso nach Michel Angelos Ausspruch die schönste Antike, von dem zweiten den kolossalen Herkules Farnese (zu Neapel); beides sind aber Nachahmungen Lysippischer Werke. Dem Kleomenes gehört die mediceische Venus, ein Werk von zierlicher Behandlung, aber ohne höhere Auffassung. Dass auch die asiatischen Kunstrichtungen hier ihre Fortsetzung fanden, zeigt Agasias, welchem der borghesische Fechter angehört. Wie hoch überhaupt hellenische Kunst in Italien geschätzt wurde, geht daraus hervor, dass die meisten der Statuen und Reliefs, welche unsere Museen füllen, römische Wiederholungen

sind, denn die Originale, welche der Kunstraub seit Sullas Ze
und der Handel aus Griechenland nach Italien brachte, sind fa
alle verloren gegangen. Aber man kopierte nicht nur, sondern es
entstand eine eigene Schule, welche in eklektischer Weise an die
Hellenen sich anschloss. Ihr Begründer war Pasiteles (1. Jahr.
v. Chr.), welcher durch sein eingehendes Modellstudium und seine gr
theoretische Bildung berühmt wurde; sein Schüler ist Stephanos,
von dem wir eine Jünglingstatue, eine Art Canon besitzen; dessen
Schüler Menelaos verfertigte die schöne Gruppe in Villa Ludovisi
welche man Orest und Elektra nennt. Ausserdem haben wir eine
grosse Menge von Statuen, welche wegen ihres besonderen, an das
Ideal früherer Epochen anknüpfenden Kunstcharakters, dieser Ekle-
tikerschule zuzuschreiben sind. Parallel mit der griechischen Rich-
tung, welcher wir noch einmal begegnen werden, geht die spezi
römische. Sie unterscheidet sich von jener sowohl durch die meh
realistische, porträthafte Auffassung ihrer Gegenstände, als auch
besonders dadurch, dass sie einem idealeren Stoffkreise gegenüber
den Bedürfnissen des täglichen Lebens vorzugsweise dient. Wir
geben die wichtigsten Gegenstände dieser Kunstrichtung an.

Das Porträt entwickelte sich bei den Römern zu der höchsten
Vollkommenheit, welche diese Kunstgattung jemals erreicht hat.
Die Statuen sind entweder mit bürgerlicher Kleidung (togatae) oder
in militärischer Tracht (thoracatae) versehen oder endlich in Kostüm
und Haltung mehr ideal aufgefasst (achilleae). Alle drei Gattungen
lehnen sich an ähnliche Aufgaben der Diadochenzeit an. Zahlreiche
Beispiele von Porträtstatuen sowohl wie von Büsten sind von den
letzten Zeiten der Republik bis in die späteste Kaiserzeit erhalten,
im einzelnen zwar verschieden an Wert, je nach dem Kunstver-
mögen des Bildhauers, nach Bestimmung des Kunstwerkes, oder
nach den Unterschieden hauptstädtischer und provinzialer Kunst-
übung. Aber innerhalb zweier Jahrhunderte (bis etwa 160 n. Chr.) ist
von einer Abnahme eines künstlerischen Vermögens nicht die Rede.
Am längsten erhält sich die Kunst in der Behandlung der Büste.
Selbst von Caracalla (seit 211) und einzelnen der späteren Kaiser
haben wir noch vorzügliche Büsten. — Dem Porträt steht eine
zweite Kunstgattung nahe, welche von den Römern besonders
gepflegt wurde, die Darstellung von Personifikazionen einzelner Pro-
vinzen, Städte, Länder, deren man namentlich für die Ausstattung
der Triumphzüge bedurfte; auch hier arbeitete die hellenistische
Zeit vor. Römische Beispiele mögen sein die 14 von Pompejus

wundenen Nazionen des Coponius für einen Portikus, die 60 schen Völkerschaften an dem Altar des Augustus bei Lugdunum, beide aus Schriftstellern bekannt. Erhalten sind uns z. B. die liche sog. Thusnelda, eine Germania devicta (Florenz) und die n Dacier aus Trajans Zeiten (fast in allen ital. Museen, einige t am Constantinsbogen). Hier kommen wir nun an eine dritte istgattung, welche, wie es scheint, den Römern eigentümlich ist: historischen Reliefs an Säulen, Triumphbögen und Sarkophagen. Gegenstände, welche auf ihnen behandelt sind, waren früher, hellenistischer Zeit und in Rom zu Anfang der Republik auf eln gemalt, bei Triumphzügen umhergetragen, auch auf öffentien Plätzen ausgestellt und dem Volke erklärt worden. Das Vernst der Römer ist es also höchst wahrscheinlich, diese Darstelıgen einer vergänglichen Tagesdekorazion in die Plastik übersetzt d so eine neue Kunstgattung geschaffen zu haben. Die wichtigsten ıaltenen Beispiele sind die Reliefs des Titusbogens (Triumphzug er Judäa) und die vom Trajansforum: Schlachten, Zeremonialakte, ırstellungen aus dem Privatleben des Kaisers u. s. w., jetzt meist den Constantinsbogen vermauert. Dazu kommen die spiralförmig n die Trajanssäule laufenden Darstellungen des Dacierkrieges. 'eit geringer sind die Reliefs der Säule und des Bogens . Aurels (161—80), zum Teil nur Wiederholungen der glänzend fundenen Motive trajanischer Kunst. Die Reliefs am Bogen des ptimius Severus (193—211) bezeugen den gänzlichen Verfall der imischen Plastik. Seit dem Zeitalter der Antonine werden auch ie Sarkophagreliefs zahlreich. Sie sind für die Geschichte der ntiken Ideenwelt, wie die Trostlosigkeit und schmerzliche ehnsucht hereinbricht und die Ahnungen der Unsterblichkeit mächiger anschwellen, dann auch für die Stofflehre, da sie nicht selten ltere Bilder wiederholen, von grosser Wichtigkeit, machen jedoch uf formelle Vollendung nur geringen Anspruch. Luna und Endynion, die Entführung der Kora, Amor und Psyche, Niobe, Phädra ind Hippolit, Prometheus, bilden den gewöhnlichen, symbolisch edeutsamen Gegenstand der Darstellung.

Den wenigen Schriftstellererzeugnissen nach zu urteilen, scheinen diese bewundernswerten Schöpfungen nazionaler Kunst wenig Eindruck auf das gebildete Publikum gemacht zu haben, welches offenbar sein Schönheitsideal in Griechenland suchte. Beweis dessen sind einige Denkmäler, deren Existenz eine Art hellenisierender Reakzion gegen jene Richtung kund tut. Dahin gehören z. B. allerlei Kunst-

uch abwesend um das
bendrein die stolze S
Pompejus, zu
nd zu wenig gerüste
schüchtert nach u
loch aufzuhören,
ligungen zu reiz
ig unterjochte,
kam zu keine
Senate den A
seiner Stattl
ung um da
von Caesar
usserst tale
von Caesar
ften Schu
esse gezo
erung au
er lenkte
schen H
ch die e
üchte v
führten
Von
ben, w
den P
rtwähre
h nach
. Anto
ch neu
treten
chritte
egion
len P

werke von
sowie die
wohl von N
arbeitenden
handlung dar.
griechischer Ku
Trajans Nachfolg
Schöpfungen der
in technischer Be
originellen Typus he
Kunst schuf: das
dem nach seinem fr
liess. Seine Statuen u
griechischen Einflüssen
einzelnen Zeitpunkten
Diese entspricht der Vor
für früh-mittelalterliche K
Kunst den Römern etwa so

Unter den Kleinkünste
bei den prunkliebenden Röm
besten Zeit gehören die beide
an, die an Grösse und Reichtu
treffen. Die eine in den kaiser
erstaunliche Breite von 9 Zoll
gorische Verherrlichung des Aug
Louvre zu Paris misst 13 Zoll
Dieselbe Prunksucht der Rö
Arbeiten durch Anwendung verschied
Werk dieser Art ist die Portland-V
London.

Die Malerei

Verhältnismässig frühe und *teilwei*
ward die Malerei bei den *Römern betrieben*
Deodotos und Demetrios *und dem Halbgrie*
wir, und zwar im 3. Jahrhundert *vor Christi,*
den Tempel der Salus mit Bildern *schmückte.*
von der praktischen Richtung der *Malerei im röm*
dass sie bei Triumphzügen mit *benützt wurde*
Zügen Zeugnis von Roms Heldenkraft *abzulegen.*

ner auch mit griechischen Meisterwerken
ann die Ausschmückung der Wohnzimmer,
mit den kostbarsten Gemälden. Zu Caesars
is Byzanz (Ajax, Medea, Orestes und Iphigenia)
mulius, Cornelius und die Porträtmalerin
Träger der Malerei; in der älteren Impe-
Fabullus (der Maler des goldenen Hauses)
Maler des Tempels der Honos und Virtus) im
n (Alexander und Roxane mit Eroten), Eume-
ch später Hilarius aus Bithynien. Der Deko-
vorherrschend, die historische Malerei un-
ifdeckung von Pompeji und Herculanum, die
Thermen des Titus und mancher unterirdischer
e Roms haben uns von dem wichtigen Zweige
ndmalerei reiche Anschauung gebracht und das
l bietet eine Ansicht des schönsten und bedeutend-
id das meist Nachbildungen älterer griechischer
fresko auf nassem Kalk aufgeführt, selten auf
mit Leimfarbe. Die ganze schöne Welt der antiken
en lebt dort vor dem Auge des Beschauers im
lanze der Farben auf.

h verschieden von diesen ist ein Mosaikbild von
dung, das den Fussboden im sogenannten Hause des
te und für die Darstellung einer Alexanderschlacht
Die Komposizion ist malerisch, mit reichem perspekti-
rgrund. Die Mosaik ist überhaupt der einzige Zweig
den die Römer selbständiger entwickelten und worin
hnetes leisteten. Die Kunst Gemälde durch einen Ab-
vielfältigen, erfand der Gelehrte Varro, worin sie bestand,
icht überliefert worden. Aus den Zeiten des Verfalls
einige Handschriften schätzbare Malereien erhalten. Auch
zen können wir die Geschichte der Kunst von ihrer Blüte
m Verfall derselben verfolgen, der sich seit den Zeiten
g Tyrannen bereits in der sehr vernachlässigten Technik

Tanz und Musik.

Musik- und Tanzkunst wurden von den Römern nie so
dass sie, wie bei den Griechen, einen Teil des Unterrichts
ten. Für die höheren Stände galt der Tanz überhaupt als

unanständig und nie tanzten Personen verschiedenen Geschlechts zusammen. Das tanzen war mehr mimische Bewegung, und zwar weniger der Füsse als der Arme; man suchte in die Bewegung des ganzen Körpers Ebenmass und Harmonie zu bringen. Auch von den Landleuten wurde fast nur bei religiösen Feierlichkeiten getanzt und der eigentlich künstliche Tanz blieb stets Sache der Fremden und des Theaters (s. S. 642). Auch in der Musik haben die Römer keine hohe Bildung erlangt. Sie galt ihnen bloss nur als Mittel, nicht als Zweck für sich und wurde daher auch meistens nur von Fremden, Sklaven und Freigelassenen betrieben und bei steigender Kultur durch die der Griechen verdrängt. Ihr Gebrauch war vornehmlich ein dreifacher. Bei Opfern, auf der Bühne und im Kriege; ausserdem auch bei Triumph- und Leichenzügen, Götterfesten und Gastmälern.

Die erste Art bekamen sie mit einem grossen Teile des Kultus von den Etruskern, die Instrumentalmusik für die Bühne und den Felddienst von den Griechen; die Saiteninstrumente sollen erst 186 v. Chr. nach Rom gekommen sein. Seit Nero, der seinen Stolz darein setzte als musikalischer Künstler zu gelten, kamen ungeheuere Schallmittel in Anwendung. Gegenstand literarischer Bearbeitung wurde die Musik erst spät; Vitruvius, A. Gellius, Apulejus, Censorinus, Macrobius u. a. traten als Schriftsteller darin auf.

Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Roms und des Römerreiches.

Landwirtschaft.

Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht waren der Römer Mitgift aus der latinischen und sabinischen Nachbarschaft; Pflug und Schwert war ihnen in alter Zeit gleich recht zur Hand. Was durch das Altertum geweiht war, empfieng auch die mythische Weihe. Die religiöse Beziehung auf den Ackerbau zeigt sich ausser dem Kulte des Faunus, Vertumnus, Saturnus, Ops, der Flora, Seja, des Robigo u. a. auch in der feierlichen Eingehungsform der Ehe (confarreatio) und in der dem Romulus zugeschriebenen Errichtung des Kollegiums der 12 Arvalbrüder, denen es oblag, alljährlich vor der Ernte ein Opfer zu verrichten und den Segen des Himmels für die Fruchtbarkeit des Bodens zu erflehen. Numa soll bereits Grenzsteine und das Fest Terminalia eingeführt, auch Aufseher über den Fleiss der Landleute gesetzt haben. Die Landwirtschaft war und blieb daher bei den Römern der Schwerpunkt des Staates. Die

ger Roms hatten ihre Besitzungen, die sie entweder selbst und Hilfe ihres zahlreichen Hausstandes und Gesindes bewirtschaf- n oder deren Bewirtschaftung sie ihren Clienten überliessen, ›ei sie aber immer die Oberleitung behielten.

Ein guter Landwirt zu sein, war das grösste Lob des römi- en Bürgers; den Acker schlecht zu bauen wurde vom Censor ügt, ja nächtlicher Felddiebstahl wurde nach dem Zwölftafelgesetz ;ar mit dem Tode bestraft. „Einen Bürger einen guten Land- rt“ nennen, sagt Plinius „hiess ihn am höchsten loben“, wie denn ch die Pisonen, Fabier, die Lentuler und Ciceronen, alle diese len Geschlechter sich solcher Ahnen rühmten, welche durch den nbau der beliebten Früchte: Erbsen, Bohnen, Linsen sich hervor- :tan hatten. Die Aehrenkrone war die erste der verschiedenen ›äteren Kronen, die, wie jetzt die Orden und Ehrenkreuze, an die ömischen Bürger verteilt wurden. Bei solchen Ansichten darf nan nicht überrascht sein, wenn die Gesandten des Senates zur Zeit der Gefahr den rettenden Dictator und Feldherrn vom Pfluge vegholten und auch in späterer Zeit sich ihre Staatsbeamten, Advokaten und Kriegshelden, wie Cato und Cicero durch musterhafte Bewirtschaftung ihrer Landgüter auszuzeichnen liebten und darin ihren Ehrgeiz suchten. Sie begnügten sich aber nicht mit dieser Aufgabe in den engen Grenzen ihrer Heimat; sie bildeten sich nur zu tüchtigen Landwirten heran um gute Ansiedler zu werden.

Die römischen Kriege dehnten nämlich nicht nur die Herrschaft über die Nachbarvölker aus, die Sieger erwarben auch den Grund und Boden; denn alle im Kriege überwundenen Gemeinden wurden stets zur Abtretung eines Teiles, gewöhnlich des Drittels ihrer Feldmark gezwungen, und dieses dem römischen Staatsgute zugeschlagen. Das liegende aus Feldern und Gründen bestehende Staatsgut war zum grössten Teile ungeteiltes und unvermessenes Gemeinland (ager publicus), dessen Eigentümer der Staat war und dessen Nutzung die Patrizier als Vorrecht ihres Standes in den ersten Zeiten ausschliesslich in Anspruch nahmen. Im Laufe der Zeiten erhielten auch die Plebejer Anteil daran und die Besitz- und Benützungsrechte wechselten; allein das Grundwesen dieser Eroberungsart wurde von den Römern aufrechterhalten, wornach die Eroberer nicht nur Herren und Beherrscher der überwundenen Völker, sondern in allen Ländern auch Eigentümer und Besitzer eines Teils von Grund und Boden und somit ansässig wurden. Der okkupierte Grund und Boden wurde als römisches Staatsgut verwaltet

oder an die römischen Soldaten verteilt, römischen Bürgern oder deren Clienten oder anderen Arbeitern in Besitz oder Pacht, auch wohl den Eingebornen gegen Zins und andere Abgaben und Leistungen überlassen; namentlich unter der Bedingung der Verteidigung des übergebenen Grundes gegen die römischen Feinde. So wurzelten die Römer immer erst in einem Lande ein, ehe sie ihre Macht weiter verpflanzten und die Eroberung wurde eine fortschreitende römische Kolonisazion mit bewaffneter Hand. Man kann von den Römern sagen, sie eroberten jedes Land zweimal: einmal mit ihrem Herzblute und hierauf mit dem Schweisse der Bodenarbeit; mit dem Schwerte und mit dem Pfluge.

Nur aus dieser Besonderheit ihres Verfahrens, das kein Vorbild hatte und nie mehr vollständig nachgeahmt wurde, lassen sich die Erfolge der römischen Waffen und die Kraft erklären, womit sie die eroberten Länder festhielten, und so lange sie dieses Verfahren streng beobachteten, war ihrer Ausbreitung keine Grenze zu setzen. Die Römer sind es, welche daher in geordneter Arbeit die Landwirtschaft zum Geschäfte ausbildeten. Mit Tatkraft und Ernst griffen sie den Feldbau an und brachten ihn zur höchsten Blüte in Italien, wie er sie früher und später nicht mehr erreicht hat. Die Bearbeitung des Bodens, wenn auch mit einfachen Werkzeugen, war eine sorgfältige und vorzügliche. .Nach Columella wurde für 1 Joch oder 28800 römische Quadratfuss $6^1/_2$ Tage verwendet, um den Boden umzubrechen, dann zu wenden, ein drittesmal um ihn zu rühren und endlich die Saat zu bedecken. Der Dünger wurde zweckmässig vorbereitet und mit gehöriger Auswahl für Boden und Pflanze reichlich angewendet. Die Römer kennen bereits den hohen Wert des Kloaken-Düngers und Vogelmistes, wenden Asche, Mergel, Kalk, Teichschlamm an und bereiten Mengedünger. Dem Futterbau legen sie grosse Bedeutung bei, sie bewässern die Wiesen sorgsam und bauen zu diesem Zwecke Wasserleitungen, legen Kunstwiesen an und verjüngen alte Wiesen, indem sie dieselben mit dem Pfluge aufbrechen und durch einige Jahre mit Getreide besäen. Sie bauen in die gedüngte Brache Futterkräuter: den medischen Klee (Luzerne), die südlichen Melilotus-Arten, Bockshornklee und Rüben, Mengfutter (ocymum) von Wicken und Luzernen mit Hafer oder Gerste. Nach den Futterpflanzen liessen sie Getreide folgen, dann Lein, Mohn, Erbsen, Kichern, Linsen, nach welchen man erst manchmal reine leere Brache hielt, und wir sehen daraus, dass sie schon den Vorteil der Fruchtwechselwirtschaft erkannt hatten. In ihrem Viehstand

hatten sie aus Epirus edle Rinder aufgenommen. Sie verwendeten die Ochsen mit Kummeten geschirrt, nebst den Eseln und Maultieren zum Zug. Sie hielten Schafe, züchteten Schweine und hatten schöne Pferde, welche sie aber nicht zur Feldarbeit gebrauchten. Das Vieh fütterten sie ausser mit Wiesenheu und den künstlichen Futterpflanzen auch, je nach der Art der Tiere, mit Eicheln, Bucheckern, Kastanien, Weintrestern, Weizen- und Gerstenstroh, Bohnen-, Wicken- und Wolfsbohnenhäcksel und mit Laub von Ulmen, Steineichen, Pappeln, Weiden und Epheu. Diese Bäume und Gesträuche wurden dazu ordentlich beschnitten, das Laub wurde getrocknet und aufbewahrt, die jungen getrockneten Zweige waren als Schaffutter geschätzt.

Nach der Begünstigung des Klimas pflegten die Römer besonders den Gartenbau. Schon unter Numa hatten sie Weinbau. Cato kennt bereits 8 Rebensorten. Virgil getraut sich nicht mehr sie aufzuzählen. Sie zogen die Reben hoch an Pfählen und Bäumen, kelterten die Trauben mit Keil- und Schraubenpressen und bewarten den Wein in Fässern. Zu Plinius Zeiten war der Oelbaum bereits über Italien, Spanien und Gallien ausgebreitet. Von Obstbäumen pflegten sie die Feigen in vielen Abarten, und führten mancherlei Aepfel- und Birnenbäume aus Epirus ein; aus Armenien die Pflaumen, aus Pontus die Kirschen, aus Medien die Citronen, aus Afrika die Granaten, aus Persien die Pfirsiche, aus Cypern die Lorbeerbäume, aus Griechenland die Myrten. Ihre Gartenanlagen hatten Abteilungen für Rebenpflanzungen, Oelbäume, Obst und Gemüse und diese wechselten in angenehmer Ordnung mit Rasenflächen, Bächen, Teichen, Hainen, Laubgebüsch und Blumenbeeten.

Aus dieser reich ausgestatteten Landwirtschaft in Italien verbreiteten nun die Römer als Ansiedler in den eroberten Ländern, besonders nach Norden, die vorzüglichsten Nutzpflanzen und Zuchttiere. Gallien, Germanien, Britannien verdankt ihnen die erste Einrichtung und Bereicherung der Landwirtschaft und Tierzucht. Den grössten Nutzen aber aus den neuen Pflanzungen sowie aus den Wirtschaftsverbesserungen in den Provinzen zogen die Römer selber, indem sie die frische Bodenkraft ausbeuteten, die Arbeitskraft der unterworfenen Völker zu ihrem Gewinne in Tätigkeit setzten und so deren Steuerfähigkeit erhöhten.

Die Jagd kommt als eigentliche Beschäftigung bei den Römern nicht mehr vor, obschon sie als heilsame Leibesübung von den Vornehmen während ihres Aufenthaltes auf dem Lande oder in den

wildreichern Provinzen gerne betrieben wurde. Von grösserer Bedeutung war der Fischfang, namentlich an der Seeküste. Auch auf den Landhäusern legte man, um immer Vorrat zu haben, Teiche an mit süssem und Salzwasser. Salzwasserteiche hielt der Adel in grosser Zahl und sie waren mehr für das Auge als den Beutel, denn ihre Anlage, Füllung und Unterhaltung war sehr kostspielig, auch musste man Leute zur Pflege der Fische halten. Die Anlage von Austernbänken und Seeteichen wurde besonders in späterer Zeit mit grossartigem Luxus betrieben.

Seine Ehre und Blüte hatte der Ackerbau, so lange der römische Bürger sein mässiges Stück Feld selbst bebaute und von Seiten der öffentlichen Gewalt einer übermässigen Verschuldung des Grundbesitzes durch allerlei Massregeln vorgebeugt wurde, ohne jedoch die freie Teilbarkeit und Eigentumsverfügung zu beeinträchtigen. An die Zerteiltheit des Grundbesitzes, die jedem Bürger seinen Acker gewähren sollte, knüpfte sich unmittelbar Wohl und Wehe des Staats und als Bauernvolk haben die Römer die Grösse desselben begründet. Die Teilung des Grundeigentums lässt sich zwar in der frühesten Zeit nicht genau erkennen; doch scheint während der besseren Zeit Roms der mittlere Grundbesitz die überwiegende Mehrheit gebildet zu haben. Erst gegen Ende der Samniterkriege scheint es, kam mit der wachsenden Zahl der Sklaven aus Kriegsgefangenen die Bewirtschaftung im grösseren Massstabe auf. Aber nur langsam gelangte diese schädliche Neuerung zum Durchbruch. Die mehrfachen Verurteilungen, wegen Uebertretung des licinischen Gesetzes zeigen, dass der Staat noch mit Erfolg gegen die Krankheit des grossen Grundbesitzes ankämpfte.

Die später über so viele Völker erlangte Gewalt rief aber allmählig ein anderes Verhältnis für die Ackerbauer hervor, das dann schliesslich auch auf den Zustand der Agrikultur unheilvoll zurückwirkte. Nachteilig war schon bei der immer zunehmenden Vergrösserung des Staates die Vermehrung der Staatsländereien, welche die Aristokrazie im Bunde mit den reichsten Bürgern stets sich anzueignen wusste. Daneben fanden nur selten und so kärgliche Ackerverteilungen an ärmere Bürger statt und die verteilten Aecker wurden von den Reichen so häufig durch Kauf, List und Gewalt wieder mit den grossen Gütern des Adels vereiniget, dass sich das Grundeigentum immer mehr in den Händen weniger Reicher konzentrierte, die es nach karthagischem Vorbilde nur durch Sklaven bewirtschaften und ausbeuten liessen. Diese Grosswirtschaft gelangte

m Landbau allmählig zu überwiegender Bedeutung und vornehmlich durch die dadurch eingeführte und vollausgebildete Sklavenwirtschaft ward jetzt in die ganze Landwirtschaft ein ebenso unsittliches als gefährliches, ja selbst ökonomisch viele Nachteile erzeugendes Element gebracht. Es gab allerdings edle Römer, welche das Verderben voraussahen, das aus diesem Verfahren notwendig entstehen musste; sie wollten durch Anweisungen auf den Staatsacker die Zahl der Bauerngüter vermehren, den fortwachsenden Grossbesitz in bestimmte Grenzen einschliessen, die Reichen zwingen ihre Felder durch freie Arbeiter bebauen zu lassen. Aber alle diese Massregeln scheiterten an der Selbstsucht der besitzenden Klasse. (Erfolglos blieben die Agrargesetze von 133, 123, 100, 91, 51 v. Chr.) So verschwand nach und nach der freie italische Bauernstand, der mit der Sklavenarbeit und dem zollfrei eingeführten überseeischen Getreide nicht mehr zu konkurrieren vermochte. Die freien Bauern sanken zu Pächtern oder blossen Arbeitern herab, oder vermehrten den müssigen Stadtpöbel, der eben lebte, wie es gehen wollte, von Getreidespenden, Bestechungen bei Wahlen u. a., und hiermit wurde zugleich jenes schauerliche Drama des Verfalls eingeleitet, in welchem das grösste Volk der alten Welt allmählig seinem schmachvollen Untergange entgegen reifte. Neben dem zu immer grösseren Reichtümern gelangenden Adel sammelt sich in Rom ein zahlreicher, hungriger, arbeitsscheuer, käuflicher Pöbel; der Mittelstand schwindet gänzlich dahin. Aber auch der Ackerbau selbst sank inmitten der Sklavenwirtschaft, der Geldoligarchie, der Bürgerkriege und des Grossbetriebs (Latifundien) immer tiefer. Werden auch später den aus dem Kriege heimkehrenden Legionen Ländereien angewiesen, so ist doch dieser Umstand ohne erheblichen Einfluss auf die Geschicke des Ackerbaues im allgemeinen.

Die Getreideprodukzion trat zurück, die Wein- und Obstkultur so wie die Viehzucht steigerte sich, und die Nutzwirtschaft musste dem todten Luxus Platz machen. Auf Anlegung von Fischteichen, Parks, Tiergärten verwendeten die Reichen riesige Summen; der Verkauf des Wildes, Geflügels, der Fische, bot bessere Einkünfte als der Ackerbaubetrieb. So konnte schon Cicero mitten unter solchen Herrlichkeiten die Verödung Italiens beklagen und auch der jüngere Plinius spricht es an verschiedenen Stellen unumwunden aus: „Die Latifundien haben Italien zu Grunde gerichtet und beinahe auch schon die Provinzen“. In Afrika besassen zu Neros Zeit 6 Grundbesitzer die Hälfte der Provinz.

Dieser Zustand besserte sich auch später, trotz einzelner Lichtblicke in der Zeit der tüchtigeren Kaiser, nicht mehr. In der konstantinischen Zeit erscheint ausser der Bewirtschaftung durch Ackersklaven auch ein leibeigener Bauernstand (Kolonen), der die den Herren gehörenden Felder gegen eine Abgabe vom Ertrage bewirtschaftete. Die Herren durften nie baare Münze von ihnen verlangen, sie auch nicht ohne das zugehörige Land verkaufen. Die Entlaufenen wurden strenge bestraft und wieder zurückgebracht. Solche Kolonen waren vom Kriegsdienste frei und zahlten eine Kopfsteuer, die vom Gutsherrn im Ganzen ausgelegt und dann von den einzelnen wieder eingetrieben wurde. Die Entstehung dieses merkwürdigen Verhältnisses ist jedoch nicht ganz klar; vielleicht dass Gutsbesitzer den eigenen Sklaven einzelne Parzellen in Naturalpacht gegeben haben und daraus die Klasse der Kolonen entstand. Der Wucher, die enormen ungleich verteilten Steuern, so wie die Spoliazien jeder Art, welche das Ende des Kaiserreiches bezeichnen, vertrockneten vollends die Hülfsquellen der ackerbautreibenden Klassen und führten sie langsam dem Untergange entgegen.

Bergbau.

Wie die frische Bodenkraft, so suchten in gleicher Weise die Römer auch die unter der Ackerkrume liegenden Schätze auszubeuten. Sie trieben überall, wo sie Minerale vorfanden, den Bergbau, setzten alte Baue fort, eröffneten neue und verbesserten den Grubenbau.

In den Kriegen mit den Karthagern eroberten sie die wichtigsten Bergwerke in Sicilien, Sardinien und Spanien; mit der Eroberung von Makedonien, Griechenland und Kleinasien, von Noricum, Gallien, Germanien und Britannien brachten sie die reichsten vorhandenen Baue im Oriente und im Abendlande in ihren Besitz.

Die Bergwerke wurden als Staatsgut betrachtet und ihre Ausnützung dem Staatsschatze zugewiesen. In den Goldgruben von Vercelli durften während der Republik nur 5000 Arbeiter gehalten werden, weil es Maxime war, den Metallreichtum zu schonen. Die Römer kannten den Schachtbau, Strecken und Stollen; durch Schlägel und Eisen bearbeiteten sie das feste Gestein, durch Feuersetzen machten sie es mürbe; mit Keilen von leichtanschwellendem Holz, das sie benetzten, sprengten sie die klüftigen Felsmassen. Sie verbesserten die Verzimmerung, die Gruben- und Schachtmauerung. In den Pyrenäen findet man noch die rund ausgemauerten Römerschachte, und

an vielen Orten kann man noch die sorgsame Schrotarbeit der Stollen und Strecken von Römerhand bewundern, die von Fleiss, Geschicklichkeit und Ausdauer zeigt. Sie verbesserten die Grubenluft durch Wetterschachte, trieben lange Wasserlösungsstollen, und nur die Maschinenarbeit blieb unentwickelt, weil die billige Arbeitskraft der Fröhner und Sklaven genügte. Im Hütten-Prozess erfanden sie die Zubereitung der Erze zum schmelzen durch das vorangehende glühen und rösten; auf die Erzwäsche wendeten sie zuerst das Verfahren wie beim ausschwemmen des Flussgoldes und Flusssilbers in Spanien an, vornehmlich das Siebsetzen. Die Römer kannten den orientalischen und norischen Stahl und hatten mannigfache Versuche zur Nachbildung desselben gemacht. Magneteisenstein war ihnen wohlbekannt. Man baute ferner auf Blei und Zinn, welches letztere man zur Herstellung der Bronze benutzte, die bei den Römern häufiger in Anwendung kam als bei uns, ja zum Teil das Eisen ersetzte, wie denn Tische, Bettgestelle, Dreifüsse, Leuchter, Lampen, Küchengerätschaften aus Bronze gefertiget wurden. Nächstdem wandte man die Bronze in der Baukunst an und fertigte Türpfosten, Schwellen und Flügel daraus, dann Säulenkapitäle. Die Römer kannten schon die schützende Eigenschaft des Rostes am Erze. Wo die Verpachtung in Uebung war, wurden grösstenteils Sklaven beim Bergbau verwendet, die man mit geringem Aufwand zu tausenden an einem Ort zusammendrängen konnte, um auf diese Art die Ausbeute kräftig zu fördern und wohlfeil zu machen. Zu gefährlichen und gesundheitsschädlichen Arbeiten zwang man Sträflinge, deren Bewachung in Bergwerken mit wenigen Eingängen und in abgelegenen Gegenden leicht war. Man legte ihnen überdies Fesseln an und brannte den zur lebenslänglichen Strafarbeit Verurteilten Zeichen auf im Gesichte oder an den Händen und Waden.

Ein drittes Arbeiterverhältnis fand bei den mit Grundstücken beteilten Bergarbeitern, den Bergwerksansiedlern (metallarii), statt. Die Besitzer der zu den Bergwerken gestifteten Gründe waren zur Bergarbeit als zu einer Frohne verpflichtet, und zwar alle arbeitsfähigen Glieder der Familie. Am freiesten war ein viertes von den Römern bei den Bergwerken angewendetes Arbeitsverhältnis. Der Staat überliess die Bergwerke, besonders in Illyrien und in Kleinasien, an Unternehmer (Akziengesellschaften), welche nur zur Abgabe eines gewissen Anteils von den gewonnenen Erzen und Metallen verpflichtet waren. Selbst die zum Bergbau verurteilten Sträflinge wurden später zuweilen solchen Akzienkompagnien übergeben und

auch in den Salinen, deren Pächter zugleich das Heizungsmat[illegible] für die Bäcker lieferten, wurden die Verbrecher, namentlich Frau[illegible] gleichsam als Inventar den Gesellschaften überlassen.

Industrie.

Mit der Landwirtschaft und ihren nächsten Nebengewerbe[illegible] mit dem Bergbau und der nächsten Aufbereitung der Erze und an- derer Mineralien, schloss die Gewerbtätigkeit der Römer ab. S[illegible] blieben mit der ersten Einrichtung der eroberten Provinzen be- schäftigt, vor der weiteren Ausbildung der Volkswirtschaft [illegible] Gewerbtätigkeit der Handwerke und Industrie stehen. Wie di[illegible] griechische, so beruhte nämlich auch die römische Lebensordnun[illegible] auf der Sklaverei, und dieselben Ideen und Vorurteile, welche di[illegible] hellenische Zivilisazion bewegt hatten, finden wir daher auch i[illegible] Rom, aber wo möglich noch schärfer, ausgeprägt. Schon zur Zeit der ersten Kämpfe mit Karthago sprach der Senat offen den Grund- satz aus, dass die handeltreibenden Völker für die Römer arbeiten müssen. „Unser Handwerk ist", heisst es, „sie besiegen und ihnen Tribut aufzulegen. Setzen wir daher den Krieg fort, der uns [illegible] deren Herren gemacht und verschmähen wir den Handel, der [illegible] zu unseren Sklaven machte". So ward mehr und mehr die Meinung geltend, dass des Erwerbs wegen arbeiten und anderen Dienste leisten schimpflich und für den römischen Bürger ungeziemend sei. „Wer Lohn annimmt", sagt Cicero, „verkauft sich in die Sklaverei; es ist gemein mit körperlichen und nicht mit geistigen Kräften [illegible] wirken". Bei solchen Grundsätzen wird es daher niemand unver- ständlich sein, dass das römische Volk in Beziehung auf Industrie und Gewerbe nur eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt.

In der frühesten Zeit war das meiste von dem, was heutzu- tage eigenes Gewerbe ausmacht, mit der altbürgerlichen Acker- wirtschaft verknüpft. Bedürfnisse kannten damals die im einfachen Land- oder im rauhen Kriegsleben aufgewachsenen Männer nur wenige; das notwendigste, was sie zum Leben brauchten, wurde von der sorgsamen Hausfrau und ihren Mägden geliefert, die ihr Brot selber buken, die Wolle zu den Kleidern selbst spannen. Die mythische Gaia Caecilia (unserer Frau Berchta vergleichbar war die Patronin dieser letzteren Hausarbeit. Was man sonst noch brauchte lieferten meist die italischen Landschaften und wenn es besondere Kunst erforderte Hetrurien und Griechenland.

se vollendeteren Erzeugnisse ausländischer Industrie hemmten gedeihen der einheimischen Fabrikazion.

Die acht Handwerkerzünfte, deren Einrichtung von der Sage n Könige Numa zugeschrieben wird: die Flötenbläser, Goldmiede, Kupferschmiede, Zimmerleute, Walker, Färber, Töpfer d Schuster mögen zwar so alt wie die Stadt selbst, werden aber ge Zeit hindurch die einzigen gewesen sein. Diese Zünfte, denen h später eine neunte anreihte, die Lederarbeiter, Schneider, ämer u. a. umfassend, waren eigentlich nur freiwillig zusammentretene Vereine, über welche der Staat die Aufsicht führte. Sie hmen Mitglieder auf, stiessen Unwürdige aus ihrer Körperschaft, tten gemeinschaftliche Kassen, in welche jeder Teilhaber festsetzte Summen steuerte und erwählten Vorsteher, Quästoren oder ssenbeamte, auch feierten sie gemeinschaftliche Feste und Gottesenste zu Ehren ihrer Schutzgötter und suchten sich gegenseitig unterstützen. Wenn sich übrigens in Rom die Handwerker von n griechischen durch den geschlossenen Verband der Innungen terschieden, so standen sie doch gleich diesen ebenfalls in geringer chtung. Sie gehörten der sechsten Klasse an, die wenig oder r kein Vermögen besass, steuerten nicht zu den Bedürfnissen des aates, auch zog man sie nicht zu dem ehrenvollen Kriegsdienste. ur Spielleute, Zimmerleute und Erzarbeiter, waren von dieser erachtung weniger betroffen, weil man ihrer im Kriege bedurfte. dessen traten, weder in diese noch andere Innungen Bürger ein, ie eigene Huben hatten; denn stets blieb der Ackerbau als Grundge der Politik und des ganzen Staatsgebäudes der Römer das llein ehrenvolle Geschäft. So lag es in der Natur der Dinge, ass Handel und Gewerbe im Vergleich vernachlässiget, ja von den öheren Klassen der Gesellschaft sogar verachtet waren.

Eine Fortentwicklung des Handwerks, ein streben nach Vervollkommnung der Technik, wie wir es in Griechenland und n noch höherem Masse im Orient fanden, lag übrigens auch ar nicht in der Absicht der Römer. Die Sucht den römischen Staat zur Weltmacht zu erheben, und das dem altrömischen Charakter so tief eingeprägte Bewusstsein der Staatsangehörigkeit hatten zur Folge, dass jeder Bürger mit allen seinen Kräften zunächst dem Staate, dann erst den Mitbürgern oder sich selbst diente, und dass dabei die Handwerke, sobald sie nur für das allernötigste zu sorgen im Stande waren weiter keine Berücksichtigung fanden, war eine natürliche Konsequenz. Als dann die mit Glück

geführten Kriege die Zahl der Sklaven vermehrten und man d-selben nicht mehr blos zur Bestellung der Felder, sondern a- in Walkmühlen und anderen Werkstätten verwenden konnte. sank das Handwerk in den Augen des stolzen Römers vollends einer eines Quiriten unwürdigen Beschäftigung herab und blieb Sklaven, Freigelassenen und Fremden überlassen. In der Konkurre und dem Betriebe des Gewerbes durch Leute, die das Vollbürgertum nicht besassen, in dem Ausschlusse der Handwerker Waffenrechte, in dem Betrieb der Gewerke durch die Sklaven la die Ursache ihrer sozialen Zurücksetzung und darin auch der Gru warum dieselben bei den Römern nicht geachtet wurden. In die Sinne sagt daher Cicero: „allen Handwerkern klebt Schmutz Niedrigkeit an; es ist fast unmöglich, dass etwas grosses edles aus einer Werkstatt hervorkommen könne." Auch Sallustius nen die Handwerker verächtliche Leute, deren Vermögen und Kr auf ihren Händen beruhe, und stellt sie mit den Sklaven in Kategorie. Handel und Industrie fand somit auch bei den Röm ihr unübersteigliches Hindernis gedeihlicher Entwicklung in Sklaverei.

Mit der zunehmenden Macht und Grösse des Reiches stieg zwar die Bedürfnisse und der Luxus, aber einen vorteilhaften Ei-fluss auf die Gewerbetätigkeit hatte auch das nicht. Die mächtig Hauptstadt brauchte dafür nicht mehr zu sorgen, da ihr die fernste Länder die Produkte ihres Bodens, die Erzeugnisse ihres Gewerb-fleisses zu Füssen legen mussten. Es schien bequemer alles nötig lieber von auswärts durch Raub und den Handel zu beziehen. a auf Selbstproduktion zu denken.

Der vornehme Römer war Staatsmann, Soldat, Gutsbesitzer, der reiche Emporkömmling trieb einträgliche Geldgeschäfte. oder bezog von Fabriken und Ländereien bedeutende Revenüen, — aber was das lebenskräftigste, gesündeste Element in einem Staate bildet, der Bürger- und Handwerkerstand fehlte gänzlich. Kein Mittelglied verband die Kluft zwischen jener Geburts- und Geldaristokratie und dem nach Brot und Spielen schreienden, zum tüchtigen arbeiten aber zu faulen Pöbel, der es vorzog als Klient von dem Almosen der Vornehmen, oder den Geldern der Wahlkandidaten und anderen durch Spenden um die Volksgunst buhlenden Grossen zu leben. Ueber das Detail der Handwerke des altrömischen Reiches wissen wir wenig, obschon einiges auch in den pompejanischen Wandgemälden und durch aufgefundene Gegenstände Erläuterung

funden hat. Im Unterschiede von der Gegenwart kommen Gross-
ıternehmungen durch Assoziazion mehrerer nicht vor. Die Konzen-
azion des Kapitals in wenig Händen würde, möchte man glauben,
ızu geführt haben. Aber wir hören nur von grossen Fabriken,
.e von einem gemeinsamen Betrieb mehrerer. Wie die Boden-
ultur und Viehzucht durch die Unfreiheit der Arbeit immer mehr
ı die Grossplantagenwirtschaft übergieng, so erstreckte sich der
rossbetrieb einzelner, ermöglicht durch die Verfügung über eine
Iasse unfreier Menschenkräfte, auf jedes andere Gebiet der Tätig-
:eit. Die Assoziazion, da sie nichts anderes sein soll, als die bei
lem einzelnen unzulänglichen Mittel an Kapital und Arbeit durch
len Zusammentritt mehrerer zu beschaffen, bedarf nicht, wer für sich
allein das Kapital oder durch den Besitz von Sklaven die Summen der
erforderlichen Arbeitskraft selbst zu Grossunternehmungen komman-
diert. Grossbetrieb und Grossbesitz sind die natürlichen Gegner
der Gesellschaft. Diese findet ihre Bedingungen nur in einem zahl-
reichen freien Mittelstand, in solchen Verhältnissen, wo dem Unter-
nehmungsgeist die Mittel des einzelnen nicht gewachsen sind. —
Unter den Gewerken Roms standen einige noch auf der Stufe der
Kindheit, andere, namentlich diejenigen, bei denen die künstlerische
Anlage des Auges und der Hand zur Geltung kam, schon in hoher
Vollendung da. Die gewöhnlichen Gewerke der Neuzeit finden sich
bereits alle vor. In Rom selbst gehörten in späterer Zeit zu den
Gewerben von grösserer Bedeutung: das Bäckerhandwerk, ent-
standen um 171 v. Chr. (unter Augustus finden sich bereits zahl-
reiche Bäckerkollegien, um das Jahr 312 n. Chr. nicht weniger
als 254 Bäckereien in Rom); ferner die Tuchfabrikazion, die
Töpfereien auf dem Vatikan und in der Stadt; (Lampen und Stempel
aus römischen Fabriken haben sich noch erhalten); die Bronze-,
Gold- und Silberarbeit, die Glasfabrikazion, die Färbereien, und
besonders die Walkergruben. Nicht ohne Einfluss scheinen die
römischen Innungen darauf geblieben zu sein, gewisse technische
Fertigkeiten der einzelnen Gewerbe in geschlossenen Kreisen zu
erhalten, Verbesserungen und Fortschritten eine leichtere und weitere
Verbreitung zu verschaffen, und endlich an bestimmten Orten die
Ausübung gewisser Gewerbe tradizionell zu machen. Darin, und
dass die Freigelassenen, welche gewiss eine ganz beträchtliche An-
zahl von Handwerkern lieferten, auch als wirkliche Staatsangehörige
galten, unterscheiden sich die römischen gewerblichen Verhältnisse
von den griechischen.

Unter den Kaisern wurde das Handwerk zwar weniger mi-achtet als unter den hochmütigen Republikanern, blieb aber doch von manchen Fesseln gehemmt. Es finden sich in der Imperatoren-zeit in jeder Stadt bereits Körperschaften freier Handwerker, die für Bezahlung jedwedem zu Dienste waren. Den Mitgliedern der-selben, die von persönlichen Frohnden befreit, und vom Legionen-dienste gesetzlich ausgeschlossen waren, musste von dem Patron, den sie sich wählten, jeglicher Schutz gewährt werden; sie durften jedoch ausschliesslich nur das Handwerk oder die Kunst ihrer Zunft treiben. Wie die alten Zünfte, bildeten auch sie eine ge-schlossene Körperschaft, wählten jährlich ihren Zunftmeister (Syndi-cus), besassen gemeinschaftliches Vermögen und konnten nach ihren Statuten ihre inneren Angelegenheiten, soweit die Staatsgesetze nicht dadurch verletzt wurden, gesetzlich regeln. Ihre Mehrung hieng von der kaiserlichen Bestätigung ab und unter Constantin finden sich bereits deren 35. Dem Staate gegenüber hatten diese Zünfte bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen. So brachte z. B. die Zunft der Schiffer das Getreide aus den betreffenden Pro-vinzen gegen einen fixierten Lohn nach dem Hafen von Ostia, Getreidemesser massen es aus, Bäcker verarbeiteten es in grossen Backhäusern, für die Bedürfnisse der Heere sorgten die Eisen-schmiede, Kupferschmiede und Wagner. Ebenso waren Innungen tätig bei Errichtung öffentlicher Gebäude, Strassen, Wasser-leitungen. Alle Mitglieder dieser Kollegien wurden zugleich als haftend am Boden ihrer Stadt mit Kindern und Habe betrachtet, und entfernten sich einzelne derselben davon, so wurden sie als Ausreisser zurückgebracht; nur durch Eintritt in den Dienst der Kirche konnten sie seit Constantin ihrer Verpflichtungen enthoben werden.

Dass eine so unsinnige Bevormundung nicht zur Hebung der Gewerbe beitrug, ergibt sich von selbst. Und als wenn alles dieses nicht genügt hätte, dem Gewerbswesen zu schaden, so traten später die Kaiser selbst als Fabrikanten auf und trieben einen Handel, der den Untergang der übrigen gewerblichen Unternehmungen herbeiführen musste. Um Geld zu erwerben, begannen sie nicht nur die zum eigenen Gebrauch für die Hofhaltung und das Heer notwendigen Gegenstände selbst zu erzeugen, sondern auch damit Handel zu treiben. So liess Alexander Severus Purpurstoffe weben und färben und schickte das feinste und schönste auf den Markt; Constantin verkaufte auf Rechnung des Fiskus Kleidungs-

stücke, Leinwand, Pelzwerk; Constantius besass eigene Wolle-, Seide- und Leinenwebereien und Valentinian I. gieng noch weiter und verbot allen Privatleuten Seidenstoffe anzufertigen, Gold- und andere Stoffe zu weben. Gratian und Theodosius bestraften sogar mit dem Tode alle diejenigen, welche Purpur färben oder verkaufen, oder von den Barbaren Seide kaufen würden; denn auch diese Industrie hatten die Kaiser für sich monopolisiert und die Soldaten gezwungen, von ihnen allein alle ihre Kleidungsstücke zu kaufen.

Solcher kaiserliche Fabriken gab es viele. Purpurfärbereien drei in Italien (Tarent, Syrakus, Salona), zwei in Gallien (Narbonne und Toulon), eine auf den Balearen, mehrere in Afrika. Von Tuchfabriken arbeiteten drei in Illyrien (zu Salona, Spalatum und Sirmium), in Italien fünf (zu Rom, Mailand, Aquileja, Canosa und Venosa), eine in Afrika (zu Karthago), fünf in Gallien (zu Arles, Lyon, Rheims, Autun und Trier) und eine in Britannien. Leinwand verfertigten zwei Fabriken zu Ravenna und zu Vienne (in Gallien). Die zahlreichen Arbeiter dieser Fabriken waren Sklaven, die wie ihre Kinder lebenslänglich an den Ort und die betreffende Manufaktur gefesselt waren. Waffenfabriken bestanden 34 in beiden Reichen. Die Arbeiter derselben waren aber keine Sklaven; jedoch einmal bei ihrer Zunft eingeschrieben, mussten sie nebst ihren Kindern eine Reihe von Jahren darin verbleiben und erhielten am Arm ein Erkennungszeichen eingebrannt. Im innern wurden die Waffen frei verkauft, jedoch war es verboten, sie zu tragen. Der Fiskus zog ferner an sich die Berg- und Salzwerke, die Gyps-, Schleifstein-, Marmor-, ja selbst die Bausteinbrüche. Da die Arbeiter in den Staatsfabriken nichts als ihren Unterhalt kosteten, so konnten diese so wohlfeil produzieren, dass Privatunternehmer ihre Konkurrenz nicht auszuhalten vermochten, und dieser erliegen mussten, umsomehr da sie auch durch Steuern hart bedrückt waren.

Von der Besteuerung waren die Gewerbe in Rom lange frei geblieben, während in den meisten Provinzen neben der Kopfsteuer schon früher eine Gewerbesteuer existierte. Erst Caligula unterwarf gewisse Gewerbe in Rom einer Abgabe, und Alexander Severus scheint zuerst eine allgemeine Gewerbesteuer zum Teil mit Realabgaben eingeführt zu haben. Mit welch' grausamer Strenge später dann diese Gewerbesteuer eingetrieben wurde, ist bereits früher (s. S. 610) erwähnt worden.

Das römische Handelswesen.

Eine der schwächsten Seiten der römischen Staatsweisheit war das Handelswesen. So reichhaltig die römische Gesetzsammlung an Normen über einzelne volkswirtschaftliche Verhältnisse ist, so scharfsinnig die römische Jurisprudenz manche Kontroversfragen löste, über Handelsverhältnisse finden sich wenig Bestimmungen. Die römische Handelsgesetzgebung machte geringe Fortschritte und man kann im allgemeinen behaupten, dass dieselbe von der öffentlichen Meinung hierin unterstützt auf die freiheitliche Entwicklung des Verkehrs mehr hemmend als fördernd eingewirkt hat. Die Römer sind überhaupt nie tüchtige Kaufleute gewesen. Ursprünglich nur auf den Verkehr der Italiker unter sich beschränkt, trat Roms Handel aus seiner Passivität auch dann nicht heraus, als es bereits überseeische Staaten und Länder in sein Machtnetz gezogen hatte. Besonders das Sklavensistem nährte hier wie auf dem industriellen Gebiete jene völlige Verachtung des Handels, von welcher die Römer zumeist beseelt waren.

Schon in der ältesten Zeit treffen wir in Latium und Rom ausser den an jedem neunten Tage (den Nundinen) stattfindenden Wochenmärkten eine Art von Messen, die ähnlich den griechischen mit halb religiösen, halb politischen Versammlungen zusammenhingen. Die Bundesfeste der latinischen und etruskischen Städte boten treffliche Gelegenheit zum Waarentausch und man liest bei Livius, dass zuweilen die Zurückbehaltung römischer Kaufleute Zeichen oder Veranlassung des Friedensbruches bildete. Dieser Verkehr soll bereits stattgefunden haben, bevor noch die Hellenen in Italien Boden gefasst hatten. Auch scheinen damals schon die italischen Zahlzeichen und das Duodezimalsistem entstanden zu sein. Die günstige Lage hatte schon vor der Herrschaft der Römer Italien zu einem Durchgangspunkte des Verkehrs zwischen dem Orient und Occident gemacht. Die Etrusker, welche nächst Phöniziern, Karthagern und Griechen, das mächtigste Handelsvolk im Mittelmeere waren und frühe mit allen diesen, sowie den unteritalischen Griechen in Handelsverbindungen standen (s. S. 409), vermittelten den Verkehr zwischen den Häfen Spina und Hadria an den Mündungen der Poarme und Pisa und Caere an der Westküste Italiens. Bei dem Tempel der Voltumna und im Haine der Feronia wurden die grossen Märkte gehalten, welche die italischen Völker um die Waaren aus dem Morgen- und Abendlande versammelten. Dort

wurden die fremden Kunst- und Gewerbeerzeugnisse gegen heimische italische Produkte umgetauscht.

Das älteste Tauschmittel in Latium bestand aus Rindern und Schafen. Auf ein Rind giengen zehn Schafe, und das Wort für Geld (pecunia) ist aus der Bezeichnung des Viehes (pecu) entstanden. Andere Ausfuhrartikel konnte Latium den Grenznachbarn, besonders den ihm in dieser Beziehung überlegenen Etruskern, nicht bieten; es blieb immer vorwiegend eine ackerbauende Landschaft. Rom war daher nie eine Handelsstadt im eigentlichen Sinne des Wortes.

Der einfachste und älteste Verkehr war der bereits früher erwähnte aus der römischen Feldmark nach der Stadt an den Nundinen. Die Tiberschiffahrt wurde erst wichtig seit Ostia zu Rom gehörte. Im Hafen dieser Stadt landeten mit ihren Waaren die Etrusker, später Hellenen von Cumae, Sizilien und die Karthager. Sie brachten die Produkte entlegenerer Gegenden, und leichte Bote schafften dann von Ostia diese Waaren den Fluss hinauf und brachten die Rückfracht. So ward Rom die vorherrschende Stadt Latiums in den Weltverkehr gezogen.

Handelsverbindungen knüpfte schon das königliche Rom mit Cumae, vielleicht auch mit Massilia. Im Jahre 509 v. Chr. folgte der erste Handelsvertrag mit Karthago. Seine Bestimmungen weisen auf regen Verkehr latinischer Kaufleute in Sardinien und Libyen hin. Römische Seeschiffahrt stand in Aussicht, besonders seit das volskische Antium bezwungen ward. Um 494 v. Chr. wurde bereits bei dem Tempel des Merkur das Kollegium der Kaufleute errichtet, und damit begann die Handelstätigkeit der Libertinen, die mehr und mehr den Handel in der Hauptstadt an sich brachten und den eigentlichen Krämerstand bildeten. Mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über Latium wurde dann auch das Commercium der Latiner unter einander aufgehoben und dieselben auf Rom angewiesen; in Campanien ward Dikaiarchia (Puteoli) römischer Hafen. Die seit dem Falle Vejis rastlos fortgesetzten Eroberungskriege brachten dann reiche Beute und Kriegsgefangene, welche meist der Sklaverei verfielen. Dadurch ward Rom in jener Zeit der ansehnlichste Sklavenmarkt und der Quästor hatte das bedeutendste Handelsgeschäft in deren öffentlichem Verkauf. Während des Samniterkrieges dehnte der römische Handelsverkehr sich bereits nach Unteritalien und über Umbrien, Picenum und Etrurien aus (in letzterem waren jedoch um das Jahr 310 v. Chr. römische Kaufleute noch nicht über den ciminischen

Wald hinausgekommen). Weniger günstig gestaltete sich der Seeverkehr. Die Seeschiffahrt scheint ungeachtet der mit Massalia und Tarent neu abgeschlossenen, so wie mit Karthago 348 und 306 v. Chr. erneuerten Handelsverträge zu keinem lebhaften Betrieb gekommen zu sein. In Pyrrhos Zeit knüpfte Rom Verbindungen mit Aegypten und Apollonia an der illyrischen Küste an. In derselben Zeit (269 v. Chr.) wurde auch der Uebergang vom Tausch zum Münzsistem durch Einführung der Silberwährung bewerkstelliget. Jetzt erst konnte Rom an dem internazionalen Handelsverkehre lebhafteren Anteil nehmen.

Der Kleinhandel.

Der Kleinhandel war schon bei den Römern der alten Zeit durchaus kein ehrenbringendes Geschäft, obschon der Verkauf der selbst durch den Ackerbau gewonnenen Erzeugnisse, wie Oel, Wein, Getreide, Vieh, Leder und Wolle nichts unanständiges hatte. Sagt doch der strenge Cato, „dass der Hausvater mehr verkaufen als einkaufen müsse“. Für diesen Zweck war denn auch jeden neunten Tag in Rom offener Markt, welchen die Bürger und Landleute besuchten, um ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Die Plätze, wo dieser Verkauf stattfand, wurden Fora genannt und nach den Gegenständen, welche dort verkauft wurden, bezeichnet. So findet sich ein forum boarium (Ochsen), suarium (Schwein), piscarium (Fisch), olitorium (Gemüse), pistorium (Brod), forum cupedinis (Naschmarkt), weil dort die Leckereien verkauft wurden u. s. f. Als ständiger Marktplatz, wo auch ausser den Nundinen das für den gewöhnlichen Lebensbedarf erforderliche zu kaufen war, diente dann das Macellum, ein mit Buden und Hallen besetzter Marktplatz in der Nähe des esquilinischen Tores. Ausserdem gab es auch Buden, in welchen die Handwerker ihre Waaren auslegten. Fremden Kaufleuten war in früherer Zeit nur ein beschränkter Aufenthalt gestattet und sie standen unter strenger Aufsicht. Deshalb gaben sie ihre Waaren entweder römischen Händlern in Kommission, oder stellten für ihre Lager eigene Faktoren (institores) an. Diese besorgten dann den Vertrieb der Waare, die ihnen zu einem bestimmten Preise eingesetzt war, suchten aber oft durch willkührliche Steigerung des Preises derselben und durch übermässige Anpreisung noch mehr zu verdienen.

Wie die Römer über solche Beschäftigungen überhaupt dachten ersieht man deutlich aus Cicero, der den Kleinhandel als „fort-

währende Uebung im aufschneiden und betrügen“ auffasst, und nur vom Grosshandel zugibt, dass er „nicht ganz“ verwerflich sei und sogar „lobenswert“ erscheine, wenn er dazu führe, dass der Kaufmann sich später aufs Land zurückziehe und sein Geschäft aufgebe. Dieses Urteil über Handelsbetrieb stammt allerdings aus der letzten Zeit der Republik und ist eingeflösst vom aristokratischen Hochmut und philosophischen Dünkel, aber es ist doch echt römisch und war gewiss in der Zeit vor den punischen Kriegen in voller Gültigkeit. Die Verachtung des beschränkteren Handelsbetriebs, den die Römer aus Stolz und Ungeschicklichkeit von sich abwiesen, führte auch dazu, dass als Inhaber der kleineren Geschäfte sich meist Fremde, Sklaven und Freigelassene etablierten. Solche sassen entweder in offenen Buden, oder giengen als Hausierer in den Strassen herum. Den Freigelassenen pflegten ihre Herren zumeist nicht blos das Geschäftskapital vorzustrecken, sondern bedangen sich von ihnen auch einen Anteil vom Gewinne aus, so dass der grösste Teil des Profits den Kassen der grossen Häuser zufloss.

Mit der Steigerung der Handelstätigkeit in Rom, besonders seit den punischen Kriegen, mehrte sich die Zahl dieser Freigelassenen, die nach des Properz Schilderung „geschniegelt, kenntlich am langen Gewand als Kaufdiener die Strassen einherwandelten“; aber eine eigentliche Kaufmannschaft entwickelte sich nicht. So kam es, dass in späterer, besonders zur Kaiserzeit, die handelsgewerbliche Tätigkeit sich grösstenteils nur in den Händen solcher Leute befand, die nicht aus römischen Blute stammten, sondern aus Griechenland und dem Oriente, und dass der Reichtum dieser Freigelassenen geradezu sprüchwörtlich ward.

Gross- und überseeischer Handel.

Als nach dem aufgeben der bisher eingeschlagenen Kontinentalpolitik die Römer sich in die Angelegenheiten Siziliens einmischten und so die Eroberungslaufbahn ausserhalb Italiens betraten, wurden sie durch die Umstände gedrängt und durch das Glück begünstigt nach und nach die Herren und Gebieter des ganzen Mittelmeeres. Sizilien, Sardinien, Korsika, Illyrien, Makedonien, Griechenland, Karthago wurden römische Provinzen. Karthago, die bedeutendste Handels- und Seemacht der alten Welt, war im Vernichtungskampfe unterlegen und zerstört worden und in demselben Jahre (146 v. Chr.) traf auch die im Zentrum des griechischen Weltverkehrs gelegene reiche Handelsstadt Korinth ein ähnliches Schicksal. Rom

hatte sich die Seeherrschaft gesichert. Dass die in sich selbst zerfallene und zersplitterte Welt des Altertums den Römern nun vollends als Erbteil zufallen würde, konnte nach diesen glänzenden Erfolgen ihrer Kriegsunternehmungen nicht mehr zweifelhaft sein. Rasch folgten sich die Eroberungen. Noch vor dem Beginne der neuen Zeitrechnung befanden sich alle die Städte, welche seit dem Falle Karthagos und Korinths die eigentlichen Brennpunkte der Zivilisazion und des Handels waren, Alexandrien, Antiochia und Byzanz in römischer Gewalt. Während sich so die ewige Stadt zur Trägerin des antiken Kulturlebens machte, sandte sie zugleich ihre Feldherren nach Westen und Norden. Durch Caesar verbreitete sich die römische Kultur über das Land von den Pyrenäen und Alpen bis zum Rhein und noch vor dem Jahre 51 v. Chr. drangen römische Legionen unter diesem siegreichen Feldherrn auch nach Britannien hinüber. Doch gelang es den Römern erst unter der Regierung des Kaisers Claudius, also etwa 90 Jahre nach Caesars vergeblichen Versuchen sich im südlichen Teile Britanniens festzusetzen. Schon früher war Spanien vollständig untertan gemacht worden. Tiberius unterwarf die Völker zwischen den Alpen und der Donau und unter Vespasian wurden Rhodos, Lykien, Kilikien und Samos römische Provinzen, so dass man für den Osten des Reiches im Jahre 118 n. Chr. bereits den Euphrat als sichere Grenze wählen konnte. So waren also nach und nach alle Städte, welche jemals Zentren des antiken Handels bildeten, unter die Herrschaft der Römer gekommen, und Rom war, wenn auch nicht der Haupthandelsplatz, so doch der Mittelpunkt geworden, von wo die staatliche Leitung des Welthandels ausgieng und ausgehen sollte. Den Römern war jetzt die Aufgabe gestellt, die von Phöniziern, Karthagern und Griechen überkommenen Handelsverbindungen in den neuen Knoten der Welthauptstadt zu schürzen und über Italien in alle Teile des eroberten Reiches zu leiten. Aber nur auf Erweiterung der Herrschaft stand Roms Bürgern der Sinn, stolz sahen sie auf die Handel und Schiffahrt treibenden Völker herab und selbst die Zerstörung Karthagos und Korinths lockte sie nicht die Hauptrolle in der Handelswelt zu übernehmen. Es lag ganz in dieser Denkungsart, dass der Tribun Claudius im zweiten punischen Krieg (218 v. Chr.) einen Gesetzvorschlag einbrachte, der den Senatoren und deren Söhnen verbot, Seeschiffe von einem grösseren Gehalte als 300 Amphoren (112 Eimer) zu besitzen; kleinere genügten ja die Früchte von ihren Gütern in die Stadt zu bringen und jeder

Gewinn schien für die Väter der Stadt unpassend zu sein. Wenn auch später, von hohem Gewinne angelockt, die Edeln der Römer mitunter heimlich oder durch Vermittlung anderer gewinnreiche Handelsspekulazionen machten, den eigentlichen Betrieb des Grosshandels hielten sie nie mit ihrer Standeswürde vereinbar.

Aber noch ein anderer Umstand schloss die Römer selbst vom Betriebe des Grosshandels aus und spielte diesen den Ausländern in die Hände. Die apenninische Halbinsel zeichnete sich wol durch Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit ihrer Produkte aus, aber nur wenige brachte sie in grösserer Menge hervor. Der Bedarf der Einwohner überwog und gestattete bedeutende Ausfuhren keineswegs. Selbst in jenen Zeiten, wo die Römer den Getreidebau noch sehr eifrig betrieben, erntete man gerade so viel, als zum Brote hinreichte. Als aber die Bebauung des Bodens durch freie Bauern der Sklaven-Wirtschaft wich, als die unermesslichen Plantagen der römischen Grossen in ausgedehnte Gartenanlagen, Fischteiche, Haine und Weideplätze umgeschaffen wurden und man den Oel- und Weinbau einträglicher fand als die Pflege des Getreides, da wurde man ganz abhängig von der regelmässigen Zufuhr dieses ersten Nahrungsmittels aus den Provinzen. Stockte diese, so war Rom vom Mangel bedroht. Aber auch in den anderen Gegenständen des einfachsten Bedarfs, wie des abgefeimtesten Luxus, wurde durch die Schuld der grossen Hauptstadt, Italien allmälig in die unvorteilhafte Lage versetzt, viel von aussen zu beziehen, aber wenig dafür anderen Ländern zu liefern.

Der Handel, welchen Rom mit dem Auslande unterhielt, bestand daher der Hauptsache nach nur darin, dass es die Luxuswaaren und Lebensmittel fremder Länder, so weit es selbe nicht als Tribut empfieng, mit eroberten und erpressten Schätzen eintauschte. Von keinem anderen Volke als von den Römern kann man sagen, dass es alle seine Waaren oder Genüsse mit fremdem Gelde bezahlte und nirgends ward Grosshandel in passiverer Weise betrieben als in Rom; er blieb hier der Hauptsache nach blosser Einfuhrhandel. Rom bildete daher nur künstlich den Zentralpunkt des Welthandels, d. h. es störte durch sein staatliches oder militärisches Uebergewicht den natürlichen Gang der Geschäfte. Nur als Vorratskammer wurden die unterworfenen Länder von den Römern betrachtet, nur von diesem Gesichtspunkte aus wurden Handelsverbindungen mit ihnen unterhalten und erleichtert. Aber selbst die Beschaffung und der Transport jener Dinge, die sie so oft mit dem hundert-

fachen des Einkaufspreises bezahlten, fiel ihnen nur zum kleinsten Teile anheim. Dass an den Handelsplätzen des römischen Gebiets sich römische Kaufleute und darunter viele aus den entfernten Provinzen für die Dauer aufhielten, ist selbstverständlich. Dass auch römische Kaufleute über die Grenzen des Reiches hinaus reisen wird gleichfalls berichtet. So wohnten im arabischen Petra zur Zeit Augusts unter andern Fremden schon viele Römer; unter Nero waren sie bereits bis zur Bernsteinküste vorgedrungen, und als im Jahre 19 n. Chr. die Residenz des Markomannen-Königs Marbod (in Böhmen) erobert wurde, fand man nach Tacitus „römische Krämer und Kaufleute, welche die Handelsfreiheit, dann die Begierde nach Geldgewinn, endlich das vergessen des Vaterlandes aus den heimatlichen Wohnsitzen auf feindlichen Boden hinüber geführt hatte“. Doch das waren eben Ausnamen. Der einträglichste Teil des Verkehrs, besonders des indisch-arabischen, blieb zumeist in den Händen der Fremden, der Aegypter und Griechen. Uebrigens unterschied sich das Verfahren des römischen Grosshändlers vom dem des griechischen nicht. Immer noch musste der Kaufmann selbst sein Leben wagen, „auf den Wogen des Meeres oder im Sande der Wüste, wo nach den Sternen spähend die Karavane von Zisterne zu Zisterne zog“, oder er musste als Bevollmächtigten einen treuen Diener mit der Fracht mitsenden.

Drückend für den Handel waren auch die Land- und Wasserzölle, unter denen vorzüglich die Provinzen litten; sie verteuerten besonders die asiatischen Waaren. Der Einfuhrszoll gewöhnlicher Produkte aus einer Provinz in die andere betrug $2^1/_2\,^0/_0$, stieg aber bei Luxuswaaren auf $12^0/_0$, unter den Kaisern oft auf $16^1/_2\,^0/_0$; der Ausfuhrszoll stieg selten über $2^1/_2\,^0/_0$. Von allen Gegenständen, welche auf den Markt gebracht wurden, entrichtete man eine Accise von $1^0/_0$. Einige Arten von Waaren, wurden sogar der Steuer von einem Achtel des Wertes unterworfen und zwar wie es scheint, wenn der Artikel zuerst in das römische Reich eingeführt wurde. Die Einnehmer der Zölle waren dem römischen Publikum aus demselben Grunde verhasst, aus welchem sie es den griechischen gewesen.

Handelswaaren, Handelsorte, Handelswege.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel Italiens waren auch in späterer Zeit noch Wein und Oel. Allein die Einfuhr ausländischer teurer Weine ward bald bedeutender als die Ausfuhr der einheimischen

und auch letztere beschränkte sich überhaupt nur auf die schlechteren Sorten. Der Olivenbau warf zwar noch gegen Ende der Republik sehr viel ab und namentlich war das venafrische und tarentinische Oel wegen seiner Güte sehr geschätzt, doch auch hier erntete man später weniger, als man selber bedurfte. Auch die vielgerühmte italische Wolle war kein Gegenstand der Ausfuhr, da das inländische Produkt dem eigenen Bedarf nicht genügte. Es gieng mit diesem Erzeugnis wie mit den übrigen; was die Natur im reicheren Masse der Halbinsel darbot, wurde hier leider entweder gar nicht oder nur in geringem Grade für auswärtigen Handel benützt. Ja von der Zeit der Latifundien an, befriedigte beinahe kein einziges Landesprodukt mehr das Bedürfnis der Menge, oder das Verlangen der Reichen. Nur das cisalpinische Gallien, welches kurz vor dem Beginne der Kaiserzeit in die politischen Grenzen Italiens einbezogen wurde, bildete davon eine erfreuliche Ausname. Hier standen Ackerbau und Gewerbe stets in hoher Blüte. Schon in Polybios Tagen vertrieb es den Ueberfluss seiner Natur- und Gewerbeprodukte nach Osten und Süden, und Placentia, Cremona, Parma und Patavium gehörten zu den reichsten Städten Italiens. Aus den dortigen Manufakturen bezog Rom grobe wollene Zeuge, feine kostbare Gewänder und Teppiche; die hier erzeugte Leinwand wurde der spanischen und milesischen gleichgestellt. Sizilien, „die Vorratskammer Roms“, gab der Hauptstadt ausser anderen Gegenständen Schlachtvieh, Häute, Wolle, Honig und Safran. Was das Getreide betrifft, waren die Gutsbesitzer verpflichtet, ausser dem Zehnten, der von einem grossen Teile der sizilischen Aecker entrichtet werden musste, weitere Quantitäten im Wege des Verkaufs zu überlassen. Spanien, namentlich dessen südöstlicher Teil Turdetanien, schickte Getreide, Wein, feines Oel nach der Hauptstadt; seine Wolle übertraf sogar die coraxische des westlichen Kaukasus. Spanische Kauffahrer aus Gades und Korduba, den bedeutendsten Handelsstädten des Landes, brachten diese wie andere Erzeugnisse, Honig, Wachs, Pech, Kermes, Zinnober und eingesalzene Seefische in die Häfen Dikaiarchia und Ostia. Aus dem transalpinischen Gallien bezog man wollene Zeuge, grosse Massen von Pöckelfleisch und Schinken. Das treffliche Salzfleisch der Sequaner wird speziell hervorgehoben; sie hatten so viele Sauherden, dass sie nicht nur Rom, sondern ganz Italien mit Pöckelfleisch versorgten. Wenn Rom aus den westlichen und nördlichen Ländern meist Gegenstände des notwendigen Bedarfs erhielt, so war das bei dem östlichen Handel in weit geringerem Masse der Fall.

Schon Griechenland mit den Inseln lieferte seiner Beherrschern meist Luxusgegenstände, nämlich griechischen Wein und Honig. Den italischen Falerner und Mamertiner verdrängte seit Lucullus der Chier und Lesbier, so wie den spanischen und sizilischen Honig der von Hymettos und den Sporaden. Von den Inseln Griechenlands kamen ferner auch die Leckerbissen auf die Tafeln der römischen Grossen; Pfauen aus Samos, Kraniche aus Melos, Austern aus Chios. Seefische bezog man aus Rhodus, von der kilikischen Küste und vom schwarzen Meere. Ausserdem versorgte Griechenland die Hauptstadt mit verschiedenen Marmorarten. Dieses Material zu seinen Prachtgebäuden holte Rom auch aus Numidien, Aegypten und Vorderasien, besonders Phrygien, indem es, was die Nähe bot, selbst den schönen lunensischen oder carrarischen Marmor Hetruriens, der wegen seiner geringen Entfernung leicht fortzuschaffen war, als ein zu gewöhnliches Gestein verschmähte. Natürlich verteuerte der Transport das Material ungemein. In Griechenland hatte sich nach dem Falle Korinths besonders Delos gehoben, durch seine Zollfreiheit und seinen bequemen Hafen der Hauptstapelplatz zwischen Europa und Asien. Seine Blütezeit war nur kurz, es ward im mithridatischen Kriege verwüstet. Athen hatte durch Sulla ungemein gelitten und sein Hafenplatz Munychia war ganz verfallen. Zur Zeit der Kaiserherrschaft waren die früheren Hülfsquellen, die den Wohlstand und Reichtum des hellenischen Landes begründet hatten, vollständig versiegt. Der grösste Teil der Aecker war wüste. Von Handel und Schiffahrt erhielten sich in den einzelnen Orten nur kümmerliche Reste.

Auch Kleinasien stand mit Rom in regem Handelsverkehr: aber die Bedeutung, welche es in dieser Hinsicht hatte, gebührt weniger dem Vertrieb seiner eigenen Landesprodukte, als dem Umstande, dass es den Mittelpunkt eines Durchgangshandels zwischen dem fernen Osten und der Westwelt bildete. Einer der Handelswege zog sich unterhalb des schwarzen Meeres hin. Durch die Heereszüge des Pompejus wurden diese Gegenden dem römischen Handel eröffnet und den Römern so die noch östlicheren Länder bekannt gemacht. Das eigentliche Ziel dieser Handelsstrasse war Dioscurias, wo der Vertrieb von Waaren 70 Nazionen versammelte. Hieher wurden babylonische und indische Produkte von Armeniern und Medern gebracht; Wolle, Pelzwerk, edle Steine, serische Gewänder. Ebenso wurden hier Sklaven verkauft. Ein zweiter Handelsweg führte vom Euphrat über Mazaca, Combusta, Laodicea, Apamea

nach Ephesos, welches beim Beginne der Kaiserzeit für den vorderasiatischen Verkehr ungemein bedeutend war. Die babylonischen, phönizischen und syrischen Kunst- und Naturerzeugnisse, indische und arabische Produkte wanderten von hier in die westlicheren Gegenden. Unter den asiatischen Städten verdient noch besonders **Palmyra** (s. S. 599) hervorgehoben zu werden, das schon vor der römischen Herrschaft eine Zeit lang einen selbständigen, ausgedehnten Handelsverkehr erlangt hatte. Was Rom von hier aus erhielt, ward aber noch überboten durch die Menge von Waaren, welche es auf einem dritten Handelswege über Alexandrien bezog. Doch ist zu den Produkten, welche man aus Aegypten durch Handel erhielt, nicht auch, wie es so häufig geschieht, das Getreide zu rechnen; denn seinen viermonatlichen Bedarf zog Rom aus den Naturalabgaben der Provinz und nur ausnahmsweise kaufte es Korn aus Aegypten. Unter den Handelsgegenständen, die das Niltal selbst den Römern lieferte, werden vor allem verschiedene Arten von Leinwand, gestickte leinene Gewänder, wie auch Glas und Krystallwaaren genannt. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildete ferner das aus der Papyrusstaude verfertigte Schreibmaterial. Vorzugsweise aber sind es die indischen Waaren, welche zumeist über Alexandrien nach Rom geführt wurden. Die direkten Handelsbeziehungen mit Indien, welche bisher unter den Ptolemäern noch spärlich waren, nahmen jetzt zu. Hundert und zwanzig ägyptische Schiffe zum Schutze gegen die Piraten mit Pfeilschützen bemannt, sollen, wie Strabo erzählt, alljährlich vom Muschelhafen (Myos Hormos) nach Indien ausgefahren sein. August besonders hat sich durch seine Massnahmen den ägyptisch-indischen Handel zu heben, die grössten Verdienste erworben. Ausser anderen Umständen, welche zur Beförderung eines regen Verkehrs mit Indien beitrugen, war es besonders die Wiederentdeckung der Südwestmonsuns, durch Hippalus unter Kaiser Claudius, deren Kenntnis, seit die Phönizier die Schiffahrt nicht mehr auf dem roten Meere betrieben, verloren gegangen war. Fast alle Artikel, welche die alexandrinischen Kaufleute aus dem fernen Osten holten, fanden zu Rom den bedeutendsten Absatz. Es gehörten dahin zuvörderst Gewürze und Spezereien, als: Pfeffer, Zimmt, Zimmtsaft und Ingwer, Lakka, Zinnober und andere Farbestoffe, Weihrauch, Cassia, Myrrhe, Naride, Malabathron und Costum. Das indische Vaterland der meisten dieser Produkte ist gewiss; mehrere führen noch jetzt ihren ursprüng-

lichen Sanskritnamen. Auch der Weihrauch kam zum grössten Teile aus Indien, denn das beschränkte arabische Gebiet, wo er gleichfalls heimisch war, konnte gar nicht so viel erzeugen, als man im Westen verbrauchte. Die Preise, die dafür bezahlt wurden, sind sehr hoch; ein Pfund weissen Pfeffers kostete 2 Tlr. 7 Sgr., schwarzer 23 Sgr.; das Pfund Kinnamomon 4 Tlr. 23 Sgr. bis 53 Tlr.; für ebensoviel der besten Sorte Cassia zahlte man 9½ Tlr. Das aus Malabathron (Cassia und anderen Laureaceenblättern) gewonnene Oel, das zum würzen der Weine und als Heilmittel gebraucht wurde, kostete per Pfund 12 Tlr.

Der alexandrinische Handel brachte ferner den Römern Elfenbein und Schildplatt, krystallene und murrhinische (aus Edelstein gefertigte) Gefässe. Die bedeutendsten indischen Handelsprodukte waren indessen Kleidungsstoffe sowie Edelsteine und Perlen. Indien bildete den Mittelpunkt des Vertriebes der seidenen und baumwollenen Zeuge im Altertum. Von den baumwollenen Zeugen, deren es verschiedene Sorten gab, galten als die vorzüglichsten, die aus den Gangesländern, daher die gangetischen genannt. Seidene Zeuge, rohe Seide, seidene und halbseidene gefärbte Gewänder erhielten die Römer direkt über Alexandrien aus Indien und indirekt aus China, dem Vaterlande dieses Produktes, über Indien. Der Luxus mit seidenen Gewändern wurde in Rom sehr weit getrieben, besonders liebte man die durchsichtigen, florartigen Gewebe, die vorzugsweise auf der Insel Kos verfertiget wurden. Auch bei Männern wurde es trotz der hohen Preise Mode, seidene Gewänder zu tragen. Unter Kaiser Aurelian bezahlte man ein Pfund Seide mit einem Pfunde Gold. Das kostbarste indess reichte Indien den Römern in seinen Edelsteinen und Perlen. Mehrere Arten der ersteren, wie der Diamant, der Saphir, der Rubin, waren nur in Indien heimisch; viele andere fanden sich hier von ausgezeichneterer Güte als in anderen Ländern. Sie wurden hauptsächlich aus den inneren Gegenden nach Nelkynda gebracht und bildeten hier einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Einen grossen Wert legten die Römer auf den Besitz schöner Perlen, welche besonders an den Austernbänken der Küste Taprobanes (Ceylon) gewonnen wurden. Man schätzte vorzüglich ihre weisse Farbe, Grösse, Rundung, Glätte; die der Farbe des Alauns ähnlichen aus Perimuda wurden besonders gepriesen. Die Inder erhielten für ihre Produkte Blei, Kupfer, Zinn, vorzüglich aber Silberzeug und silberne oder goldene Denarien. Die Häfen,

he die griechisch römischen Kaufleute besuchten, waren: Muza, der arabischen Küste; Opone, am aethiopischen Meerbusen; ıia, heute Pemba, eine Insel an der Ostküste Afrikas; Apologoi Omana am persischen Meerbusen. Von indischen Stapelplätzen Barygaza, welches Handelsverbindungen mit China unterhielt, bedeutendste. An der Südküste waren Muzires oder Mangalor das bereits erwähnte Nelkynda die Hauptemporien zwischen en und den Abendländern. Bei diesem Handelsbetriebe indischer ıren beteiligten sich hauptsächlich die abendländischen Kaufleute; ener kamen auch Inder des Handelsgeschäftes wegen nach ypten. Welche Summen dem Reiche durch die Einfuhr dieser ıswaaren entzogen wurden, kann man ermessen, wenn man von ıius hört, dass die indischen Waaren Rom in keinem Jahre iger als drei Millionen Taler kosteten und dass die Hauptstadt die orientalische Einfuhr im ganzen ungefähr das doppelte zahlte. vorzuheben dabei ist, dass z. B. die Kameellast Weihrauch vom ɔklichen Arabien bis an die Grenze an Transportspesen und lgebühren 200 Taler Kosten verursachte.

Das Münzwesen der Römer.

Als vergleichender Wertmesser und Tauschvermittler diente, schon erwähnt, anfangs den Römern das Vieh und später Kupfer, abgewogen wurde. Das Pfund (libra, pondo aeris) in 12 Unzen eilt und als Geld As genannt, ist die Grundlage des römischen ıızsistems geblieben. Den Asiaten hatte die Natur das Gold, ı Griechen das Silber näher gelegt; die Römer lernten zuerst das pfer gebrauchen. Die Sage schreibt Servius Tullius die Erfindung ı Geldes zu; wahrscheinlich aber ist es zuerst unter den Deɑvirn in Rom eingeführt. Die ersten Asse, die kein Geld im ıern Sinne des Wortes sind, sondern noch der Stufe des Naturalısches angehören, wurden gegossen und stimmten anfangs immer ch mit dem römischen Pfundgewichte (der libra = $^2/_3$ Vereinsınd) überein, waren daher sehr gross und unbequem. Der As ɪr zugleich das höchste Nominal. Von Teilmünzen wurden ausbracht der Semis ($^1/_2$), Triens ($^1/_3$), Quadrans ($^1/_4$), Sextans ($^1/_6$) und ɔ Unze ($^1/_{12}$ As). Auf dem As erscheint auf der einen Seite der ppelköpfige Janus, auf dem Semis Jupiter, auf dem Triens inerva, auf dem Quadrans Herkules, auf dem Sextans Mercurius, f der Unze Roma, die zweite Seite ist regelmässig durch das

Vorderteil eines Schiffes, welches hier als das alte Wappen der Stadt erscheint, bezeichnet.

Bei der Kupferwährung und dem libralen Asse blieb der römische Staat stehen, so lange der Gesichtskreis seiner Politik auf Italien allein beschränkt war. In den drei ersten Jahrhunderten Roms gab es im alten Italien, mit Ausname der griechischen Kolonien, nur Naturalwirtschaft; Silber war nur in Barren und nicht als Münze im Gebrauche. Als aber durch die nahe Berührung mit den reichen Städten Grossgriechenlands und durch den Krieg mit dem Könige Pyrrhos die griechische Silberwährung den Römern näher gerückt wurde, gaben sie ihr Schwerkupfer auf und führten ein neues Münzsistem, welches der im entstehen begriffenen Gross-macht besser entsprach, ein. In das Jahr 269 oder 268 v. Chr. fällt die Einführung der Silberprägung. Gleichzeitig damit wurde eine Münzstätte errichtet und zur Aufsicht über das Münzwesen, das früher unter den Quästoren stand, jetzt eigene Beamte, die Triumviri monetales, eingesetzt.

Die neuen Silbermünzen waren Ganzstücke nebst Hälften und Vierteln, die Namen den darauf angebrachten Wertzeichen, X, V, HS entsprechend denarius, quinarius, sestertius. Das Gepräge war in allen Nominalen auf der einen Seite die Göttin Roma, auf der anderen die beiden Dioscuren zu Pferde. Später kam neben den Dioscuren die geflügelte Victoria auf dem Zweigespann vor, daher die Bezeichnung für den Denar, denarius bigatus. Seit der Einführung der Silberwährung fand auch allgemach in der Ausprägung des Erzgeldes eine Verminderung des Gewichtes statt, bis der As im Laufe des ersten punischen Krieges auf zwei Unzen herabkam und gesetzlich anerkannt wurde. Später findet er sich noch weiter herab-gesetzt, seit 89 v. Chr. bereits auf $^1/_{24}$. Bald darauf (zwischen 84—74 v. Chr.) hörte aber die Kupferprägung in Rom ganz auf und wurde erst nach einem halben Jahrhundert wieder aufgenommen. Das Gold wurde in der republikanischen Zeit nur vorübergehend und ausnamsweise geprägt, ja im Grosshandel wurde sogar noch in der Kaiserzeit das Gold in Barren verwendet. Die erste Gold-prägung fällt in das Jahr 270 v. Chr.; Stücke mit den Wertzeichen von 20, 40 und 60 Sesterzen kommen, jedoch noch selten vor. Erst die siegreichen Feldherren gegen Ende der Republik fanden es bequemer, die Triumphgeschenke an ihre Soldaten statt in Silber in Gold zu zahlen und schlugen zu diesem Zwecke eigene Mün-

Unter Caesar prägte man diese zu 100 und 50 Sesterzen aus und nannte sie Aureus und halbe Aureus. Mit der Kaiserzeit seit Nero trat aber dann überhaupt die Goldwährung allgemein ein. Die Goldmünze Aureus, später Solidus genannt, war 25 Denaren ($6^4/_5$ Tlr.) gleich. Das Münzrecht übten in der republikanischen Zeit der Senat und die Beamten mit Imperium, ersterer in der Stadt, letztere ausserhalb. Mit dem Jahre 16 v. Chr. hören aber die senatorischen Gold- und Silbermünzen vollständig auf. Das Recht der Ausmünzung edler Metalle wird dem Senat entzogen und ihm zu einiger Entschädigung nur die ausschliessliche Prägung des Kupfers, das seit einem halben Jahrhundert aus der Münze verschwunden war, übertragen. Diese kaiserliche Münzordnung erhielt sich bis auf die Zeit Aurelians. Zugleich trat der Gebrauch ein, das Bildnis der Herrscher auf der Vorderseite der Münze, die bisher ein Götterkopf eingenommen, zu setzen.

Das Verhältnis zwischen Gold und Silber variierte zwischen 1 : 10 und 1 : 13 (um 189 v. Chr.), später sogar 1 : 14—15, so dass in den letzten Jahrhunderten des weströmischen Reiches das Wertverhältnis der beiden Edelmetalle dem heutigen nahe kam. Mitunter kommen plötzliche Schwankungen vor. So sank z. B. das Gold in Italien um $^1/_3$ als die Minen bei Aquileja eröffnet wurden; es sank auf das Verhältnis 1 : 9 als Caesar den römischen Staatsschatz, der stets in Gold niedergelegt war, verausgabte. Das Verhältnis von 1 : 17 im hannibalischen Kriege war eine Art von Staatsbankerott; um 422 n. Chr. findet sich das Verhältnis 1 : 18. Als schlimme Zeiten über den Staat hereinbrachen, waren die Kaiser auch gezwungen, schlechte Münze zu emittieren. So enthielt das Silbergeld unter Vespasian (69 n. Chr.) etwa ein Viertel seines Gewichtes an Kupfer, unter Antonius Pius (138 n. Chr.) mehr als ein Drittel, unter Commodus (180 n. Chr.) fast die Hälfte, unter Gordian (236 n. Chr.) ward zum Silber mehr als das doppelte seines Gewichts an Kupfer hinzugefügt. Ja unter Gallienus wurde eine Münze ausgegeben aus Kupfer, Zinn und Silber, wovon die beiden ersten Metalle das letzte um mehr als das 200fache Gewicht desselben übertreffen. Sie zeigt, bei welch einem hoffnungslosen Zustande der Staat angekommen war.

Geldgeschäft und Gelderwerb.

Auf dem Gebiete der Geldspekulazion haben die Römer an kaufmännischem Geiste die Hellenen weit hinter sich gelassen.

Dem Geldverkehr gaben sie sich mit der vollsten Energie materialistischer Leidenschaft hin; hier war es auch, wo meist durch Sozietätsverbindungen einzelne Unternehmungen auf gemeinsames Risiko zur Ausführung gelangten. Die Geldgeschäfte giengen auch in Rom meistenteils durch die Hände besonderer Geldwechsler und Bankiers, deren Plätze auf dem Markte schon 309 v. Chr. erwähnt werden. Die Auszahlung, Anlegung, Eintreibung und Umwechslung des Geldes war, wie in Griechenland, ihre Hauptbeschäftigung, nur verbanden sie damit noch das Amt der Mäckler bei Aukzionen und Käufen. Hatten sie vom Staate besondere Konzession und waren sie gesetzlich angehalten, genaue Bücher zu führen, so nannte man sie Mensarii oder Nummularii, während man die Privatwechsler mit dem Namen Argentarii bezeichnete. Die Einrichtung ihrer Handelsbücher entspricht schon ziemlich den Rechnungsbüchern unserer Zeit. Es gab in jedem Geschäft ein Kassabuch, in welches nach der Zeitfolge die Einnahmen und Ausgaben des Geldmannes eingetragen wurden, dann ein Contocurrentbuch, in welchem die einzelnen Kunden mit ihrem „Debet“ und „Credit“ verzeichnet standen und endlich ein Journal, aus welchem dann die Uebertragung in das Hauptbuch stattfand. Die Privatbankiers bildeten wie die öffentlichen ein besonderes Kollegium und hatten ihre Geschäftsbureaux, auf dem Forum bei dem Tempel des Castor. Die Zinsen standen in Rom niedriger als in Griechenland. Besonders gegen das Ende des Freistaates häuften sich die Kapitalien so, dass der Zinsfuss bis auf 6, ja auf 4% herabsank und in der Kaiserzeit vor Constantin wurden 12% für Wucherzinsen angesehen.

Ein merkwürdiger Fall trat in Ciceros Zeit ein, wo durch grossartige Bestechungen der römische Discont von 4 auf 8 Prozent stieg. Der Seezins war bis auf die Zeiten vor Justinian unbeschränkt; Zinseszinsen nehmen aber blieb stets verboten. Auch im alten Rom galt in der frühesten Zeit das Zinsennehmen für ehrlos und ein Gesetz vom Jahre 339 v. Chr. verbot es den Römern unbedingt. Aber die steigende Bereicherung der grossen Grundbesitzer führte bald die Vernachlässigung der von den Vorfahren überkommenen Grundsätze herbei; obschon die demokratische Partei an der gesetzlichen Fortdauer des Zinsenverbotes eigentlich immer festhielt. Wucherische Zinsen von 46 bis 60% wurden jedoch zu allen Zeiten genommen. Besonders behielt in späterer Zeit der reiche Adel sich derlei Geschäfte vor; Pompejus

nahm 70%, Brutus 48%. Ja als im Jahre 32 v. Chr. eine Geldkrisis die Regierung zum einschreiten veranlasste, geriet der ganze Senat in Aufregung, da kein Senator von der Schuld wucherischer Geldgeschäfte frei war.

Hauptsächlich wurde der Wucher gegen Ende der Republik (s. S. 532) in den Provinzen getrieben. Aber noch in der Kaiserzeit hatte Seneca den Britanniern ein Anlehen von 60 Mill. Sest. auf hohe Zinsen aufgedrungen; ihre plötzliche und gewaltsame Eintreibung war der Grund zum Aufstande der Provinz im Jahre 60 n. Chr. Der Römer von Natur ein guter Haushalter und von Jugend auf an Pünktlichkeit in Geldsachen gewöhnt, unterliess nie ein Kassenbuch über seine Einnahmen und Ausgaben zu führen und die Erhaltung und Mehrung des Vermögens galt ihm als moralische Pflicht des Mannes. In diesem Sinne schrieb Cato an seinen Sohn: „Einer Witwe Habe mag sich mindern; der Mann muss sein Vermögen mehren und derjenige ist ehrwürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, dass er mehr hinzu erworben, als er ererbt hat.“ Von dieser Ansicht aus, kam man jedoch bei steigendem Sittenverderbnis immer mehr zu der Losung, die Horaz den Börsenmännern seiner Zeit in den Mund legt:

„Römer, o Römer, nur Geld, nur Geld! Das suchet vor allem, dann erst inneren Wert.“

Damit, mit der Kriegsbeute und den Eroberungen und den Ausplünderungen der Provinzen, hing es zusammen, dass sich der höhere Mittelstand lieber auf Geldwucher als Industrie verlegte. In einer Zeit wo der römische Census über 1½ Millionen Köpfe zählte (104 v. Chr.) konnte Philippus ein sonst gemässigter Mann behaupten; es gäbe kaum 2000 Bürger im Staat, die Vermögen besässen. Diese wenigen freilich standen so, dass Crassus nur den für reich wollte gelten lassen, der ein Heer auf eigene Kosten zu ernähren vermochte. Einige afrikanische Grosshändler, deren Vermögen nach Pompejus Fall konfisziert wurde, besassen 100 Millionen Sesterzen (7½ Mill. Tlr.). Pompejus selbst verfügte über ein Vermögen von 70 Millionen Sesterzen; Marcus Crassus hinterliess trotz ungeheuerer Verschwendung 170 Millionen Sesterzen. Caesar endlich, der um 62 v. Chr. nach Abzug seiner Aktiven 25 Millionen Sesterzen (190.000 Tlr.) Schulden hatte, konnte einige Zeit nachher aus seinem Beuteanteile vom gallischen Krieg den Bau eines Forums beginnen,

zu welchem der Platz allein ihm auf 100 Millionen Sesterzen (7½ Mill. Tlr.) kam. Welchen Reichtum die Statthalter in den Provinzen erpressen konnten erhellt u. a. daraus, dass Cicero gegen Verres (s. S. 535) 5 Millionen Taler Busse forderte. Verres soll geäussert haben, er sei zufrieden, wenn ihm die Beute des ersten Jahres bleibe, im zweiten sammle er für seine Verteidiger, im dritten für seine Richter. Sogar Cicero wurde in Cilicien, wo er bekanntlich nicht drückte, binnen Jahresfrist um 110.000 Tlr. reicher, ungerechnet die vielen Geschenke an Gemälden etc. Noch unter den Kaisern gab es ähnliche Reichtümer. Und wie ward dies möglich. Der Römer war stets ein Soldat, aber ein noch besserer Gelderwerber, der oft wochenlang Tag und Nacht auf Reisen war, um in einer entfernten Provinz dem Quästor auf der Ferse zu folgen und die armen unterjochten noch ärger auszupressen als es bereits der Beamte tat. Wo aber das Kapital oder einzelne nicht hinreichten, da wurden grössere oder kleinere Kapitalistengesellschaften (Societates) gegründet und Gewinn und Risiko verteilt.

Die Sozietäten.

Solche Sozietäten oder Verbindungen, in welchen die Mitglieder zuweilen gleichen, oft sehr ungleichen Anteil an dem Gewinne hatten fanden sich wahrscheinlich schon sehr früh. Schon Cato legte Geld in Seeunternehmungen an, ganz nach Art der griechischen Bodmeristen und Grossaventuristen (s. S. 377). Wie vorsichtig er aber bei dem Seewucher war, erzählt uns Plutarch: „Diejenigen, denen er Geld lieh, mussten mit 50 anderen in Kompagnie treten, und dann mit ihnen eben so viele Schiffe ausrüsten, auf deren jedem Cato einen Teil seines Geldes stehen hatte und worüber er seinen Freigelassenen Quintion stellte, der mit den Kaufleuten und Schuldnern zu Schiffe gieng und auf alles genau Acht hatte.“

Besondere Anregung und Nahrung aber erhielt dieses Vereinswesen dadurch, dass die römische Regierung ihre Geschäfte durch Mittelspersonen beschaffen liess. Um die Verwaltungskosten zu sparen und die Höhe der Staatseinkünfte genau im voraus zu wissen wurden nämlich die Einnahmen, welche aus den Zehnten der Provinzen, den Domänen, den Hafenzöllen, den Bergwerken, Salinen und Fischereien flossen, an die meistbietenden (gewöhnlich auf fünf Jahre) verpachtet, (s. S. 498). Andererseits machte man es auch mit Lieferungen für das Heer und öffentlichen Bauten gerade so.

Ja es wurde endlich Mode, auch Privatbauten, Trauben- und Olivenernten, dann die Regelung von Konkursen und Erbschaften in Akkord zu geben! Die Staatspachtungen überstiegen natürlich oft die Geldmittel des einzelnen, und da das Gesetz den Senatoren nicht erlaubte, sich offen an dergleichen Geschäften zu beteiligen, so kam es, dass derjenige Stand, welcher nach ihnen das höchste Vermögen (80.000 Tlr.) nachweisen musste, nämlich die Ritter, sich ausschliesslich dieser Angelegenheit bemächtigte und nach und nach eine feste Staatspächter-Genossenschaft bildete, die in eine Menge für einzelne Pachtungen geschlossener Kompagnien zerfiel. Bereits während des Krieges mit Hannibal wurde die Versorgung des spanischen Heeres mit Getreide und Kleidern an drei Gesellschaften von zusammen 21 Personen vergeben, die ihre Lieferungen der erschöpften Staatskasse vorschossen, sich aber von der Gefahr des Seetransportes entbinden liessen. Zur Zeit des Geschichtsschreibers Polybios gab es kaum einen reichen Mann in Rom, der nicht als offener oder stiller Gesellschafter bei den Staatspachtungen beteiligt gewesen wäre. Die Einrichtung einer solchen Gesellschaft kennen wir ziemlich genau. Einer aus derselben übernahm das bieten bei der Aukzion, schloss den Vertrag mit dem Staatsbeamten (gewöhnlich dem Censor) und stellte Bürgen. Die Leitung der Geschäfte selbst hatte dagegen einen jährlich wechselnden Direktor (magister), der in Rom zu bleiben pflegte, das Rechnungswesen besorgte und das Archiv mit allen Urkunden in Verwahrung hielt. Gieng das Amt an seinen Nachfolger über, so pflegte er sich zu seiner späteren Deckung und Rechtfertigung eine Abschrift von der Jahresrechnung zu nehmen. In den Provinzen gab es Stellvertreter und Gehülfen des Dirigenten, die mit ihm durch besondere Briefboten korrespondierten. Als Dienstpersonal und zwar vom Hausknecht und Auflader angefangen bis zum Geschäftsführer und Direktor hinauf, wurden fast ausschliesslich Sklaven, selten Bürger verwendet. Dieselben, auch als Schiffskapitäne und Handelsagenten, sogar in entferntere Teile der damaligen Welt gesendet, waren meist die rechte Hand und die Hauptstütze ihrer Herren. Darum musste ihnen aber auch eine Tantieme geboten werden, sich nebenbei selbst Vermögen zu erwerben und die Freiheit zu erkaufen.

Trotz des Vorhandenseins gesetzlicher Normen überschritten die Staatspächter in Rom nur zu oft ihre Befugnisse und erlaubten sich allerhand Bedrückungen und Plackereien, ja oft vielfachen

Handelsverbindung zwischen den Provinzen (viae), Gemeindewege (actus vorzugsweise für Treibvieh, iter für Gespanne und Fussgänger), endlich der Hohlweg (callis) und der Fusspfad (semita). Bei den Heerstrassen und Provinzialstrassen war die gerade Richtung und die Ebene angestrebt und zu diesem Ziele wurden grosse Brücken über Täler gebaut, Berge durchstochen, Täler ausgefüllt und Sümpfe trocken gelegt. Die meisten Strassen waren mit sehr grossen, polygonen Steinen auf fest gerammtem Untergrunde in Cement gepflastert und die grössten bestanden aus 3 Abteilungen, von denen die mittlere für den Marsch des Fussvolkes, die beiden seitlichen für die Reiterei und Fuhrwerke bestimmt waren. In morastigen Gegenden wurden die Strassen auf Zimmerwerk von Eichenholz gelegt, das man in den Moor versenkte. Wenn es gilt Strassen zu bauen, die keiner Nachbesserung bedürfen und die Bestand haben sollen, ohne Nachhülfe der rastlos tätigen Strasseneinräumer, so werden die Römerstrassen für alle Zeiten mustergiltig bleiben.

Bedeutung der römischen Heerstrassen für den Verkehr und für die Verbreitung der römischen Kultur.

Diese grossen Heerstrassen, meist durch Soldaten ausgeführt, hatten ursprünglich nur eine militärische Bedeutung, förderten aber auch von selbst den Handel und Verkehr und gaben dem Austausch der Waaren und Ideen unter den Völkern neuen Aufschwung. Bei dem Weltverkehr, in welchem die Römer standen, waren Reisen der verschiedensten Art natürlich und notwendig. Reisen von der äussersten Grenze des Reiches zur entgegengesetzten, ebenso von Armenien nach Britannien oder von den Wasserfällen des Nil zu den Quellen der Donau, waren daher nichts seltenes. Schon allein der Kriegsdienst führte fortwährend tausende aus ihren Geburtsländern an immer wechselnde Standorte in weite Fernen.

Höhere Beamte erreichten selten die Ziele ihrer Laufbahn, ohne in den verschiedensten Provinzen umhergeworfen worden zu sein. Unternehmungen an einem Orte erfolglos geblieben, tauchten in einer anderen Stadt des Reiches aufs neue auf. Allerdings strömte es am stärksten aus den Provinzen nach Rom, aber doch auch wieder von dort zurück und auch der Verkehr der Provinzen untereinander war sehr lebendig.

Griechische Gelehrte hielten in Spanien Schule, für Frauen einer römischen Kolonie in der Schweiz arbeitete ein Goldschmied aus Kleinasien, in den Städten Galliens waren griechische Bildhauer und Maler tätig, Gallier und Germanen dienten als Leibwächter eines Judenkönigs (des Herodes) zu Jerusalem, Juden waren in allen Provinzen des Reiches ansässig. Es gab keine Stadt, in der nicht zahlreiche Fremde waren. Es war aber auch die Zahl von Berufsarten und Beschäftigungen nicht klein, durch die man genötigt war einen grossen Teil seiner Zeit auf Reisen zu verbringen. Die im Handelsinteresse unternommenen Reisen waren jedenfalls die ausgedehntesten. Von ihren äussersten Zielen geben vielleicht die Funde römischer Münzen sowohl in Indien als an der Bernsteinküste einige Vorstellung. Auch die Reisen der Studierenden, Rhetoren, Künstler, Virtuosen, hatten einen bestimmten wissenschaftlichen oder geschäftlichen Zweck. Das Bedürfnis sich durch Anschauung zu belehren, war im Altertume viel verbreiteter als in neueren Zeiten, besonders, weil die aus Bücherstudien zu gewinnende Belehrung so viel unzusammenhängender und spärlicher, auch unzuverlässiger, und schwerer zugänglich war, als in unserer Zeit.

Auch Feste und Schauspiele ferner religiöse Feierlichkeiten zogen stets eine Menge Zuschauer von nah und fern herbei, sowie auch die Kranken durch den Besuch von Bädern oder durch Luftveränderung Heilung suchten. Durch diesen regen Verkehr aller Bewohner des römischen Reiches schwanden nicht nur die heimischen Vorurteile sondern auch der Gesichtskreis wurde weiter und freier und Sitten, Gedanken und Sprachen verallgemeinerten sich. Das Bindemittel dieser Mischung aber blieb immer der römische Staat, sein Wesen und Gesetz. Von Rom aus wurden in Briefen und Mitteilungen nach allen Seiten hin die Angelegenheiten des Reiches besprochen und Tageblätter (acta diurna), in welchen alles, was am kaiserlichen Hofe, im Senate oder sonst irgendwo sich merkwürdiges zutragen mochte, aufgezeichnet war, liefen durch alle Teile des Staates um die römische Welt in fortwährender Kenntnis von den Ereignissen der Hauptstadt zu erhalten. Auch die übrigen literarischen Erzeugnisse derselben wurden in allen Provinzen und Städten gelesen, von fremden Reisenden aus Rom mit nach ihrer Heimat geführt, nach Vienna, nach Biblis, nach Tolosa u. s. w.

Der von Augustus nach altpersischem Vorbilde eingerichtete Cursus publicus (eine wohl organisierte Staatspost) hatte den Zweck

sowohl die Befehle des Kaisers an die Beamten der Provinzen, als auch die Meldungen und Berichte der letzteren zu vermitteln. Er beförderte aber nicht blos Korrespondenzen, sondern auch Gepäcke, Frachten und Personen. Der Cursus publicus durfte allerdings ausser von Beamten, Courieren und andern im Staatsdienste reisenden Personen, nur von wenigen Begünstigten benutzt werden; doch, nachdem die öffentlichen Einrichtungen für einen fortlaufenden Verkehr einmal getroffen waren, konnte es nicht fehlen, dass, wo das Bedürfnis eintrat, sich Privatunternehmungen anschlossen. Spuren von der Organisazion eines solchen Privatfuhrwesens haben sich noch in Italien erhalten, so dass selbst an verhältnismässig kleinen Orten Innungen von Vetturinen genannt werden. Auch an Reisehandbüchern wenn gleich primitiver Art fehlte es nicht; sie bestanden vorzugsweise aus Wegekarten (Itinerarien) und Stazionsverzeichnissen mit einigen eingeschalteten Nachrichten über Sehenswürdigkeiten mit historischen und andern Notizen.

Der Privatverkehr war freilich bei Beförderung der Briefe auf zufällige Gelegenheiten angewiesen. Die Reichen unterhielten daher eigene meist luxuriös bekleidete Läufer (statores, cursores). Auch die Zollpächter bedienten sich gleichfalls solcher in grosser Zahl (tabellarii genannt) und diese unterzogen sich meist auch der Beförderung der Privatbriefe. Die Mehrzahl der Reisenden zog zu Fuss oder zu Pferd im Regenmantel ihre Strasse und nur die besseren Stände reisten zu Wagen und zwar mit so zahlreichem Gefolge, dass es eine Karavane bildete. Die römischen Reisewagen waren äusserst bequem eingerichtet, da sie nicht nur sich zum schlafen eigneten, sondern auch Vorrichtungen zum lesen und schreiben boten. Herbergen und Gasthäuser waren hingegen sehr mangelhaft und nur die besuchtesten wie in Bajä boten städtischen Comfort. Die Schilde versprachen zwar alle mögliche Bequemlichkeit, allein in Wirklichkeit wurde dieselbe nur zu oft vermisst. Die Inschrift eines meist von Geschäftsreisenden besuchten Gasthauses in Lyon verkündete: „Hier verspricht Merkur Gewinn, Apollo Gesundheit, Septumanus Aufname nebst Mahlzeit. Wer einkehrt wird nachher besser daran sein; Fremder siehe zu, wo du bleibst.“ Gasthäuser waren bisweilen auch die Schauplätze der gröbsten Unsittlichkeit und daher war das Gewerbe der Gastwirte misachtet. Darin und in dem Sklavenwesen, das den Reichen hunderte von Sklaven zu Gebote stellte, hatten der Umfang und die Ueppigkeit der

römischen Reiseanstalten ihren Grund. Die Sicherheit des reisens und Gütertransportes war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die wiederholten Sklavenkriege mit ihren Nachwehen mussten notwendig grosse Gefährdung alles Verkehrs im Gefolge haben. Am grössten blieb die Unsicherheit in Italien. Auch der enorme Umfang der Piraterie erhellt aus den wiederholt geführten Seeräuberkriegen; doch waren seit August Piraten im Mittelmeer nicht mehr zu finden. Die Seefahrten waren meist auf das Frühjahr, den Sommer und Frühherbst beschränkt und den Gefahren einer winterlichen Seereise setzte sich niemand leicht aus. Gegen Schiffbrüchige übten die Uferbewohner nur zu oft ein, wenn auch durch Gesetze verpöntes Strandrecht. Grosse Seefahrten haben die Römer nicht unternommen. Auch grosse Expedizionen z. B. nach den Bernsteinküsten und unter Aurelius Gallus nach Arabien und zu den Garomanten gehören zu den Seltenheiten. Durch Zufall erlangten die Römer unter der Regierung des Kaisers Claudius Kenntnis der Insel Taprobane (Ceylon) durch ein an die Küste derselben vom Sturme verschlagenes Schiff, welches im roten Meere den Zolldienst zu versehen hatte. Unter Marcus Aurelius erschienen römische Legaten, die zu Wasser über Tunkin gekommen, am chinesischen Hofe.

Die Handelsverhältnisse gegen Ende der Kaiserzeit.

Während der Kaiserzeit blieb im allgemeinen die frühere Art und Weise des Handelsbetriebes in Geltung. Natürlich teilte aber der Handelsverkehr und die Industrie die wechselvollen Schicksale der Monarchie, sowie sie von den Maximen und Launen der Regenten mannichfach beeinflusst wurden. Einen merkwürdigen Eingriff in die Freiheit des Handels unternahm der Kaiser Diocletian, indem er eine Art Maximaltarif für die Preise aller zum Verkauf kommenden Dinge aufstellte, eine Massregel, die besonders der Armeelieferungen wegen ergriffen zu sein scheint, aber bald wieder einschlief. Schon unter Alexander Severus wird einer Besteuerung der Kaufleute gedacht, unter Constantin nahm dieselbe einen regelmässigen Charakter an und erstreckte sich auf alle Branchen der Handeltreibenden. Unter ihm und seinen Nachfolgern wurde der Handel besonders durch Monopole beeinträchtigt. Die Palastbeamten und selbst die christlichen Geistlichen durften Waaren aus einer Provinz in die andere führen, ohne die Zölle zu entrichten, die so schwer auf dem gewöhnlichen Handelsmann lasteten.

Constantin selbst war Kaufmann und Fabrikant und seine Handelsunternehmungen trugen wesentlich dazu bei, seine Untertanen arm zu machen und den Binnenhandel im Reiche zu vermindern. Der kaiserliche Haushalt bildete eine zahlreiche, von den übrigen Untertanen des Reiches gesonderte Bevölkerung und die kaiserlichen Beamten waren bemüht, diesen Tross, sowie die Unmasse der Militärbediensteten mit möglichst geringen Auslagen aus Staatsmitteln zu unterhalten. Die öffentlichen Posten lieferten die Mittel, die Waare kostenfrei zu transportieren und die mit ihrer Beförderung beauftragten Beamten nahmen die Gelegenheit wahr, sich zu bereichern, indem sie einführten, was sie mit Vorteil verkaufen konnten. Kaiserliche Fabriken lieferten die Artikel, die im Reiche produziert werden konnten und es ist kaum zu bezweifeln, dass Privatfabrikanten es selten wagten dieselben Gegenstände zu liefern, damit nicht ihr Handel mit den geheimen Erwerbsquellen irgend eines mächtigen Beamten kollidiere. Doch während der Grosshandel solchergestalt zu Grunde gerichtet ward, sah man die bescheidene und ehrliche Beschäftigung des Krämers auch jetzt noch als unehrlich an. Er wurde zum Leibeigenen der Innung gemacht, bei welcher er eingeschrieben war und sein Fleiss durch Beschränkungen gefesselt, die es ihm unmöglich machten, sich aus der Dürftigkeit herauszuarbeiten. Dem Kaufmanne war bei Strafe der Verbannung nicht gestattet mit mehr als einer gewissen beschränkten Summe Geldes zu reisen; wahrscheinlich lag diesem seltsamen Gesetz die Absicht zu Grunde, den Monopolisten die ausschliessliche Einfuhr der Waaren zu sichern. Eine arge Beschränkung erlitt der Handel zwischen der östlichen und westlichen Hälfte des Reiches gleich nach der unter Theodosius erfolgten Teilung. Als der Senat von Constantinopel, auf Betrieb des ränkevollen Eutropius, die Einziehung der im Osten liegenden Besitzungen Stilichos dekretiert hatte, rächte sich der mächtige Minister des schwachen Honorius durch die Verfügung, dass in den Häfen, an den Ufern der Seen und Flüsse und in den Gränzstädten Niemand zugelassen werden sollte, der nicht mit Stilicho's Pässen versehen war. Nach seinem Tode hob die occidentalische Regierung sogleich diese Beschränkung auf, indem sie bekannte, dass der Waarenhandel beider Reiche durch diese Polizeimassregel bedeutend gelitten hätte. Der Hauptzug des Verkehrs gieng nämlich damals besonders von Osten nach Westen. Die Verarmung des Mittelstandes, das steigen des Proletariates hinderten jedoch nicht

den Luxus und die Genussucht der höheren Klassen. Die Einfuhr von Perlen, Edelsteinen und der von beiden Geschlechtern mit grosser Vorliebe begehrten Seide brachte dem Kaufmanne noch immer reichen Gewinn. Oft stockte aber doch plötzlich in Folge von Einfällen der Barbaren der Aufwand und alles, was sich bis dahin vom Luxus genährt hatte, verlor seinen Unterhalt; ja als endlich alle Pforten des Reiches von den andringenden Feinden gesprengt wurden, da ergoss sich unsägliches Elend über den Occident, und fast mit der ganzen Kultur der alten Welt giengen auch Gewerbe und Handel zu Grunde, um erst nach einem langen Neugestaltungs-Prozesse wieder aufzuleben.

Die Sklaverei bei den Römern.

Während die neue Zeit und ihre Wirtschaftskultur auf der Anerkennung der freien Menschenpersönlichkeit und Würde beruht, sehen wir in der alten Welt den grössten Teil der Staatsbevölkerung in Verachtung und unfreier Stellung der materiellen Arbeit, dem Lohnverdienste und der Besorgung der niederen Hausdienste zugewendet. Die soziale Organisazion des Altertums begründete einen Zustand, in welchem nicht die menschliche Rechtsgleichheit, nicht die unveräusserliche Würde und Freiheit des Menschen geachtet erscheint, sondern wo derselbe als ein blosses Werkzeug, als Reichtumsbestandteil, als willenloses, der Selbstbestimmung unfähiges Wesen vor uns tritt und die einzige Aufgabe hat, den Herrn, den freien Bürger des Staates, mit den nötigen materiellen Gütern zu versorgen und ihm ein freies, mussevolles öffentliches Leben zu ermöglichen. Das Institut der Sklaverei ist daher die Hauptursache des zurückbleibens und der mangelhaften Gestaltung, wie der griechischen so auch der römischen Volkswirtschaft und das fundamentale Moment, in welchem sich die antike Nazionalökonomie von der modernen so wesentlich und durchgreifend unterscheidet. Das beseelende Prinzip der modernen Volkswirtschaft ist die Freiheit, das entnervende der antiken die Unfreiheit und Sklaverei.

Auch Rom hatte einen Ueberfluss von Sklaven; diese waren teilweise Kriegsgefangene, manche wurden durch regellosen Lebenswandel dahin gebracht, dass sie sich selbst verkauften; andere wurden durch ihre Gläubiger verkauft, oder kraft des Gesetzes, wieder andere wurden im Hause als Sklaven geboren oder als Kinder bei den häufigen Aussetzungen aufgenommen. Als die Republik

ihre Eroberungen ausdehnte, namentlich in Grossgriechenland und Sicilien, kamen auch vornehme und gebildete Männer als Sklaven nach Rom. Deren Anzahl wuchs durch die karthagischen, illyrischen und gallischen Kriege zu tausenden. Das Gesetz betrachtete den Sklaven als Sache, nicht als Person. Als solche ist er Eigentum eines andern, zählt für nichts, ist ohne Vertretung im bürgerlichen Leben. Er wird vor Gericht weder zum Zeugen noch zur Klage zugelassen, man kann ihm kein Unrecht tun. Er kann nicht testieren; sein natürlicher Erbe ist sein Herr. Erhebt sich ein Rechtsstreit mit einem Sklaven, so wird die Klage gegen dessen Herrn gerichtet. Besitz und Nutzniessung eines Sklaven brauchen nicht in seiner Hand vereinigt zu sein. Der Herr darf seinen Sklaven schlagen, kreuzigen, verhungern lassen, kurz nach Gefallen behandeln. Zwischen Sklaven giebt es keine gesetzmässige Ehe und ihre Kinder gehören ihnen nicht. Das Gesetz bestimmt mit erbarmungsloser Genauigkeit den Wert eines Sklaven, und die für dessen Verlust oder Verletzung zu leistende Vergütung. Man kaufte die Sklaven auf den Märkten, wohin sie von Seeräubern oder Händlern gebracht wurden, die sich dieselben fast durch die nämlichen schändlichen Mittel, wie die modernen Sklavenhändler die Neger, verschafften. Delos war der Hauptsitz dieses Handels, da wurden unter dem Schutz des Gesetzes täglich tausende verkauft, von denen die meisten aus Phrygien und Kappadokien kamen. Die Sklaven wurden in einer grossen Hütte mit mehreren Abteilungen, Käfigen ähnlich, zum Verkaufe ausgesetzt, und zwar nackt, mit gebundenen Händen und einem Zettel auf der Stirn, welcher (nach Befehl der Aedilen) ihre guten wie schlimmen Eigenschaften aufzählte. Die aus Asien kommenden hatten zur Auszeichnung die Füsse mit Kreide weiss bezeichnet. Ausgesuchte Sklaven wurden in innern Gallerien aufgestellt, unfügsame, wilde Sklaven hatten Hände und Füsse gefesselt. Später wurde ein Tarif je nach Alter und Stand aufgestellt; ein Arzt kostete 60, ein Eunuch unter 10 Jahren 30, ein über 10 Jahre alter 50 Goldmünzen. Angesehene Römer beschäftigten sich mit der Erziehung von Sklaven für verschiedene Berufsarten. Cato kaufte unwissende und unansehnliche Sklaven und verkaufte sie wieder, nachdem er sie körperlich gekräftigt und ausgebildet hatte. Pomponius Atticus bildete Sklaven zu Schriftstellern. Während es in den amerikanischen Sklavenstaaten verboten war, Sklaven schreiben und lesen zu lehren, machten die Alten ohne jegliche Besorgnis aus ihnen ihre Gelehrten, so tief

gewurzelt war bei ihnen die Sklaverei. Der Sklave und der Freigelassene taten in Rom alles. Sklaven besorgten alle Geschäfte des Hauses: sie waren Ackerleute, Hirten, Köche, Barbiere, Schneider, Schuhmacher, arbeiteten und verfertigten überhaupt alles. Als Türsteher zeigten sie dem Hausherrn die Ankunft von Fremden an, riefen die Stunden aus, mahlten das Korn, bei welchem Geschäft, damit sie ihren Hunger nicht mit einigen handvoll Mehl stillen möchten, ihnen ein breites Brett um den Hals gebunden ward. Sie waren Musiker, Werkzeuge der Wollust, Spassmacher; zu diesem letzteren Geschäfte hatte man am liebsten Zwerge, die oft durch gewaltsame Zurückhaltung des Wachstumes künstlich geschaffen wurden. Die Behandlung dieser Unglücklichen war eine haarsträubende. Antonius und Kleopatra probierten Gifte an ihnen; Pollion liess einen Sklaven in den Muränenteich werfen, weil er eine Vase zerbrochen. Es gab deren, die durch blutigen Zweikampf die Gäste unterhalten mussten (s. S. 524 und 632). Des Nachts wurden sie in das ergastulum gesperrt, ein Loch, in welchem Männer und Weiber auf dem Stroh, oder auch auf der nackten Erde zusammengehäuft waren. Die alt gewordenen, oder von einer unheilvollen Krankheit befallenen Sklaven wurden nach der Aesculapinsel in der Tiber gebracht, und dort hilflos ihrem Schicksal überlassen. Kaiser Claudius suchte dieser Grausamkeit zu steuern, indem er den so ausgesetzten Sklaven für frei erklärte. Nun wurden sie von den Herren getödtet, aber der Kaiser liess dieselben als des Mordes schuldig vor Gericht stellen. Daraus möge man jedoch nicht schliessen, dass die Lage der Sklaven sich zu jener Zeit verbessert hatte. So war zur Zeit des Augustus durch ein Senatsconsult beschlossen worden, dass, wenn ein Bürger durch einen seiner Sklaven erschlagen würde, alle seine Sklaven hingerichtet werden sollten; andere Scheusslichkeiten werden uns durch das Edikt des Kaisers Constantins kund. Dieser Fürst verbot Sklaven zu hängen, sie von einer hochgelegenen Stelle hinabzustürzen, sie durch Einflössung von Gift in die geöffneten Adern zu tödten, sie langsam zu verbrennen, sie verschmachten oder ihr Fleisch in Fäulnis übergehen zu lassen nach Zerhackung ihrer Körper.

Diese entsetzliche Kette von Mishandlungen ward nur einmal im Jahre unterbrochen, wenn in der Jubelzeit der Saturnalien den Sklaven eine augenblickliche Freiheit gestattet wurde, welche ihnen ihr gewöhnliches Loos um so härter erscheinen lassen musste. Um das soziale Leben Roms kennen zu lernen, ist es

nicht hinreichend, die Sklaven nur an und für sich und in ihren persönlichen Beziehungen zu den Herren zu betrachten, sondern auch als den eigentlich arbeitenden Teil der Bevölkerung. Die römischen Schriftsteller und Staatsmänner stimmen darin mit den hellenischen (s. S. 384) vollkommen überein, dass, wie schon so oft erwähnt, sie die Arbeit und Erwerbtätigkeit gleichfalls als etwas erniedrigendes und den Bürger entehrendes betrachten.

Cicero findet eine jede berufsmässige Tätigkeit eines freien Mannes unwürdig und kaum hält er einige der höchsten Berufsarten für keine Schande, wie die Heil- und Baukunst; den Handel lässt er (s. S. 699) nur gelten, wenn er einen ansehnlichen Nutzen abwirft. Selbst der Ackerbau, diese Kunst der Consuln und Dictatoren des alten Rom, schützte die Arbeiter nicht vor Unehre, welche abhängig von einem andern sich demselben widmeten. Die arbeitende Klasse bestand daher, man kann sagen ausschliesslich aus Sklaven. Varro teilt die Werkzeuge der Agrikultur in tönende (Sklaven), halbtönende (Vieh) und stumme (leblose Gegenstände). Cato sagt, der Ochs ersetze den armen den Sklaven und zur Bewirtschaftung einer Olivenpflanzung von 40 Morgen brauche man drei Sklaven, drei Ochsen und vier Esel. Die Sklaven bebauten die Bergwerke, arbeiteten in den Werkstätten; die Tempel, die Städte, und die Korporazionen hatten ihre Sklaven. Sie erhielten die Wasserleitungen, Strassen, Gebäude, ruderten auf der Flotte, bildeten den Tross des Heeres; um so unentbehrlicher, als die Mechanik noch nicht ausgebildet ist, verwendet und verschwendet man die Sklaven als gewöhnliche und wenig wertvolle Gegenstände.

Was die Anzahl dieser Unglücklichen betrifft, so mag man sich einen Begriff davon bilden, wenn man bedenkt, dass die grossen Häuser einen Nomenclator halten mussten, dessen Geschäft darin bestand, die Namen der übrigen Sklaven im Kopfe zu behalten. Crassus besass 500 Maurer, die er zur Arbeit vermietete; ein Advokat gieng nie ohne grosses Gefolge vor Gericht. Im Lager Caepios zählte man 40.000 bis 80.000 Sklaven. Caesars Legionen in Gallien hatten einen so grossen Sklaventross, dass er einst dadurch in grosse Gefahr geriet. Cajus hatte 5000 Sklaven und wollten wir die Behauptung des Athenaios angreifen, dass viele Römer deren 10- und 20.000 besassen, so haben wir doch das Testament des Claudius Isidorus, in welchem er beklagt, dass seine grossen Verluste während der Bürgerkriege ihm nur

4156 Sklaven, 5600 Paar Ochsen, 25.000 Stück kleineres Vieh und 6000 Millionen Sesterzen übrig liessen.

Es war einmal im Vorschlag, den Sklaven einen besonderen Stadtteil einzuräumen, allein man sah ein, dass es gefährlich werden könnte, wenn sie hierdurch erkennen würden, wie zahlreich sie wären, im Vergleich mit der freien Bevölkerung. Von dem Satze ausgehend, dass die Gesellschaft nicht ohne Industrie bestehen könne, und dass diese nur von Sklaven auszuüben sei, betrachteten die Römer wie die Griechen die Sklaverei als im Naturrecht begründet. Sie war ein politischer Glaubensartikel der Besitzenden und Philosophen, welche sich ohne dieselbe keine staatliche Verbindung denken konnten, noch mehr; die Sklaven selbst, als sie sich empörten, fochten die Rechtmässigkeit ihrer Lage nicht an, sondern erhoben sich nur, weil die Mishandlungen, denen sie durch ihre Herren ausgesetzt waren, ihnen völlig unerträglich schienen.

Rückblick auf die Geschichte Roms und die alte Geschichte überhaupt.

Wenn wir einen Blick zurückwerfen auf den Verlauf der römischen Geschichte, so sehen wir, dass trotz aller Verschiedenheit im einzelnen das Endresultat wenigstens in einem wichtigen Punkte mit dem der orientalischen und hellenischen Geschichte zusammentrifft. Die Römer, ein kräftiges und praktisches Volk von Haus aus, von kleinen Anfängen beginnend, erstreben zuerst die politische Freiheit, und zwar langsam vorschreitend, nichts überstürzend, so dass es den Anschein hat, als habe sie bei ihnen eine viel dauerhaftere Grundlage gewonnen, wie bei den anderen Völkern des Altertums. Gestützt auf die innere Kraft, dehnen sie sich immer weiter aus, erobern zuerst ganz Italien und dann, nachdem sie die Königin der Meere, Karthago, niedergeworfen, im raschen Siegeslaufe den grössten Teil der damals bekannten Welt. Allein damit beginnt eine schädliche Rückwirkung. Die bisher einfachen Sitten der Römer, die Quelle ihrer republikanischen Tugend, erleiden durch den Einfluss der zivilisierten aber auch demoralisierten unterworfenen Völker eine nachteilige Aenderung, die so rasch vor sich geht, dass in kurzem jede Bürgertugend verschwindet. Eroberung wird nun Staatsmaxime des römischen Volkes, zu römischer Kraft mischt sich Gewaltherrschaft und Treulosigkeit, und deutlich bekundet sich das sinken des einst so kräftigen Römertums. Der in Folge der Eroberungskriege eintretende Verfall der

italischen Bauernschaft und die damit Hand in Hand gehende Auflösung der gesunden Grundlagen des Staatswesens, der Anwachs des Grossgrundbesitzes und der Reichtümer in der Hand der Optimaten, die drohende Zunahme des städtischen Proletariats im innern, sowie die traurige Lage der Bundesgenossen auswärts, führen endlich, nachdem der Staat durch innere und äussere Kämpfe und blutige Gräuel aller Art geschwächt worden, zuletzt zum Prinzipate, dem Ziele, das eben so durch den ganzen Ablauf der politischen Ideen der alten Welt, wie durch die gegebenen sittlichen Zustände bedingt war. Die Form des antiken Staates, die durchaus von dem Begriff der Stadtgemeinde ausgieng und ihn so lange als möglich festhielt, wich jetzt der Unmöglichkeit, den Kreis der Erde wie den Kreis der Ringmauer und ihres Weichbildes zu regieren. So trugen auch hier die monarchischen Bestrebungen zuletzt den Sieg davon, und auf dem von Caesar vorgezeichneten Wege begründete zuletzt Octavian die Alleinherrschaft.

Im wesentlichen wiederholt sich also bei der römischen Geschichte in Bezug auf die innere politische Entwickelung dasselbe, was wir schon bei der orientalischen und griechischen wahrgenommen haben. Das Ende ist absolute Monarchie, welche hier das Kastenwesen, dort die Republik oder den Kampf zwischen den Vornehmen und dem Volke ablöst. Fast sollte man zur Meinung gelangen, dass die alte Welt nicht fähig war, politische Freiheit auf die Dauer zu ertragen.

Die Ursache liegt aber in dem beschränkten Begriff des Altertums von der politischen Freiheit, welche in die unmittelbare persönliche Teilnahme der einzelnen an der Volksversammlung gesetzt wurde. Das Altertum ermangelte nämlich der Idee einer Repräsentativverfassung, einer Vertretung des Volkes durch einzelne hervorragende, von demselben gewählte Männer, denen die Wahrung der Freiheit und der Volksrechte übertragen wird, und die zugleich durch ihre Einsicht und ihre verhältnismässig kleine Zahl Bürgschaft dafür gewähren, dass sie sich nicht von augenblicklicher Stimmung oder von den Künsten eines Demagogen hinreissen lassen. Im Altertum führte daher das streben nach Freiheit, meist wenn es Erfolge hatte zur Herrschaft der Menge und diese in der Regel zur Tyrannis. Ihre in Rom auf die Spitze getriebene Machtentfaltung liess nun aber auch die antike Staatsanschauung, d. h.

die unbeschränkte Herrschaft der Staatsgewalt über alles und jedes in ihrer Einseitigkeit und Schädlichkeit erscheinen.

Was übrigens der antike Staat selbst in einer grösseren Ausdehnung leisten konnte, haben die Römer zur Genüge dargetan. Ihre politische Organisazion, die Zusammenfassung des Ganzen, mit einer, wenn auch nur dem Prinzip nach vorhandenen Freiheit der einzelnen Glieder und der einzelnen Individuen, ist lange hinfort mustergiltig gewesen und blieb das Vorbild späterer Geschlechter. Erst sie schufen den eigentlichen Staat, d. i. das über örtliche Beschränkung hinausschreitende, auf gegenseitige Rechte begründete Gemeinleben der Menschen; denn die orientalischen Despozien waren grosse Familien mit unumschränkter väterlicher Gewalt, — die griechischen Staaten, wesentlich blos Gemeinden. Der römische Staat unterscheidet sich somit von den orientalischen Despozien, durch das Recht, das allen seinen Angehörigen zukommt, von den griechischen Staaten durch seine nicht an einzelne Oertlichkeiten gebundene Ausdehnung, durch seine Universalität. Seine Ideen sind das Recht und die Macht, hinter welchen beiden die Freiheit der einzelnen Orte und einzelnen Menschen sowohl, als die freie selbsttätige Pflege der Kunst und Wissenschaft zurücktreten müssen.

Von Ursprung an war Rom auf die Weltherrschaft angelegt, welche es später unter den Kaisern verwirklichte, und der Keim seiner zukünftigen Grösse ist schon deutlich in den ältesten Einrichtungen Roms wahrzunehmen. Alle uralten römischen Institutionen verraten den Geist einer absoluten Gewaltherrschaft, der den Römern angeboren ist. Der römische Eigentümer fühlt sich als absoluter Herr aller Sachen, die ihm zugehören und weiss nichts von einer Pflicht gegen seine Nebenmenschen. Der römische Vater ist der absolute Herr über seine Frau und seine Kinder, die wie rechtlose Wesen seinem Willen unterworfen sind. Ebenso absolut ist die Gewalt der Magistrate je in dem Bereiche ihres wirkens. Das römische Volk zu oberst beherrscht mit seiner Willkür alle Dinge. Sein Wille ist Recht und Gesetz. Sein höchster Ausdruck ist der römische Kaiser, dessen schrankenloser Weltherrschaft alle Völker untertänig sind. Dennoch war die Herrschaft Roms keine brutale Säbelherrschaft nach Art der mongolischen und türkischen. Sie war veredelt durch die Zivilisazion, welche die Römer verbreiteten. Der römische Staat war die grossartigste Gestaltung des ganzen antiken Lebens. Die Römer hatten „die

Menschheit“ (die humanitas) vor Augen und wollten ihre Wohlfahrt fördern.

Mit klarem Bewusstsein von der Art und Bedeutung seines Volkes sagt daher Virgilius:

„Andere werden ein atmendes Erz anmutiger glätten,
Werden, ich weiss, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredsam sein im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab und der Stern Aufgänge verkünden;
Du sei, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein, dann friedliche Sitte zu ordnen,
Mild den ergebnen zu sein und trotzige nieder zu kämpfen“.

Auch was die Römer für die Ausbildung des Rechts, namentlich des Privatrechts, getan haben, verdient Anerkennung. Noch nie sind die Rechtsgrundsätze mit solcher Schärfe und Konsequenz ausgesprochen worden, als es von ihnen geschah. Das römische Recht hat unvergängliche Gesetze erkannt, in klarer Form ausgeprägt und in den Umlauf der Welt gesetzt.

Es ist ferner ein Verdienst der Römer, die soziale Stellung des Weibes verbessert zu haben. Besonders seit den letzten Zeiten der Republik wurde das römische Weib mehr und mehr der beschränkenden Fesseln entbunden, die seine Stellung während des Altertums charakterisieren. Wie es sehr frühe einen bedeutenden Einfluss geübt, so wurde später auch seine rechtliche Geltung eine dem andern Geschlechte sich mehr und mehr annähernde.

Mit der römischen Weltherrschaft begann endlich der zweite grosse Verschmelzungsprozess der Völker und ihrer Kulturen. Die Römer setzten die durch Alexander den Grossen begonnene Ausbreitung der hellenischen Bildung fort. Indem sie selbst hellenische Kultur in sich aufnahmen und ihre eigene Literatur und Kunst damit befruchteten, verpflanzten sie dieselbe hierdurch zu allen Völkern, die ihrer Herrschaft unterworfen waren, so insbesondere auch nach dem Westen Europas. So hinterliessen sie den kommenden Geschlechtern einen reichen Schatz von Bildung und Erfahrung, der, wenn auch von den nächstfolgenden Zeiten weniger gewürdigt, in späteren Jahrhunderten eine um so dankbarere Anerkennung fand und ein wesentliches Moment der modernen Entwickelung bildete.

Aber noch in einem anderen Sinne traten sie in die Fussstapfen Alexanders des Grossen und der Diadochenzeit, indem sie die damals begonnene Auflösung der antiken Sinnesweise fortführten

und teilweise vollendeten. Die Eigentümlichkeit der einzelnen Völker, die nazionale Abgeschlossenheit — ein wesentliches Merkmal des Altertums — wird durch sie entschieden gebrochen; zunächst in der Politik, indem sie alles romanisierten, dann in der Sitte, in der Literatur und Kunst, wo alles einen gemeinsam römisch-hellenischen Charakter annimmt, und endlich in der Religion, die ebenfalls ihre Besonderheit bei den einzelnen Völkern verliert und durch eine Vermischung verschiedener Vorstellungen verallgemeinert, sich immer mehr von der antiken Anschauungsweise entfernt. Es versteht sich nun aber von selbst, dass das römische Wesen ebenfalls von diesen Umwandlungen berührt wurde, d. h. es erfährt Einflüsse von den Provinzen und den benachbarten Nazionen in ähnlichem Grade, wie es sie selber übt. Nicht nur in der Religion tritt diese Erscheinung zu Tage, sondern in der ganzen Sitte, namentlich zeigt sich die Veränderung der Stellung zwischen beiden darin, dass die kriegerische Kraft des Reiches nicht mehr auf Italien beruht, sondern auf den Grenzprovinzen und auf den zahllosen Söldnern, welche von den benachbarten Barbaren, besonders den Germanen, in die römischen Heere aufgenommen werden; welch' letzterer Volksstamm freilich dazu berufen war, dem römischen Reiche selbst ein Ende zu machen und in seine Erbschaft sich zu teilen.

Fragen wir also nach dem Prinzip des römischen Lebens, so können wir im allgemeinen sagen: Rom ist die sammelnde Macht des Altertums, Rom ist der Mittelpunkt, in welchen die Fäden des antiken Lebens zusammenlaufen. Verschmelzung der vorhandenen Elemente, Verschmelzung derselben in eine Form und gesammte Darstellung des bis dahin entwickelten geschichtlichen Lebens, das war die Aufgabe und Stellung Roms in der Weltgeschichte. — Rom stellt sich als Gefäss hin, in welches alle Elemente der vorhergehenden Lebensstufen eingegossen wurden, um, soweit es dem Geist des Altertums möglich war, den Einen Leib der Menschheit zu bilden. Wie aus dem Oriente unsere Religionsbegriffe geflossen, wie Hellas für Kunst- und Schönheitssinn uns ewige Vorbilder aufgestellt, so hat Rom dargetan, was die Menschen des Altertums in grosser Gemeinschaft vermochten. Es hat ein grosses Staatsganzes, eine gewaltige Militärmacht und endlich ein wohlgegliedertes Rechtssistem zu Stande gebracht, dessen überwältigende Macht noch bis zur Stunde in allen Kulturstaaten bemerkbar ist.

Im übrigen ist aber auch Rom an dem Uebergange von der Okkupazion zur Produkzion stehen geblieben. Das römische Weltreich war wie das ganze Altertum egoistisch und partikularistisch. Der Erwerb der Arbeit kam nur der Minderzal zu Gute, denn die Bürger waren die Minderzal der Bevölkerung. Und diese spaltete sich wieder in eine gedrückte Mehrheit und herrische Minderheit, zwischen welchen sich die endlosen sozialen Kämpfe des Altertums abspielten. Eine Arbeit für die Menschheit kannte das Altertum nicht. Ueberhaupt fehlte ihm das Bewusstsein von der Einheit und Gemeinschaft der Menschheit und von der gleichen Berechtigung aller zum Genusse und zur Ehre des irdischen Daseins. Die Alten haben für alle Zeiten ein Vorbild edler Entwicklung hingestellt, dem die Folgezeit nachstreben muss, aber nicht mit den alten Mitteln der Sklaverei, sondern auf Grund einer humaneren Gesinnung, durch eine immer wachsende Unterjochung der Natur und nicht des Menschen.

Anhang.

Benützte Literatur.

A. Werke über die ganze Geschichte.

Dr. W. Assmann, Handbuch der allgemeinen Geschichte. 1. Band. Braunschweig 1859.

Dr. W. Assmann, Abriss der allgemeinen Geschichte in zusammenhängender Darstellung auf geografischer Grundlage. Braunschweig 1867.

K. F. Becker, Weltgeschichte. 8. Aufl. I., II. u. III. Bd. Leipzig 1868.

Caesar Cantu, Allgemeine Weltgeschichte. I., II., III. und IV. Bd. Schaffhausen 1868.

Dr. A. Ficker, Grundriss der Weltgeschichte. 1. T. Olmütz 1846.

Dr. C. Hagen, Grundriss der allgemeinen Geschichte. I. und II. Band. Zürich 1860.

W. Herbst, Historisches Hilfsbuch. 1. T. Mainz 1870.

Dr. David Müller, Abriss der allgemeinen Weltgeschichte. 1. Teil. Berlin 1870.

W. Pütz, Historische Darstellungen und Charakteristiken. I. Bd. Köln 1870.

Dr. A. Schöppner, Charakterbilder der allgemeinen Geschichte. 1. T. Schaffhausen 1870.

G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte in 12 Bänden. I., II., III. u. IV. Bd. Leipzig 1868.

J. Weiss, Lehrbuch der Weltgeschichte. I. Bd. Wien 1868.

C. Wernicke, Geschichte der Welt. I. u. II. Bd. Berlin 1863.

G. Zeiss, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur. I. Bd. Weimar 1851.

B. Werke über Kulturgeschichte.

O. Henne-Am Rhyn, Einleitung zu einer Kulturgeschichte der neueren Zeit. Leipzig 1869.

G. Klemm, allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. I., VIII. u. IX. Bd. Leipzig 1843—1852.

Dr. W. Wachsmuth, Allgemeine Kulturgeschichte. 1. T. Leipzig 1852.

J. Scherr, Geschichte der Religionen. Leipzig 1860.

J. Scherr, Allgemeine Geschichte der Literatur. I. u. II. Bd. Leipzig 1861.

M. Carrier, Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit. I. u. II. Bd. Leipzig 1871.

F. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 4. Aufl. Stuttgart 1861—1862.

W. Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte. Stuttgart 1868.

K. Andree, Geografie des Welthandels. I. Bd. Stuttgart 1867.

A. Beer, Allgemeine Geschichte des Welthandels. I. Bd. Wien 1860.

Dr. J. Büchele, Geschichte des Welthandels. Stuttgart 1869.

Dr. J. Engelmann, Geschichte des Handels- und Weltverkehrs. Leipzig 1866.

W. Hoffmann, Geschichte des Handels, der Erdkunde und der Schifffahrt aller Völker. 2. Aufl. Leipzig 1847.

A. Lafaurie, Geschichte des Handels in Beziehung auf politische Oekonomie und öffentliche Ethik. Stuttgart 1848.

F. Otto, Der Kaufmann zu allen Zeiten. Leipzig 1869.

H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels. 1. T. Leipzig 1852.

P. F. Kirchmann, Geschichte der Arbeit und Kultur. Leipzig 1855.

Dr. F. Stamm, Geschichte der Arbeit. Wien 1870.

Dr. M. Weinhold, Geschichte der Arbeit. 1. T. Dresden 1870.

K. W. Volz, Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluss des Menschen auf die Verbreitung der Haustiere und Kultur-Pflanzen. Leipzig 1852.

H. Weiss, Kostümkunde, Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und Gerätes von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. I. Band. Stuttgart 1856.

C. Werke über die ganze alte Geschichte.

A. H. L. Heeren, Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums. Wien 1817.

A. H. L. Heeren, Ideen über Politik, Handel u. s. w. der alten Welt. 4. Aufl. 3 Teile in 6 Abteilungen. Göttingen 1824—1826.

Fr. Ch. Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur. 3 Teile. Frankfurt a. M. 1826—1834.

M. Duncker, Geschichte des Altertums. 4 Bände. Berlin und Leipzig 1856 und 1863.

Zur Einleitung und zur vorgeschichtlichen Zeit.

C. G. Carus, Die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwicklung. Leipzig 1849.

Dr. L. Diefenbach, Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte Frankfurt a. M. 1864.

K. Frenzel, Studien. Hannover 1864.

Dr. H. Guthe, Lehrbuch der Geografie. Hannover 1869.

Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. Braunschweig 1868.

K. Lyell, das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung nebst einer Beschreibung der Eiszeit. Leipzig 1864.

E. v. Sacken, Leitfaden zur Kunde des heidnischen Altertums. Wien 1865.

E. B. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwicklung der Zivilisazion. Leipzig 1866.

R. Virchow, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Berlin 1866.

K. Vogt, Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und Geschichte der Erde. 2 Bände. Giessen 1863.

Dr. M. Weinhold, Naturvölker und Kulturvölker. Dresden 1868.

Zur Geschichte des Orients und seiner Kultur.

M. Busch, Abriss der Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. 3 Bände. Leipzig 1869.

Ch. Lassen, Indische Altertumskunde. 4. Bände. 1847—1861.

A. H. Layardt, Ninive und seine Ueberreste. Leipzig 1850.

A. H. Layardt, Ninive und Babylon. Leipzig 1856.

F. C. Movers, Die Phönizier. 2 Bände. 1841—1856.

K. Ritter, Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen. (Afrika und Asien.) Berlin 1822—1859.

W. Wattenbach, Ninive und Babylon. Zwei Vorträge. Heidelberg 1868.

Zur Geschichte Griechenlands und Roms und ihrer Kultur.

G. Bernhardy, Grundriss der griechischen Literatur. 2 Bände. Halle 1861 und 1867.

E. Curtius, Griechische Geschichte. 3 Bände. Berlin 1869.

K. Droysen, Geschichte Alexanders des Grossen. 1833.

K. Droysen, Geschichte des Hellenismus. 1836.

W. Drumann, Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Königsberg 1860.

G. Grote, Geschichte Griechenlands. 6 Bände. 1850—1857.

H. Göll, Kulturbilder aus Hellas und Rom. 3 Bände. Leipzig 1863—1864.

O. Jäger, Geschichte der Griechen. Gütersloh 1866.

K. F. Hermann, Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Göttingen 1857 und 1858.

L. Preller, Griechische Mythologie. 2 Bände. Berlin 1860.



G. F. Schömann, Griechische Altertümer. 2 Bände. Berlin 1861—1863.

W. A. Becker, Handbuch der römischen Altertümer, fortgesetzt von Marquardt. 4 Bände. 1843—1856.

G. Bernhardy, Grundriss der römischen Literatur. 2. Aufl. 1850.

L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 3 Bände. Berlin 1863—1867.

O. Jäger, Geschichte der Römer. Gütersloh 1861.

W. Ihne, Römische Geschichte. I. u. II. Band. Leipzig 1868.

Th. Mommsen, Römische Geschichte. 3 Bände. Leipzig 1865.

K. Peter, Geschichte Roms. 3 Bände. Halle 1865—1867.

L. Preller, Römische Mythologie. Berlin 1858.

W. S. Teuffel Geschichte der römischen Literatur. Leipzig 1868.

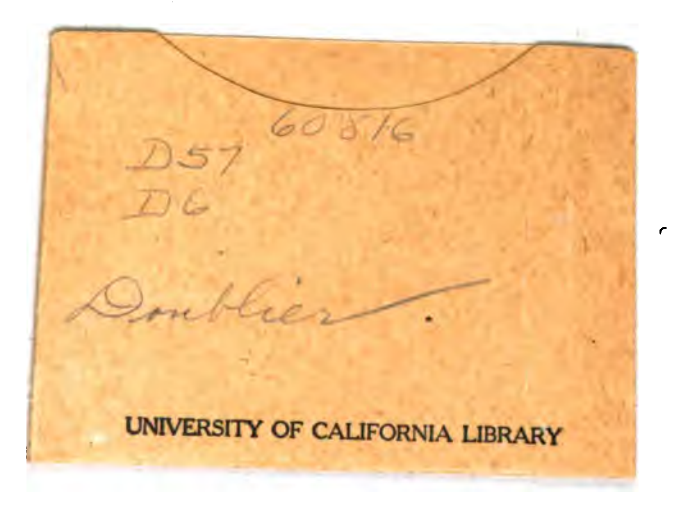
Berichtigungen.

Seite 7 Zeile 7 von unten ist nach Tätigkeit einzuschalten „das Fest der Belohnung".
„ 8 „ 9 von unten statt hekatomboion lies „hekatombaion".
„ 34 „ 5 von oben statt Lamark lies „Lamarck".
„ 36 „ 6 von oben ist nach vorangeht einzuschalten „und dass bei ihm".
„ 37 in der Ueberschrift statt Naturentwicklung lies „Kulturentwicklung".
„ 44 Zeile 3 von unten lies statt Nilson „Nilsson".
„ 53 „ 1 von oben hinter welche ist einzuschalten „1860".
„ 54 „ 21 von oben hinter Eberfeld ist einzuschalten „1857".
„ 96 „ 8 von oben lies statt das Chinesische „die Chinesen und Japanesen".
„ 119 „ 10 von unten lies statt Rochette „Rosette".
„ 123 „ 7 von oben lies statt setzten „setzte".
„ 128 „ 1 von oben statt 4 + 363 lies „4 × 365".
„ 132 „ 7 von unten statt Nieamun lies „Miamun".
„ 134 „ 13 von oben lies statt chinesicher „chinesischer".
„ 137 „ 9 von oben lies statt innerer und äusserer „innere und äussere".
„ 149 „ 18 von oben lies statt Tutmosis „Thutmosis".
„ 159 „ 14 von unten ist nach Samuramit einzuschalten „Semiramis".
„ 174 „ 4 von unten lies statt den „dem".
„ 188 „ 17 von unten statt Unreinwohnern lies „Ureinwohnern".
„ 191 „ 6 von oben statt aus beiden lies „aus ersteren".
„ 191 „ 16 von unten nach Peritus ist einzuschalten „Aradus."
„ 193 „ 5 von oben statt Motyn und Solonis lies „Motye und Soloeis".
„ 193 „ 7 von oben statt phönizische „phönizisch".
„ 199 „ 14 von unten statt phonisch lies „phönizisch".
„ 215 letzte Zeile von unten statt allen Geistes in todte lies „allen Geistes in todtes".
„ 224 Zeile 19 von oben ist einzuschalten nach Dagops „eine".
„ 230 „ 14 von unten statt als Beweis „ein Beweis".



Seite 231 Zeile 4 von oben lies statt 1400° „14000′“.
„ 233 „ 12 von oben lies statt Sesiasch „Sosiosch“.
„ 236 „ 7 von oben lies statt Bakteganser „Bakteganses“
„ 237 „ 13 von oben lies statt Kyaxores „Kyaxares“.
„ 239 „ 1 von oben lies statt Ekbatona „Ekbatana“.
„ 240 „ 16 von oben lies statt 522—522 „522—521“.
„ 251 „ 4 von oben lies statt 467 n. Chr. „476 n. Chr.“.
„ 257 „ 12 von unten lies statt Mythologie „Mythen“.
„ 276 „ 2 von unten lies statt Anaximandes „Anaximander“.
„ 287 „ 15 von oben lies statt hier „ihr“.
„ 328 „ 16 von oben lies statt Spartas „Sparta“.
„ 329 „ 5 von unten statt Isokrotes lies „Isokrates“.
„ 332 „ 13 von oben lies statt bis zu Alexander dem Grossen „bis zum Tode des Epaminondas“.
„ 336 „ 8 von unten ist nach begründen einzuschalten „(3. Stufe)“.
„ 344 „ 5 von oben lies statt der Wasser „der Gewässer“ und statt chdonische „chthonische“.
„ 348 „ 14 von unten lies statt Herakels „Herakles“.
„ 352 „ 14 von oben lies statt Thuriwi „Thurii“.
„ 356 „ 11 von oben ist nach Athen einzuschalten „(469—499 n. Chr.)“.
„ 366 „ 11 von unten statt sondere lies „sondern“.
„ 370 „ 18 von unten lies statt diese „die“.
„ 373 „ 14 von unten ist nach Temeniden einzuschalten „(s. S. 279)“.
„ 380 „ 8 von oben lies statt eines „des“.
„ 398 „ 12 von oben lies statt hellenischen „hellenistischen“.
„ 398 „ 20 von oben nach Fürsten ist einzuschalten „und Höfe“.
„ 409 „ 9 von unten statt religiose „religiösen“.
„ 414 „ 19 von oben statt Diales lies „Dialis“ und Z. 22 statt Lampe lies „Lanze“.
„ 415 „ 2 von oben lies statt Wolfsbewahrer „Wolfsabwehrer“.
„ 417 „ 15 von unten lies statt 510 v. Chr. „509 v. Chr.“.
„ 431 „ 10 von oben lies statt Arica „Aricia“.
„ 446 „ 22 von oben statt zurückwies „wieder entlies“.
„ 462 „ 6 von oben lies statt an „in“.
„ 490 „ 10 von oben statt Zutände „Zustände“.
„ 516 „ 13 von unten lies statt Dardonos „Dardanos“.
„ 527 „ 2 von oben ist nach Jahr einzuschalten „70 v. Chr.“.
„ 533 „ 3 von oben lies statt Danala „Dana“.
„ 541 „ 2 von unten ist nach und einzuschalten „des“.
„ 546 „ 5 von oben lies statt Folge „Erfolge“.
„ 555 „ 8 von oben lies statt er „dieser“.
„ 557 „ 13 von unten ist nach mit einzuschalten „dem“.

Buchdruckerei von Eduard Sieger in Wien.


60816
D57
D6
Doublier
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

